This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

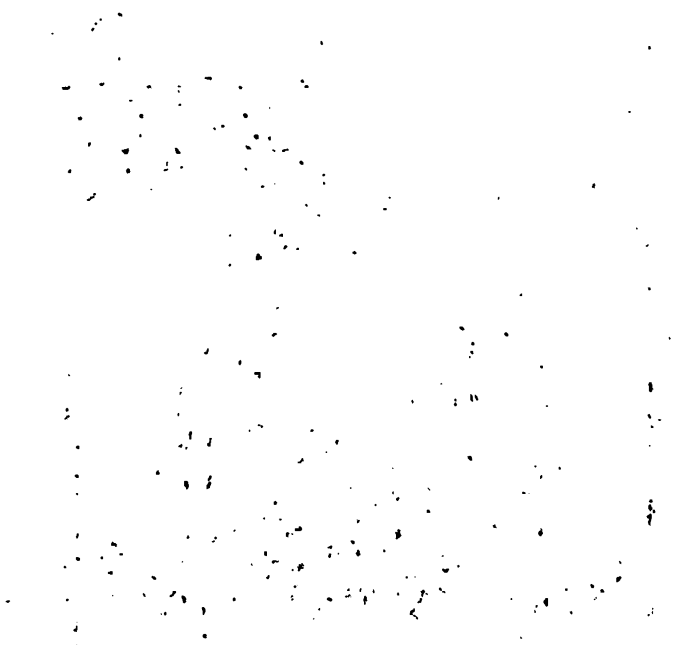
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Ger 8.8.2

A° 11484



Quellen und Forschungen

zur

Deutschen insbes. Hohenzollerischen Geschichte

Herausgegeben
von
Dr. Christian Meyer
Staats-Archivar a. D.

Vierter Jahrgang

München
1907
Selbstverlag (Fürstenfelder-Str. 9)

Harvard College Library
AUG 16 1916
Hohenzollern Collection
Gift of A. C. Coolidge
(IV – VI)
2390.17/13
DEC 1 1916

Inhalt

	Seite
Altreichsstädtische Kulturstudien II	1—150
Friedrich der Große und der Netzedistrikt . . .	151—268
Erinnerungen aus den Feldzügen der Jahre 1806 und 1807	269—304
Aus einem Tagebuch vom Feldzug des Jahres 1812 .	305—315
Erinnerungen eines preußischen Offiziers aus dem Kriege von 1814	316—392
Albert Kühn: Stadt und Stift Köln im Zeitalter der Reformation	393—422
Kleinere Mitteilungen:	
Alte deutsche Gassen- und Häusernamen . .	423—428
Bücheranzeigen	429—440

Quellen und Forschungen

zur

Deutschen und Schweizerischen

Geschichte

X.

Die Fugger.

Die Geschichte der Fugger von ihren ersten Anfängen an bis zu ihrer höchsten Blüte hinauf zu verfolgen, gewährt einen eigentümlichen Reiz. Als sie von einem kleinen Dorfe auf dem Lechfeld nach Augsburg übersiedelten, arbeiteten sie in der bescheidensten Weise, völlig verborgen und unbekannt, zwei Menschenalter hindurch. Der ältere Jakob Fugger hatte noch ein ganz mäßiges Vermögen, als er starb; seine Witwe konnte ihren Söhnen nur erhalten, was sie besaß. In den einfachsten Verhältnissen zog sie die Kinder groß, diese lernten aber in solcher Bescheidenheit auch das rechte Maß kennen, welches den bürgerlichen Wohlstand mit Sicherheit begründen lehrt. Sie hatte noch allen ihren Kindern von der treuen Hausmagd die Firmbinde umbinden lassen, und doch war schon ihr Sohn Jakob in der Lage, mit seinem Reichtume die Kaiserwahl zu entscheiden. Mit seinen Brüdern Ulrich und Georg begründete er den Ruhm des Fugger'schen Namens.

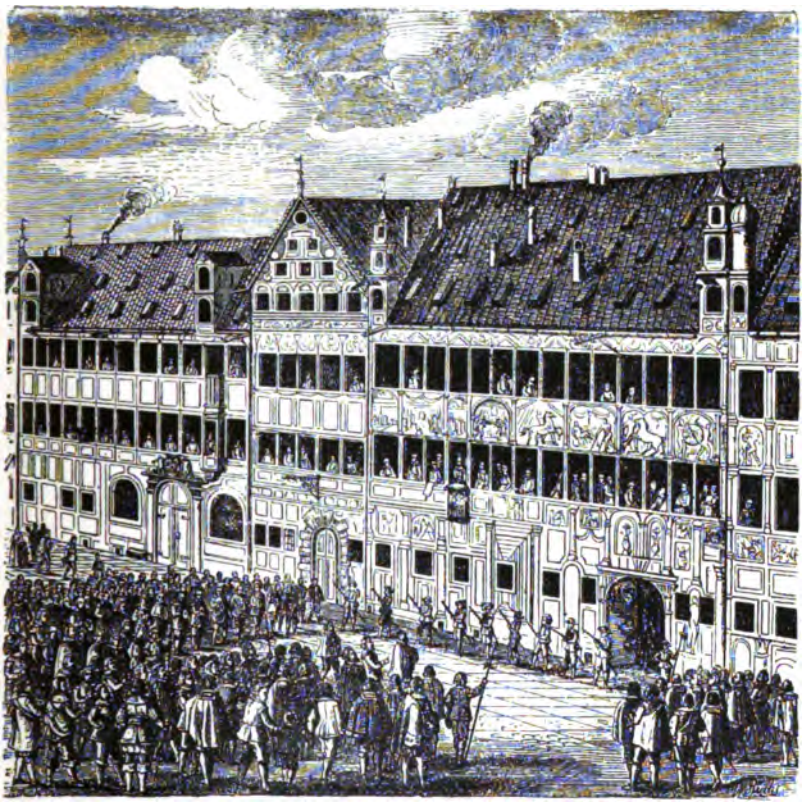
Es war aber nicht allein das Geld, was der Familie den großen Ruhm brachte. Nicht weil die ungeheueren Erträgnisse der Bergwerke Ungarns, Istriens und Tirols in dem Hause Jakob Fuggers zusammenflossen, ertönte die ganze damalige civilisierte Welt von ihrem Ruhme, sondern weil jenes Geld benützt wurde, der Wissenschaft und Kunst, der Wohltätigkeit und dem Vaterlande die edelsten Dienste zu erweisen. Jakob Fugger wußte, was er tat; sein Geist und sein Herz drängte ihn dazu, als er, selbst kinderlos, den früh verwaisten Kindern seiner Brüder eine wissenschaftliche Ausbildung zu teil werden ließ, die Bestrebungen der Gelehrten unterstützte, bei der Erbauung des Chores von St. Anna wie bei der seiner Grabkapelle alle Künste beschäftigte, für die Armen eine Stadt in der Stadt baute, bei jeder Teuerung seine

Kornspeicher öffnete und, als Deutschland in Gefahr war, seine Kaiserkrone zu verlieren, die ungeheueren Summen darlieh, mit welchen Karl V. die Stimmen der Kurfürsten kaufen mußte.

Man liest gewöhnlich, daß der Erste dieses weltberühmten Geschlechts im Jahre 1370 von dem Dorfe Graben, östlich von Schwabmünchen am Westrande des Lechfelds gelegen, in Augsburg eingewandert sei. Es ist dies aber schon zwei Jahre früher geschehen. Es waren zwei Brüder, Johann und Ulrich Fugger, welche nach Augsburg zogen. Johannes kam damals zuerst allein dahin; erst 1376 kam Ulrich nach. Die Familie hatte sich schon in Graben mit Weben und Färben beschäftigt, denn diese Gewerbe waren in älterer Zeit immer vereinigt; der Name „Fugger" heißt seiner altdeutschen Bedeutung nach nichts anderes als „Färber", und eine ununterbrochene Ueberlieferung bezeichnet den älteren Fugger als Weber. Neben dem Gewerbe hatten sie in Graben einigen Feldbau betrieben; denn es ist bekannt, daß spätere Fugger die Wiesen und Felder, welche das ursprüngliche Eigentum der Familie gebildet hatten und veräußert worden waren, als die Fugger nach Augsburg übersiedelten, wieder an sich brachten.

Der außerordentliche Aufschwung, welchen, wie die Stadt im allgemeinen, so auch Handel und Gewerbe, namentlich die Weberei im 14. Jahrhundert genommen hatte, nötigte gleichsam die Fugger, nach Augsburg zu ziehen, wo sie allein mit ihrem Gewerbe Fortschritte machen konnten. Hier war bereits mit Barchent und Wolle, Flachs und Hanf ein so lebhafter Geschäftsverkehr ins Leben getreten, daß das Ungeld von den Weberwaren eines der einträglichsten Gefälle der Stadt bildete. Ein gewinnvoller Handel mit diesen Waren hatte sich nach allen Ländern Europas ausgedehnt. Die bedeutende politische Macht der Stadt war es allein, welche in jenen unruhigen Zeiten diesem Verkehr die nötige Sicherheit verschaffte.

Die Heirat mit Clara Widolf verschaffte dem Hans Fugger das Bürgerrecht in Augsburg. Nach dem Tode derselben schritt Hans im Jahre 1383 zur zweiten Ehe mit Elisabeth Gevattermann, welche mit sechs Kindern gesegnet wurde. Vier von diesen starben in jungen Jahren, nur zwei Söhne, Andreas und Jakob, pflanzten des Geschlecht weiter fort.



Das Fuggerhaus in Augsburg im Jahre 1632.

Andreas, geb. 1406, wurde der Stammvater der Fugger vom Reh. Er trieb zuerst größeren Handel und wurde bereits der „reiche Fugger" genannt. In seiner Ehe mit der Geschlechterin Barbara Stammler hatte er mehrere Söhne: einer, Jakob, erhielt 1452 vom Kaiser Friedrich III. das erste Fugger'sche Wappen, ein goldenes Reh im blauen Felde, für sich, seine Kinder und Brüder. Doch ist diese Linie bereits im Jahre 1583 ausgestorben, nachdem sie gänzlich verarmt war, teilweise sogar bei ihren glücklicheren Vettern von der „Lilie" als Handlungsdiener ein Unterkommen hatten suchen müssen.

Der zweite Sohn Jakob (der Alte), geboren 1410, wurde vorübergehend Zunftmeister der Barchentweber und der Stammvater der Fugger von der Lilie. Er heiratete eine Tochter des Augsburger Münzmeisters Bäsinger, der später in Konkurs geriet und als Münzmeister nach Hall in Tirol, dem damaligen Mittelpunkt der tiroler Berginduſtrie, verzog. Da die Fugger bereits 1448 als Gewerker im Schwazer Bergbau auftreten, so dürfte die Anknüpfung ihrer Beziehungen zum tiroler Bergbau mit jener Verwandtschaft zusammenhängen.*) Nachdem er 1469 gestorben war, bezog seine Witwe das Haus am Judenberg (im Herzen der Stadt), das bereits der alte Johannes Fugger von einem Gürtler gekauft hatte. Von seinen Söhnen starben Andreas und Johann jung und unvermählt zu Venedig in dem Fugger'schen Handelslager, ebenso Peter; Markus widmete sich dem geistlichen Stande und wurde Propst des Marienstifts zu Regensburg und Kanonikus zu St. Johann in Freising. Er starb zu Rom im Jahre 1478, wohin er sich zur Betreibung eines Prozesses bei der päpstlichen Kurie wegen der ihm seitens des Augsburger Domkapitels verweigerten Aufnahme in dasselbe begeben hatte.

Der älteste Sohn, Ulrich, geboren 1443, kaufte mit seinem Bruder Georg zu Anfang der neunziger Jahre von Hans Gwerlin das Haus auf dem Heumarkt (jetzige Philippine Welser-Straße) und ließ es gänzlich umbauen. Eigentlich waren es, wie noch jetzt, zwei Häuser, das eine D 283 am Heumarkt, das andere D 254 an der St. Annastraße. Im ersteren wohnte Ulrich, im

*) Ehrenberg, Zeitalter der Fugger. I. 87.

letzteren Georg. Mitten zwischen den beiden Gebäudeteilen wurde die gemeinsame „Schreibstube" eingerichtet, die wegen ihrer kostbaren Ausstattung — Täfelung von Ahornholz und vergoldete Leisten — in der ganzen Stadt nur die „goldene" Schreibstube genannt wurde. Heutzutage hat sich von der alten Herrlichkeit nichts erhalten als die gotischen Portale mit dem von Löwen gestützten Fuggerschen Lilienwappen im Bogenfelde, ferner in den Erdgeschoßen stattliche Hallen von gerippten Kreuzgewölben, die auf kurzen, stämmigen Säulen ruhen, ein durch den Hof sich ziehender offener Gewölbegang, eine Anzahl gotisch gebildeter, teilweise mit Maßwerk gezierter Türen von gehauenen Steinen und anderes mehr. *)

Schon im Jahre 1473, als Kaiser Friedrich sich in Augsburg zum Zuge nach Trier rüstete, um den Herzog Karl von Burgund mit Geldern zu belehnen, begann Ulrich Fugger mit den Fürsten des Hauses Oesterreich die in der Folge zu so enormer Höhe gelangten Geldgeschäfte. Er lieferte dem Kaiser das seidene und wollene Gewand zu dem Zuge und erhielt dafür für sich und seine Brüder das Wappen von der Lilie. 1494 verband er sich mit seinen Brüdern zu einer Handelsgesellschaft mit Spezereien, Seide und Wolle nach und aus Italien, Tirol, den Niederlanden, Deutschland, Ungarn und Polen. Auch die kleinsten Vorteile verschmähte er nicht, wie beispielsweise Albrecht Dürers Schöpfungen durch ihn nach Italien versandt wurden. Vom Papst Alexander VI. erkaufte er um 1000 Dukaten das Patronat einer Kanonikatpfründe bei St. Moritz. „Gar ein feiner, freundlicher und frommer Herr ist dieser Herr Ulrich Fugger gewesen, ein dickes doschet (buschicht) weisses Haar, so ihm ehrlich angestanden, hat er gehabt" — berichtet die Familienchronik von ihm. Im hohen Alter mußte er sich einer Steinoperation unterziehen und starb an den Folgen derselben im Jahre 1510.

Der zweite Sohn Jakob Fuggers, Georg, geboren 1453, wurde durch seine Söhne Raimund und Anton der Stammvater aller Fugger, die sich forterhielten.

Der bedeutendste unter den Söhnen des älteren Jakob wurde der gleichnamige jüngste Sohn. Er hatte sich ursprünglich dem

*) Buff, Augsburg in der Renaissancezeit S. 15.

Schloß und Markt Kirchberg.

geistlichen Stande gewidmet und war später Domherr des eichstätt'schen Stifts Herrieden geworden. Als jedoch vier seiner Brüder in rascher Folge gestorben waren, ließ er sich durch die Bitten seines ältesten Bruders Ulrich bewegen, sein ruhiges Gelehrtenleben zu verlassen und wieder zum Geschäfte zurückzukehren. Vorerst wandte er sich nach Venedig, um dort in dem großen Kaufhaus der Deutschen (Fondaco dei Tedeschi) seine Lehrjahre zu bestehen. Venedig war damals und noch lange Zeit darnach die hohe Schule der süddeutschen Kaufleute. Man mußte in Venedig gewesen sein, wenn man daheim etwas gelten wollte.

Dieser Schule in Venedig und einigen größeren Reisen nach den vornehmsten Plätzen des europäischen Handels verdankte auch Jakob Fugger den hohen Grad kaufmännischer Bildung, der ihn befähigte, dem damals schon bedeutenden Handel seines Hauses jene Ausdehnung zu geben, die es seitdem weltberühmt gemacht hat. Zunächst führte er das Geschäft gemeinsam mit seinen Brüdern Ulrich († 1510) und Georg († 1506), vereinbarte auch mit ihnen für ihre männlichen Nachkommen die ungeteilte Weiterführung der Handelsgeschäfte — eine Gemeinschaft, welche erst nach dem schmalkaldischen Krieg sich löste. Nach dem Tode seiner Brüder nahm er deren Söhne Hieronymus, Ulrich, Raimund und Anton in die Handelsgesellschaft auf, die jetzt die Firma „Jakob Fugger und Gebrüders Söhne" annahm.*) Im Jahre 1498 verheiratete er sich mit der schönen Sybilla Arzt, blieb jedoch während seiner siebenundzwanzigjährigen Ehe kinderlos. Er brachte den Handel zu einer solchen Höhe, daß er die Geschäfte in Wolle, Seide und Spezereien aufgab und sich ausschließlich auf Bergbau und Bankgeschäfte verlegte. Er erwarb den ganzen Kupferkauf in Ungarns Bergwerken um hohes Geld; die Kupferbergwerke in Neusohl und andern Orten waren in seiner Hand; der jährliche Reinertrag derselben belief sich auf 110000 fl. In Kärnthen baute er ein Bleiwerk. Der veränderten Handelsrichtung nach Ostindien wußte er sich ebenso rasch als glücklich zu akkomodieren. 1505 trat er mit den Handelshäusern Welser und Hochstetter zu einer Handelsgesellschaft zusammen, um drei Schiffsladungen mit levantischen

*) Ehrenberg I. S. 88.

Waren, welche man in Deutschland bisher ausschließlich auf dem Landwege von Venedig bezogen hatte, auf dem neuentdeckten Seeweg direkt aus Ostindien zu holen. 1487 lieh er gemeinsam mit dem Bankhaus Antonio de Cavallis zu Genua dem Erzherzog Sigismund von Tirol 23 627 fl. unter Verpfändung der Schwazer Silbergruben dar, im folgenden Jahre mit seinen Brüdern Ulrich und Georg nochmals 15 000 fl. mit der gleichen Bürgschaft. 1509 bezahlte er innerhalb acht Wochen 170 000 Dukaten an Kaiser Maximilian als den Betrag der diesem für den italienischen Krieg bewilligten Subsidien, 40 000 von wegen des Papstes, 60 000 für Spanien, 70 000 für Frankreich. 1504 wurde er samt seinen Brüdern vom Kaiser geadelt, später auch zum kaiserlichen Rat ernannt. Ein gleiches Ansehen genoß er bei Papst Leo X., der ihn zum Pfalzgrafen des Lateran und eques aureatus bestellte. Bei der Kaiserwahl Karls V. wußte er dadurch einen bedeutenden Einfluß zu gewinnen, daß er für die Kosten derselben über 300 000 fl. vorschoß.

Außerdem brachte er mehrere Herrschaften käuflich an sein Haus. Zunächst im Jahre 1507 von Kaiser Maximilian I. um 70 000 fl. die vormals bayerischen Herrschaften Kirchberg und Weissenhorn. Der Kaiser hatte dieselben nach dem pfälzisch-bayerischen Erbfolgekrieg in Besitz genommen und verkaufte sie, weil er zu seinem Romzug Geld brauchte, an Jakob Fugger, den er zum Abschluß des Geschäftes zu sich nach Konstanz berufen hatte. Der neue Käufer baute an beiden Orten neue Schlösser.

Zwei Jahre später folgte die Erwerbung des Schlosses Schmiechen bei Landsberg. Auch dieses war von Maximilian im pfalzbayerischen Kriege den bayerischen Herzögen — Georg der Reiche von Bayern-Landshut hatte es vor Jahren käuflich an sich gebracht — weggenommen worden. Der jetzt von Jakob Fugger gezahlte Kaufpreis (10 000 fl.) diente dem Kaiser zur Bestreitung der Kosten seines Kriegszuges wider die Republik Venedig. Auch hier ließ Jakob Fugger, nach Abbruch des alten Schlosses, einen völlig neuen Bau aufführen. Die dritte große Erwerbung von Seiten Jakobs war die der Herrschaft Biberbach (B.-A. Wertingen) im Jahre 1514. Maximilian hatte dieselbe kurz vorher von den Marschällen von Pappenheim gekauft und veräußerte sie jetzt für 32 000 fl. an Jakob Fugger; vom Kaufe ausgeschlossen blieben jedoch alle Bergwerke und verborgenen Schätze, welche etwa künftig

im Bereich der Herrschaft gefunden werden sollten. Die Kosten des Neubaues des Schlosses zu Biberbach wurden diesmal vom Kaufpreis in Abzug gebracht.

Bekannt ist Jakob Fugger namentlich durch seine Bautätigkeit. Von ihm rührt zunächst der Bau der Fugger'schen Grabkapelle bei der St. Annakirche her, der 1512 begann; 1518 erfolgte die Einweihung. Weiter ist der Ausbau des Fuggerpalastes in der Maximilianstraße sein Werk. Von seiner Schwiegermutter hatte er das südliche der beiden Häuser, aus denen sich später das Fuggerhaus zusammensetzte, an sich gebracht, das nördliche, ein Gasthaus, dazu gekauft. In den Jahren 1512—1515 ließ er diese zwei Häuser zu einem zusammenbauen und völlig neu einrichten. Unsere Abbildung, zu welcher ein Kupferstich von Jakob Custodis aus dem Jahre 1634, darstellend die Huldigung der Augsburger vor Gustav Adolf von Schweden, benützt worden ist, gibt rechts gleich vornan ein Bild des oberen dieser beiden Häuser, B 11, und von dem unteren wenigstens noch ein kleines Stück. „Es waren" — — bemerkt Buff in seiner bereits erwähnten trefflichen Schrift „Augsburg in der Renaissancezeit" — „und sind noch stattliche, dreigeschossige Gebäude mit vierzehn, bezw. zwölf Fenstern in der Reihe und hochaufsteigenden mächtigen Dächern. An den Ecken ragten Türmchen empor, die wahrscheinlich 1761 gelegentlich einer gründlichen Neuherrichtung des Ganzen abgebrochen wurden; bei dem unteren Hause war sogar, wie der Stadtplan von 1626 zeigt, in eigentümlicher Weise die Dachlinie auch in der Mitte durch ein Türmchen unterbrochen. In den Erdgeschoßen waren geräumige gotische Hallen mit Kreuzgewölben, die noch teilweise vorhanden sind; die Portale waren offenbar gotisch profiliert. Die Fassaden boten architektonisch kein besonderes Interesse, dafür aber lag ein reicher malerischer Schmuck darüber, der, wie wir durch Sandrart wissen, von Hans Burgkmair herrührt und — merkwürdig genug für diese frühe Zeit — durchaus im Sinne der Renaissance gehalten war."

Von allem dem, wie namentlich auch von der von den Zeitgenossen mit den blendendsten Farben geschilderten Pracht des Innern sind heute nur noch vereinzelte Reste erhalten. Eine ungefähre Vorstellung von der versunkenen Herrlichkeit kann sich der Besucher jedoch jetzt noch an zwei Stellen des Fuggerhauses ver-

ſchaffen: an dem großen Hofe im Innern des Gebäudes und an den jetzt dem Kunſtverein als Ausſtellungslokal dienenden Räumlichkeiten.

Beide Oertlichkeiten haben ihre urſprüngliche Geſtalt faſt unverſehrt bis auf unſere Tage herab beibehalten. Der Hof iſt mit Arkaden umzogen, welche nach italieniſcher Weiſe auf toskaniſchen Säulen von rotem Marmor ruhen. In der Tiefe der Hinterhalle erheben ſich mächtige Marmorſäulen mit geteiltem Schafte, die Kapitäle üppig mit Laubwerk und Widderköpfen geſchmückt. Um den Hof iſt die innere Fläche der Bogen mit herrlichen grauen Arabesken auf ſchwärzlichblauem Grunde bedeckt. Ueber den Bogen ſieht man gemalte Medaillons, die eine Füllung von roten Marmorplatten haben. Darüber zieht ſich ein arg zerſtörter Fries hin mit grau in grau gemalten hiſtoriſchen Szenen, wahrſcheinlich Reſten jener Wandgemälde, deren Gegenſtände durch den gelehrten Konrad Peutinger beſtimmt worden waren, und die Jakob Fugger 1515 — auf einer Bogenlaibung an der Weſtſeite findet ſich dieſe Jahreszahl — ausführen ließ. Früher ſchrieb man dieſe Bilder Altdorfer zu, neuere Unterſuchungen machen es jedoch wahrſcheinlich, daß der Maler Hans Burkmair geweſen iſt. *)

Faſt unbeeinflußt vom Zahne der Zeit haben ſich die jetzt als Ausſtellungslokal des Kunſtvereins dienenden Räume erhalten. Die Tradition berichtet, daß hier dereinſt die Hausbäder eingerichtet geweſen ſeien. Ihre Herrichtung fällt laut inſchriftlichem Zeugnis allerdings erſt in die Jahre 1570—1572, wir glaubten aber des Zuſammenhangs halber ſchon an dieſer Stelle auf ſie aufmerkſam machen zu dürfen. Die dekorative Ausſtattung dieſer Räume mit Fresken, welche die Verherrlichung des Fugger'ſchen Hauſes, ſymboliſiert durch deſſen Wappen, zum Gegenſtande haben und offenbar von italieniſchen Händen ausgeführt ſind, gehört zum Herrlichſten dieſer Art, das wir in Deutſchland beſitzen. Bis in die neueſte Zeit hatte man dieſe geiſtvollen und lieblichen Bilder dem großen Meiſter Tizian zugeſchrieben. Es iſt immerhin möglich, daß er die Entwürfe angefertigt und die Arbeit geleitet hat — gemalt hat er die Bilder nicht, ſondern, wie dies aus einer verſteckten Inſchrift hervorgeht, ein anderer Meiſter ſeiner Schule, Antonio Ponzano.

*) Buff S. 87.

Schloß und Markt Weißenhorn.

Ein den Ruhm seines Geschlechts lange überdauerndes Andenken sicherte sich Jakob Fugger durch die Gründung der „Fuggerei", jener inmitten der Stadt gelegenen, in sich abgeschlossenen Stadt der Armen, deren Eigenart noch heute die Aufmerksamkeit aller Fremden erregt. Die Gründung dieser eminent wohltätigen Anstalt wird uns durch eines der großen Freskobilder des Fuggerhauses in zutreffendster Weise vergegenwärtigt. In der Mitte zeigt Jakob Fugger seinem Neffen den Bauplatz; seine Gemahlin teilt Brod unter die Armen aus, die sie umringen. Rührig wird an den Häusern gebaut, die zum Teil schon vollendet sind. Jakobs Zeitgenossen aber waren des Lobes voll über seine Munifizenz, „durch die er im ganzen Reiche und an allen Höfen in großes Ansehen gekommen, da er nicht, wie etwa Geizwänste pflegen, seinen Reichtum in Kisten verschlossen, sondern Herr, nicht aber Hüter desselben gewesen ist."

Jakob Fugger starb am 30. Januar 1526. „Er war fröhlich von Gemütsart, gefällig und höflich gegen Jedermann; bescheiden und schlicht in seinem Auftreten, sagte er doch auch den Höchstgestellten furchtlos die ungeschminkte Wahrheit, wenn es not tat. Für sich selbst war er ohne viel Bedürfnisse, dabei aber gastfrei im großen Stile seiner Zeit und seines Standes, ein Geschäftsmann ersten Ranges und noch in seinen letzten Lebenstagen so geschäftseifrig, daß er, als ihm sein Neffe Georg Thurzo riet, die ungarischen Geschäfte, deren Lage gefahrdrohend war, aufzulösen, solchen Kleinmut weit von sich wies und erwiderte, er hätte einen ganz anderen Sinn, er wolle gewinnen, so lange er könne. Aber bei allen seinen weitausschauenden, über ganz Europa zerstreuten Geschäften war er doch von Nervosität soweit entfernt, daß er, wie seine Neffen wiederholt aus seinem eigenen Munde hörten, niemals „„Hinderung des Schlafes hatte, sondern mit dem Hemde alle Sorge und Anfechtung des Handels von sich legte"." *)

Die höchste Blüte erlangte das Haus Fugger unter den beiden Neffen und Erben Jakobs, Raimund und Anton. Die Brüder, in denen nunmehr das gesamte Vermögen des Hauses vereinigt war, bewohnten gemeinsam die Fuggerhäuser auf dem Weinmarkt. Raimund wird uns geschildert als „eine schöne, lange und fast (sehr) lustige Person, stark an Leib und Gemüt, nicht allein ein

*) Ehrenberg I. 118.

besonderer Liebhaber, sondern ein Vater aller wahrhaften Historien, ein fleißiger Nachfrager aller guten Künste, besonders der Antiquitäten. Von ganzem Herzen und Gemüt ist er sanft, mild und gebreich gegen männiglichen und insonderheit gegen alle Armen gewesen." Raimund ist der Stammvater der einen nach ihm benannten Fugger'schen Linie. Ihm wurde in Gemeinschaft mit seinem Bruder jenes berühmte kaiserliche Privilegium erteilt, von dem Karl V. selbst sagte, daß kein deutscher Kaiser jemals ein ähnliches erteilt habe noch erteilen werde. Durch dasselbe wurden die Brüder in den erblichen Grafenstand des Reiches erhoben und ihnen für ihre Person und ihre Güter die volle Landeshoheit verliehen. Dieses Hauptprivilegium datiert vom 1. März 1530. 1534 folgte das weitere Privilegium, Münzen in Gold und Silber ausprägen zu dürfen. Die Befreiung von fremder Gerichtsbarkeit bestätigte Karl V. 1541 und 1548 verordnete er, daß die Güter allein auf den Mannesstamm sich vererben sollten. Dieser kaiserlichen Privilegien, sofern sie der Stadt Augsburg nachteilig, mußten sich Antons und Raimunds Söhne begeben, als sie 1538 in das Patriziat aufgenommen wurden. Drei Jahre vorher hatten die Brüder mit dem Rate der Stadt das Abkommen getroffen, jährlich 500 fl. als Steuer zu bezahlen, dafür aber den Steuereid nicht zu leisten.

Wie tief verpflichtet ihnen Karl V. war, können wir daraus abnehmen, daß Raimund und Anton Fugger es waren, von denen er die Mittel zu seinen Expeditionen gegen Tunis und Algier und zur Unterdrückung des schmalkaldischen Bundes erhielt. Dabei waren sie jedoch viel zu schlaue Geldmänner, als daß sie nicht, wie sie den Kaiser gegen die rebellischen protestantischen Fürsten mit ihrem Gelde stützten, als sich ihnen eine gewinnreiche Aussicht eröffnete, auch den protestantischen Fürsten, vorweg Philipp von Hessen und Friedrich von Sachsen, in ihrer Auflehnung gegen das kaiserliche Oberhaupt mit ihrem Gelde unter die Arme griffen.

Wir können uns heutzutage kaum mehr eine richtige Vorstellung von dem Reichtume und dem Handel der Fugger im sechzehnten Jahrhundert machen. Auch der größte Maßstab, den wir nach unsern modernen Begriffen zur Vergleichung anlegen würden, würde uns kein zutreffendes Bild ergeben. Die Fugger waren nicht blos die größten Kapitalisten, sie galten auch als die mächtigsten Grundbesitzer des damaligen Europas. In ihren Händen

waren die Bergwerke Tirols, Steiermarks, Kärnthens, Istriens, Ungarns und Spaniens. Welche Schätze mögen sie allein aus dem letztgenannten, damals auf der Höhe seiner Blüte stehenden Lande gezogen haben! Noch heute nennt sich eine Straße Madrids nach ihnen, und ein spanisches Volkssprichwort heißt: „rico come un Fucar" (reich wie ein Fugger).*) An allen wichtigen Handelsplätzen hatten sie ihre Faktoreien, deren Geschäfte von Vertrauten des Hauses geleitet wurden; in dem Palast am Weinmarkt liefen die Fäden wie die Radien eines Kreises im Mittelpunkt zusammen. Vor mir liegt ein Rechnungsbuch des Handlungshauses vom Jahre 1564, das zwar nur über ausständige und zum künftigen Neujahr fällige Forderungen im Warenhandel (Tuch, Spezereien u. a.) berichtet, aber auch hier, in diesem geringfügigen Geschäftszweige, der nur so nebenher, mehr aus Pietät als des Gewinnes wegen betrieben wurde, gehen die Forderungen bei den einzelnen Faktoreien (Wien, Nürnberg, Leipzig, Danzig, Krakau, Antwerpen, London, Lyon, Venedig, Genua) nach Millionen. Nur so verstehen wir, wie jene bekannte Sage sich bilden konnte, welche Anton Fugger den Schuldschein Karls V. in dem mit Zimmetholz genährten Feuer des Kamins verbrennen läßt.**) Geschichtlich beglaubigt ist dagegen die gleichfalls bekannte Erzählung, Karl V. habe, als ihm sein königlicher Wirt von Frankreich die Schätze der Pariser Residenz gezeigt, gegen diesen geäußert: „Alles dies kann ein deutscher Leineweber in Augsburg bezahlen." Im Jahre 1519 hatten die Fugger alles, was zu Schwatz an Bergwerksrechten dem Kaiser als Landesfürsten gebührte, pfandweise in Besitz und zogen davon alle Jahre 200 000 fl.***) Und der Fugger'sche Sekretär Konrad Mayer berichtet zum Jahre 1546: „ihr (der Fugger) Vermögen hat sich damals auf 63 Millionen Gulden erstreckt und hat sich anno 1539—1546 in sieben Jahren um 13 Millionen Gulden gebessert.**†) Der Geschichtsschreiber Guicciardini berichtet von Anton Fugger: „die allerreichsten und namhaftigsten unter den auswärtigen (nicht niederländischen) Kaufleuten allen sein die Fugger, teutscher Nation aus

*) Ueber andere volkstümlich gewordene Bezeichnungen s. Ehrenberg I. 117, Note 46.

**) Ueber die Unglaubwürdigkeit dieser Sage vgl. Ehrenberg I. 168—170.

***) Greiff, Tagebuch des Lucas Rem (26. Jahr-Ber. d. histor. Ver. f. Schwaben und Neub.) S. 94.

**†) Greiff a. a. O. S. 94.

Augsburg, deren löblichen Hauses Herr Antonius das Haupt und ein Fürst aller Kaufleute ist.“ Auf seiner Hochzeit mit Anna Rehlingen (1527) waren nach einer Mitteilung des Augsburger Chronisten Hector Mair „viel Fürsten, Botschafter, Grafen, Ritter, Edelleut und andere geistliche Herren gewest.“ Merkwürdig war der Wahlspruch dieses Anton Fugger: „Stillschweigen stehet wohl an.“

Große Dienste erwies Anton Fugger seiner Vaterstadt im schmalkaldischen Kriege. Er hatte, als Augsburg sich der Einigung der protestantischen Stände gegen Karl V. anschloß, umsonst seine warnende Stimme erhoben. Als jetzt der Kaiser nach der Niederwerfung der oberdeutschen Bundesgenossen zur Züchtigung der Stadt im Anzug war, wurde Anton Fugger gebeten, möglichst schonende Bedingungen von dem Schweraufgebrachten zu erlangen. Er hat sich durch Annahme des peinlichen Auftrages und durch die Hingebung, welche er den Angelegenheiten der Stadt Augsburg widmete, durch seine werktätige Hilfe bei Auftreibung der Straffumme für immer ein ehrendes Denkmal gesetzt, wenn auch seine Unterhandlungen nicht von Erfolg gekrönt waren. Er war mit dem in Augsburg herrschenden Regiment keineswegs einverstanden; Aristokrat und eifriger Katholik, fühlte er sich durch das Treiben der Zunftmeister im Rat, wie der lutherischen Prädikanten auf der Kanzel gleichmäßig abgestoßen. Es war daher ein Opfer, daß er am Hof des Kaisers für die von seinen Gegnern regierte Stadt eintrat. Karl wollte sie ursprünglich vom Erdboden vertilgen, und daß ihr dieses schlimmste Schicksal wenigstens erspart blieb, verdankte sie lediglich der Fürbitte Anton Fuggers, dessen Stolz sich sogar zu einem Fußfall vor dem Unerbittlichen demütigte.

In die Zeit Antons — Raimund war schon 1536 gestorben — fallen jene uns erhaltenen Schilderungen mehrerer Zeitgenossen über die mehr als fürstliche Pracht des Fugger'schen Haushalts. Schon um 1531 berichtet uns der berühmte Schlettstatter Humanist Beatus Rheanus, als er auf seiner Reise auch Augsburg besuchte: „Welch eine Pracht ist nicht in Anton Fuggers Haus! Es ist an den meisten Orten gewölbt und mit marmornen Säulen unterstützt. Was soll ich von den weitläufigen und zierlichen Zimmern, den Stuben, Sälen und dem Kabinete des Herrn selbst sagen, welches sowohl wegen des vergoldeten Gebälks wie der übrigen Zierrate und der nicht gemeinen Zierlichkeit seines Bettes das allerschönste ist? Es stößt daran eine dem heiligen Sebastian geweihte Kapelle

Schloß und Dorf Schmiechen

mit Stühlen, die aus dem kostbarsten Holze sehr künstlich geschnitzt sind. Alles aber zieren vortreffliche Malereien von außen und innen. Raimund Fuggers Haus*) ist gleichfalls köstlich und hat auf allen Seiten die angenehmste Aussicht in Gärten. Was erzeuget Italien für Pflanzen, die nicht darin anzutreffen wären! Was findet man darin für Lusthäuser, Blumenbeete, Bäume, Springbrunnen, die mit Erzbildern der Götter geziert sind! Was für ein prächtiges Bad ist in diesem Teil des Hauses! Mir gefielen die königlichen französischen Gärten zu Blois und Tours nicht so gut. Nachdem wir ins Haus hinaufgegangen, beobachteten wir sehr breite Stuben, weitläufige Säle und Zimmer, die mit Kaminen, aber auf sehr zierliche Weise versehen waren. Alle Türen gehen aufeinander bis in die Mitte des Hauses, so daß man immer von einem Zimmer ins andere kommt. Hier sahen wir die trefflichsten Gemälde. Jedoch noch mehr rührten uns, nachdem wir ins obere Stockwerk gekommen, so viele und große Denkmale des Altertums, daß ich glaube, man wird in Italien selbst nicht mehrere bei einem Manne finden. In einem Zimmer die ehernen und gegossenen Bilder und die Münzen, im andern die steinernen, einige von kolossaler Größe. Man erzählte uns, diese Denkmale des Altertums seien fast aus allen Teilen der Welt, vornehmlich aus Griechenland und Sizilien, mit großen Kosten zusammengebracht".

Auch Graf Wolrad von Waldeck, der 1548 auf dem Reichstag zu Augsburg war, weiß gar manches von dem Glanze der Fuggerhäuser zu berichten. Von Anton Fuggers Haus sagt er, es könnte eine königliche Wohnung sein. Er rühmt die Kamine aus Marmor, die Vertäfelung der Wände aus verschiedenen Holzarten, die vergoldeten oder goldähnlich gemalten Decken, die bunten Labyrinthe von eingelegter Arbeit auf den Fußböden.

Und als dreißig Jahre später der lüderliche Herzog Heinrich von Liegnitz mit seinem Haushofmeister Hans von Schweinichen in Augsburg war, erschien den Schlesiern der Glanz des Fugger'schen Hauses märchenhaft. Schweinichen erzählt davon in seiner Selbstbiographie: „Es lud Herr Marx Fugger (ältester Sohn Antons) Seine Fürstliche Gnaden einst zu Gaste. Ein dergleichen Banket ist mir sobald nicht vorgekommen, daß auch der römische

*) Es stand auf dem zwischen der heutigen Kapuziner- und Armenhausgasse liegenden Areale. Buff. S. 80.

Kaiser nicht besser traktieren könnte; es war dabei überschwengliche Pracht. Das Mahl war in einem Saale zugerichtet, in dem man mehr Gold als Farbe sah. Der Boden war von Marmelstein und so glatt, als wenn man auf dem Eise ging. Es war ein Kredenztisch aufgeschlagen durch den ganzen Saal, der war mit lauter Trinkgeschirr besetzt und mit merkwürdigen schönen venetianischen Gläsern; er sollte, wie man sagt, weit über eine Tonne Gold wert sein.

Ich wartete S. F. Gn. beim Trinken auf. Nun gab Herr Fugger S. F. Gn. einen Willkommen, ein künstlich gemachtes Schiff vom schönsten venetianischen Glas. Wie ich es vom Schenktisch nehme und über den Saal gehe, gleite ich in meinen neuen Schuhen, falle mitten im Saale auf den Rücken, gieße mir den Wein auf den Hals; das neue rot damastene Kleid, welches ich anhatte, ging mir ganz zu schanden, aber auch das schöne Schiff zerbrach in viele Stücke. Obgleich nun bei männiglich ein groß Gelächter war, wurde ich doch berichtet, daß der Herr Fugger unter der Hand gesagt, er wolle lieber hundert Gulden als das Schiff verloren haben. Es geschah aber ohne meine Schuld, denn ich hatte weder gegessen noch getrunken. Als ich aber später einen Rausch bekam, stand ich fester und fiel hernach kein einzigesmal, auch im Tanze nicht. Danach waren die Herren und wir alle lustig. Der Herr Fugger führte S. F. Gn. im Hause spazieren, einem gewaltig großen Hause, sodaß der römische Kaiser auf dem Reichstage mit seinem ganzen Hofe darin Raum gehabt hat. Herr Fugger hat in einem Türmlein S. F. Gn. einen Schatz von Ketten, Kleinodien und Edelsteinen gewiesen, auch von seltsamer Münze und Stücken Goldes, die köpfegroß waren, sodaß er selbst sagte, er wäre über eine Million Gold wert. Danach schloß er einen Kasten auf, der lag bis zum Rande voll von lauter Dukaten und Kronen. Die gab er auf 200,000 Gulden an, welche er dem König von Spanien durch Wechsel übermacht hatte. Darauf führte er S. F. G. auf dasselbe Türmlein, welches von der Spitze an bis an die Hälfte hinunter mit lauter guten Talern gedeckt war. Er sagte, das wären ungefähr 17 000 Taler. Dadurch erwies er S. F. G. große Ehre und daneben auch seine Macht und sein Vermögen. Man sagt, daß der Herr Fugger so viel hätte, ein Kaisertum zu bezahlen. Er verehrte mir wegen

des Falles einen schönen Groschen, der ungefähr neun Gramm schwer war. S. F. G. versahen sich auch eines guten Geschenks, aber damals bekamen sie nichts als einen guten Rausch. Gerade damals versagte der Fugger einem Grafen seine Tochter, und man erzählte, daß er ihr außer dem Schmucke 200000 Taler mitgäbe."

Fünf Jahre nach Schweinichen kam der französische Essayist Michel de Montaigne nach Augsburg und besichtigte ebenfalls das Fuggerhaus. „Es sind", schreibt er, „die reichsten Räume, die ich je gesehen." Und der Dichter Salomon Frenzel von Breslau singt in seinem Lobgedicht auf Augsburg von dem Fuggerhaus:

Was Herrlichkeit auf dem Palast
Zu sehen sei, mich wundert fast.
Von Gold und Silber und auch sonst
Von mancher schönen großen Kunst
Ist mir zuvor im teutschen Land
Dergleichen worden nie bekannt.

Auch die Fugger'schen Gärten erregten die Bewunderung der Reisenden. Montaigne erzählt, daß ein Fugger'scher Gärtner Artischoken und andere feine Gemüse bis in den Winter hinein gezüchtet habe. Und Frenzel preist jene Gärten in folgenden Versen:

Welschland laß ab von deiner Pracht,
Man jetzt dich nit so groß mehr acht'
Von wegen der Gewächs allein
Und gutem Obst, das fremd soll sein.
Viel edler Bäum und Stauden schön
Nunmehr auch hier gepflanzet stehn;
Olivenbaum hier wächset stolz,
Auch edles Franzosenholz.
Der Lorbeer grünt durch's ganze Jahr
Zu Ehren der Poeten Schaar.
Narcissenblümlein schön und weiß,
Der Hyacinth mit allem Fleiß u. s. w.

Aber auch die lachendste Blüte birgt schon den Keim des Verfalles in sich; denn der ist nahe, trotz alles äußeren Glanzes, sobald der höchste Ehrgeiz der Familie nicht mehr ist, freie Bürger einer freien Stadt zu sein. Denken wir daran, wie fortgesetzt und mit welchem Ingrimm Ulrich von Hutten in seinen Gesprächen gegen die Fugger zu Felde zieht! Kirchlich und politisch gehörten sie zur Reaktionspartei. Ein Fugger'scher Kommis be-

gleitete den Ablaßkasten Tetzels, um die einlaufenden Summen zu kontrollieren, auf welche das Bankhaus dem Erzbischof von Mainz Geld geliehen hatte. Daneben trieben sie den so vielfach geschmähten Pfründenhandel. So kauften sie nach dem Tode eines Chorherrn von S. Moritz zu Augsburg dessen sechs Pfründen mit der Befugnis, sie an jeden Beliebigen wieder zu verkaufen. Ihr Einfluß in Rom war unbegrenzt. In ihren Diensten stand auch Dr. Johann Eck, Luthers hervorragendster Bekämpfer in den ersten Jahren seines Auftretens.

Noch eine Zeit lang werden einzelne Glieder der Familie als hochsinnige Beförderer der Wissenschaft, ja als gründliche Gelehrte gepriesen. Hieronymus Wolf, der berühmte Hellenist, war lange Jahre Bibliothekar des Anton Fugger gewesen, ehe er die Leitung des protestantischen Gymnasiums zu S. Anna übernahm.

Antons Sohn Markus ist der Verfasser des ersten in Deutschland erschienenen, deutsch geschriebenen Werkes über Gestütswesen, Reitschulen usw.: „Wie und wo man ein Gestüt von guten edeln Kriegsrossen aufrichten soll"; es bildet einen vorteilhaften Gegensatz zu den bis zur Zeit der Reformation in lateinischer Sprache erschienenen, von Mönchen und anderen Kompilatoren verfaßten Sammelwerken, welche sich nach Art der Hippiatriker des Altertums wie nach dem Vorgang byzantinischer Gelehrten mit Tierzucht und Tierheilkunde befaßten.

Von den Söhnen Raimunds ward der eine, Johann Jakob,*) ein noch heute geschätzter Geschichtsschreiber durch sein großes Geschichtswerk über die Fürsten des Hauses Oesterreich,**) das leider der Oeffentlichkeit nur durch einen höchst mangelhaften Auszug in Sigismund von Birkens „Spiegel der Ehren des Hauses Oesterreich" (1668) bekannt geworden ist, während der andere, Georg, als einer der vorzüglichsten Mathematiker und Astronomen seiner Zeit galt. Ein dritter Sohn, Ulrich, war der einzige Fugger, welcher sich offen zum Protestantismus bekannte und deshalb — unter dem Vorwand, daß er sein Vermögen mit Gelehrten und Künstlern vergeude — von seinen Brü-

*) Seinem Andenken ist das von König Ludwig I. von Bayern errichtete Standbild in Augsburg gewidmet.

**) Vergl. über dass. Aretin, Beiträge zur Literatur I und Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation I. S. 346.

Schloß Biberbach.

dern unter Kuratel gestellt wurde. Später war er sogar genötigt, vor den Verfolgungen seiner Familie Schutz bei dem Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz zu suchen. Auf seinem Totenbette bestimmte er sein Vermögen zu Unterrichtsstipendien für arme Jünglinge; die kostbare Bibliothek vermachte er der Universität Heidelberg. Einer seiner Neffen, Philipp Eduard (1546—1618), führte die Jesuiten in seine Vaterstadt ein und wendete ihnen zur Gründung ihres Kollegiums bedeutenden Besitz, darunter sogar alte Familienstiftungsgelder im Betrage von 30 000 fl. zu. Ein späterer gleichnamiger Fugger verkaufte die alte wertvolle Familienbibliothek für 10 000 Reichstaler an Kaiser Ferdinand III., der sie der Wiener Hofbibliothek einverleiben ließ.

Schon in den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts macht sich ein rasches Sinken des alten Flors der Fugger'schen Handlung bemerkbar. Wir dürfen dies freilich nicht einseitig den Trägern des berühmten Namens in die Schuhe schieben. Die Zeit war eben auch eine andere geworden. Andere Nationen, vorab die Niederländer und Engländer, waren in den Ausbeutung des Welthandels obenauf gekommen und hatten den deutschen und italienischen Freistaaten nur kümmerliche Brosamen des alten Ueberflusses übrig gelassen. Der dreißigjährige Krieg, wie er unserm nationalen Wohlstande die tötliche Wunde schlug, vernichtete auch vollends den Wohlstand des Fugger'schen Hauses. Die Fugger, in unzählbare Linien geteilt, verlieren sich von jetzt an unter dem Landadel und tauchen nur dann und wann im Dienste des Kaiserhofes oder der Kurfürsten von Bayern wieder auf.

XI.

Philippine Welser.

An einer früheren Stelle dieses Buches habe ich an der Hand der urkundlichen Zeugnisse des Augsburger Stadtarchivs den Sagenkranz, der sich im Laufe der Jahrhunderte um die historische Gestalt der Augsburger Badedienerin Agnes Bernauer, der späteren Geliebten Herzog Albrecht's von Bayern, gebildet hatte, zerpflückt, und das Bild derselben in seiner geschichtlichen Wahrheit, frei von allen späteren Zutaten, zu zeichnen versucht. Jetzt will ich das Gleiche mit einer anderen Augsburgerin tun, deren Name noch bekannter, deren Erscheinung aber womöglich noch sagenhafter entstellt ist: Philippine Welser, der Gemahlin Erzherzog Ferdinand's von Oesterreich. Ihr Bild weicht in den meisten Punkten von dem ihrer Vorgängerin ab. Namentlich unterscheidet sie der harmonische Abschluß ihres Lebensloses von der unglücklichen Bernauerin. Sodann war Philippine Welser einem alten und vornehmen Patriziergeschlecht entsprossen, während Agnes Bernauer von niederer Herkunft war. Endlich ist das Band, das Philippine mit dem deutschen Kaisersohn verknüpfte, eine rechtgültige, wenigstens später vom Kaiserhofe anerkannte Ehe gewesen, während Agnes nur die Geliebte des Bayernherzogs war. Beide Frauen gleichen sich lediglich darin, daß sie beide aus Augsburg stammen, durch hervorragende körperliche Schönheit einen gewissen Ruf bei den zeitgenössischen Geschichtsschreibern erlangt haben und es ihnen dadurch in erster Reihe gelungen ist, das Interesse von Fürstensöhnen dauernd an ihre Person zu fesseln, sowie endlich darin, daß Mit- und Nachwelt einen Kranz von Sagen um ihre Gestalten gewoben haben, die aufzuklären und richtigzustellen jetzt, bei der Armut guter gleichzeitiger Nachrichten, eine schwierige Arbeit ist.

Philippine Welser ist laut Ausweis des Ehrenbuches der Familie Welser im Jahre 1527 zu Augsburg geboren. Ihr Vater

Philippine Welser.

war Franz Welser, der jüngste des brüderlichen Dreigestirns Bartholomäus, Anton und Franz Welser, das in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts durch seine kühnen Handelsunternehmungen gleich den Fuggern eine Art Weltstellung in der damaligen Kaufmannswelt errungen hatte. Namentlich war es der älteste Bruder, Bartholomäus, Kaiser Karl's V. Geheimer Rat, der durch die Großartigkeit seiner Pläne und Taten die Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen auf sich zog. Bekannt ist er insbesondere durch seine Eroberung und Kolonisierung der südamerikanischen Provinz Venezuela, die er 26 Jahre lang durch eigene Gouverneure und Truppen verwalten ließ, bis sie ihm zuletzt durch die Spanier weggenommen wurde. Im Jahre 1532 waren die drei Brüder von Karl V. in den Reichsadelstand erhoben worden und gehörten jetzt, gleich ihren mächtigen Konkurrenten, den Fuggern, zu den vornehmsten und angesehensten Familien der Reichsstadt Augsburg. Philippinens Mutter, Anna, war die Tochter Jakob Adler's von Speyer; eine Schwester derselben, die mit dem böhmischen Ritter Georg von Lozan verheiratete Katharine von Lozan, spielt in Philippinens späterem Leben die Rolle der Aja, der treuen, stets hilfsbereiten, von allen mit größtem Vertrauen behandelten mütterlichen Freundin.

Ueber Philippinens Jugendzeit wissen wir nichts. Erst mit dem Zeitpunkt ihrer ersten Begegnung mit ihrem späteren Gatten gelegentlich des Augsburger Reichstags von 1547 wird ihr Name genannt. Schon hier, in den ersten Anfängen des Liebesbundes, ist die Sage geschäftig tätig gewesen, denselben mit einem romantischen Schimmer zu umgeben. Als Erzherzog Ferdinand — so lautet die übliche Erzählung — mit seinem Oheim, Kaiser Karl V., seinem Vater König Ferdinand I. und zahlreichen Fürsten zum Reichstag in Augsburg einreitet, erblickt er an einem Erkerfenster ihres auf dem Heumarkt gelegenen elterlichen Hauses die dem Einzug zuschauende schöne Patrizierstochter, um alsbald in heißer Liebesleidenschaft für sie zu entbrennen. Es widerlegt sich diese Angabe schon dadurch, daß die beiden Ferdinande erst am 20. Oktober, drei Monate nach Karl V. und mehrere Wochen nach Beginn des Reichstags — derselbe wurde am 1. September eröffnet — in Augsburg eintrafen. Eine zweite Version geht dahin, daß der junge Erzherzog Philippine zuerst bei einem Ritt

durch die Straßen der Stadt erblickt habe. Zum Beleg hierfür wird auf ein jetzt noch vorhandenes Gemälde hingewiesen, das den Erzherzog auf einem Schimmel über den Heumarkt galoppierend und die am Fenster ihres Hauses stehende Philippine durch Hutschwenken grüßend zeigt. Das Bild ist jedoch trotz gegenteiliger Versicherung einheimischer Lokalpatrioten neueren Ursprungs, ebenso wie das in dem Fürstenzimmer des Augsburger Rathauses aufbewahrte angebliche Originalbildnis der Agnes Bernauer. Der verstorbene unvergeßliche Kaiser Friedrich, der als Kronprinz wiederholt in Augsburg weilte und den dortigen Kunst- und Altertumsdenkmalen immer das wärmste Interesse entgegengebracht, erkannte dies mit seinem feinen Kunstverständnis auf den ersten Blick. Auch jenes Bild mit dem Erzherzog Ferdinand ist erst gemalt worden, nachdem sich bereits die Sage der Gestalten der beiden Liebenden bemächtigt hatte. Die ganze romantische Erzählung zerfällt schon deshalb in sich, weil das Elternhaus Philippinens nicht auf dem alten Heumarkt — den man leider in neuerer Zeit ohne nähere Prüfung in Philippine Welser-Straße umgetauft hat — sondern in der heutigen Ludwigs-Straße stand.

Aus dem Nichts schöpft freilich die historische Sage ihren Inhalt auch nicht. Ein Körnchen Wahrheit liegt auch den ausgeschmücktesten und unwahrscheinlichsten Sagen zu grunde. So auch der bezüglich des ersten Begegnens Ferdinands und Philippinens. Es ist nahezu sicher, daß dasselbe gelegentlich des Augsburger Reichstages von 1547 stattgefunden hat. Anstatt sich nun an dieser einfachen Tatsache genügen zu lassen, ist die Phantasie des Volkes, der natürlich das lange im Dunkeln gebliebene Liebesverhältnis einen Stoff darbot, wie man ihn romantischer sich kaum denken kann, bemüht gewesen, die Lücken, die die bekannten und beglaubigten Tatsachen boten, durch allerhand romanhaftes Beiwerk auszufüllen, und der nüchternen historischen Kritik ist es dann oft kaum mehr möglich, aus dem Wust überwuchernder und entstellender willkürlicher Beitaten den wahren Kern der Geschichte herauszuschälen — nebenbei gesagt, auch eine wenig dankbare Aufgabe, wie Verfasser dieses an sich selbst erfahren hat, da die große Menge mit zäher Hartnäckigkeit an solchen romanhaften Ausschmückungen festhält und namentlich die sattsam bekannte Spezies der Lokalpatrioten jede Kritik derselben geradezu wie eine Beleidigung ihrer vaterstädtischen Ehre ansieht.

Die übliche Erzählung berichtet ferner von einer Entführung Philippinens durch Erzherzog Ferdinand. Auch hierfür liegt keinerlei geſchichtliches Zeugnis vor. Eine Entführung iſt auch weder mit dem Charakter der damaligen Zeit im allgemeinen, noch mit dem Philippinens, deren Tugend und Sittſamkeit von den Zeitgenoſſen ebenſo hoch als ihre Schönheit geprieſen wird, in Einklang zu bringen. Sicher iſt nur, daß Philippine noch während oder bald nach dem Reichstag Augsburg verließ.

Wahrſcheinlich reiſte ſie mit ihrer Tante Katharine v. Lozan, die wohl mit ihrem Gatten gleichfalls auf dem Augsburger Reichstag anweſend geweſen war, auf deren Güter nach Böhmen. Erzherzog Ferdinand reſidierte ſeit 1549 als kaiſerlicher Statthalter von Böhmen in Prag und mag von hier aus mit Philippine weiter verkehrt haben. Merkwürdigerweiſe findet ſich von einer ehelichen Verbindung der beiden vor dem Jahre 1557 keine Spur. Frhr. Joh. Mich. von Welſer, der in neueſter Zeit das urkundliche Material über ſeine berühmte Geſchlechtsgenoſſin mit großer Mühe geſammelt hat, nimmt an, daß Ferdinand den Abſchluß der Ehe ſo lange hinausgezögert habe, bis ſein Oheim Karl V., bei dem er in beſonderer Gunſt ſtand, Deutſchland auf immer verlaſſen hatte, was erſt im Herbſt 1556 der Fall war. Ende dieſes Jahres treffen wir Ferdinand in den Niederlanden, wohin er von ſeinem Vater abgeſchickt worden war, um Karl zur Rücknahme ſeiner Thronentſagung zu beſtimmen. Bald nach der Rückkehr von dieſer erfolgloſen Reiſe fand durch den Beichtvater des Erzherzogs Johann de Cavalleriis in Gegenwart der Tante in aller Heimlichkeit die Trauung des Paares ſtatt. Es iſt ein vollwertiges Zeugnis für die tiefe Neigung und den edlen Charakter Ferdinand's, daß er noch nach neun Jahren an der Erwählten ſeines Herzens mit gleicher Liebe hing und ihr die Treue bewahrte.

Die Ehe wurde mit größter Vorſicht und unter Anwendung der merkwürdigſten Cautelen geheim gehalten, denn man hatte den Zorn des kaiſerlichen Vaters, der nicht um ſeine Zuſtimmung angegangen worden war und andere Heiratspläne für ſeinen Sohn hegte, zu fürchten. Am 15. Juni 1558 gebar Philippine auf Schloß Brzesnitz, dem Beſitztum ihrer Tante Lozan, ihren erſten Sohn Andreas. Am 21. Juni wurde das Kind von der treuen Hüterin des Geheimniſſes und deren Tochter am Schloß-

tor niedergelegt und von dem in's Vertrauen gezogenen Torwart der Schloßherrin als Findelkind zugetragen. Ganz dasselbe geschah bei der Geburt der nächstfolgenden Kinder: des im Jahre 1560 auf dem königlichen Schloß Bürglitz — wohin das Ehepaar inzwischen übergesiedelt war — geborenen Sohnes Karl und der 1562 ebendaselbst geborenen Zwillinge Maria und Philipp. Als Geburts- und Taufzeugin fungierte bei allen Kindern die Tante Loran, bei den drei letzten daneben noch die Mutter Philippinens, Anna Welser. Außerdem scheint nur noch der Kämmerer des Erzherzogs, Ladislaus von Sternberg, in das Geheimnis eingeweiht gewesen zu sein und vielleicht auch noch der Jugendfreund desselben, Graf Franz von Thurn, und ein Graf von Lodron; wenigstens erscheinen beide als Zeugen bei der Geburt der drei letzten Kinder.

Lange konnte jedoch trotz aller Vorsichtsmaßregeln der Ehebund nicht geheim gehalten werden. Vermutlich hat auch Ferdinand selbst schon bald das Heimliche eines solchen Verhältnisses empfunden und seinen kaiserlichen Vater von dem Geschehenen unterrichtet. Im September 1561 fand nach mannigfachen Verhandlungen eine Aussöhnung zwischen Vater und Sohn statt, nicht ohne daß zuvor letzterer eine Reihe noch immerhin drückender Verpflichtungen auf sich genommen hatte. Das Schlußergebnis der vorausgegangenen Verhandlungen ist zusammengefaßt in einer zu Wien ausgestellten Urkunde vom 13. September 1561. Die beiden Gatten verpflichten sich eidlich, das Ehegeheimnis auch künftighin aufrecht erhalten zu wollen, leisten für ihre Kinder Verzicht auf die Nachfolge in dem Erbfürstentum; nur wenn der ganze legitime Mannesstamm ausstürbe,*) sollten die Nachkommen Ferdinand's zur Succession, mit Ausnahme der in die Länder der ungarischen und böhmischen Krone, befähigt sein.

Ferner war ihnen untersagt, Titel und Wappen des Hauses Oesterreich zu führen. Dagegen wird ihnen und ihrer Mutter, falls sie ihren Gatten überlebt, ein standesgemäßes Deputat zugesichert und zwar den Söhnen insgesamt 30 000 fl. jährlich und jeder Tochter 10 000 fl. Heiratsgut. Weiter wird dem Erzherzog

*) Welcher Fall mit dem Ableben Kaiser Karl's VI. eintrat. Wären damals noch Nachkommen Philippinens vorhanden gewesen, so würden diese und nicht Maria Theresia auf den Thron gelangt sein.

gestattet, außer denen, die bereits um die Ehe wußten, noch seinen jeweiligen Oberstkämmerer und seiner Gemahlin zeitweisen Hofmeister, sowie die jeweilige Hebamme und sonst noch eine vertraute Kammerfrau ins Geheimnis zu ziehen. Doch sollten diese alle, wie die alten Vertrauten, eidlich zur Wahrung desselben verpflichtet werden. Schließlich versichert der Kaiser „seinen freundlich lieben Sohn samt seiner lieben Gemahlin und Kindern" seiner vollen Huld und Gnade und verspricht, auch seine anderen Söhne, Maximilian und Karl, zur Anerkennung der Versöhnungsurkunde bestimmen zu wollen.

Das war, laut Ausweis der Urkunden, der Vorgang und das Ergebnis der zwischen Vater und Sohn stattgehabten Aussöhnung. Was Dichter und Dichterinnen, wie Oskar v. Redwitz und Karoline Pichler, von einem Fußfall Philippinens vor Kaiser Ferdinand zu erzählen wissen, gehört in das Bereich der Fabel. Ferdinand war nicht so weichmütig, um sich unvorbereitet von den Tränen einer Frau zu einem Schritte bestimmen zu lassen, der von den wichtigsten staatsrechtlichen Folgen für ihn und sein Haus begleitet war, und Philippine viel zu stolz, um zu einer solchen Rührszene die Hand zu bieten; sie liegt auch ganz und gar nicht im Charakter der damaligen Zeit.

Von Philippinens späteren Lebensschicksalen wissen wir nur wenig. Noch aus der Zeit ihres Bürglitzer Aufenthaltes wird uns ein Zug ihres barmherzigen Gemüts durch eine Erzählung überliefert. In dem Kerker dieses Schlosses schmachtete nämlich seit vierzehn Jahren, völlig vergessen von der Welt, da niemand um seinen Verbleib wußte, der nach der Unterdrückung der böhmischen Brüdergemeinden in Haft genommene Bischof der Unität, Johann Augusta. Nicht lange blieb Philippine das versteckte Gefängnis dieses Märtyrerers seines Glaubens ein Geheimnis. Wie ein Engel des Lichts trat sie am Karfreitag 1561 in die Kerkernacht des Unglücklichen, ihm Erlösung aus derselben anzukündigen. Aber nur das Eine erbat der Greis: die bevorstehende heilige Osterfeier im Tageslicht feiern zu dürfen. Philippine erwirkte das auch von ihrem Gatten, und die völlige Befreiung folgte dann bald nach. 1567 übernahm Ferdinand, nachdem er vorher noch einen Feldzug gegen die Türken mitgemacht hatte, die Regierung des ihm kraft väterlichen Testaments zugefallenen Landes Tirol.

Noch zu Lebzeiten seines Vaters hatte er seiner Gemahlin Schloß und Herrschaft Ambras bei Innsbruck schenkweise überlassen. Jetzt als selbständiger Landesvater erhob der Erzherzog seinen Schwiegervater Franz Welser und dessen eheliche Nachkommen unter dem Namen „Freiherrn v. Zinneburg" in den Freiherrnstand, welchen Titel von jetzt ab auch Philippine führte.

Eine drückende Sorge war dem fürstlichen Paar die Verpflichtung, den geschlossenen Ehebund vor der Welt nach wie vor geheim halten zu müssen. Erzherzog Ferdinand sandte daher seinen Beichtvater, der 1557 die Trauung vollzogen hatte, nach Rom, um vom Papste die Lösung von dem gegebenen Versprechen zu erlangen. Dem Antrage wurde jedoch vorerst nicht stattgegeben, vielmehr die Giltigkeit der Ehe wegen formaler Schwierigkeiten beanstandet und Neueinsegnung derselben gefordert. Aber Ferdinand blieb standhaft und setzte es schließlich durch, daß ihn Papst Gregor XIII. im Dezember 1576 von seinem Gelöbnis entband und die Bekanntmachung des Ehebundes gestattete. Gleichzeitig erteilte der Papst dem für den geistlichen Stand bestimmten ältesten Sohn, Andreas, obschon derselbe noch nicht einmal Priester war, die Kardinalswürde. Von jetzt an führte Philippine den fürstlichen Titel und genoß alle Vorrechte einer legitimen Gattin. Doch nur kurze Zeit sollte sie sich dessen erfreuen. Schon vier Jahre später, am 24. April 1580, starb sie nach kurzer Krankheit, nachdem ihr wenige Jahre vorher ihre treue Pflegerin und mütterliche Freundin, Katharine v. Loxan, im Tode vorausgegangen war. Die im vorigen Jahrhundert zuerst aufgetauchte Sage, Philippine sei keines natürlichen Todes gestorben, sondern — wahrscheinlich auf Anstiften der Verwandten ihres Gatten — mittels Oeffnens einer Ader im Bade getötet worden, verdient wegen ihrer Albernheit keine ernsthafte Widerlegung.

Der durch ihren Verlust tief betroffene Gatte erließ alsbald ein noch erhaltenes, von zärtlicher Liebe zu der Geschiedenen zeugendes öffentliches Ausschreiben behufs allgemeiner Landestrauer für dieselbe. Ihre Leiche wurde einige Tage hindurch öffentlich ausgestellt und dann am 29. April mit großer Pracht in der Innsbrucker Hofkirche, und zwar in der kurz vorher vom Erzherzog Ferdinand als Ruhestätte für sich und seine Gattin errichteten sogenannten silbernen Kapelle, beigesetzt. Ueber der Gruft ließ Fer-

dinand von der Meisterhand des berühmten niederländischen Bildhauers Collin ein Denkmal von weißem Marmor aufrichten. Philippine ruht in ganzer Figur im Sterbekleide unter einem Logenaufbau. Im Mittelfelde des Sockels steht: Ferdinandus Dei gratia Archidux Austriae, Dux Burgundiae, Comes Tirolis conjugi carissimae fieri curavit. Obiit XXIIII mensis Philippinae Aprilis anno salutis MDLXXX. Rechts und links der Inschrift stellen Basreliefs die Werke der Schöpfung, Erlösung und der menschlichen Barmherzigkeit dar. Ein weiteres Zeugnis inniger Gattenliebe widmete Ferdinand der Entschlafenen, indem er zu ihrem Gedächtnis eine silberne Medaille mit ihrem Bildnis und den wenigen, aber inhaltsschweren Worten: Divae Philippinae prägen ließ.

Um noch mit einigen Worten auf Philippinens Söhne Andreas und Karl — das Zwillingspaar war schon im zartesten Kindesalter gestorben — zu kommen, so haben wir von Andreas schon oben gemeldet, daß er bereits mit neunzehn Jahren zum Kardinal ernannt wurde. 1580 erfolgte seine Wahl zum Koadjutor des Bischofs von Brixen, 1589 wurde er Bischof von Konstanz und 1591 zugleich auch Bischof von Brixen. Er starb zu Rom am 12. November 1600 und liegt in der deutschen Kirche zu S. Maria de Anima begraben. Der zweite Sohn, Karl, widmete sich dem Kriegsdienst. Zuerst erscheint er im Seedienst Philipps II. von Spanien, seit 1593 als Kommandant der kaiserlichen Armee in Ungarn und Kroatien. 1605 erhielt er als österreichisches Mannlehen die Markgrafenschaft Burgau nebst der Landgrafschaft Nellenburg, der Herrschaft Hohenberg, Feldkirch, Bregenz und Hohenecк mit einem Ertrage von jährlich 30 000 Gulden und nahm jetzt, nachdem er schon vorher (1601) sich mit Sybilla, Tochter des Herzogs Wilhelm von Jülich, Cleve und Berg, verheiratet hatte, seine Residenz zu Günzburg a. d. D. Nach seinem im Jahre 1618 erfolgten Tode fiel, da er eheliche Nachkommen nicht hinterließ, die Markgrafschaft Burgau an Kaiser Matthias zurück.

Schloß Ambras, Ferdinand's und Philippinens Lieblingssitz, erbten nach der letzteren Tode vorerst die Söhne, traten es aber 1590 an ihren Vater ab, der jetzt hier seine weltberühmt gewordene Kunst- und Altertums-Sammlung anlegte. Nach dessen Tode kam Ambras wieder an Markgraf Karl und von diesem 1613 durch Kauf

an Kaiser Rudolf II. 1806 wurden die herrlichen Sammlungen nach Wien überführt und bilden dort unter dem Namen „Ambraser Sammlung" eine der vorzüglichsten Sehenswürdigkeiten der österreichischen Hauptstadt.

X.

Vom Augsburger Reichstag des Jahres 1548.

Karl V. hatte sein Meisterstück der Staatskunst vollbracht. Der schmalkaldische Bund war zersprengt. Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen, das Haupt des Bundes, mußte am Abend des 24. April 1547 vor seinem „allergnädigsten Kaiser und Herrn", den er noch eben als „Karl, der sich den fünften römischen Kaiser nennt", zu titulieren pflegte, das Knie beugen, die spanische Reverenz machen, wie das in der damaligen spanischen Hofsprache genannt wurde. Landgraf Philipp von Hessen tat wenige Wochen darauf, am 19. Juni, zu Halle gleichfalls den Fußfall vor dem Kaiser und leistete demütige Abbitte, erwirkte aber nichts weiter, als daß er sich keiner ewigen Gefangenschaft zu versehen habe. Die anderen Fürsten, Herren und Städte des Bundes waren den Häuptern entweder schon zuvorgekommen in rascher und schmachvoller Unterwerfung oder ihnen schleunigst gefolgt. Durch unermeßliche Kontributionen, Lieferungen an Geschütz- und Kriegsmaterial aller Art hatten sie die Gnade des Kaisers und Aufhebung der über sie verhängten Acht erkauft.

Zu diesen deutschen Fürsten gehörten auch die drei Brüder Wolrad, Philipp und Johann von Waldeck. Sie hatten ihrem Lehensherrn, dem Landgrafen Philipp von Hessen, als er sie 1546 zur Lehensfolge aufbot, Gehorsam geleistet, wie es getreuen Vasallen geziemt, und waren darum zur persönlichen Verantwortung vor dem Kaiser auf den Augsburger Reichstag citiert worden. Am 5. April 1548 traten die gräflichen Brüder die Reise nach dem Süden an. Mit diesem Datum beginnt das Tagebuch, dem die folgenden Schilderungen entnommen sind. Es ist von Graf Wolrad eigenhändig in lateinischer Sprache geschrieben und vergegenwärtigt uns ein Stück deutscher Geschichte in der Unmittelbarkeit des selbsterlebten Begebnisses, wie keine andere geschichtliche Aufzeichnung dieser Zeit.

Am Mittag des 14. April ritten die Brüder schweren Herzens in Augsburg ein. Zunächst hieß es warten, da gerade damals politische Angelegenheiten weltgeschichtlicher Tragweite in Menge zu erledigen waren. Jetzt endlich sollte die große Frage der Zeit, die kirchliche, gelöst werden. Die Protestanten auf der einen Seite, der Papst und das von ihm beherrschte Konzil auf der anderen, die drohende Haltung des neuen französischen Königs Heinrich II., die Verhältnisse Ungarns, der Waffenstillstand mit Soliman II. und viele andere Dinge von gleicher oder ähnlicher Bedeutung — das alles harrte der Erledigung. Erst am 29. Mai wurde den Waldeckern das kaiserliche Strafmandat zugestellt; es lautete für Wolrad auf Zahlung von 8000 Goldgulden an die kaiserliche Kammer (ungefähr das Vier- oder Fünffache seiner gesamten Einkünfte) und Fußfall vor dem Kaiser. Sehr interessant ist in dem gräflichen Tagebuch die Schilderung des Ceremoniells, das bei der feierlichen Abbitte beobachtet wurde. Leider verbietet uns der Raum, das Nähere mitzuteilen. „Das war das Ende dieser Tragödie" — schreibt Wolrad nach dem Fußfall in seinem Tagebuch —; „es erübrigt uns noch, 8000 Goldgulden zu bezahlen. Der das Leben gegeben, wird auch das Geld geben."

Und er hat es gegeben. Der Graf konnte seine Schuld zu den festgesetzten Fristen richtig abtragen, ohne seinen Untertanen beschwerlich zu fallen. Vielmehr hat er noch ein langes Leben, auch in guten Vermögensumständen verbracht, denn er war ein trefflicher, sparsamer Wirt, wie auch seine ihm an Gesinnung und Bildung gleiche Gattin Anastasia, die Tochter der durch ihr mutiges Auftreten gegen Alba bekannten Gräfin Katharina von Schwarzburg.

Wir lassen jetzt, zumeist an der Hand des mehrfach genannten Tagebuchs, Schilderungen von dem Leben und Treiben auf dem Augsburger Reichstag von 1548 folgen.

„Dies war nicht allein ein geharnischter Reichstag, denn ohne die spanischen Soldaten und deutschen Knechte, so der Kaiser mit in Augsburg brachte, liegen bereits in der Besatzung daselbst zehn Fähnlein Landsknechte; so lag auf dem Lande um Augsburg herum hispanisches und italienisches Kriegsvolk. Aus dem Niederland waren 600 Reuter, so auf dem Lande herum aus-

getheilt; zwölf Fähnlein Hiſpanier hatten die Winterlager zu Biberach gehalten und wurden zu dieſer Zeit in die Landſchaft am Bodenſee geführt; zu Weißenburg im Nordgau lagen 700 neapolitaniſche Reuter im Winterlager.... Sondern es war auch ein anſehnlicher, pompöſiſcher Reichstag. Denn es waren Kaiſerliche und Königliche Majeſtäten, alle Kurfürſten in Perſon und trefflich Parl zur Stätte, der Kurfürſt von Brandenburg mit ſeinem Gemahl, der Kardinal von Trient, Herzog Heinrich von Braunſchweig mit ſeinen beiden Söhnen, Markgraf Albrecht, Herr Wolfgang, Hochmeiſter zu Preußen oder Deutſchmeiſter, der Biſchof von Eichſtädt, Herr Julius Pflug, Biſchof zu Naumburg, der Abt von Weingarten, Frau Maria, des Kaiſers Schweſter, und ſeiner Schweſter Tochter, die Wittfrau von Lothringen, das markgräfliche Frauenzimmer, item fremder Potentaten Geſandte; ſonſt viele Aebte, unzählig viel Grafen, Freiherrn, Reichsſtädter, anſehnliche Geſandte, fürtreffliche Männer und daß ich gleichwohl Michael den Juden nicht vergeſſe, der ſich auch als ein großer Herr verhielt, auf der Gaſſen ſtattlich gekleidet, den Hals voll goldener Ketten, auf'm wohlſtaffierten Pferde ritt, ſeiner Diener zehn, zwölf, alle Juden, doch nicht anders als reiſige Knechte um ihn her, von Perſon anſehnlich, wie man auch ſagte, ſein rechter Vater wäre ein Graf von Reinfeld." So ſchildert der Pommer Bartholomäus Saſtrow den erſten Eindruck, den er beim Betreten der Reichshauptſtadt empfing, und alle weiteren Geſchichten und Geſchichtchen, die er und andere in Fülle von dem Leben in Augsburg zu erzählen wiſſen, rechtfertigen die Prädikate des geharniſchten, anſehnlichen und pompöſiſchen Reichstages, wie kein anderer vor und nach hier gehalten worden iſt. Je unbehaglicher ſich die meiſten Anweſenden fühlten, deſto mehr ſuchten ſie ſich durch Genüſſe aller Art, wie ſie dieſe Stadt und dieſe Zeit bot, zu übertäuben. Denn unter den vielen Kurfürſten, Herzögen, Fürſten, Grafen und Herren aus allen Landen des weiten römiſchen Reiches gab es kaum einen, dem nicht der Gang der Dinge Aerger oder Angſt erweckt hätte. Die ſiegreiche katholiſche Partei konnte mit dem Tergiverſieren und Tranſigieren der kaiſerlichen Politik nicht einverſtanden ſein, am wenigſten die geiſtlichen Herren. Sie hatten in Augsburg eine Fortſetzung und Vollendung der erſten Triumphe erwartet, welche die kaiſerlichen Waffen auf dem Schlachtfelde errungen hatten.

Statt dessen glaubten sie wahrzunehmen, daß es dem Kaiser nicht sowohl um Wiederherstellung des alten Glaubens, als um Niederwerfung der Rebellen gegen seine weltliche Autorität zu tun sei. Von dieser Seite her waren sie nicht weniger bedroht als die ketzerischen Gegner, die jetzt als Gefangene oder schwer gedemütigt vor dem Kaiser zitterten. Wie alle diejenigen über die Lage dachten, die, ohne an der Rebellion teilgenommen zu haben, weder die Wiederherstellung des alten Glaubens, noch die der kaiserlichen Machtvollkommenheit wollten, bedarf keiner Ausführung. Aber selbst die Freunde und Bundesgenossen des Kaisers, denen er den größten Teil seiner Erfolge verdankte, waren mißtrauisch und übelgelaunt. Ein scharfsichtiger fremder Beobachter urteilte, daß sich der Kaiser alle Protestanten und Katholiken, Geistliche und Weltliche verfeindet habe, und daß seine Freunde, ein Herzog Heinrich von Braunschweig, ein Markgraf Albrecht von Kulmbach, nicht viel wert seien, weil sie bei veränderten Umständen dem Sieger folgen würden, was denn auch wirklich schon nach drei Jahren eintraf.

Graf Wolrad hätten seine Geschäfte wohl Zeit gelassen, an dem tollen Treiben seiner fürstlichen Standesgenossen Teil zu nehmen; denn er hatte durch ein ganzes Vierteljahr nicht viel anderes zu tun, als jeden Morgen eine oder ein paar Stunden bei dem Bischof von Arras zu antichambrieren. Der übrige Tag gehörte ihm. Aber der Graf war dazu leider gar nicht geneigt. Eine wunderliche Ausnahme in der Schar dieser damaligen deutschen Fürsten und Herren, die wenigstens in der Verehrung des Bacchus und Gambrinus sich zu einem Glauben bekannten und darüber Luther und den Papst vergaßen. Es ist nicht übertrieben, was damals ein nüchterner Italiener von unseren Landsleuten nachhause schrieb: „Dem Wein ist diese Nation weit mehr als Martin Luther ergeben, ohne Ausnahme irgend welcher Klasse von Personen, und die Großen sind dem Trinken mehr ergeben als andere, und mit der übelen Gewohnheit, sich zu berauschen, ist es so weit in Deutschland, daß sie es nicht bloß kein Fehl, sondern für Tugend und Großheit halten und Leute für arglistig und wenig wert achten, die sich nicht betrinken wollen. Auch sagte mir eines Tages der Bischof von Trient, da wir von diesen Religionsspaltungen in Deutschland sprachen: „Ich wollte lieber im

Stande ſein, bei Gaſtmahl eine halbe Tonne Wein zu trinken, als alle Texte bei St. Lucas und Matthäus auswendig zu wiſſen; denn ich hoffte, dann wohl bei irgend einer Gelegenheit bei dieſen Fürſten viel ausrichten und ſie in der Religionsſache vielen Dingen zuſtimmen machen zu können, die ich auf anderem Wege ſehr ſchwierig achte.“ So ſagte auch Eck, der Rat des Herzogs von Bayern, eines Tages, daß mit deutſchen Fürſten nicht gut zu negeciieren ſei, als eine oder zwei Stunden des Morgens.“

Das gräfliche Tagebuch iſt auch in dieſen Dingen ſehr genau und aufrichtig. Es verzeichnet gewiſſenhaft die verſchiedenen Einladungen, die an die waldecker Herren meiſt insgeſamt ergingen, und die Gäſte, die ſie in ihrer eigenen Herberge ſahen und bewirteten. Auch verſchweigt es nicht, wenn je einmal ein Becher zu viel geleert wurde, doch iſt dieſes ſelten genug vorgekommen. Es fehlte unſerm Grafen denn doch zu ſehr jene behagliche Lebensluſt, die es ſich auch in den ungemütlichſten Situationen noch immer gemütlich zu machen weiß — ein Zug unſeres Volkscharakters, der ſeine liebenswürdigen, aber auch bedenklichen Seiten hat. Selbſt der gefangene Johann Friedrich, der doch noch ganz andere Urſache hatte, über Schaden und Schande zu klagen, als unſer Graf, ließ es ſich nicht zu hart anfechten. Er führte in ſeinem Gewahrſam ein ganz vorzügliches Leben und vertrieb ſich ſeinen Kummer und ſeine Sorgen gerade ſo, wie ſeine Sieger und Peiniger ſich die ihrigen zu vertreiben pflegten. Da es doch zu weit war, um ſein gutes, ſchweres Torgauer Bier nach Augsburg kommen zu laſſen, tat er ſich nach einem Erſatz um und fand ihn in dem Schwabacher, wozu ihm ab und zu eine Wagenladung zugeführt wurde. Auch gab es bei ihm faſt Tag für Tag gemütliche Geſelligkeit bei der Mittags- und Abendtafel, deutſche und wälſche Gaukler, Sänger und Tänzer produzierten ihre Tänze, und der vielgeprüfte Märtyrer der Glaubensfreiheit ergötzte ſich weidlich an ihnen. Sogar Würfelſpiel gehörte zu den gewöhnlichen Vergnügungen dieſes Kreiſes. Soll doch der Herzog von Alba einmal den ganzen Sold, den der Kaiſer den deutſchen Landsknechten ſchuldete, und ihm übergeben hatte, dort verſpielt haben, worüber eine höchſt gefährliche Meuterei ausbrach, die einigen Spaniern das Leben koſtete. Würfelſpiel galt aber in den Augen des Grafen Wolrad für einen argen Greuel, während es der doch

eben so fromme Kurfürst zu den Adiaphoris gerechnet zu haben scheint, weil es ihm und seinen Gästen die Zeit vertrieb. Wolrad vergißt nicht, auf die Verderblichkeit dieser Unterhaltung bei verschiedener Gelegenheit hinzuweisen, namentlich als einmal zwei Edelknaben des Kurfürsten Moritz bei dem Würfeln in Zank geraten waren, der damit endete, daß der Eine den Andern jählings über den Haufen stach. Man kann sich denken, daß dies die gründliche Mißachtung, die Wolrad gegen den Verräter hegte, nur noch vermehrte. Aber wir haben schon früher gehört, daß auch Andere, sogar der getreue Carlowitz, über das damalige Benehmen des neuen Kurfürsten nicht wenig empört waren. Es schien, als ob die drei bösen W: Wein, Weiber und Würfelspiel, ihn ganz in Besitz genommen hätten, und sein Kumpan bei allen Ausschweifungen, der wüste Kulmbacher Markgraf, konnte es kaum schlimmer treiben als er.

Ueber Moritzens Aufführung während des Augsburger Reichstages berichtet auch Sastrow mehrfach. „Hertzog Moritz machte Kundschaft (Bekanntschaft) im bayerischen Frauenzimmer, hatt' auch sein Kurtzweil in seiner Herbergen, so eines Doctoris medicinae Haus. Der hatte eine erwachsene Tochter, eine schöne Metze, hieß Jungfrau Jacobine; mit der badete er, runfete (spielte) auch sampt Marggraf Albrechten täglich mit ir. Und hielten also Haus, daß der Teufel darüber lachen mochte und viel Sagens in der ganzen Stadt davon war." Was bei Johann Friedrich vorging, mochte es auch nicht immer mit der beinahe puritanischen Sittenstrenge unseres Grafen harmonieren, wurde von diesem doch begreiflicher Weise so gelind als möglich beurteilt. Es findet sich kaum eine leise Andeutung, daß nicht Alles so war, wie man es von dem Ideal eines Märtyrers erwartete. Denn als solcher galt er nicht blos dem Grafen Wolrad, sondern weitaus dem größten Teil seiner deutschen Zeitgenossen. Selbst die kaiserlichen Landsknechte scheinen ihn so angesehen zu haben. Das Tagebuch führt einen interessanten Beleg dafür an. Zwei kaiserliche Soldaten, beide nicht mehr ganz nüchtern, standen vor einem Bilderladen, wo unter anderen auch ein Porträt des Kurfürsten hing. Da fällt es dem Einen bei, schlechte Späße zu machen über die Schramme, das Andenken von Mühlberg, welche auf der Wange des Kurfürsten zu sehen war. Der Andere verweist ihm das. Es kommt zum Wort-

wechſel, ſie ziehen die Schwerter und der Zweite erſticht den Erſten, den Spötter, rettet ſich aber ſpornſtreichs durch die Flucht.

Das Unglück und die Art, wie es getragen wurde, hatte alle Schuld des Mannes in den Augen ſeiner Glaubensgenoſſen getilgt. Denn wenn man eine nur etwas ſcharfe Kritik hätte anlegen wollen, ſo hätte man ſeiner grenzenloſen Unfähigkeit denn doch mit Recht den größten Teil des Mißgeſchickes zuſchreiben müſſen, das die Proteſtanten ſeit dem Herbſte 1546 getroffen hatte. Aber davon iſt bei Wolrad keine Rede, und er iſt hierin mehr wie anderswo nur das Organ der öffentlichen Meinung.

„Heute war es der ewig von uns Deutſchen zu betrauernde Jahrestag, daß der erlauchte Kurfürſt Johann Friedrich an der Elbe mit wenigen Getreuen gefangen wurde, indem ſich ſein Heer zur Flucht wandte und ein großer Teil ſeines Adels zum Feinde abfiel" — ſo lautet am 24. April die Geſchichte der Mühlberger Schlacht, die wir freilich etwas anders kennen. Aber was folgt, rechtfertigt ſchon einigermaßen die Parteiſtellung: „Die ſpaniſche Wache des Gefangenen und die übrigen ſpaniſchen Hackenſchützen gaben drei gewaltige Freudenſalven vor ſeiner Wohnung und jubelten und ſchrien Viktoria. Doch der mannhafte Fürſt ſah aus dem Fenſter ruhig zu und lachte über das tolle Gebahren der Schufte." Es iſt das würdige Gegenſtück zu der heroiſchen Paſſivität, mit der er gerade zwei Monate vorher, am 24. Februar 1548, aus demſelben Fenſter zugeſehen hatte, wie ſein treuloſer Vetter Moritz, mit dem kurfürſtlichen Schmucke bekleidet, den kaiſerlichen Thron feierlich beſtieg und die als Lohn des Verrats ihm verheißenen fürſtlichen Lehensfahnen aus der Hand des Kaiſers empfing.

Was unſer Graf für den Gefangenen tun konnte, beſchränkte ſich freilich nur auf gute Wünſche und brünſtige Gebete für ſeine Befreiung, wie ſie damals täglich von tauſend Kanzeln in ganz Deutſchland zum Himmel emporgeſtiegen. Wo die kaiſerliche Macht oder die ſpaniſche Soldateska allzu ſchwer drückte, z. B. in Augsburg ſelbſt, durften es die Geiſtlichen allerdings nicht wagen, den Namen des Märtyrers zu nennen, aber wenn ſie am Schluſſe ihrer Predigt regelmäßig die Gemeinde zu einem Gebete für alle die aufforderten, welche um des Glaubens willen gefangen und elend ſeien, wußte doch Jedermann, für wen gebetet wurde. Daß ſeine Heimſuchung nur eine vorübergehende ſei, wie die von ganz Deutſchland wegen der Sündenſchuld, die das Volk auf ſich geladen hatte

— in dieſer Ueberzeugung beharrte und tröſtete ſich der fromme Graf. Es iſt dieſelbe, die alle ernſteren und tieferen Gemüter erfüllte, und ſie ſollte ſich bald herrlich bewähren. „Die auf Gott vertrauen, werden nicht zu Schanden werden. Auch die mächtigſten Reiche haben ihre Zeit", heißt es bei Erwähnung eines treffenden Urteils des Kaiſers über Johann Friedrich. Als er im Jahre 1547 mit eigenen Augen das fruchtbare Land und die feſten Städte ſeines Gegners ſah, meinte er: „Der Herzog Johann Friedrich iſt von kräftiger Statur und hat gewaltige Schenkel, aber ſeine Beine ſind zu ſchwach, um ſo viel Gut gleichmäßig zu tragen" — zugleich ein nicht eben feiner Spott über die körperliche Unbehilflichkeit des wackeren Herrn, dem ſein Torgauer Bier nur allzu gut zu bekommen pflegte. Einen zarten Liebesdienſt konnte der Graf doch dem verehrten Fürſten erweiſen, von welchem dieſer wohl nie etwas erfahren hat. Bei dem Herumſtreifen in den Straßen der Stadt wurde Wolrad vor einem Laden das Porträt des Kurfürſten gewahr, das von dem Händler abſichtlich ſo ausgehängt war, daß es einem anderen, dem des Großtürken, gerade ins Geſicht ſchaute. Raſch kaufte der Graf beide für ſechs Batzen, um dieſer ſchmachvollen Schauſtellung ſeines Helden ein Ende zu machen. Nach einigen Wochen wurden ſeine Augen wieder durch denſelben Anblick beleidigt, und wieder verfuhr er auf dieſelbe Art. Bekanntlich pflegte die katholiſche Partei dem Kurfürſten und allen Schmalkaldenern ein geheimes Einverſtändnis mit dem Großtürken als ärgſtes aller ihrer Verbrechen vorzuwerfen. Tatſächlich exiſtierte nichts davon, aber es iſt nicht zu leugnen, daß man es im ſchmalkaldiſchen Lager nicht ungern ſah, wenn der Kaiſer durch den Erbfeind der Chriſtenheit etwas in Athem gehalten wurde. Um ſich direkt mit ihm zu verbinden, dazu hätte man ein weites Gewiſſen haben müſſen, wie es die allerchriſtlichſten Könige von damals hatten.

Als warmer Patriot empfand es Wolrad beſonders ſchwer, daß fremde Soldaten, und nun gar die ſo gründlich verhaßten Spanier, den edlen deutſchen Fürſten bewachten. „Es iſt und bleibt ein Kummer und eine Schmach für uns Deutſche, daß Spanier unter Trommelſchall vor die Wohnung des trefflichen Johann Friedrich rücken dürfen, um da die Nachtwache zu beziehen", notierte er im Tagebuch, als er Abends um acht Uhr die verſchiedenen Wachen hatte aufziehen ſehen.

Der Kaiser erhielt eine deutsche Wache, und das erschien Wolrad ebenso unpassend, wie die spanische bei dem Kurfürsten. Es ist das ein kleiner, aber doch sehr charakteristischer Zug für die ganze Stellung des Kaisers zu dem deutschen Volke und Wesen. Er gilt eben nicht für einen Deutschen, wie er selbst auch niemals es darauf abgesehen hat, für einen solchen zu gelten. Er war, wenn er überhaupt einen besonderen nationalen Typus repräsentierte, ein verwälschter Niederländer mit einer gewissen phlegmatischen Vorliebe für das spanisch-aristokratische und katholische Wesen. Unter allen Erscheinungen der damaligen Welt gibt es aber gewiß keine entschiedeneren Gegensätze, als diese spanische Art und die deutsche des Reformationszeitalters, die so durch und durch demokratisch und protestantisch war. Doch hat unser Wolrad den Respekt vor der geheiligten Person des Reichsoberhauptes auch in seinen vertrautesten Aufzeichnungen nicht bei Seite gesetzt. Begreiflich zog es ihn nicht allzu sehr in die Nähe dieser fremdartigen Majestät, in deren Umgebung die Deutschen, auch wenn sie zur siegenden Partei gehörten und die erfolgreichsten Dienste geleistet hatten, doch immer über die Achsel angesehen wurden. Hier war nur für Spanier, Wallonen und Franzosen oder verwelschte Niederländer, wie der gebietende Herr selbst, ein passender Platz, allenfalls für geschmeidige Italiener, die der Kaiser übrigens nicht mochte, wahrscheinlich weil er ihrer Loyalität nicht traute. Hier hörte man selten ein ehrliches deutsches Wort. Der Kaiser selbst sprach mit seinen Vertrauten und Ministern ja nur französisch, hier und da einmal spanisch oder italienisch, bei feierlichen Staatsakten allenfalls lateinisch, deutsch hat er nie gelernt, wenn man sein vlämisches Patois nicht dafür gelten lassen will. Ueber seine und seines Bruders Ferdinand Lebensweise auf dem Augsburger Reichstage berichtet Sastrow Interessantes: „Die Herren auf dem Reichstage, die weil so viel königliche und fürstliche Frauenzimmer zur Stelle, die auch viel fürstliche und gräfliche Fräuleins bei sich hatten von stattlichem, rittermäßigem Stande, deren doch viele schön und wohl geputzt, bankettierten trefflich, hatten fast alle Tage und Abende Tänze, welsche und deutsche. Sonderlich König Ferdinandus war selten ohne Gäste, wurden stets herrlich, dazu mit allerlei Kurzweil von prächtigen Tänzern traktiert. Hatt' überaus statliche, wohlgeordnete Musicam, non solum instrumentalem,

verum etiam vocalem. Neben anderen Kurzweilen stund allewege hinter ihm ein Stocknarr, den wust er frei zu stellen und mit gleichem lächerlichen Gespräch zu begegnen. Hatte gemeiniglich königliche, chur- und fürstliche Personen utriusque sexus zur Gesellschaft am Tische sitzen, mit denen er ohne Aufhören kurzweilige Gespräche hielt, denn der Mund stund ihm nimmer stille. Ich habe auf den Abend bei ihm einen Tanz gesehen, daß ein spanischer Herr, so ein lang Kleid bis auf die Erde, daß man von deren Füßen nicht wohl etwas sehen konnte, an hatte, ein Fräulein aufzog und mit demselben ein Algarde oder Passioneſa (wie sie es nennen, ich verstehe es nicht) tanzete. Er tat ab und zu gewaltige Sprünge, sie auch; wußte ihm von allen Seiten zu begegnen, daß es mit Lust anzusehen war. Und war dann der Tanz zu Ende, fing ein ander Paar einen welschen Tanz an. Dagegen sein Herr Bruder, der römische Kaiser, ungeachtet daß seine Schwester und Schwestertochter, sein Bruder und desselben Tochter, die Herzogin von Bayern, alle Churfürsten und so viel Fürsten da zur Stelle, hielt gar kein Bankett, ja behielt Keinen bei sich. Wenn sie allbereit auf den Dienst warteten, ihn aus den Kirchen in sein Gemach, da er sich an den Tisch setzte, begleiteten, gab er ihnen dann einem nach dem anderen die Hand, ließ sie gehen und setzte sich allein an den Tisch, redete auch nicht, sondern einmal, als er aus der Kirche in sein Gemach kam, sich umher sahe und Carlowitzen*) nicht gewahr wurde, sagte er zu Hertzog Moritzen: ‚Ubi est noster Carlevitius?‘ und als er antwortete: ‚Gnädigster Kaiser, er ist etwas schwach!‘ rief er seinen Medicum: ‚Vesali, Ihr sollt zum Carlowitz gehen; der soll etwas krank sein; seht, daß Ihr ihm helfet!‘ Ich habe ihn auf etlichen Reichstagen viel Mal essen gesehen, da sein Herr Bruder König Ferdinandus auch zur Stelle; aber den nie zu sich gezogen, sondern wenn die Essen aufgetragen wurden von jungen Fürsten und Grafen, jedes Mal vier Trachten (Gänge), in einer jeden sechs Gerichte, vor ihm auf den Tisch gesetzt, die oberen Schüsseln nach einander davon genommen. Gegen die, davon er nicht begehrte, schüttelte er den Kopf; davon er aber essen wollte, winkete er mit dem Kopfe, zog dasselbige vor sich. Und durfte wohl stattliche Pasteten, Wildpret und wohlzugerichtete Ferkula

*) Christof von Carlowitz, der bekannte Kanzler des Kurfürsten Moritz von Sachsen.

wegtragen lassen und behielt eine Bratportion, ein Kälberkopf und dergleichen. Ließ sich nicht vorschneiden, braucht auch das Messer nicht viel, sondern schnitt so viel Stücklein Brod, so groß als er jedes Mal in den Mund stach, und vom Gericht, davon er essen wollte. An dem Brode, da es ihm zum Besten gefiel, löste er mit dem Messer; sonst brach ers mit den Fingern von einander, zog die Schüssel unter das Kinn und aß so natürlich, jedoch reinlich und sauber, daß man seine Lust daran zu sehen hatte. Wenn er trinken wollte (wie er dann nur drei Trunk über die Mahlzeit that), so winkte er seinen Doctoribus Medizinae, die vorm Tische stunden; die gingen hin zum Tresor, darauf stunden zwei silberne Flaschen und ein Kristalglas, da gerne 1½ Stück ingingen, gossen aus beiden Flaschen das Glas voll. Das trank er rein aus, daß nichts darin blieb, sollt er auch zwei oder mehr Malen Athem holen, ehe ers von dem Munde zog. Sonst redete er nicht über Tisch. Stunden wohl Schalksnarren hinter ihm, die allerlei Possen reißen konnten, er kehrte sich aber nicht daran, mochte etwa, wenn sie etwas gar Kurzweiliges sagten, mit einem halben Lächeln den Mund verziehen. Ließ sich auch nichts anfechten, daß viel da stunden, so den Kaiser essen sehen wollten. Hatt' eine stattliche Kantorei, auch Musicam instrumen alem, die sich in den Kirchen wohl hören ließen, aber in seinem Gemach klangen sie nicht. Die Mahlzeit wehrte nicht wohl eine Stunde; wurd' Alles weggeräumt, Sessel und Tisch zusammengeschlagen und aus dem Gemach getragen, daß nichts mehr als die vier Wände blieben, allenthalben mit köstlichen Tapeten behängt. Wann ihm dann das Gratias vorgebetet, reichte man ihm ein Federkielchen, damit säuberte er die Zähne, waschte sich und stellte sich in eine Ecke des Gemaches nach dem Fenster; da mochte ein Jeder kommen, übergeben Supplikationes oder berichten, mündlich, dem sagt' er sofort, wo er Bescheid bekommen sollte. Dem, und nicht dem Vater, folgte Kaiser Maximilianus auch mehrentheiles."

Das einzige Mal, wo Wolrad dem Kaiser gegenüber zu stehen kam, war jene traurige Szene der Abbitte, aber auch da ging es ganz spanisch feierlich still, ohne ein einziges Wort ab. Doch war unser Graf viel zu sehr ein Deutscher, als daß er nicht auch das Gute und Große an seinem Feinde und Bedränger anzuerkennen gewußt hätte. Diese und jene Anekdote, die er von dem Kaiser

hörte und aufzeichnete, leistet dafür Gewähr. So das anderweitig, so viel wir wissen, nicht aufbewahrte Gegenstück zu dem freilich auch sagenhaften großmütigen Worte in der Wittenberger Schloßkirche vor dem Grabe Luthers: „Ich führe keinen Krieg mit Todten.“ Als der Kaiser vor dem Beginn des Augsburger Reichstages in Ulm weilte, wurde er darauf aufmerksam gemacht, daß in dieser Stadt von einem ketzerischen Geistlichen eine freche Schmähschrift gegen seine Person verfaßt worden sei. Er fragte den Angeber blos, ob das geschehen sei, ehe er die Stadt wieder zu Gnaden angenommen habe, oder vorher. Als es sich herausstellte, daß das Pamphlet der früheren Zeit angehörte, schnitt er alles Weitere mit den Worten ab: „Damals waren die Ulmer unsere Feinde, jetzt sind sie wieder zu Gnaden angenommen.“

Den römischen König Ferdinand, den Bruder des Kaisers, hat Wolrad nur ein einziges Mal gesehen bei einem Spazierritt. Auch er durfte, wenn auch minder markiert als sein Bruder, als ein fremder Fürst gelten. Auch in ihm war nichts Deutsches, als das Blut des Vaters und der zufällige Umstand, daß er über eine Anzahl der schönsten deutschen Länder, das Erbe der Habsburger, als eigentlicher Landesherr gebot, während sein Bruder sich blos mit der mehr imaginairen Stellung eines Kaisers begnügte und dafür in den Niederlanden, Spanien und Italien als wirklicher Herrscher waltete. Ferdinand hat wenigstens deutsch gelernt und sich auch notdürftig in der Muttersprache seines Volkes auszudrücken vermocht. Dagegen bekundet das Tagebuch ein lebhaftes Interesse für den Erzherzog Maximilian, den ältesten Sohn des römischen Königs. Er führte damals den Vorsitz im Reichsrat, dem später sogenannten Reichshofrat, und in dieser Stellung kam er auch mit den waldecker Grafen in geschäftliche Berührung. Denn hier hätte eigentlich ihre Sache entschieden werden sollen, und der Form nach geschah es auch so, in Wirklichkeit aber waren es die Granvellas und Vigilius, in deren Hand die Entscheidung lag, wie bei allen wichtigeren Angelegenheiten, gleichviel ob sie deutsche oder ausländische waren. Doch mochte immerhin die Fürsprache eines so hochgestellten Prinzen von Wert sein, und so bemühten sich denn auch die waldecker Grafen vielfach darum. Maximilian bezeigte sich teilnehmend und wohlwollend, das war aber auch Alles, was er gewähren konnte, doch auch dafür war

ihm Wolrad ſchon dankbar. Er rühmt öfters ſeine Herablaſſung und Freundlichkeit, er bekennt ſeine Hoffnungen, die er gerade auf dieſen Fürſten geſetzt hat. Es waren dieſelben, die damals faſt ganz Deutſchland oder doch das ganze proteſtantiſche Volk hegte. Man glaubte zu wiſſen, der Erzherzog ſei der gereinigten Lehre günſtig geſinnt und blos durch ſeine Stellung als Sohn und Neffe gehindert, ſich offen für ſie auszuſprechen. Im Gegenſatz zu Oheim und Vater machte ihn auch das in ſeiner Art und Natur entſchieden überwiegende deutſche Element populär. Wolrad wünſchte ihm, daß der, welcher die Herzen der Könige in ſeiner Hand hat, es ſo lenken möge, daß er ſeine trefflichen Naturgaben zur Ehre Gottes, zum Vorteil ſeiner Untertanen und zu ſeinem eigenen Seelenheil anwende und daß er die Schmeichler und Ohrenbläſer von ſich fern halte.

Dieſer fromme Wunſch iſt bekanntlich in Erfüllung gegangen. Denn wenn auch Maximilian als Nachfolger ſeines Vaters auf dem Kaiſerthron es nicht vermochte, mit den Traditionen ſeines Hauſes ganz zu brechen und ſich offen für die Reformation zu erklären, ſo hat er doch wenigſtens bei allen Parteien den Namen eines wohlwollenden, friedfertigen und gerechten Fürſten erworben. Damals handelte es ſich gerade darum, ihn als Statthalter ſeines kaiſerlichen Oheims nach Spanien zu ſchicken. Es war dies einer der vielen feingeſponnenen Fäden der Granvellas oder des Kaiſers ſelbſt, welche durch das jähe Zufahren des Kurfürſten Moritz zerriſſen wurden. Man wollte ihn aus dem Lande der Ketzerei entfernen und in das Paradies des wahren Glaubens ſchicken, weil man ihm von dieſer Seite her nicht traute. Aber man wollte auch durch ſeine Entfernung Raum für Don Philipp, den Sohn des Kaiſers, gewinnen, den dieſer gern als ſeinen Nachfolger auch auf dem Kaiſerthrone oder mindeſtens als Nachfolger ſeines Bruders Ferdinand geſehen hätte. Maximilian mußte ſich fügen, obgleich er es ungern genug getan hat, da auch ſein Vater von Seiten des Religionspunktes — den andern verſchwieg man ihm einſtweilen noch — dafür gewonnen war. So rüſtete er ſich damals zu ſeiner ſpaniſchen Reiſe, unter Anderem auch durch Aderläſſe und ſtärkende Bäder, als Präſervativ gegen die üblen Einflüſſe des ſpaniſchen Klimas.

Der „geharniſchte Reichstag" verleugnete auch darin ſeinen Charakter nicht, daß es häufig in den Straßen der Stadt zu

blutigen Auftritten unter dem Kriegsvolk aller Nationen kam. Nichts Gefährlicheres konnte es für den Kaiser geben, als ſolche Szenen, und es geſchah alles Mögliche, um ſie zu vertuſchen. Zwar kam es in Augsburg niemals ſo weit, wie im Lager vor Halle, wo einmal Spanier und Deutſche eine förmliche Schlacht geliefert und auf ſpaniſcher Seite ſiebenzig, auf deutſcher achtzehn Tote gezählt worden waren, wo ein ſpaniſcher Grande ſeinen Verſuch einer Friedensſtiftung mit einem tötlichen Bade in der Saale bezahlt hatte, wo der Erzherzog Maximilian von den wütenden Haufen inſultiert und verwundet worden war und der Kaiſer ſelbſt honigſüße Worte hatte hergeben müſſen: „Liebe Deutſche, ich weiß, Ihr habt keine Schuld!“ — ſie hatten aber diesmal wirklich Schuld — „gebt Euch zufrieden, ich will morgen die Spanier hängen laſſen.“ Es mag ihm ſauer genug angekommen ſein, aber wenn er auch die Spanier nicht hängen ließ, ſo durfte er doch auch den deutſchen Rädelsführern kein Haar krümmen. Als er ſeine Reſidenz in Augsburg aufſchlug, war es das erſte, daß er einige Galgen und Räder als Warnungszeichen für ſeine trotzige Soldateska mitten in der Stadt vor dem Rathauſe aufrichten ließ, und ſie ſind oft genug gebraucht worden. Erhob ſich ein Streit zwiſchen dem Kriegsvolk, ſo konnte man ſicher ſein, daß das Volk für die Deutſchen und gegen die Spanier Partei nahm; ſo einmal an den Fleiſchbänken, wo die rüſtigen Fleiſcherknechte ihren Landsleuten beiſprangen und eine Anzahl Spanier auf dem Platze blieb. Es war dies eines der vielen Symptome des tiefen Haſſes, welcher damals das ganze deutſche Volk gegen die Spanier erfüllte. Wie unſer Volk von jeher und auch damals geartet hatte, gehörte viel dazu, bis ſich ein ſolcher Haß anſammelte; denn leider war es ja in ſeiner argloſen Gutmütigkeit immer nur zu ſehr geneigt, ſich die Haut über die Ohren ziehen zu laſſen und das höchſtens für einen ſeltſamen Spaß zu halten.

Aber die Spanier betrugen ſich nicht blos wie übermütige Sieger, ſondern wie eingefleiſchte Teufel; Freund und Feind war ihnen gleich, und was ſie an unerhörten Schändlichkeiten aller Art in den Territorien katholiſcher oder mit dem Kaiſer verbündeter Herren verübten, war faſt noch ärger, als was in Feindes- und Ketzerland geſchah. Die deutſchen Landsknechte dieſer Zeit waren freilich auch keine Lämmer und Leben und Eigentum von Freund

und Feind war unter Umständen auch bei ihnen vogelfrei: aber weil sie ihre deutsche Nationalität nicht verleugnen konnten, brachten sie es nie und nirgends zu jener raffinierten Bestialität, welche nicht blos den spanischen, sondern so ziemlich allen Soldaten romanischer Nationalität gleichsam angeboren zu sein schien, sobald sie im fremden Land sich die Zügel schießen lassen zu dürfen glaubten. Ihre kannibalische Wollust empörte mit vollem Rechte unser Volk am allermeisten, das von solchen Greueln nicht einmal eine Ahnung hatte. Man lese nur die Schilderung, welche Sastrow, der Begleiter des kaiserlichen Heeres auf dem Zuge von Sachsen nach Schwaben im Sommer 1547, also nach wiederhergestelltem Frieden, davon entwirft.

Auch unser Tagebuch gibt eine Reihe selbsterlebter oder von Anderen mitgeteilter Charakterzüge über das Gebahren dieser Rotte und die Volksstimmung in Deutschland. Es erwähnt der nichtswürdigen Vexationen, welche die spanischen Besatzungen in verschiedenen süddeutschen Reichsstädten, in Hall, Heilbronn, Ulm, Weißenburg 2c. an der wehrlosen Bevölkerung verübten. Man hatte sie hier überall gegen das ausdrückliche kaiserliche Wort aufgenommen, daß sie weder die Bewohner noch die Religion stören dürften. Aber wo sie einmal sich eingenistet hatten, waren beide verloren. So mochte denn die bloße Drohung, Spanier zu schicken, genügen, um eine Stadt wie Regensburg zur Annahme des Interims zu schrecken. Während des Feldzugs in Sachsen hatte ein Spanier einem Bauernweibe Gewalt anzutun versucht, der Mann aber den Frevler erschlagen und sich sofort auf flüchtigen Fuß gesetzt. Er eilte auf die Burg eines benachbarten Grafen und erzählte dort seine Geschichte. Der Graf gab ihm vier Kronen und versprach ihm noch mehr, wenn er noch mehr von diesem Ungeziefer ausrotte. Wolrad sah mit eigenen Augen vor den Toren von Monheim drei Leichname von Bauern auf das Rad geflochten, völlig nackt — „gegen alle gute deutsche Sitte und Scham" — die sich der unerträglichen welschen Plagegeister durch Selbsthilfe zu entledigen gesucht hatten. Hätte sich ein Führer gefunden, so wäre überall der Volkszorn losgebrochen, und keine Frage, daß die doch wenig zahlreichen Fremdlinge sofort vernichtet worden wären. Aber die geheiligte Person des Kaisers und die Politik nahmen derlei Schändlichkeiten unter den Deck-

mantel gewöhnlicher Exzesse des Krieges. Doch hat nichts so sehr dazu beigetragen, den Kaiser um den letzten Rest von Popularität zu bringen und seine schmähliche Katastrophe von 1552 vorzubereiten, als das Gebahren seiner „spanischen Bösewichte", vom Herzog von Alba an bis herunter zu den gemeinen Hackenschützen. Plündern und Stehlen verstand sich bei dieser Rotte von selbst. Als einmal ein paar Spanier in Augsburg gehenkt wurden, meinte Sastrow, der der Exekution zusah: „sie werden eben gestohlen haben, wie das ihre Art ist." Als bei dem Kurfürsten Moritz in die Silberkammer eingebrochen wurde, war ganz Augsburg am folgenden Morgen fest davon überzeugt, daß die ergriffenen Diebe Spanier sein müßten. Es waren aber zufällig Franzosen, Landsleute und Granvellas, die sich denn auch mit landsmannschaftlichem Eifer der Schuldigen annahmen. Doch half es dies Mal nichts. Moritz war zu erbittert und die Täter wurden gehenkt, aber nach einigen Stunden vom Galgen abgeschnitten und von einem großen Kondukt fremder Soldaten feierlichst beerdigt. Denn — sagt das Tagebuch — bei diesen Leuten gilt Stehlen für kein Verbrechen.

Hätten die Spanier keinen weiteren Unfug begangen, als die gründliche Zerstörung der Wildbahnen des württemberger Herzogs Ulrich, so würde das Landvolk ihr Andenken eher gesegnet als verflucht haben. Fast täglich kamen damals ganze Wagenladungen Wild aus dem Württembergischen in Augsburg an, als Gaben der dort kantinierten spanischen Truppen an ihre Landsleute in der Reichstagsstadt. Ein einziger Gerber soll nach dem Tagebuch im Laufe dieses Frühlings und Sommers nicht weniger als 900 Hirschhäute verarbeitet haben. Der Zusatz enthält eine traurige Wahrheit: „So haben die armen Deutschen so viel Sorgfalt auf die Wildbahnen verwandt zu großem Schaden des Landmannes und zum Gespötte der Spanier und der kaiserlichen Hofschranzen." Herzog Ulrich hat unter den damaligen deutschen Fürsten bekanntlich den Preis als Nimrod davongetragen, obwohl nur wenige von dem Jagdteufel ganz frei waren, zu welchen Wenigen auch unser Graf gehörte. Selbst der fromme Kurfürst Johann Friedrich ist auch hierin nicht ganz vorwurfsfrei. Es wurde als ein Zeichen Gottes angesehen, daß ihn sein Unglück gerade in der Mitte seiner größten Wildbahnen, in der Lochauer Haide bei Mühlberg ge-

troffen habe, wo er ſo oft zu größtem Verdruß und Schaden ſeiner Untertanen dieſer noblen Paſſion gefröhnt hatte.

Das Gebet Wolrads: „Herr befreie uns von dieſem unſeligen Volke!“ iſt damals in kräftigen Variationen täglich und ſtündlich von Hunderttauſenden zum Himmel emporgeſtiegen. Auch er hat es ganz ſo empfunden wie der einfache Sinn des Volkes, wenn er ſein liebes Vaterland als ein von Feinden erobertes und verwüſtetes beklagt. Alle Schönfärberei damaliger und ſpäterer Parteidarſtellung im kaiſerlichen Intereſſe konnte das Gewicht der Tatſachen nicht aufheben. Man ſagte und ſagt wohl noch: „Die Spanier ſind Truppen des Kaiſers geweſen, alſo konnten ſie keine Feinde ſein.“ Es iſt dieſelbe Logik, welche die Wallonen und Kroaten des dreißigjährigen Krieges auch als „befreundete Truppen“ aufmarſchieren läßt, weil ſie ein deutſcher Kaiſer gegen das deutſche Volk losgelaſſen hat. Aber dieſe Logik iſt weder 1547 noch 1630 von dem deutſchen Volke begriffen worden, deſſen Begriffsfähigkeit doch ſonſt nicht allzu enge beſchränkt zu ſein pflegt. Der Beweis dafür liegt darin, daß man 1552 Moritz wirklich als den Befreier Deutſchlands und achtzig Jahre ſpäter den Schweden Guſtav Adolph als einen von Gott ſelbſt geſandten Erretter aus namenloſer Knechtſchaft anſah und ſich bis auf den heutigen Tag durch alle Parteideklamationen darin nicht hat irre machen laſſen.

Man braucht deshalb noch keineswegs den konfeſſionellen Standpunkt unſeres Grafen zu teilen, um in ſeine ſo oft wiederholten Gebete für die Befreiung des deutſchen Vaterlandes einzuſtimmen. Dieſe Gebete geben viel zu denken. Es verſteht ſich von ſelbſt, oder verſtand ſich wenigſtens damals von ſelbſt, daß eine ſo wohlgeartete Natur wie die Wolrads auch des letzten und feſteſten Ankergrundes aller ſittlichen und männlichen Würde, eines kräftigen Patriotismus, nicht entbehrte. Daß er bei ihm ſich aufs Innigſte mit der konfeſſionellen Stellung verſchmolz, iſt in der damaligen Zeit gleichfalls ſelbſtverſtändlich, denn eine der treibenden Kräfte der Reformation, vielleicht die bedeutendſte unter allen, war das energiſche Nationalgefühl der Zeit, welches die Anmaßungen, Geldſchneidereien und Gewiſſenstyrannei des „welſchen Mönches“ — der populärſte Titel des Papſtes bei dem deutſchen proteſtantiſchen Volke — nicht länger mehr ertragen

mochte. Man kann auch für die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts noch gelten lassen, was unbestritten für den Anfang desselben gilt, daß alles, was deutsch fühlte und dachte, sich von der verwelschten alten Lehre abwandte. Aber wie konnte es geschehen, daß eine so überwiegende Majorität sich von einer so geringfügigen Minorität schlagen und unterdrücken ließ, wie es im schmalkaldischen Kriege und nachher geschah? An physischem Mute hat es jener damals so wenig, wie zu irgend einer Zeit unserem Volke gefehlt. Warum aber diese wehmütigen Klagen, dieses duldende Harren, diese kummervollen Seufzer nach der Hilfe des himmlischen Herrn, da man doch selbst sich recht wohl hätte helfen können? Der äußerliche Pragmatismus der Zeitläufe liegt so klar vor, daß es sehr leicht ist, zu demonstrieren, weshalb die Schmalkaldener geschlagen werden mußten und der Kaiser Sieger blieb. Aber damit ist nichts gewonnen. Denn hinter diesen nächsten Gründen, die jedes Kind verstehen kann, liegt wieder ein anderer dunkler Hintergrund, woran aller landläufiger Pragmatismus zu Schanden wird.

Es ist leicht zu sagen, man hätte weniger beten und besser die Arme regen sollen, dann würde es anders gekommen sein. Aber die englischen Puritaner haben jedenfalls noch mehr gebetet und gesungen, als die frömmsten unserer Landsleute von damals, und es würde sich übel mit der geschichtlichen Wahrheit vertragen, wenn man behaupten wollte, daß sie dadurch irgendwie zu kurz gekommen seien. Wenn unsere deutschen Protestanten dieselbe Sicherheit und Freudigkeit des Gewissens gehabt hätten wie jene, so würden sie jedenfalls ebenso gefochten und gesiegt haben. Aber diese fehlte, weil man nach angeborener volkstümlicher Art zu viel reflektierte und darüber das Gemüt und das Gewissen in Zweifel und Unschlüssigkeit versetzte. So ging man mit halbem Herzen in den Kampf. Das Gewissen gebot, für das gereinigte Evangelium Gut und Blut zu opfern, aber es verbot auch, gegen die Treue, die man dem Kaiser schuldete, zu handeln. Luther selbst ist über dieses Dilemma nie hinweggekommen, und er war glücklich zu preisen, daß ihm der Tod den Anblick der praktischen Resultate dieser Glaubenszweifel ersparte. Als man geschlagen und hart bedrängt war von einem arglistigen und treulosen Sieger, da hatte man wohl den Mut des passiven Widerstandes, den

Heroismus des Märtyrertums, da fühlte man sich eins und sicher im Gewissen, als es galt, zu leiden und nicht zu handeln. Das ist der Eindruck, den die Gebete unseres Tagebuches machen; es ist auch hierin ein getreuer Spiegel der Gesinnung in dem besten Teile unserer Nation.

Ein anderer Zug einer weniger ehrenvollen Geisteshaltung, die gleichfalls wesentlich die Niederlage des Protestantismus verursachte, ist kaum in einer leisen Andeutung wahrzunehmen. Ein großer Teil des deutschen Volkes in dieser Zeit wird von jenem allerdings grellen Worte eines italienischen Beobachters, dessen schon oben gedacht wurde, getroffen: „Dem Weine ist diese Nation noch mehr als Martin Luther ergeben." Setzt man statt Wein behaglichen Lebensgenuß, so ist nichts Uebertriebenes daran. Man ehrte und liebte diesen gereinigten Glauben, er war und blieb das teuerste Kleinod der Seele, aber man ging doch nur sehr schwer daran, um seinetwillen das ganze leibliche und bürgerliche Dasein auf's Spiel zu setzen. Man fühlte sich damals in der allseitig verbreiteten Wohltätigkeit und Weichlichkeit eines genußlichen Lebens so gemütlich, wie zu keiner anderen Zeit. Man suchte sich, nur um darin nicht gestört zu werden, durch die gewöhnlichen Sophistereien des Herzens zu betrügen, und es gelang nur zu gut. Besonders haben unsere sonst so wackeren Reichsstädter in dieser Katastrophe darin ein Uebriges getan, und vor allen vielleicht am meisten die Augsburger, die freilich auch am härtesten dafür gestraft wurden.

Als unser Graf nach seiner gewohnten Art die stolze Inschrift des gewaltigen Roten Tores in sein Tagebuch notierte: „Die goldene Freiheit hat diese Bollwerke aufgethürmt . . .", bemerkte er: „jetzt ist die Freiheit der Augsburger so ziemlich von Stroh." Und so war es auch, denn Karl V. „stellte jetzt obersten Bürgermeister hier vor", und es war ein strengerer als seine städtischen Kollegen, die der damalige Volkswitz „Gurgelmeister" zu taufen pflegte. Wolrad fand es zwar boshaft, aber doch einigermaßen wahr. Wollte einer der eigentlichen Bürgermeister dem kaiserlichen Kollegen ja einmal sein altes reichsstädtisches Selbstbewußtsein fühlen lassen, so mochte er sich an dem, was dem Bürgermeister Jakob Herbrot gerade in diesen Tagen widerfuhr, ein warnendes Beispiel nehmen. Dieser Jakob Herbrot gehörte

zu denen, welche im Vertrauen auf ihre vollen Geldkästen, ihre stattlichen Häuser und prächtigen Gärten immer noch nicht begreifen wollten, daß es Zeiten geben könnte, wo ihnen das alles nichts helfen sollte. Als er einmal von dem Kaiser zu einer Privataudienz zitiert wurde, entschuldigte er sich mit vorgeblichem Unwohlsein. Aber der Kaiser schickte ein Kommando Spanier, welche den stolzen Herrn aus dem Bette und im ärgsten Negligé über die Gasse in den Arrest transportierten. Das Schlimmste folgte jedoch erst später. Er mußte wegen Mißachtung der kaiserlichen Majestät eine sehr hohe Strafe zahlen und sein Amt verlor er ohnedies bald darauf, wie alle seine Kollegen. Denn nachdem der Kaiser durch dergleichen Schreckmittel die ohnehin schon genugsam eingeschüchterte Bürgerschaft ganz geschmeidig gemacht hatte, griff er aus kaiserlicher Machtvollkommenheit geradezu in die Verfassung der Stadt ein, zerstörte die alte Zunftordnung und setzte ein streng patrizisches Regiment ein. Freilich hatte er, wie den Glauben, so auch die Freiheit der Stadt zu schützen versprochen, als sich ihm im Herbst 1546 die Augsburger unterwarfen. Aber Ketzern und Rebellen brauchte man ja nach der Doktrin der kaiserlichen Hoftheologen und welschen Hofjuristen kein Wort zu halten.

Unter allen den unglaublichen Dingen, die im Laufe des schmalkaldischen Krieges geschehen waren, mochte wohl die Uebergabe von Augsburg das Unglaublichste gewesen sein. Jedermann wußte, daß die Stadt, die stärkste Festung in ganz Deutschland, einer Belagerung auch von einem viel furchtbareren Heere, als dem damaligen kaiserlichen, auf lange hinaus gewachsen war. Jedermann kannte ihre unermeßlichen Vorräte an dem herrlichsten Geschütz, das damals überhaupt gefunden wurde; denn hier waren ja die weltberühmten Gießereien, deren Erzeugnisse die aller Konkurrenten im In- und Ausland weit übertrafen. Der eigentliche Nerv des Krieges, Geld, war hier in solcher Fülle aufgespeichert, daß nicht bloß die kaiserlichen Finanzen, sondern die aller damaligen Potentaten der Christenheit hierher für ihre stets wiederkehrende Ebbe Zuflucht zu nehmen sich gewöhnt hatten. Das Vermögen der Fugger wurde allein an barem Gelde auf vier Millionen Goldgulden geschätzt — eher zu niedrig als zu hoch — also nach dem heutigen Goldwert und dem damaligen Prozent-

ſaß etwa 200 Millionen Mark. Sie und die Welſer und die Baumgartner hießen nicht umſonſt die reichſten Kaufleute der Chriſtenheit. Wenn ſie gewollt hätten, hätten ſie allein ein ebenſo großes Heer, wie es der Kaiſer damals notdürftig unterhielt, reichlich bezahlen können. Dazu beſaß die Stadt in ihrem ritterlichen Mitbürger Schärtlin, dem berühmteſten deutſchen Heerführer jener Zeit, einen Feldherrn, wie man ihn nur wünſchen konnte. Und doch hatte das alles, ſamt der allgemein vorhandenen Begeiſterung des Volkes für das Evangelium und ſeine ſtädtiſche Freiheit und einem ebenſo allgemeinen Haſſe gegen das welſche Pfaffentum und Franzentum am Hofe des Kaiſers nichts geholfen, die Stadt war doch übergeben worden.

Es war ein öffentliches Geheimnis, daß die Geldſäcke, die Harpyen, wie ſie unſer Tagebuch regelmäßig nennt, die Fugger, Welſer, Baumgartner, Hochſtetter, das hinter dem Rücken des Volkes bewerkſtelligt hatten. Ihr Intereſſe als Bankiers der ganzen vornehmen Welt konnte keinen Krieg vertragen, und es verſtand ſich daraum auch ganz von ſelbſt, daß ſie faſt allein in der großen Stadt mit dem alten Glauben nicht gebrochen hatten, weil es der ihrer hohen Kunden war. Das Tagebuch erwähnt beiläufig der letzten Verſuche, die der treffliche Schärtlin machte, um dieſe kleine, aber begreiflich ſehr mächtige Partei zu beſeitigen. Als er ſah, daß ſeine mutigen und verſtändigen Vorſchläge zur Verteidigung durch ihre Intriguen ſtets durchkreuzt wurden, habe er den Entſchluß gefaßt, dieſe Leute aus der Stadt zu verbannen und ſich zum Diktator zu machen. Er ſei aber wieder davon abgeſtanden, indem er mit einem ſeltenen Beiſpiel von Selbſtverleugnung lieber für ſich Gefahr an Leib und Vermögen erdulden, als das Blut ſeiner Mitbürger vergießen laſſen wollte. Es iſt von dieſem Plane Schärtlins anderweitig nichts bekannt. Man weiß nur, daß er alles aufbot, um den Magiſtrat zum mutigen Ausharren zu bewegen, aber alles umſonſt, und daß er ihm und der Stadt endlich verachtungsvoll den Rücken kehrte. Die Weichherzigkeit des Motivs paßt auch nicht auf die derbe und harte Art des Mannes, wohl aber iſt es charakteriſtiſch genug für unſeren Grafen, und nicht bloß für ihn allein, daß er dieſen Zug lobend erwähnt. Es ſpiegelt ſich eben auch darin jene Scheu vor einem ganzen und durchgreifenden Handeln, die bald auf

edlere, bald auf gemeinere Triebfedern zurückgeführt werden mag, in jedem Falle aber die Urſache des Unglücks und der Schmach geweſen iſt und immer ſein wird.

Doch hatten es die Anderen nicht beſſer gemacht als die Augsburger, obwohl ſie jetzt dieſen alle Schuld zuſchoben und nach der gewöhnlichen Art des Maulheldentums demonſtrierten, daß alles ganz anders gekommen wäre, wenn jene ſie nicht verraten hätten. Unſer Tagebuch tadelt mit Recht dieſen Haß der anderen Reichsſtädte gegen die Augsburger und Ulmer als einen ſolchen, der in den eigenen Eingeweiden wühlt, aber die Gemeinheit und Feigheit, die ſich dahinter verſteckte, brandmarkt es doch nicht nach Gebühr.

Es iſt der korrekten proteſtantiſchen Denkweiſe dieſer Zeit völlig entſprechend, daß die andere Gefahr, die des gereinigten Evangeliums, das Gemüt des Beobachters viel ſchwerer bekümmerte, als die weltliche Tyrannei des Kaiſers. Freilich gehörte ſchon ein ungewöhnliches Maß von Stumpfſinn oder Selbſttäuſchung dazu, wenn man nicht bemerkte, worauf es hier in Augsburg und anderwärts abgeſehen war. Die kaiſerliche Staatskunſt liebte zwar auch hier leiſe aufzutreten und das Wild ordentlich von allen Seiten mit Netzen zu umſtellen, und erſt, wenn der rechte Augenblick gekommen war, wurden dieſe mit raſcher und geſchickter Hand zugezogen und die zappelnde Beute erbarmungslos gewürgt. Noch war in Augsburg die neue Lehre nicht geradezu unterdrückt, oder ihre Bekenner als ſolche verfolgt worden. Doch deutete ſchon jetzt manches auf das hin, was bald kommen ſollte. Der Rat hatte, ſeinem übrigen Benehmen entſprechend, vor der Uebergabe der Stadt aus freien Stücken, aber natürlich ganz in der Stille dafür geſorgt, daß einige kleinere von den vielen Kirchen, die in der Tat zu viel für die Bedürfniſſe des neuen Kultus waren, in Stand geſetzt und dem katholiſchen Kultus zurückgegeben wurden. In der Kapitulation ſelbſt war nichts derartiges ausbedungen und nach dem Wortlaut, daß in der Religion nichts geändert werden ſollte, die Stadt zu gar nichts verpflichtet. Man glaubte aber, durch eine ſolche Liebesdienerei ſich an dem Kaiſer einen gnädigen Herrn erworben und weitere unangenehme Maßregeln abgewendet zu haben. Aber wie man es nicht beſſer verdiente, ſo wurde man auch behandelt. Der Kaiſer erklärte,

daß er ſich mit dieſen kleinen Kirchen nicht begnüge, er wolle den Dom und einige andere Hauptkirchen haben, und es blieb nichts übrig, als auch hierin nachzugeben. Mit abſichtlichem Gepränge wurde nun der katholiſche Kultus in der Stadt, die ſeiner lange genug entwöhnt war, wieder eingebürgert. Gab es auch, außer den wenigen patriziſchen Familien, die ſich noch zu der alten Kirche hielten, niemand unter den Einheimiſchen, der an ihm teilnahm, ſo füllten ſich doch die Kirchen mit den vielen Fremden, die der Reichstag und die Anweſenheit des Kaiſers in die Stadt zog. Auch gab man ſich, nach einer Notiz in unſerem Tagebuche, mit Erfolg Mühe, aus dem benachbarten Bayeriſchen, das nur durch den Lech von der Stadt getrennt war, andächtige Scharen heranzulocken. Es gehörte zu dieſem Syſtem, daß alle höheren Feſte mit möglichſt auffallendem Glanze gefeiert wurden. So bewegte ſich an Fronleichnam ſeit langen Jahren zum erſtenmal wieder eine Prozeſſion durch die Straßen. Der Kaiſer, der römiſche König, eine Menge der höchſten Herren aller Nationen folgten ihr, und was Wolrad, wie alle Proteſtanten, am tiefſten kränkte, darunter viele, die ſich zu dem Evangelium bekannten. Schon tags vorher war Feierabend durch die ſtädtiſche Polizei geboten worden, da ſich die Prediger entſchieden weigerten, das Feiertagsgebot von ihren Kanzeln zu verkündigen. Ein paar arme Weber, die ſich unpaſſende Aeußerungen über den „heidniſchen" Pomp der Prozeſſion erlaubt haben ſollten, wurden gefaßt und mit abſichtlicher Schauſtellung in Ketten durch die Straßen geführt. Es geſchah nicht blos, wie das Tagebuch meint, nach der Maxime: dat veniam corvis, vexat censura columbas, oder deutſch: die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen, ſondern es ſollten auch die corvi damit eingeſchüchtert werden. die freilich ſchon ohnehin Schrecken genug in den Gliedern hatten!

Dieſe Fronleichnamsprozeſſion war ein Stück des „pompoſiſchen" Reichstages, und der Kaiſer wußte es, wie geſagt, ſo einzurichten, daß ſo oft wie möglich dergleichen aufgeführt wurde. Der Zufall half ihm dabei. Der Tod des nahe verwandten Königs Siegmund von Polen wurde Veranlaſſung zu prunkenden Exequien am 6. Mai in der Domkirche. Daran beteiligten ſich auch die anweſenden proteſtantiſchen Kurfürſten. Unſer Tagebuch

wird hier ganz seinem sonstigen gemäßigten Style untreu. Es kann nicht derbe Worte genug finden, um diese weibische Feigheit zu brandmarken. Was ihn noch besonders kränkte, war, daß auch die Landgräfin Christine von Hessen wie eine „Taube" unter „Krähen" dabei zugegen war. Obgleich sie als Tochter des streng katholischen Herzogs Georg von Sachsen, aber auch nicht weniger als Gemahlin des protestantischen Landgrafen keine Ursache hatte, die neue Lehre für so viel besser in ihren Früchten zu halten als die alte, so gehörte sie doch zu ihren eifrigsten und treuesten Anhängerinnen. Der römische König Ferdinand hatte selbst einige hohe Herren zu ihr gesandt und hatte bei ihr die Einladung zu dieser katholischen Feier auf eine Art angebracht, daß sie nicht wohl anders konnte, als ihr Folge zu leisten, obgleich sie es mit den schwersten Gewissensängsten tat. Aber wenn sie sich nicht gänzlich alle Hoffnung auf einen Erfolg des heiligen Werkes, das sie sich zu ihrer nunmehr einzigen Lebensaufgabe gemacht hatte, der Befreiung ihres Gemahls, abschneiden wollte, so durfte sie den Kaiser und seinen Bruder nicht durch eine Ablehnung beleidigen. Diese Gewissensangst war eben auch ein Stück der schweren Dornenkrone des Martyriums, welches diese Fürstin zu tragen hatte. „Unglaubliche Geduld" rühmt Graf Wolrad als die größte ihrer Tugenden. Die hatte sie in ihrer Ehe auch in glücklichen Tagen zur Genüge erproben können — man denke nur an die angetraute Nebenfrau, die sie dem Gatten zugestehen mußte! — um wie viel mehr aber jetzt, wo sie alles vergessend nur für seine Befreiung lebte und auch starb. Denn ihr Tod, der schon im nächsten Jahre erfolgte, hatte keine andere Ursache, als die übermäßigen körperlichen Anstrengungen und die Seelenleiden, die mit ihrer trostlosen Aufgabe unzertrennlich verbunden waren. Wo sie auch hinblickte und die Hand nach Hilfe ausstreckte, da fand sie feindliche oder kalte Gesichter und Herzen. Ihr eigener Schwiegersohn Moritz von Sachsen tat wohl ungefähr so viel, als er Schande halber nicht lassen durfte, aber das war sehr wenig und fruchtete gar nichts. Ihr Gemahl drängte sie nach seiner selbstsüchtigen Art mit fortwährendem Drängen um Hilfe. Er stellte sich womöglich noch unglücklicher über seine Leiden, als es ihm zu mute war, oder als er das Recht hatte zu sein, nur um nach der Weise solcher Charaktere den andern zu verzweifelter Ueberspannung

seiner Kräfte zu treiben. Man kann sich denken, was sie bei den Berichten von den groben und höhnischen Ungebührlichkeiten seiner spanischen Wache, denen er Tag und Nacht ausgesetzt war, empfand, oder als sich das Gerücht verbreitete, er sei aus Verzweiflung über seine Leiden in Wahnsinn verfallen.

Noch war das Gemüt des deutschen protestantischen Volkes zu sehr erfüllt von der befreienden und erhebenden Macht der neuen Lehre; es fühlte noch zu sehr die Innerlichkeit des Evangeliums in ihrer ganzen Kraft, als daß auf dem Wege, den der Kaiser hier in Augsburg einschlug, viele Proselyten für die alte Kirche gewonnen worden wären. Es bedurfte erst einer beträchtlichen Herabstimmung der öffentlichen Geister, bis die äußeren Formen des katholischen Kultus wieder anders als fremdartig und abstoßend zu wirken vermochten. Dreißig Jahre später war das deutsche Volk so weit gelangt, und die natürliche Reaktion gegen jene doktrinär idealistischen Tendenzen des eigentlichen Reformationszeitalters machte ihr Recht geltend. Jesuiten und Kapuziner haben dann nicht ermangelt, den ihnen günstigen Umschwung des öffentlichen Geistes auszubeuten, und wenn auch ein großer Teil der Erfolge der sogenannten Gegenreformation äußeren Gewaltmitteln zuzuschreiben ist, so wird man doch auch billigerweise zugestehen müssen, daß ein nicht unbeträchtlicher Teil derselben auch ohne äußere Gewalt erreicht worden ist. Wie man damals, zur Zeit der vollkommensten Niederlage der protestantischen Sache, über diesen Punkt dachte, spricht unser Tagebuch überall aus.

Nachdem das Interim am 15. Mai publiziert worden war, begann eine neue Reihe von Beängstigungen und Demütigungen für den Rat der Stadt Augsburg. Gerade hier konnte der Kaiser natürlich am wenigsten gestatten, daß man das Produkt seiner klugen Staatskunst als totgeboren behandelte, und die städtische Obrigkeit hätte ihm gerne den Willen getan, wenn sich nur unter den Geistlichen und dem Volke ein nicht so heftiger Widerstand kundgegeben hätte. Erst nach Entlassung des angesehensten Predigers der Stadt und grimmigsten Gegners der neuen Bekenntnisform, Dr. Wolfgang Musculus, waren dem Interim, wenigstens in Augsburg, die Wege geebnet. Die übrigen Kollegen des geistlichen Ministeriums machten zwar ihrem Haupte keine Schande, doch hielt es nicht so schwer, nachdem man einmal den Schlag

gegen dieſes glücklich geführt hatte, auch ſie nach und nach zu beſeitigen, und das Interim herrſchte jetzt bis in's Frühjahr 1552 in den veränderten Gotteshäuſern der Stadt, von welcher das gemeinſame Bekenntnis aller Anhänger des gereinigten Evangeliums den Namen trug. So war ihr der „geharniſchte und pompoſiſche" Reichstag teuer genug zu ſtehen gekommen; er hatte die religiöſe und zugleich auch die politiſche Freiheit gekoſtet, viel mehr als dem armen waldecker Grafen, deſſen Geldbeutel wohl auch ſchwer gelitten hatte, deſſen Gewiſſen und Ehre aber rein geblieben waren, auch in jener böſen Stunde, wo er vor dem „allergnädigſten" Kaiſer auf den Knien gelegen hatte.

XIII.

Lukas Geizkofler.

Seitdem Guſtav Freytag in ſeinen „Bildern aus der deutſchen Vergangenheit“ gezeigt hat, welche Fülle kulturgeſchichtlichen Materials in den von ihm in ausgiebigerem Maße zuerſt benutzten Hauschroniken, Reiſetagebüchern, Briefen und Selbſtbiographien des 16. und der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts verborgen liegt, hat es ſich die deutſche Forſchung angelegen ſein laſſen, immer mehr von jenen intereſſanten Dokumenten aus dem Staube der Archive und Bibliotheken an das Tageslicht zu ziehen. Es gehören hierher, außer den ſchon länger bekannten Selbſtbiographien des Götz von Berlichingen, des Sebaſtian Schärtlin, des Hans von Schweinichen, insbeſondere die Autobiographien des Johannes Butzbach (1526), der Thomas und Felix Platter (1518 und 1559), des Bartholomäus Saſtrow (1540), die Reiſetagebücher des Pellicanus (1516), Albrecht Dürers (1521), des Ulrich Schmiedl (1534), des Hans Ulrich Kraft (1573), des Samuel Kiechel (1585), des Ritters Breuning (1579), des Grafen von Waldeck (1548), des Herzogs Friedrich von Württemberg (1592), des Benediktiners Reginbald Möhner (1651), die Briefſammlungen Dürers, die Zimmerſche Chronik u. v. a. In dieſe Kategorie gehört auch die Selbſtbiographie des Augsburger Juriſten Lukas Geizkofler. In ſchlichter, ſchmuckloſer Weiſe erzählt uns der Verfaſſer ſein reichbewegtes, von den mannigfachſten Eindrücken erfaßtes Leben. Den Hauptinhalt des Buches bildet die Schilderung ſeiner Jugend, ſeiner Lehr- und Wanderjahre. Ohne kunſtvolle Gruppierung, in loſem Zuſammenhang führt er uns hier ſeine eigenen Erlebniſſe vor, herab bis zu den kleinſten Unfällen. Die Urteile, die er ausſpricht, ſind häufig einſeitig, die Anekdoten, die er erzählt, gewiß vielfach zweifelhaft, aber überall zeigt er ein warmes Herz, einen edlen Sinn, einen offenen und feinen Blick. Seine Schrift ſtellt uns zugleich mitten hinein in das

16. Jahrhundert, denn der Verfasser berichtet auch über die Reformationsversuche in Italien, über die Anfänge des Protestantismus in Tirol, über die Pariser Bluthochzeit, über die Universitäten von Straßburg und Paris, über den Welthandel des Fuggerschen Hauses und über eine Menge von Personen, mit denen er im Verkehr gestanden. Leider bricht die Erzählung mit der Verheiratung und dauernden Niederlassung Geizkoflers in Augsburg ab. Wie ein echter deutscher Bürger betrachtet er mit der Heirat und der Gründung eines Hausstandes sein Leben innerlich und äußerlich für abgeschlossen. Was weiter sich ereignet, ist Geschäft, Arbeit, oder gehört in das innere Leben der Familie, das vor dem Einblick der Außenwelt sorgfältig verschlossen bleiben muß.

Lukas Geizkofler wurde am 18. März 1550 zu Sterzing in Tirol geboren, als der zwölfte und jüngste Sohn seines Vaters, der dort als Bürger, Gutsbesitzer und Gewerke ansässig war. Die Geizkofler gehörten zu den alten Geschlechtern des Landes. Zwar machten sie später, als sie sich zu dem Stande der Ritterbürtigen hinaufgearbeitet hatten, den Versuch, diesem ihrem neuen Adel eine solide geschichtliche Basis zu geben, indem sie ihr Geschlechtsregister bis ins zwölfte Jahrhundert, wo sie als ritterliche Mannen in der Oberpfalz und im Nordgau seßhaft gewesen sein wollten, hinaufrückten; für den Eingeweihten hat ein solches Verfahren ungefähr denselben Wert, wie jene Annahme der Augsburger Chronisten des 15. Jahrhunderts, daß ihre Vaterstadt in direkter Linie von den Amazonen oder gar von Paris dem Trojaner herrühre. Die Wahrheit ist die, daß die Vorfahren der Geizkofler einfache ehrenwerte Bauern der Stadt Sterzing gewesen sind. Hierauf deutet schon ihr Name hin, dessen erste Silbe ja nichts anderes als „Ziege" bedeutet. Schon während des 15. Jahrhunderts mögen sie dann allgemach auf der Stufenleiter der gesellschaftlichen Rangklassen höher emporgestiegen sein; die alten Sterzinger Stadtbücher nennen mehrere ihres Namens als Kirchenpröbste, Ratsherren und Bürgermeister, bis sie dann im Jahre 1518 vom Kaiser Maximilian I. einen Wappenbrief — eine springende Gemse, zu der später in einem zweiten Felde ein schreitender Löwe hinzukam — erhielten. Es war dies zu der Zeit, als unseres Lukas Vater, Hans Geizkofler (1498—1563), noch minderjährig, sich des Studierens halber in Padua und Bologna auf-

hielt. Als er in seine Vaterstadt zurückgekehrt war, heiratete er im Jahre 1525 die reiche Erbin Barbara Kugler.

Dieser Hans Geizkofler wird uns in den Familienaufzeichnungen als ein kluger, fleißiger und charakterfester Mann geschildert. Als ihm seine Frau den ersten Sohn gebar, gelobte er, die folgenden auf die Namen der vier Erzengel, der vier Evangelisten und der heiligen drei Könige taufen zu lassen, und er hatte die Genugtuung, daß er diesem Gelöbnis genau auf die Zahl nachkommen konnte: nicht weniger als zwölf Söhne und vier Töchter entsprossen der gesegneten Ehe. Lukas war der jüngste. Bei dem großen Kinderreichtum mochte den Eltern die Unterbringung der Söhne schwer auf dem Herzen liegen, und so ist es leicht erklärlich, daß bei den Verwandten der Gedanke laut wurde, einen von ihnen für den geistlichen Stand zu bestimmen. Aber der Vater warf einen solchen Gedanken weit weg, weil er die Gefahren des damaligen geistlichen Lebens fürchtete. Nicht etwa, daß Hans Geizkofler — wie dies von seinem Sohne Lukas bekannt ist — insgeheim der lutherischen Lehre angehangen hätte. Für eine solche Annahme fehlen uns alle Zeugnisse. Nur so viel läßt sich mit Gewißheit sagen, daß er allerdings, wenn auch nach außen ein Glied der alten Kirche, in seinem Innern bis an seinen Tod ein Freund der reformatorischen Ideen gewesen ist. Schon während seiner Studienjahre in Italien hatte er wegen seiner Hinneigung zu den Lehrsätzen des kühnen Wittenberger Mönchs manche Anfechtungen von seinen Kommilitonen zu erdulden gehabt; nach seiner Rückkehr und Niederlassung in Sterzing scheint sein Haus eines der Mittelpunkte geworden zu sein, von denen aus, wenn auch nicht eine Trennung von der alten Kirche, so doch eine freiere Gestaltung des kirchlichen Lebens angestrebt wurde. Auch in Tirol hatte der reformatorische Gedanke zeitig Wurzel gefaßt. Seine Träger waren hier namentlich die zahlreichen fremden Bergknappen, die der gute Verdienst aus allen Gegenden Deutschlands dorthin gelockt hatte. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts arbeiteten an 30,000 Knappen — darunter in Sterzing und Gossensaß allein über 10,000 — in jenem damals noch reichen und wohlkultivierten Lande, Leute von fröhlichem Gemüt, sangesfreudig und empfänglich für alles Gute und Schöne. Allein nicht blos die Knappschaft, auch viele Bauern, die Bürger in

Klauſen, Sterzing, Meran, Kitzbühel u. a. zeigten ſich der Reformation geneigt. In Sterzing reichte Pfarrer Pfauſer das Abendmahl in beider Geſtalt. Im Hauſe des Hans Geizkofler wurde die deutſche Bibel geleſen, das deutſche Kirchenlied geſungen und mannigfach über religiöſe Gegenſtände verhandelt.

Unter dieſen Einflüſſen wuchs der Knabe Lukas heran. Seinen erſten Unterricht erhielt er in der Stadtſchule zu Sterzing. Von den Zuſtänden dieſer entwirft er in ſeiner Selbſtbiographie kein anmutendes Bild; viel war, wie es ſcheint, in der Sterzinger Schule nicht zu lernen. „Elementa grammaticae", das iſt der ganze Lehrſtoff, den uns Lukas nennt. Dazu kam, daß die Methode des Unterrichts die denkbar unbehilflichſte war. Die Lehrbücher waren überall noch ſchwer zu erwerben, ein Buch war den Knaben ein Schatz, und oft ſchrieben ſie den Text ſelber für ſich ab. Noch kläglicher waren die ſozialen Verhältniſſe der Schüler. Wo eine lateiniſche Schule war, bei einem Stift oder im reichen Kirchſpiel einer großen Stadt, dahin ſchlugen ſich die Kinder des Volks, oft unter den größten Leiden und Entbehrungen, verwildert und entſittlicht durch das mühevolle Wandern auf der Straße, wie durch die Unſicherheit ihres Lebens in dem Bereich der Schule. Denn die Stifter, welche die Schule eingerichtet hatten, oder die Bürgerſchaften der Städte gaben ſolchen Fremden zwar zuweilen Obdach und Lager in beſonderen Häuſern, aber ihren Lebensunterhalt mußten ſie ſich zum größten Teile erbetteln. Die Aufſicht, die über ſie geübt wurde, war ſehr gering; nur darauf hielt man ſtreng, daß in der Zügelloſigkeit ihres Lebens Methode war; nur unter beſtimmten Formen und nur in gewiſſen Stadtteilen war zu betteln erlaubt. Wenn der fahrende Schüler an einen Ort kam, wo eine lateiniſche Schule beſtand, war er verpflichtet, in die Genoſſenſchaft der Schüler einzutreten, damit er nicht zum Schaden des Schulmeiſters und der vorhandenen Schüler die Mildtätigkeit der Einwohner in Anſpruch nahm. Wie überall, wo ſich Deutſche im Mittelalter zuſammenfanden, ſo bildete ſich auch unter dieſen Schülern eine Organiſation aus, ein Pennalismus, der eine Menge von Bräuchen und unſittlichen Geſetzen hatte, dem aber jeder einzelne verfiel, daneben die rohe Poeſie eines abenteuerlichen Lebens, die viele verdarb und nur von guten Naturen ohne Schaden für ihr ſpäteres Leben überwunden wurde. Die

jüngeren Schüler, Schützen genannt, waren, wie die Lehrlinge der Handwerker, ihren älteren Kameraden, den Bachanten, zu erniedrigenden Dienſten verpflichtet: ſie mußten für ihre Tyrannen betteln, oft ſtehlen und genoſſen dafür den Schutz, den die Fäuſte der Stärkeren geben konnten.

Solche Zuſtände waren es auch nach dem eigenen Zeugniſſe Geizkoflers, die ſeine Mutter und ſeine Brüder — der Vater war inzwiſchen geſtorben — daran denken ließen, Lukas nach auswärts auf eine andere Schule zu bringen. Aber noch einen anderen Grund deutet Lukas an, der ſeinen Weggang von Sterzing wünſchenswert erſcheinen ließ. Er hatte „etliche Traktätlein und Betbüchlein", die ſein älteſter Bruder Georg, kaiſerlicher Einnehmer und Münzmeiſter in Joachimstal, nach Sterzing geſchickt hatte, unter ſeine Mitſchüler ausgeteilt und ſich dadurch den Haß und die Verfolgung der papiſtiſchen Schulhalter und Geiſtlichen ſeiner Vaterſtadt zugezogen. Die Wahl der neuen Schule fiel auf Augsburg, und von dem Augenblicke an, wo der junge Lukas zum erſtenmale nach der alten mächtigen Stadt kam, bleiben ſeine Geſchicke aufs engſte mit dieſer verbunden. Hier lebte ſein älterer Bruder Michael in den Dienſten des Fuggerſchen Hauſes. Von deſſen tüchtiger Geiſtes- und Charakterbildung gibt der Umſtand Zeugnis, daß er während ſeiner Studienjahre die perſönliche Bekanntſchaft von Luther, Melanchthon und Bugenhagen gemacht hatte. Später focht er, ein treuer Anhänger des evangeliſchen Bekenntniſſes, wacker im ſchmalkaldiſchen Kriege mit und war mit in Leipzig, als dieſes von Kurfürſt Johann Friedrich von Sachſen belagert wurde. Nach Beendigung des Krieges wurde er Hofmeiſter des jungen Hans Fugger, begleitete dieſen nach Italien und trat 1556 als Oberamtmann und Rentmeiſter in den Dienſt des reichen Anton Fugger. In dieſer Eigenſchaft verwaltete er alle Güter des Fuggerſchen Hauſes. Nach dem Tode Antons vollzog er die Teilung des Vermögens unter die drei Söhne Marx, Hans und Jakob Fugger, blieb jedoch als Gutsverwalter und oberſter Rentmeiſter in ihrem Dienſte und hatte einen ſolchen Einfluß im Fuggerſchen Hauſe, daß die wichtigſten und geheimſten Geſchäfte durch ſeine Hand gingen. Nach dem Tode ſeines Vaters galt er unbeſtritten als das Haupt der Familie, wie er denn auch Zeit ſeines Lebens ſeinen Brüdern mit Rat und

Tat zur Seite ſtand. An ihn wurde jetzt Lukas geſchickt, damit er ihn an der damals weitberühmten humaniſtiſchen und evangeliſchen Schule zu St. Anna unterbringe. Dieſe war vom Rate der Stadt im Jahre 1531 in dem von ſeinen Bewohnern verlaſſenen Karmeliterkloſter St. Anna als „lateiniſche" Schule errichtet worden, hatte ſich jedoch bald über dieſe engen Grenzen hinaus zu einem vollſtändigen Gymnaſium umgebildet. Seit dem Jahre 1557 — alſo wenige Jahre vorher, ehe Lukas nach Augsburg kam — hatte ſie in dem bis dahin als Bibliothekar in Fuggerſchen Dienſten geweſenen, ebenſo durch Gelehrſamkeit wie durch praktiſche Tüchtigkeit ausgezeichneten Hieronymus Wolf von Oettingen einen gründlichen Reformator erhalten. Die ganze Schule war in fünf Klaſſen geteilt. Die unterſte zerfiel wieder in drei Abteilungen, die der Buchſtabierenden, Leſenden und Schreibenden, denen aber auch bereits die Elemente der lateiniſchen Gramatik nach Rivius beizubringen waren. In der vierten Klaſſe wurde der Unterricht im Lateiniſchen fortgeſetzt, das Sprechen und Schreiben des Lateiniſchen verſucht und das Büchlein des Erasmus von der Feinheit der Sitten, ſowie eine Auswahl von Ciceros leichteren Briefen geleſen. Die dritte Klaſſe vermittelte bei fortdauernder Behandlung der lateiniſchen Grammatik die Bekanntſchaft mit den römiſchen Dichtern nach der Muſterſammlung des Murmelius (Rektor des Gymnaſiums zu Münſter, † 1517) und begann mit Erlernung des Griechiſchen. Fortgeſetzte Bildung in den beiden klaſſiſchen Sprachen mit Lektüre von ausgewählten Werken des Ovid, Virgil und Ariſtoteles war die Aufgabe der zweiten und endlich hauptſächlich Dialektik, Rhetorik und Poetik die der erſten Klaſſe. Hierauf folgte, aber mehr in ſelbſtändiger Stellung, das ſogenannte Auditorium publicum, eine Art von Hochſchule, worin außer den mathematiſchen Disziplinen und der Lektüre der ſchwierigen Klaſſiker eine ausführlichere Erklärung der Dialektik und Rhetorik gegeben wurde und den Zöglingen, die mehr als Studenten denn als Schüler behandelt wurden, ein freieres Leben geſtattet war. Für den Aufenthalt in ein und derſelben Klaſſe waren achtzehn Monate beſtimmt, ſodaß, wenn der Eintritt mit ſieben Jahren erfolgt war, der Uebergang in das Auditorium gewöhnlich mit ſechzehn Jahren ſtattfand.

In dieſe Schule brachte Michael Geizkofler den jüngeren,

damals ungefähr zehn Jahre alten Bruder. Wohnung und Verpflegung fand er in dem Hauſe des oberſten Schulmeiſters bei St. Anna, Michael Schenk, wo neben ihm noch mehrere Schüler untergebracht waren. Seine in Sterzing erworbenen Vorkenntniſſe ſcheinen nicht von Belang geweſen zu ſein, da er nur in die vierte Klaſſe aufgenommen wurde. Wie lange er in Augsburg blieb, läßt ſich nicht ſagen; ſein Aufenthalt mag ungefähr ſechs Jahre gedauert haben, denn Lukas erzählt, daß er noch das Auditorium publicum des Hieronymus Wolf beſucht habe. Noch vor dem Jahre 1570 treffen wir ihn dann auf der Univerſität Straßburg, um juriſtiſchen Studien obzuliegen. Wie er mitteilt, fand er hier namentlich bei dem berühmten Pädagogen Johann Sturm, an den ihn Hieronymus Wolf mit empfehlenden Briefen gewieſen hatte, eine ſeinem Studium förderliche Aufnahme.

Im Mai 1572 wandte er ſich zur Fortſetzung ſeiner Studien mit anderen deutſchen Scholaren nach Paris. Gerade für dieſe Zeit ſeines Aufenthaltes in der franzöſiſchen Hauptſtadt geben ſeine Memoiren eine Reihe der wichtigſten Aufſchlüſſe; insbeſondere berichtet er über Veranlaſſung und Verlauf des großen Hugenottenmordes in der Bartholomäusnacht aus eigener Anſchauung in ausführlicher und im ganzen genommen objektiver Weiſe.

Ein königliches Mandat vom 30. Juni hatte in kluger und heuchleriſcher Weiſe die bereits durch mehrfache verdächtige Anzeichen geängſtigten Gemüter in Sicherheit gewiegt und Tauſende Fremder — darunter allein nach Angabe Geizkoflers 1500 deutſche Scholaren — zu der bevorſtehenden Vermählung Heinrichs von Navarra mit des Königs Schweſter, Margaretha, nach Paris gelockt. Geizkofler hatte ſich bei einem „fürnemen Buchdrucker und Buchfürer (Buchhändler)“ eingemietet, verließ jedoch bald auf den Rat eines ihm befreundeten und den Hofkreiſen naheſtehenden deutſchen Edelmanns dieſes Quartier, um ſich bei einem im Geruche ſtrengſter Rechtgläubigkeit ſtehenden Pfaffen, „Monſieur Blandis“, in Verpflegung zu geben. Freilich ſah er ſich, um das Stillſchweigen ſeines Koſtherrn zu erkaufen, genötigt, ihm ein übermäßig hohes Koſtgeld immer im voraus zu bezahlen und trotzdem, „wollte er anders nit Hunger leiden, daneben in den Garküchen extraordinari nit wenig einzubüßen.“

Ein bedeutsames Vorspiel zu der weltberüchtigten Gräuelnacht des 24. August bildete der Mordanfall auf den Admiral Coligny, der, weil vereitelt, von dem König und der Hofpartei heuchlerisch bedauert wurde und den willkommenen Anlaß gab, dem Admiral eine, wie sich später herausstellte, der Mordpartei ergebene Leibwache ins Haus zu legen. Natürlich wurde infolge dieses Vorfalls der Führer der Hugenotten in den Kreisen seiner Religionsgenossen der Gegenstand innigster Teilnahme. Auch Geizkofler, der nicht nur dem äußeren Bekenntnisse nach, sondern auch in der ganzen Richtung seines Geistes und Herzens ein Glied der neuen Kirche war, besuchte den greisen Helden, „der mit ihm gar freundlich redend sich selbst getröstet und gesagt: er wisse, daß ihm ohne sondere Gottesverhängnis nichts begegnet oder noch begegnen könne; dem allmächtigen, allwissenden und gerechten Richter wolle er die Rach heimgestellt haben."

Aus der Korrespondenz Karls IX. mit dem Statthalter Mandelot in Lyon wissen wir, daß der König frühzeitig um den Mordplan gewußt hat. Eine weitere Bestätigung dessen gibt Geizkofler, indem er berichtet, daß die reitenden Boten, die der König anscheinend zur Verfolgung der Attentäter ausgeschickt hatte, in Wahrheit den Provinzialstatthaltern den Befehl brachten, „die Hugenotten in einer benannten Zeit ohne Verzug zu ermorden". Trotzdem schien es, als ob auch diesmal die allgemeine Besorgnis eine unbegründete gewesen wäre. Die Hochzeitsfeierlichkeiten waren mit großem Pomp ohne jede Störung vorübergegangen; die Parteien schwammen in dem Gefühl endlich gewonnener Eintracht; der süße, immer skandalsüchtige „Pösel" wähnte sich um sein Vergnügen betrogen und klagte, „es würde der König von Frankreich gar hugenottisch werden".

Bald sollte es schreckliche Gewißheit werden, daß alle jene Friedens- und Eintrachtsbeteuerungen nur eine Komödie waren, darauf berechnet, den allzu arglosen Gegner in eine gefährliche Sicherheit zu wiegen. Wenn sich Geizkofler auch nicht mit deutlichen Worten ausspricht, so liest man doch unschwer zwischen den Zeilen, daß auch er als diejenige, der der Löwenanteil an dem schrecklichen Mordplan zukam, des Königs ränkesüchtige Mutter, Katharina von Medicis, betrachtete. Außer ihr bezeichnet unser Verfasser als Miturheber den Kardinal von Lothringen,

wie überhaupt die guisianische Fraktion, den nach den protestantischen Niederlanden zur blutigen Vertilgung der lutherischen Lehre abgeschickten Herzog von Alba und den italienischen Obristen Strozzi.

Den Hergang des Massenmordes berichtet Geizkofler folgendermaßen: „Den 16. August kamen etliche Currier und Botschafter vom Kardinal von Lothringen und Duca d'Alba, welchen der König bald Audienz gab, und entstand darauf ein Geschrei, daß der Herzog von Guisa prakticiert, den Admiral mit seinen Freunden und Mitverwandten umzubringen, welches dann am St. Bartholometag (der war eben an einem Sonntag), das ist der 24. August des 1572. Jahrs, folgendermassen geschehen. Nemlich bald nach Mitternacht hat der König befohlen, daß die schweizerische Guardi den königlichen Palast und die Gassen daran fleißig und sicher bewahreten, alsdann hat er den König von Navarra und die Fürsten von Condé samt allen ihren fürnehmsten Räthen und Officieren, deren bey 200 im königlichen Schloß einlosiert waren und darin ihr Liegerstatt hatten, zu sich berufen und ihnen befohlen, daß sie ihre Wehren von sich legen und dann aus dem innern Palast in den Schloßhof gehen sollten. In diesem warteten etliche hundert der schweizer und französischen Guardi, die den Befehl hatten, alles Navarrische und Condesische Hofgesind, jung und alt, umzubringen und zu erwürgen. Als nun solcher Befehl dem König von Navarra und dem älteren Fürsten von Condé geoffenbart worden, sind sie alsbald zum König in Frankreich gangen und haben mit weinenden Augen gebeten, daß er ihrer und ihrer Leute gnädigst verschonen und der alten Injurien nit mehr gedenken wollte. Es hat aber der König ihre Bitt kurz abgeschlagen. Als nun das Navarrische und Condesische Hofgesind meistenteils jämmerlich ermordet worden, hat der ältere Fürst von Condé, gleichsam als ob er nit bei Sinnen wär, und aus hochverursachtem äußersten Unmut und Herzenleid ohne all Scheu zu dem König in Frankreich diese Worte frei, rund und tapfer gesagt: „Du hast den Frieden gebrochen als ein Gottloser und Meineidiger." Darauf der König geantwortet: „wilt Du denn auch Deinen Kopf verlieren, wie Du würdig bist? Trolle Dich alsbald und gehe mir aus meinem Angesicht!" Um dieselbige Weil, in früher Tageszeit, hat man in die 15 Fähnlein Soldaten zu Roß und Fuß

vor mehr Orten ausgeteilt, welche den Papisten mit Glockenstreichen ein Zeichen gegeben, die Hugenotten und ihre Fautoren alsbald anzugreifen und zu erwürgen. In dem ersten Anlauf ist der Herzog von Guise mit einer großen Anzahl seiner mörderischen Trabanten dem Admiral in sein Losament gefallen. Die französischen Trabanten, so dem Admiral von dem König aus Frankreich unter dem Schein eines Schutz und Schirms zugeordnet waren, taten dem Herzog von Guise kein Widerstand, sondern waren ihm vielmehr behilflich, sein grausames Vorhaben zu vollbringen; aber die 12 Schweizer, so der König von Navarra dem Admiral zu seiner Gardi konstituiert, haben ihn nach ihrem Vermögen stark geschützt, bis sie samt anderen einesteils erstochen, einesteils von den Guisianischen gefangen worden. Alsdann ist der Herzog von Guise mit etlichen Fürnehmen seiner mörderischen Adherenten in des Admirals Zimmer gelosen und gedrungen, welcher hoch gebeten, daß man seiner als eines alten Mannes und seines Lebens verschonen wollte. Aber es hat bei ihnen keine Barmherzigkeit stattgehabt, sondern sie haben ihn mit vielen Stichen verwundet und auf Befehl des Herzogen von Guise durch das Fenster auf die Gassen geworfen, allwo man ihm noch mehr Stich gegeben und den Kopf wie auch die Finger abgehauen. Der Kopf soll gen Rom geschickt worden sein, die Finger aber haben etliche Mörder auf den fürnemsten Plätzen zu Paris gezeigt und etlich um viel Geld verkauft, die hernach in andere Städt gebracht und gleichsam zu einer Freud dem gemeinen Pösel gewiesen worden; aber den Körper hat man an dem Hauptgalgen an den Füßen aufgehenkt, ist aber alsbald in folgender Nacht von etlichen seiner heimlichen Gönner herabgenommen und weggeführt worden, und die es gethan, hat man nit erfaren können."

Ausführlich schildert Geizkofler auch die Ermordung des Grafen von Luynes, Colignys Schwiegersohn, und des Herzogs von Rochefoucauld. Zwei andere vornehme Häupter der Hugenotten, die Grafen Montgommery und Chartres, hatten sich demselben Schicksal, noch rechtzeitig gewarnt, durch rasche Flucht entzogen. Von dem Louvre aus verbreitete sich das Blutbad bald nach den angrenzenden Revieren, ohne daß sich die Mörder hierbei ausschließlich auf die Quartiere der Hugenotten beschränkten. „Ein Teil der mörderischen Zunft ist in die Behausung der Parla-

mentsherren und fürnemsten Räthe, so etwas weniger verdächtig und reich waren, ja auch wegen des Raubes in die Läden und Gewölber fürnemer Kaufleut, so sunst gut papistisch, eingefallen, hat darin viel fürneme Eheweiber, Töchter ohne allen Unterschied der Religion geschändet und so sie sich nit gleich mit barem Geld gelöst, nach ihrem äußersten Vermögen ranzioniert." „Es hat bei dieser Gelegenheit jeder seinen Feind unter dem Schein, als wenn er ein Hugenott wär, ja ein Bruder den andern, damit er nur die Erbschaft allein erlangete, umbringen lassen, ja wohl auch etliche Papisten ihre Glaubensgenossen aus Geiz, Neid und Feindschaft nit verschont. Und ist immerzu ein Rott über die andern auf den Gassen, sonderlich aber wo die Buchführer gewohnt, gegangen. Etliche wurden aus ihren Häusern von den höchsten Gemachen in das Feuer herabgeworfen, so sie von den angezündeten hugenottischen Büchern, wie sie dafür hielten, gemacht, ihre Weiber mit ihren Kindern, die sie nit von sich lassen wollten, zu dem Fluß Sequana (Seine) geführt, daselbst zu Tod gestochen und darein geworfen, in solcher großen Anzahl, daß der Fluß vom Blut roth worden. Viel tausend Körper sind noch rinnend gesehen worden, und welche durch den starken Wind auf das Gestade ausgeworfen wurden, hat der gemeine Pöfel und mörderische Buben wiederum in den Fluß geworfen, fürgebend, sie müssen diese Fisch auch anderen, sonderlich denen von Rouen und weiteren dergleichen Orten, da auch Ketzer seien, zukommen lassen. In Summa: die Mörderei und das gräulich Toben und Wüthen war am Sonntag den 24. August von Mitternacht an bis des andern Tags so groß, daß in 24 Stunden über die zehntausend, jung und alt, Weibs- und Mannspersonen, erbärmlich umkommen sind."

In dieser Schreckensnacht wurde auch der berühmte freisinnige Philosoph und Lehrer Geizkoflers, Pierre la Ramée, ein Opfer der Wut der Schüler seines philosophischen Gegners Charpentier; der Gelehrte hatte sich in einen Kamin verkrochen, wurde aber entdeckt, auf die Gasse geworfen und in die Seine gestürzt. Geizkofler selbst hatte sich zwar in seiner Wohnung verborgen gehalten, war aber dadurch Augenzeuge des schrecklichen Vorgangs gewesen, daß er von seinem Quartier aus einen großen Teil der Stadt und dessen, was in den Straßen derselben vor sich

ging, überſehen konnte. Zur größeren Sicherheit ſeiner Koſtgänger hatte ſich der Hausherr, „in einen Pfaffenrock und einen vierecketen Baret wolgekleidet", vor der Türe des Hauſes aufgeſtellt und alle zudringlichen Frager, „ob er nit in ſeinem Haus etliche hugenottiſche Vögel in ihrem Neſte aufzuheben habe", geſtützt auf ſeine geiſtliche Würde, abgewieſen; freilich mußten dagegen, wie Geizkofler klagend beiſetzt, ſeine Schutzbefohlenen abermals ihren „nit ſehr geſpickten Beutel auftun."

Auch über die Sittenzuſtände am Hofe der Katharina von Medicis teilt der eifrig beobachtende Augsburger mehrfache intereſſante Erfahrungen mit. König Karl IX. war in Lüſten verſunken; Mutter und Brüder gaben dieſem Beiſpiel nichts nach. Beim Einzug Heinrichs von Navarra hatte der jüngſte Bruder des Königs, Franz von Alençon, ein dem Schauſpiel an der Seite ihres Gatten zuſchauendes, durch hohe Schönheit ausgezeichnetes Weib erblickt: „zu Abends hat er dann etliche Italiener geſchickt, welche den Mann erwürgt und das Weib in einer Gutſche weggeführt, auf daß der Duc ſein Mutwillen und Unzucht mit ihr treiben möchte." Dieſe Geſchichte ging damals von Mund zu Mund, ohne gerade beſonderes Aufſehen zu erregen. Auch „Monſieur Blandis" machte ſie zum Gegenſtand eines Tiſchgeſprächs und äußerte: „es ſei beſagtem Mann nit Unrecht geſchehen, denn er ſei einer von den fürnemſten Hugenotten, und wären die Italiener wol zu entſchuldigen, weil ſie ihrem Herrn, dem Duc d'Alençon, gefolget und darzu ein Hugenotten als einen wiſſentlichen Ketzer umgebracht."

Bekannt iſt das Ende der vier Brüder: zwei von ihnen, Karl IX. und der ebengenannte Franz von Alençon, verfaulten am lebendigen Leibe; der dritte, Heinrich, Karls Nachfolger, endete durch Mörderhand. Mit ihm erloſch die alte Linie der Bourbonen. Eine glänzende Ausnahme von der allgemeinen Sittenloſigkeit des damaligen franzöſiſchen Hofes machte allein Eliſabeth von Oeſterreich, die Gemahlin Karls IX. Mit warmen Worten gedenkt Geizkofler ihrer Frömmigkeit und ihres wohltätigen Sinnes. Am Morgen nach der Schreckensnacht des 24. Auguſt warf ſie ſich mit „herzlichem Weinen" ihrem Gemahl zu Füßen und bat um Einhalt des Blutvergießens. Der König hörte ſie nicht an, ſondern wandte ſich mit den Worten an den Kammerherrn:

„Heiße die deutſche Göttin aufſtehen und in ihr Zimmer gehen!“ „denn alſo nannte er ſie gleichſam aus Verachtung, weil ſie gar nit leichtfertig oder nach des Königs Luſt und Mutwillen ſich verhielte“. Als ſie ihrem Gatten eine Tochter gebar, fürchtete man den Zorn des Königs, ſo daß die Königin Katharina riet, „daß man nach einem Knäblein, ſo desſelben Tages geboren, trachten und dem König zu einer guten Botſchaft anzeigen ſolle, daß ſeine Gemachel mit einem Delphin (Dauphin) erfreuet worden wäre. Aber die fromme Königin Eliſabeth wollte ſich zu dieſer Falſchheit und Betrügerei nicht bewegen laſſen. Dabey ward gemummelt, als wan die alte Königin bey ihrem Gemachel dem König Henrico auch ſolche Poſſen getrieben und ihm falsum partum obtrudiert hätte.“

Die öffentliche Unſicherheit, welche der Bartholomäusnacht in Paris gefolgt war, verleidete Geizkofler den Aufenthalt in Paris. Ende des Jahres 1572 reiſte er mit mehreren Augsburgern über Troyes und Beſançon nach Dôle, wo er längere Zeit ſtudierte. Von da ging er nach Straßburg, wo er in eine gefährliche Krankheit verfiel; doch half ihm ſein junges, geſundes Blut bald wieder heraus und nach ſeiner Geneſung machte er ſich zur Rückkehr nach Augsburg auf. Unterwegs kehrte er in dem ſchon damals vielbeſuchten Badeort Baden im Wirtshaus zum Goldenen Engel ein, deſſen Beſitzer er durch die wenige Tage vorher erfolgte Verbrennung ſeiner Frau, die in dem Geruch der Hexerei geſtanden hatte, aufs tiefſte niedergedrückt fand. Von da ſtieg er über den Schwarzwald ins Wildbad herunter, „ſo ſonderlich den podagraiſchen und ſchwachen Gliedern nützlich ſein ſoll.“ „Die warmen Quellen“, erzählt er, „entſpringen in der Stadt Wildbad ſelbſt, die nur aus zwölf, jedoch ſehr geräumig, gut und bequem gebauten Häuſern beſteht. In dieſen wohnen die Gaſtwirte, die mit Fiſchen und anderen Speiſen wohl verſehen ſind, ſodaß ſie die Badegäſte bei mäßigen Preiſen vortrefflich zu bewirten imſtande ſind und es auch zu tun pflegen, denn der Fürſt von Württemberg und die Obrigkeit jener Stadt ſetzte den Wirten den Preis der einzelnen Gerichte feſt, der für die Gäſte, die des Badens halber zu kommen pflegen, ganz erträglich iſt. Deshalb geſchieht es auch, daß ſehr viele zu dieſen Heilquellen reiſen, einesteils weil ſie ungemein heilkräftig ſind und in einer zur Sommerzeit reizenden Gegend liegen, andernteils

weil die Lebensweise angenehm ist und von jenem Staate für die fremden Gäste viele humane und gute Gesetze eingeführt sind. Und so erscheint es mir nicht wunderbar, daß selbst aus den entferntesten Gegenden zahlreiche Gäste zu jenen Heilquellen kommen, so unter andern auch Tyroler, auch einige Krainer, deren Abzeichen ich in oben beschriebener Stadt aufgehängt gesehen. Die Wildquellen fließen zwischen Felsen und Gestein hindurch, sind bei ihrem Hervorsprudeln mit einer hochgewölbten und mit Galerien versehenen pyramidenförmigen Halle bedeckt und in Gemächer abgeteilt, sodaß die Gemeinen von den Vornehmen getrennt sind, sowie die Männer von den Frauen, wenngleich mehrere am selben Platz zu baden pflegen. Es gibt nur drei Abteilungen: die erste für den Fürsten, die zweite für die Adeligen und die dritte für den Bürgerstand. Von diesen abgesondert sind die Bäder für die Frauen, die in ähnlicher Weise abgeteilt sind, sodaß die adeligen Frauen von den gemeinen getrennt erscheinen."

Im Jahre 1575 ging Geizkofler von Augsburg nach Padua, um dort noch ein oder zwei Jahre zu studieren. Aber die Pest, die damals in ganz Oberitalien herrschte, trieb ihn bald wieder ins Vaterland zurück. Da er in Straßburg und Padua Gelegenheit gefunden hatte, den Fuggern in einigen Rechtssachen gute Dienste zu leisten, so boten ihm diese, als er nun nach Augsburg zurückkehrte, an, noch eine Zeitlang in Speyer bei dem Reichskammergericht zu praktizieren und dann als Anwalt in ihre Dienste zu treten. Mit dieser Hoffnung zog Geizkofler 1577 nach Speyer, ließ sich in die Matrikel des Reichskammergerichtes eintragen und arbeitete sich in die Fuggerschen Prozesse ein, davon nicht weniger als 56 damals bei dem Reichskammergerichte anhängig waren, und ging im Sommer 1578 auf den Rat seiner Freunde und um seiner künftigen Stellung Ehre zu machen, nochmals nach Dôle, wo er zum Doktor beider Rechte promoviert wurde.

Als er im Juli 1578 wieder nach Speyer kam, war sein Ruf schon so begründet, daß er Anträge erhielt, in österreichische oder salzburgische Dienste zu treten. Aber er fürchtete für die Freiheit seiner religiösen Ueberzeugung und zog die einfache Stellung eines Fuggerschen Rates und Anwaltes der glänzenden Laufbahn vor, die ihm in kaiserlichen und fürstlichen Diensten geboten wurde. Nach fünfjähriger Abwesenheit kehrte er nach Augsburg zurück,

das er als seine zweite Vaterstadt und von nun an als seine eigentliche Heimat ansah. Doch führte er auch jetzt noch ein fortwährendes Wanderleben, denn er war unaufhörlich in Fuggerschen Geschäften auf Reisen, bald in Prag und Wien, bald in Sachsen und Bayern. Nachdem der alte Rechtsfreund der Fugger, Dr. Laimann, gestorben war, wurde Geizkofler der erste Anwalt des Hauses, und als solcher hat er sich um die Familie hoch verdient gemacht; die meisten Rechtssachen hat er glücklich verfochten und nur seinen Bemühungen war es zuzuschreiben, daß den Fuggern der Besitz der reichen Herrschaft Mindelheim zugesprochen wurde.

Im Jahre 1590 verheiratete er sich mit der Tochter des Herrn Hörmann von Gutenberg, der Nichte des obersten Verwalters der spanischen Handelsangelegenheiten, „einer züchtigen und klugen Jungfrau". Die Herren Fugger selbst hatten ihn auf die wohlhabende Patrizierstochter, die ihrem Manne eine einflußreiche und weitverzweigte Verwandtschaft mitbrachte, aufmerksam gemacht und sie reichlich mit Geld und Gut ausgestattet. Am 27. Juni 1588 fand die Verlobung und Unterzeichnung des Heiratbriefes statt. Der Abschluß der Ehe mußte indes noch verschoben werden, bis der Bräutigam von einer Kommission an den kaiserlichen Hof in Prag zurückgekehrt war. Das hatte aber gute Weile. Volle anderthalb Jahre mußte Geizkofler am Hoflager der Erledigung seiner Angelegenheit harren — eine kleine Ewigkeit für einen Bräutigam, der gerade alt genug zum Heiraten war. Und doch hätte er vielleicht noch länger warten müssen, hätte er nicht den allmächtigen Kammerdiener des menschenscheu in den Gemächern des Hradschin hausenden Rudolf II. durch Gold auf seine Seite gebracht. Für die Braut, die inzwischen bei ihrer verheirateten Schwester in Nürnberg lebte, ließ es der Bräutigam an zarten Aufmerksamkeiten nicht fehlen. Gleich anfangs schickte er ihr eine goldene Kette, zu Neujahr ein Barett mit Gold und Perlen gestickt, und als er zu Weihnachten nach Nürnberg kam, brachte er ihr abermals eine goldene Kette mit, „welche neunmal um den Hals geht". Zu Anfang des Jahres 1590 führte er seine Braut und ihre Schwester mit drei Kindern in zwei Kutschen nach Augsburg. Dort kamen ihnen die Verwandten und Gäste in acht Kutschen mit vierzig Pferden entgegen, und am 3. Januar hielten die Brautleute ihren feierlichen Einzug in die Stadt. Die Landsknechte und Wächter am Tore

verſäumten nicht, die Schranken vorzuſtoßen, bis ſich die Brautleute mit einem Trinkgelde gelöſt hatten. Zwei Tage nachher, am 5. Januar, wurde die feierliche Verlobung, das Hinſchwören oder der Handſchlag genannt, gefeiert.

Die Vorbereitungen zur Hochzeit dauerten monatelang. Eine beſondere Feier vor der Hochzeit war das „Bräutlbad" und das „Bräutigamsbad" — eine uralte Augsburger Sitte, für die ſchon im Stadtbuch vom Jahre 1276 die einſchränkende Beſtimmung getroffen iſt, daß Braut und Bräutigam nicht mehr als je fünf Perſonen mit ſich ins Bad führen ſollen. Während die Braut mit den Kränzeljungfern im Bade war, ließ der Bräutigam außen Muſik ſpielen; auch war es üblich, der Braut die damals vorzugweiſe gebrauchten wohlriechenden Waſſer, Lavendel- und Roſenwaſſer, mitzugeben. Ueberdies erhielten die Frauen und Jungfrauen der Verwandtſchaft vom Bräutigam koſtbare Kleiderſtoffe geſchenkt: die Braut ein Stück Atlas zu einem Hochzeitsrock, ein Stück Kanevas zu einer „Kaſacken" und ein Stück Damaſt zu einem Nachhochzeitrock, die Schwägerin ein Stück des beſten Florentiner Atlas zu einem Rock, ihre Tochter ein Stück Scharlachtuch; die Tochter des Bruders 17 Ellen veilchenbraunem Kanevas zu einem Rock, und ähnliche Gaben die übrigen. Am 5. März 1590 fand endlich die Vermählung ſtatt. Bei dem Feſteſſen ſpielten die Stadtmuſikanten auf, und die Stadtſoldaten hielten vor dem Hauſe Wache, damit das „fremde Geſindel" nicht eindringe. Gegen Abend zog die Geſellſchaft in das Haus der Fugger, die ihren ſchönen Saal zum Tanz überlaſſen hatten. Auch hier ſtand die Scharwache vor dem Hauſe, um Unordnung zu verhüten. Um acht Uhr zogen die Gäſte und Hochzeiter fröhlich heim. Am erſten Morgen nach der Hochzeit verehrte Geizkofler ſeiner Frau zwei Mahlringe mit Rubinen und Diamanten, einen Ring mit Saphiren, ein goldenes Armband und ein paar Armbänder mit „Geſundſteinen".

Eine Nachfeier zur Hochzeit bildete damals in ganz Süddeutſchland der „Eierſchmalztag". Am dritten Tage brachten Koch und Köchin zur Erinnerung an ihre Mühen in einem großen Keſſel die Eier und das Schmalz, das von dem Hochzeitseſſen übrig geblieben war, und ſo gab es denn Veranlaſſung zu einem Nacheſſen. Das erſte Gericht dabei war immer ein „Eierſchmalz", von dem die Neuvermählten zuerſt koſten mußten. Die Geſamt-

koſten der Heirat beliefen ſich auf die ſtattliche Summe von 6200 Gulden 16 Kr.

Zur Charakteriſtik der Ehe ſelbſt, die, wie faſt alle Ehen jener Zeit, weniger auf leidenſchaftlicher Liebe als auf gegenſeitiger Achtung der Gatten beruhte, dient ein prächtiger Brief, auf deſſen Mitteilung wir hier leider verzichten müſſen, aus dem uns aber der ganze Charakter des Schreibenden mit überzeugender Treue entgegentritt. Der Grundzug ſeines Weſens bildet jene gemütvolle Hingabe an das Göttliche, die unſern Vätern als ein Erbſtück aus den Tagen des großen Glaubenskampfes geblieben war. Auch ſonſt tritt dieſer fromme Sinn noch mehrfach hervor. Schon während der erſten Jahre ihres Eheſtandes z. B. hatten ſich die Gatten vier Begräbnisſtätten auf dem neuen Friedhof bei St. Anna gekauft und ein Grabmal herrichten laſſen. Dabei iſt es merkwürdig, wie trotz der geläuterten Gottesanſchauung, welche die Reformation ihren Anhängern gebracht hatte, ſie doch vielfach noch im alten, überlieferten Aberglauben ſtecken geblieben waren. Wie Geizkofler als Student in Paris die Meinung verteidigte, daß es wirklich Geſpenſter gebe, nur über gottesfürchtige Perſonen hätten ſie keine Gewalt, oder wie er darüber ſtritt, daß der Teufel zwar nicht den menſchlichen Körper, wohl aber die Geſtalt eines Engels oder eines Poltergeiſtes annehmen könne, ſo glaubte er noch in ſpäteren Jahren an Ahnungen, Vorbedeutungen, an Alchymie und Aſtrologie. Daß Mond und Sterne die Schickſale der Menſchen im großen wie im kleinen beſtimmen und ſich dafür beſtimmte Regeln aufſtellen laſſen, gilt ihm für ausgemacht. In den Geſchlechtsregiſtern finden wir mit ängſtlicher Sorgfalt aufgezeichnet, in welchem Zeichen des Tierkreiſes, ob bei zu- oder abnehmendem Monde ein Kind geboren ſei. Freilich hatte damals jeder kleine deutſche Hof, jede Reichsſtadt ihren beſonderen Aſtrologen, und kein angeſehener Mann unterließ es, ſich von ihm die Nativität ſtellen zu laſſen oder für ein wichtigeres Unternehmen beſtimmte Weiſungen einzuholen. In Augsburg wirkte um 1560 als Aſtrologe der ſchon genannte Philologe Hieronymus Wolf und am Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts ein Dr. Johann Maier. Geizkofler ließ ſich 1569 als neunzehnjähriger junger Mann von ſeinem ehemaligen Lehrer Wolf und 1606 in einem Alter von 56 Jahren nochmals von Maier die Nativität ſtellen. Dieſer hatte dabei natürlich die leichtere Aufgabe,

aber die Regeln und Kombinationen beider ſtimmten in der Hauptſache überein.

Der Unſtätigkeit des äußeren Lebensganges ſetzte erſt das Jahr 1595 ein Ziel. Erſt von da an kam Geizkofler mehr zur Ruhe und nahm nun ſeinen ſtändigen Aufenthalt in Augsburg. Sein Leben wird nun geordneter, innerlich tätiger, er beginnt zu ſammeln, ſein Haus zu beſtellen und den Wohlſtand ſeiner Familie zu begründen. Aus den Papieren, die er geſammelt, läßt ſich erkennen, daß er auch einen Anlauf zum Schriftſteller genommen. Als junger Mann, nachdem er 1576 wegen der Peſt aus Padua geflohen war, ſchrieb er in Sterzing eine Abhandlung „Von den Leiden der Studenten" und beſchrieb darin all das Ungemach, das einem Studierenden in der Fremde treffen kann: die öffentliche Gefahr, das Geldborgen, die Verführung durch Frauen, Schlägereien u. a. Als ſein Sohn Hans ſpäter auf Reiſen ging, übergab er ihm die Schrift. Auch zur „Poeterei" hatte er in ſeinen jungen Jahren Luſt und von Freunden und Lehrern eine gute Anleitung dazu erhalten. Später verſuchte er ſich in der lateiniſchen Dichtung, ohne ſich jedoch hierin über die Mittelmäßigkeit zu erheben. Beſſer ſind die deutſchen Sinnſprüche, die er 1596 auf ſeinem prachtvollen Grabmal zu St. Anna neben allegoriſchen Figuren, Reliefbildern und Gemälden anbringen ließ. Am liebſten kehrte er immer wieder zu geſchichtlichen Studien zurück. Nachdem er den Inhalt ſeiner Tagebücher in ſeiner umfangreichen Selbſtbiographie niedergelegt, fing er, obwohl ſchon in vorgerückten Jahren, ein geſchichtlich-geographiſches Werk über Tirol zu ſchreiben an. Mehrere Abhandlungen dazu ſind noch vorhanden, ſo ein kurzer Auszug der Geſchichte Tirols.

Das eine bleibt bei ſeiner Schreiberei zu bedauern, daß er uns ſo gut wie nichts über das innere Leben ſeiner zweiten Heimat Augsburg mitteilt. Wie dankbar würden wir ihm ſein, wenn er uns, ſtatt der mageren tiroler Studien, eine Schilderung des Augsburger Stadtlebens, ſeiner Verfaſſung, ſeiner wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Schöpfungen hinterlaſſen hätte! Nimmt doch unter den deutſchen Städten, die als Kultur- und Kunſtſtätten vergangener Jahrhunderte, gerühmt werden, Augsburg einen der erſten Plätze ein! Augsburg vornehmlich iſt die Stadt der deutſchen Renaiſſance. Noch ſtellt ſich uns bei einem Gange durch die Straßen

in der Bauart der Häuser, in den Resten der Wandmalereien, in Brunnen und Türmen das Augsburg des sechzehnten Jahrhunderts in seinem vollen Glanze dar. Seit dem späteren Mittelalter war es die bedeutendste Handelsstadt und der eigentliche Stapelplatz für das südliche Deutschland. Und neben dem Handel ein reiches, stetig entwickeltes Gewerbewesen, das der Stadt noch über die Zeit des dreißigjährigen Krieges hinaus ihren Wohlstand sicherte. Die ganze deutsche Gewerbegeschichte spiegelt sich in der Ordnung, Fortbildung und Tätigkeit des Augsburger Bürgertums ab. Der Ruf seiner Weber und Sticker, Drechsler und Tischler, Gold- und Silberarbeiter, seiner Waffenschmiede und Stückgießer, seiner Drucker, Kupferstecher und Maler war weltbekannt. Und Lukas Geizkofler lebte in der Zeit in Augsburg, in welcher Handel und Gewerbe ihre höchste Blüte erlangt hatten, die Stadt ihr mittelalterliches Gewand ablegte und sich mit den Formen der wiedergeborenen Antike schmückte. 1593 wurde der Augustusbrunnen auf dem Perlach, 1596 der Herkulesbrunnen auf dem Weinmarkt errichtet. Elias Holl, der Meister der Spätrenaissance, baute danach das Bäcker-, Gieß- und Zeughaus und das imposante Rathaus, das im Todesjahr Geizkoflers, 1620, vollendet wurde. Die edlen Geschlechter wetteiferten in der Anlegung von Kunstkammern, Museen und Bibliotheken. Wie oft war Geizkofler in dem reich geschmückten Hause der Fugger! In dem Saale, in welchem man nach dem Bericht eines Zeitgenossen „mehr Gold als Farbe" sah, hatte er seinen Hochzeitstanz gehalten. Wie oft hatte er die Bibliothek der Fugger, ihre Gemälde- und Antiquitäten-Sammlungen besucht. Gewiß war ihm die Bibliothek des Markus Welser bekannt, der damals Stadtpfleger war, und dessen Name noch auf dem Herkulesbrunnen steht. Der religiöse Friede war hier seit 1555 nicht mehr gestört und die geistige Bildung durch treffliche Schulen in jeder Weise gefördert worden. Nicht wenige Persönlichkeiten, die in jener Zeit für das geistige Leben Deutschlands bedeutsam geworden, gehören Augsburg an. Von seinen alten Geschlechtern waren zwar in der Mitte des 16. Jahrhunderts nur wenige mehr vorhanden, wie die Herwart, Welser, Rehlingen, Langenmantel, aber durch Heiraten und freie Aufnahmen waren neue Kräfte dazugekommen, wie die Hörmann, Imhof, Peutinger, Stetten u. a. Die Volkszahl war seit dem Mittelalter in stetem Steigen begriffen;

beim Ausbruch des dreißigjährigen Krieges zählte die Stadt über 100.000 Einwohner. In den Straßen drängte sich eine lebensvolle, heitere Bevölkerung, tätig und geschickt in der Arbeit, sinnlich frisch und kräftig im Genuß, dabei voll treuer Anhänglichkeit an die alten Sitten und Einrichtungen.

Lukas Geizkofler ist ein getreuer Typus dieses altaugsburgischen Bürgertums. Nach seinem öffentlichen Wirken gehört er in die Reihe der römischen Juristen, Beamten, Kanzler und Richter, die den erstarrten Feudalismus brechen halfen und den neuen Staat wie die neue Gesellschaft vorbereitet haben. Geizkofler erlebte den gewaltsamen Tod Heinrichs III. und Heinrichs IV. von Frankreich, die Herrschaft der protestantischen Elisabeth von England, die böhmische Revolution von 1618 und den Beginn des Religionskrieges, der die Selbständigkeit und den Wohlstand des deutschen Volkes vernichtete. Hie und da klingt aus seinen Schriften eine leise Klage über den wilden Haß der Religionsparteien heraus, denn bei all seiner protestantischen Ueberzeugung ist er zeitlebens der treuherzige, wohlwollende, mildgesinnte Mann geblieben, als welcher er sich in seiner Selbstbiographie darstellt. Es war ihm nicht, wie mehreren seiner Freunde, vergönnt, ins Große zu wirken; keine geschichtliche Tat ist von ihm ausgegangen. Was seine Selbstbiographie uns wert macht, ist auch nicht oder wenigstens nicht vorzugsweise die Persönlichkeit des Schreibers, sondern das, was er in einer an gewaltigen Kämpfen überreichen Zeit mit schlichter, überzeugender Einfachheit dem Gedächtnis späterer Geschlechter überliefert hat. Dagegen ist ihm alles zu teil geworden, was das Leben reich und glücklich macht: eine Heimat, die er liebte, ein Wirkungskreis, der ihm entsprach, ein friedliches Familienleben und ein hohes Alter.

XIV.

Elias Holl.

Augsburg tritt dem heutigen Besucher noch in so ausgeprägtem Charakter wie wenige Städte des Vaterlandes entgegen. Auf Schritt und Tritt sprechen die Erinnerungen einer großartigen Vergangenheit uns an. Aber nicht etwa wie in Nürnberg an das Mittelalter, sondern an die Periode, welche dem Mittelalter folgte, werden wir gemahnt. Ein geistvoller Schriftsteller, der über Leben und Kultur der ehrwürdigen Reichsstadt uns köstliche Studien mitgeteilt, hat Augsburg das deutsche Pompeji der Renaissance genannt. In der Tat, das eine Wort Renaissance faßt Alles zusammen, was uns noch heute als Charakter der Stadt entgegentritt. Die Renaissance hat sich hier so bald und so vollständig Bahn gebrochen, wie an keinem andern Flecke des Reichs, hat mit solcher Entschiedenheit und Reichhaltigkeit hier Fuß gefaßt, daß ihre Kultur und Kunst bald die Alleinherrschaft behauptete, beinahe alle Spuren der vergangenen Perioden verwischend, allem Einfluß der späteren trotzend, und noch jetzt vor unsern Augen so wohlerhalten und lebenskräftig, als wäre auch hier die mehrhundertjährige Decke eines Aschengrabes schützend darüber gebreitet gewesen. Wenn wir die Straßen durchwandern, so fühlen wir fast ungestört uns in eine Zeit zurückversetzt, von der wir deutlich erkennen, daß sie die größte Zeit Augsburgs war, daß in ihr aber auch Augsburg groß dastand vor allen andern berühmten und mächtigen Freistädten. Fast nirgend werden wir an das Mittelalter gemahnt, selbst durch die großen kirchlichen Bauwerke nicht, denn sie treten überall gegen das Moderne und Weltliche zurück. Weder in Anlage noch Ausführung von besonderer Originalität, sind sie nicht bedeutend genug, um sich bemerklich zu machen. Auch werden, mit Ausnahme des Domes, die Türme sämtlicher Kirchen durch keine Spitzpyramiden mehr gekrönt. Diese sind dem modernen Sinn zum Opfer gefallen, der sich Alles anzupassen bestrebt war

und sie durch zwiebelförmige Helme ersetzte. Das hat Elias Holl getan, der größten deutschen Baumeister einer, der rüstige Vorkämpfer des neuen, weltumbildenden Geschmackes.

Das baukünstlerische Talent steckte unserm Elias Holl schon von seinen Voreltern her tief im Fleisch, denn schon sein Urgroßvater, Jakob Holl, der im Jahre 1487 starb, war zu seiner Zeit ein geschickter Maurermeister. Der Großvater, Sebastian Holl, war ebenfalls Maurer und machte sich namentlich durch das alte Pfarrhaus von St. Ulrich einen tüchtigen Namen. Bedeutender war sodann Johannes Holl, der Vater des noch größeren Sohnes, der bis zum Jahre 1594 lebte. Seine beiden Frauen beschenkten ihn nach und nach mit einem stattlichen Häuflein Kinder, dreizehn Söhnen und sieben Töchtern. Elias war der erste Sohn aus der zweiten Ehe und wurde am 28. Februar 1573 geboren. Man wird von wahrer Ehrfurcht für den ehrlichen Alten ergriffen, wenn man in der von ihm eigenhändig niedergeschriebenen Familienchronik liest, mit welch herzlichen Ausdrücken er die Ankunft eines jeden ihm von der lieben Hausfrau neu geschenkten Kindes bemerkte.

So heißt es z. B. „am Montag nach St. Michaelis (1548) bescherte mir Gott das siebente Kind, einen Sohn, Namens Abraham." „Den 13. August 1557 genadete mich Gott mit dem zwölften Kind, so ein Sohn und Tobias genannt." Elf Kinder aus der ersten Ehe lebten, als Johannes Holl zum zweitenmale heiratete, und als ihm seine Hausfrau im fünften Ehestandsjahr das fünfte Kind gebar, da schrieb er mit frohem Mut, unbekümmert, wie die Vielen genährt werden und durch die Welt kommen sollten, in die Hauschronik: „Den 19. Dezember erfreute mich der Höchste mit dem fünften Kind, einem Sohn, der Sebastian genannt ward."

Unter den von Johannes Holl aufgeführten Bauten ragen hervor die Kirche und der Turm des Sternklosters und das evangelische Kollegium zu St. Anna. In dieser guten Schule wuchs Elias heran. Das erstemal wurde er von dem Vater beigezogen bei dem Bau eines Hauses für Herrn Jakob Fugger (1586). Dieses dem Zeughaus gegenüberliegende Gebäude war „100 Schuh lang und zwei hohe Gaden zweimal aufeinander gewölbt, mit starkem Gemäur und eisernem Gitter versehen, und in diesen Gewölben

lauter eiſerne Türen, die Gewölber mit Urbau beſchütt und mit großen Stucken gepfläſtert, alſo daß keine Träm oder Holzwerk in dieſer ganzen Abſeiten, damit ſolche vor Feuer ſicher ſein möge, darnach er ſeinen Schatz in ſtarke eiſerne Truhen verwahrt hat.“ Und dann fährt er weiter unten fort: „Ich Elias Holl war hernach viel Jahr aneinander immer an dieſes Herrn Gebäu, dann wie gemeldt, haben wir alle Jahr zu brechen und zu verkehren, jetzt eine Stallung, bald einen Tummelplatz daraus gemacht und viel wunderlichs oftmahls verricht, und alles gern und wol bezalt, was es gekoſtet hat. Ich hatte an dieſem Orte gut leben, hatte immer Wein genug; er führte eine ſtattliche Hofhaltung mit Eſſen und Trinken. Dieſer Herr hatte auch viel Diener und Geſind, auch gewaltig viel theure Pferd zu 8 bis 10 Hundert Gulden. Ich war dieſem Herrn lieb, weil ich mich wol in ſeinen ſonderbaren Kopf ſchicken konnte; er trank ſich alle Tage gleich über Mittags Mahlzeit voll, hielt eine Tafel, hat täglich gerne Gäſte, die nur wohl ſaufen konnten. Wollten mich ins Welſchland ſchicken und ſeinen jungen Herrn Jörg, aber es iſt meinem Vater widerraten worden aus bedenklichen Urſachen; ich für meine Perſon wäre mit großen Freuden mit gezogen, aber es ſollte nicht ſeyn, ich hätte etwan nicht viel gutes gelernet und wäre verderbt worden; war damahlen 12 Jahre alt.“

Am Neujahrstag 1594 verlor Elias ſeinen trefflichen Vater; ſein ganzes Leben gewann durch dieſen Todesfall eine andere Richtung. Der Vater hatte mehrere Gebäude unvollendet zurückgelaſſen; es war natürlich, daß der damals zwanzigjährige Sohn ſie fertig zu bauen trachtete. Dem ſetzte ſich aber der herrſchende Zunftgeiſt entgegen. „Es haben mich“ — ſchreibt Holl in ſeiner Selbſtbiographie*) — „die Meiſter der Maurer als einen ledigen Geſellen dieſe Arbeit nicht wollen verſtatten auszumachen, ſonderlich weil die Meiſterſtuck nicht vorgeriſſen hatte; war alſo bedacht zu wandern und weg zu ziehen, aber Gott ſchickts anderſt, dann mir eine ſchöne Jungfrau begegnet, Namens Maria Burckartin, des Criſtian Burckarts, Kuttelwäſchers ſel., ſo ein vermöglicher Mann war, eheliche hinterlaſſene Tochter, deren Mutter am hintern Lech wohnte, oberhalb der Schleif-Mühl am Barfüßerthor. Sie

*) Die Selbſtbiographie des Elias Holl, Baumeiſters der Stadt Augsburg, herausg. von Dr. Chriſtian Meyer. Augsburg 1873.

benahm mir all' mein Vornehmen und Wandersgedanken, ich ſetzte all' mein Sinnen auf dieſe holde Jungfrau, wie ich ſolche zu meiner Ehegattin haben und bekommen möchte; derhalben hab ich auch nicht ruhen können, bis mir ſolche ehelich zugeſagt und verſprochen worden. Darauf nach viel gehabten Unterreden mit der Jungfer Mutter und Befreundeten wurd mir dieſe meine liebſte Jungfrau Maria zugeſagt und verſprochen; da wir dann biß bemeldte 1595ſte Jahr den 11. Februar unſer Abrede und darauf den 2. Maii die Hochzeit bei Martin Kollinger am Predigerberg in des alten Scheurlens Behaußung gehalten; ſeynd in des Herrn Sebaſtian Zehen Behaußung aus und zu S. Anna in die Kirchen gegangen und wurden durch M. Riederer eingeſegnet. Ich war damahl 22 und meine Liebſte 20 Jahre alt." Zehn Jahre verbrachte Holl in dieſer Freud und Leid in gleichem Maße mit ſich führenden Ehe; gegen ſchwere Schickſalsſchläge wappnete ihn eine ſeltene Gottergebenheit und tief innerliche Religioſität. Seine Frau gebar ihm während der kurzen Zeit acht Kinder, von denen aber nur eine Tochter die Mutter überlebte. Nach dem letzten Wochenbett hatte ſich eine bedeutende Schwäche bei der erſt dreißigjährigen Frau eingeſtellt. Die „Heren Doctores" ſchickten die Frau zum Sauerbronnen nach Ueberkingen, dann in das Lederbad: „hat aber auch nichts gefruchtet, nach ihrer Heimkunft aus dieſem Baad iſt ſie noch bis in die 9. Wochen krank geweſen, ſtarb alſo anno 1608 den 30. Jenner in Chriſto ſel. Nachdeme ich nun 10 Wochen ein traurig und betrübter Wittwer war, ſahe ich mich, um mein Haußhaben recht zu führen, widerum um eine ehrliche Haus-Mutter um und bath Gott herzlich, daß Er mir eine rechte taugliche beſchehren wolle: kame mir, ohne Männiglichs Antrag, des herrn Reiſchlens Tochter, Roſina, eine rechte Liebe ſie zu begehren, ins Herz; begehrte alſo durch etliche Leuth und Handlung ihrer, alſo daß es durch ſolche richtig ward und ſie mir verſprochen wurde; habe darauf in Gottes Nahmen anno 1608 den 14. April mein Abred und darauf den 17. dieß Stuelveſt, den 20. Maii aber am Afftermontag in Pfingſten die Hochzeit gehabt. Der Kirchgang ging aus bey Herrn Zähen zu St. Anna in die Kirchen, die Hochzeit beym Kreiten im Sachſen-Cäßlein." Dieſe zweite Frau gebar ihm dreizehn Kinder, von denen zwölf den Vater überlebten. Wir werden gelegentlich noch auf Holls Privatleben zurück kommen, jetzt wollen wir uns zu ſeiner baukünſtleriſchen Tätigkeit wenden.

Von ſeinen Privatbauten heben wir vorerſt das Garb'ſche Haus in der Maximiliansſtraße hervor und zwar deshalb, weil dasſelbe ein anſchauliches Muſter des durch Holl zur allgemeinen Geltung gebrachten Bauſtils iſt, eines Stiles, der weit von der bis dahin beobachteten gotiſchen Bauart abwich und dem heutigen Beſucher Augsburgs nicht nur auf den Straßen, ſondern auch in den Höfen und dem Innern unſerer Wohnhäuſer entgegentritt. Augsburg iſt darin eine recht konſervative Stadt; bis vor wenigen Jahrzehnten, wo die Niederlegung der Mauern einen ganz neuen Stadtteil und damit auch eine durchaus moderne Bauweiſe ins Leben rief, ſind ſeit Jahrhunderten keine zehn vollſtändige Neubauten aufgeführt worden, ſodaß ſich das topographiſche Bild der Stadt nach ihren Plätzen und Straßenzügen ſeit dem Jahre 1521 (aus dieſem Jahre rührt der erſte große Stadtplan von Seld her) nicht im geringſten verändert hat. Holl gibt nun von dem Garb'ſchen Hausbau folgende Beſchreibung: „hab das ganze Hauß durchaus gewölbt, mit ſchönen Stuben, Kammern, Kuchen, Thennen und ſchönen Gängen auf ſteinerne Pfeiler im Hof herum mit Bögen und ſchönen Bruſt-Mäuern, auch gemeldte Gäng mit ſchöner zierlicher Arbeit und Modelwerk, wie auch die Thennen. Im Hoff eine ſchöne Abſeithen auch auf ſteinernen Pfeilern und auf derſelben eine Altane mit Kupfer gedeckt, auf der anderen Abſeithe einen ſchönen kleinen Saal mit einem ſteinernen Kamin auf welſche Manier, auch mit einer weißen Arbeit geziert, am groſſen Hauß gegen der Gaſſen zwei zierliche Ausſchuß.“

Garb war mit ſeinem Baumeiſter ſo ſehr zufrieden, daß er ihn nicht nur aufs reichlichſte belohnte, ſondern auch nach Venedig ſchickte. Nur wenige Worte enthält ſein Tagebuch über dieſe Reiſe: „ich beſahe zu Venedig alles wol und wunderliche Sachen, die mir zu meinem Bauwerk ferner wohl erſprießlich waren.“ Noch zwölfmal kam Holl in der Folgezeit nach Italien. Der tiefe und nachhaltige Eindruck, den die gerade in Venedig zum lebendigſten Ausdruck gelangte Renaiſſance auf den jungen und empfänglichen deutſchen Baukünſtler machen mußte, zeigt ſich insbeſondere in den Modellen zum neuen Rathaus, von denen eines den venetianiſchen Palaſtſtil mit ſeiner ganzen dekorativen Pracht repräſentiert.

Die Verbindung Augsburgs mit Italien und vorab mit Venedig hatte ſchon ſeit den früheſten Zeiten beſtanden und war auch dann

nicht gelöst worden, als die Umschiffung des Kaps der guten Hoffnung und die Entdeckung Amerikas der Handelswelt neue Bahnen vorgezeichnet hatte. Bald erhielt Holl Gelegenheit, an öffentlichen Bauten seine „neurömische" Kunstweise zu zeigen. Sein erster größerer Bau war die Herstellung des im Jahre 1601 abgebrannten Gießhauses. Mit dem Neubau war der Rat dermaßen zufrieden, daß er gegen den Künstler sich dahin äußerte: man hätte ihn gerne auf obrigkeitliche Kosten nach Venedig reisen lassen, wenn er sich nur darum gemeldet haben würde, wie man sich denn freue, daß er von dort mit neuen Kenntnissen zurückgekommen sei. Ein zweiter öffentlicher Bau war das neue Zunfthaus der Bäcker; für den Abbruch des alten Bäckerhauses und den Aufbau des neuen erhielt Holl vom Rat 1750 fl., mußte aber mit dieser Summe die sämtlichen Material- und Tagwerkerkosten bestreiten. „Hat dieser Bau" — schreibt er 1602 in sein Tagebuch — „meinen Herrn wohl beliebet, und sind mit mir wohl zufrieden gewest, und haben mir über ernannte fl. 1750 fl. 250 verehrt, um wegen der mühsamen Gesims, so auf welsche Manier daran und viel Mühe gekostet."

Kaum war dieses Gebäude vollendet, so starb der alte Stadtbaumeister Jakob Erschey und Holl rückte in seine Stelle ein. Erschey hatte zur Besoldung jährlich 80 fl., dann einen Rock zu 5 fl., für Hauszins 10 fl., dazu zwölf Klafter Holz und 52 fl. Wartegeld bezogen. Holl, dem das zu wenig schien und der glaubte, als Zivilbaumeister mehr verdienen zu können, erhielt 150 fl. Jahresgehalt, den Rock, den Hauszins, das Holz, dann die sämtlichen Schaufeln, die man bisher an die Kalkhütte geliefert hatte, das Wartegeld und endlich 6 Pfd. Karpfen und 5 Pfd. Forellen, nebst der Erlaubnis, auf städtische Kosten zwei Lehrjungen um den halben Lohn aufzunehmen. Noch zu Erschey's Lebzeiten wurde der Bau des prächtigen Zeughauses auf dem St. Moritzplatz begonnen. Man vermutete, daß der bereits alte Mann bedeutende Fehler gemacht habe, und ließ daher durch Holl den Bau untersuchen.

Dieser fand, daß ohne baldige Abhilfe der Einsturz des Gebäudes unausbleiblich erfolgen müsse; er entwarf daher einen neuen Plan, ließ sodann den angefangenen Bau abtragen und stellte einen neuen her, der noch jetzt für ein Meisterstück gilt und eines der schönsten öffentlichen Gebäude Augsburgs ist.

Auf das Zeughaus folgte das Siegelhaus am Weinstadel. Es war 62' lang und 42' breit. Der unterste Stock war ganz gewölbt;

eine ſteinerne Stiege führte in die Weinkeller hinab. Der zweite Stock enthielt ein ſehr geräumiges Zimmer für die ſogenannten Ungeldherrn, ein Gewölbe zur Aufbewahrung der eingenommenen Gelder, die vierteljährlich auf das Rathaus geliefert wurden, ein Zimmer für den Siegler und eines für den Verwalter. Im dritten Stock waren die Wohnungen für die bei dem Siegelamt angeſtellten Perſonen. Den Giebel des Gebäudes krönte der jetzt im untern Rathausflötz aufgeſtellte herrliche Adler, der 21 Zentner ſchwer ganz aus Metall gegoſſen iſt. Leider war die Lage des Siegelhauſes die möglichſt ungünſtige, indem dasſelbe gerade mitten in der Straße (Wein-, jetzt Maximiliansſtraße) ſtand und dadurch nicht nur die Ulrichs-Kirche ganz verdeckte, ſondern auch die Totalanſicht der prächtigen Straße weſentlich beeinträchtigte. Das Gebäude wurde daher unmittelbar nach Beſitzergreifung der Stadt durch Bayern abgebrochen, insbeſondere auch deshalb, damit man eine freie Einfahrt zu der neuen Mauthalle von der Straße her gewann.

Wir übergehen eine ganze Reihe von öffentlichen Bauten Holls (Stadtmetzg, Waſſertürme, Münze, Tortürme, Gymnaſium St. Anna) und wenden uns zu dem Hauptwerk ſeines Lebens, dem Rathaus. „Diß Jahr (1614)" — ſchreibt er in ſeinem Tagebuch — „aß ich einmahl mit Herrn Johann Jakob Rembold, Stadt-Pfleger, zu Mittag; wurden des alten Rathaus hier zu Red, und ſagte ich: Ihr Geſtrengen Herrn ſolten daran ſeyn, als ein bauverſtändiger Herr Obmann, das alte und auf einer Seiten ſehr baufällige Rathaus möchte verändern, abbrechen und an deſſen ſtatt ein ſchönes, neues, wohl proportioniertes Rathaus erbauen laſſen; ermelte auch dabay, ich hätte großen Luſt dazu, ein ſchönes bequem zu bauen, welches wohl wäre. Dachte Herr Stadtpfleger nicht übel zu ſeyn, und antwortet: er wolle mit ſeinen Herrn Mit-Collegi, Bauherrn und andern des Raths davon reden und ihre Gedanken darüber vernehmen; ich ſollte ein Viſier und Abriß machen, in was Form und Größe ich ihn ſtellen wölte und meinen Herrn hernach vorweiſen, ſo könnte man weiter der Sache nachdenken. Ich machte gleich etliche Viſieren, biß daß dieſer, wie jetzt iſt, meinen Herrn gefallen hat. Da trieb ich dieſen Bau immer bey den Herrn Stadtpflegern, da wurd mir eine Antwort von Herrn Rembolden folgender geſtalt: Ihr treibt mich immer mit dem neuen

Rathhaußbau an, ſolches iſt aber hochbedenkliche Sache, zudem iſt unſer Schlagwerk in dem Rathhausthurm wohl geordnet und ſehr nützlich: alſo bis Ihr mir einen Ort ſaget, da man das Schlagwerk zuvor und ehe dieſer Bau angefangen wird, füglich einrichten könnte, da es beſtendig bleiben könnte, ſo will ich zu diſen Bau mithelfen. Da ſprach ich: wann es nur an diſem fehlt, ſo wolt ich bald einen tauglichen Ort darzu finden oder erſehen; war bald bedacht und gieng auf den Perlachthurm, beſah mich darinnen in allem wol und befand diſen gar tauglich dazu, allein mit der Schlag-Glocken wußte ich noch nicht, wie dieſelbe recht möchte geordnet werden; ſtieg alſo zu oberſt in den Perlachturm unter das Dach und gedacht ihm nach, machte ein Viſier, daß man wol 20′ von lauter Steinwerk auf diſen Thurm ſetzen ſollte, es werde aber mit zimlichem Fleiß und Kunſt geſchehen müſſen, denn das Mauerwerk am Wachhäußlein, ſo gleichwohl auch von Steinwerk, war nur 15″ dick und vom Gang bis ans Dach 20′ hoch. Ich wagte es und brachte dieſe Viſier zu meinen Herren, die ſprachen: es würde diſer Turm wohl ſchön und luſtig ſtehen, wäre aber nicht wol zu wagen, weil dieſer Thurn ſchmal und ganz frei ſtünde. Sie wolten mir zwar vertrauen, ich ſollte aber zuſehen, daß weder mir, noch gemeiner Stadt kein Schad, noch Spott daraus entſtünde. Ich ſprach: liebe Herren, ich habe meine Hoffnung zu Gott, daß es mir wohl gerathen ſolle. Dachte ihm ferner nach eine gute Zeit und habe ein ſolche Rüſtung erfunden, wie man bald hören wird. Meine Herren ſollen mir nur diſen Bau vertrauen, ich hätte eine herzliche Luſt dazu, und es werde meine Herren auch nicht gereuen, auch gemeiner Stadt wol anſtehen.“

Es war am 15. November des Jahres 1614, als Holl das Werk begann, alſo kurz vor Eintritt des Winters. Vorerſt galt es, die Glocken und das Schlagwerk des alten Rathauſes auf den Perlachturm hinaufzubringen und zu dieſem Behufe ein Gerüſte zu errichten, ohne dem Turm ſelbſt durch Löcher zu ſchaden. Holl ließ nun zwei Standbäume aufrichten und fünf Schuh tief in die Erde einrammen. Dieſe Bäume bildeten das Fundament des Gerüſtes und waren 14″ dick und 66′ hoch; auf ſie wurden neue Bäume geſetzt und mit abgegliederten Eiſenklammern in einander gefügt. So ſtanden die Bäume zuſammen verbunden 160′ hoch vom Pflaſter an gerechnet. Als das Gerüſt fertig war, legte man die Zugſeile an,

die zur Abwendung der Gefahr ganz neu geſponnen wurden. Holl war immer in den Werkſtätten der Seiler ſelbſt gegenwärtig, um verſichert zu ſein, daß man keinen andern als guten und langen Hanf dazu nahm. Das Hauptzugſeil war 1300′ lang und lief über eine Zugſcheibe von Eichenholz hinab bis zu den unteren Laden, wo ein großes, 7′ hohes Rad angebracht war, um das Seil aufzuwinden. Nicht weit von dem Ort, wo ſpäter die Sturmglocke hing, lief das Seil in den Turm hinab, wo Raum genug war, einen Wellbaum aufzurichten, um den dieſes lange Seil herumging und den Arbeitern die Bequemlichkeit verſchaffte, mit einer geringen Anwendung menſchlicher Kraft Alles in die Höhe zu ziehen. Dieſer von Holl ſelbſt erfundene Zug wurde als ein Meiſterſtück des Turmbaues betrachtet. Obgleich die Züge außen am Turme angebracht waren, ſo wurde doch Alles von innen aufgezogen, indem das lange Seil über den Turm hinüber ging, ſo daß die Laſt von dem Gewicht über dem Turm wie in einem Sattel getragen wurde und der Turm ſelbſt auf keine Weiſe beſchwert werden konnte. Die Flaſchenzüge ließ Holl aus Metall ganz neu gießen. An dem Wellbaum durften nur zwei Mann ziehen, um Alles, ſelbſt die Glocken mit leichter Mühe empor zu bringen. Aus der Zahl der ſechzig Maurer, die unter ihm arbeiteten, nahm Holl acht, die wie er ſagt, „alle ſtark, friſch und beherzt in der Höhe waren.“ Mit dieſen und einem einzigen Zimmermann vollendete er den Turmbau. Der Steinmetz Leonhard Kränzer lieferte die zehn Pfeiler, die den oberſten Teil des Turmes mit dem Dach zu tragen beſtimmt waren. Ehe aber der erſte Ring geſchloſſen werden konnte, mußte man die große, 25 Zentner ſchwere Glocke hinauf ſchaffen. Die ganze Arbeit war — Dank der trefflichen Maſchinerie — das Werk einer Stunde.

Am 17. Auguſt 1615 war der Aufbau vollendet. Holl ſchreibt darüber: „Den 17. Auguſt habe ich den Knopf ſelbſt auf den Thurm geſetzt, war zwar der alte Knopf, ſo zuvor darauf geſtanden, aber verneuert und verguldt, iſt 2′ weit, geſchah am Abend um vier Uhr. Habe meinen Sohn Elias, ſo eben 4 Jahr alt war, in dieſen Knopf geſetzt und denſelben ob ihme zugedeckt; iſt eine gute Weil ohne Forcht darin geſeſſen, hernach hat er zu mir geſagt: Sieh Vater! wie viel Buben ſind drunten auf der Gaſſen. Seine Mutter forchte ſich ſehr, die war im Thurm

bei der Glocken und war übel zufrieden, weinete sehr und fürchtet, es möchte dem Kinde etwas geschehen; der Bub war fast eine Stund bei mir auf dem Gerüst, habe ihn darauf heimgeschickt zu seinem Anherrn, er solle ihm sagen, was er gesehen habe und wo er gesetzen." Als der kühne Bau so wohl vollendet war, kamen die Bauherrn in eigener Person auf den Thurm, um ihm Glück zu wünschen. Als Erwiderung schenkte Holl ein Glas Wein ein und trank dasselbe auf dem Knopfe stehend auf die Gesundheit des Rates aus. An die vier Seiten des Turms zeichnete Holl Sonnenuhren, die der Freskenmaler Kager der Zeichnung gemäß malte. „Hab auch den Engel Michael, so alle Jahr an St. Michaelistag herausgehet, durch die Schlaguhr also geordnet, daß er herausgehet und den Drachen in den Rachen sticht."

Das alte Rathaus war einstweilen abgetragen worden. Am 25. August 1615 legte man den Grund zu dem Neubau. Dieser Grund ward hinten gegen die Gefängnisse vierzig, vorn gegen die Straße zehn Schuh tief gegraben. Der kleine Elias Holl, der auf dem Knopf des Perlachturms gesessen hatte, weihte auch den Neubau des Rathauses ein. Der glückliche Vater nahm ihn mit in den Grund hinab und „ließ ihn eben auf die Steine, welche die Herren zuvor gelegt hatten, einen andern Stein legen, darein sein (des Kindes) Nahm und sein Alter gehauen war. Solches gefiel meinen Herren wohl, haben ihm 12 ganze Augsburger Gulden darzu in seine Hosen verehrt; und dieses geschah an einem Dienstag Morgens um 7 Uhr, ehe man in Rath gieng."

Fünf Jahre währte es, bis der der ganze herrliche Bau vollendet war; am 3. August 1620 wurde die erste feierliche Ratswahl in demselben gehalten. Die Gesamtkosten beliefen sich auf 73,211 fl. 15 kr. Holl selbst erhielt vom Rat einen vergoldeten Becher mit 300 Goldgulden.

Unterdessen waren die Wirren des dreißigjährigen Krieges über Deutschland hereingebrochen. Das bekannte Restitutions-Edikt Ferdinand's II. vom Jahre 1629 traf die evangelischen Einwohner Augsburgs auf's empfindlichste. Die nicht eingebürgerten evangelischen Prediger mußten die Stadt verlassen, den übrigen wurde jede Vornahme geistlicher Handlungen streng untersagt. Die protestantischen Kirchen wurden gesperrt. Den Stadtbediensteten blieb nur die Wahl, katholisch zu werden oder den

Dienſt zu verlieren. Dieſe Notwendigkeit trat auch an Holl heran. „Dieſes 1630. Jahr“ — ſchreibt er — „haben meine Herren mich Elias Holl, der ich durch göttlichen Beiſtand in das 30. Jahr allhie zu Augsburg beſtellter Werkmeiſter geweſen, um wegen daß ich nicht in die päbſtlichen Kirchen gehen, meine wahre Religion verläugnen und wie man es genennt, nit bequemen wollte, beurlaubt.“ Das noch erhaltene Entlaſſungsdekret lautet wörtlich: „Wir Pfleger, Baumeiſter und Räthe des heil. römiſchen Reichs Stadt Augsburg bekennen und thun kund männiglich mit dieſem Brief, wie daß Elias Holl Uns und gemeiner Stadt als ein Werkmeiſter in das 30. Jahr treulich, aufrecht, redlich, fleißig und willig gedienet, anſehnliche Gebäu allhier geführt und in ſeiner anbefohlenen Verrichtung ſich alſo verhalten, daß Uns ſeinethalb kein Klag fürkommen. Demnach er aber deren kaiſerlich Mandat mit Beſuchung und Anhörung der katholiſchen Predigten kein ſchuldigen Gehorſam leiſten wollen, ſo iſt er vermög kaiſerlichem Befehl der obberührten Werkmeiſter Stell, doch in allweg ſeinem ehrlichen guten hergebrachten Namen ohne Schaden, entlaſſen und ihm auf ſein Begehren dieſer Abſchied unter gemeiner Stadt Inſiegel mitgeteilt worden. Geben den 14. Januar als man zelt nach Chriſti unſers liebreichen Erlöſers und Seligmachers Geburt 1631.“

Das war der Lohn für dreißigjährige treue Dienſte. Doch es kam noch ſchlimmer. Obwohl der große Meiſter ſchon 58 Jahre zählte, entſchloß er ſich dennoch, die Vaterſtadt zu verlaſſen und ſeine Tätigkeit an einem ruhigeren Orte fortzuſetzen. Er hatte ſich durch Fleiß und Sparſamkeit nach und nach ein Vermögen von 12,000 fl. erworben und bei der Stadtkaſſe verzinslich angelegt. Als er nun das Geld zurückverlangte, wurde ihm dasſelbe unter nichtigen Vorwänden vorenthalten, ſodaß er endlich froh ſein mußte, den ſechſten Teil der Summe aus dem Sturme zu retten.

Nun begann eine Zeit der ärgſten Not für den Künſtler. Um Frau und zwölf Kinder zu ernähren, ſah er ſich gezwungen, als ein gewöhnlicher Maurer um Taglohn zu arbeiten. Dies dauerte bis zum Jahre 1632, „da uns Gott durch ſonderbare Gnad und ſtarken Arm die Kön. Maj. in Schweden geſandt und aus der grauſamen Gewißens-Bedrangnuß wieder befreyet hat.“

Am 24. April 1632 zog Guſtav Adolf in Augsburg ein. Sofort wurde das Reſtitutions-Edikt aufgehoben und ſämtliche

ſtädtiſche Aemter wieder mit Proteſtanten beſetzt. Auch Holl erhielt die Stelle eines Stadtbaumeiſters wieder. Die kriegeriſchen Zeiten ließen ihn jedoch zu keiner ruhigen Tätigkeit mehr kommen: „neben dem Bauwerk bin ich von dem ſchwediſchen Ingenieur zu allerhand mühſamen Fortifikationen ſtark angetrieben worden, daß ich faſt weder Tag noch Nacht in Ruhe geweſen.“ 1635 erlitt die Stadt eine furchtbare Belagerung durch die Kaiſerlichen: Peſt und Hungersnot dezimierten die Einwohner, ſodaß bei der endlichen Uebergabe die Einwohnerzahl auf 18,000 herabgeſunken war. Nun verlor Holl ſeine Stellung zum zweitenmale; dazu wurde er „dermaßen mit ſtarker Einquartierung und Kontribution gelohnet, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen; bin dadurch um alle meine Lebens-Mittel kommen und ausgeſogen worden. Der Höchſte ergötze mich und die Meinigen — das ſind die letzten Worte ſeines Tagebuchs — wie auch alle anderen meine lieben Mitchriſten, ſo ebenmäßig hierunter viel erlitten, ihres zeitlichen Schadens und Verluſts, wo nit allhie in dieſem Leben vollkommenlich, ſo geſchehe es doch in jener Welt, mit ewiger Freud und erwünſchter Seligkeit. Amen!“

Bisher nahm man das Jahr 1637 als das Todesjahr des großen Künſtlers an. Der aufgefundene Grabſtein deutet jedoch auf eine ſpätere Zeit hin. Die Inſchrift desſelben lautet:

Anno 1646. 6. January ſtarb der Erbar Elias Holl, Statt-Werkmaiſter allhie, dem Gott gnedig ſey.

Anno 1608. 30. January ſtarb die erbar Maria Burkhartin, ſein liebe eheliche Haußfraw, die gebar ihm 8 Kinder, der Gott gnedig ſey.

Anno 1635. 21. November ſtarb die Erbar Roſina Reiſchlerin, ſein liebe Haußfraw, die gebar ihm 13 Kinder, der Gott gnedig ſey.

Allein du lieber Herr Jeſu Chriſt
Mein einiger Troſt und Hoffnung biſt,
An Dich glaubt ich, hab Dir vertraut,
Derhalb hie und dort ewig wol gebaut.

Holl gehört zu den größten Baumeiſtern der ſpäteren Renaiſſance. „Sein Einfluß“ — bemerkt Riehl treffend — „iſt ſo ſchlaghaft und einzig, daß wir den Mann recht als den kühnſten Revolutionär unter den Architekten anſtaunen müſſen. Faſt genau in denſelben vier Jahren, da Holl das Augsburger Rathaus auf-

führte, hat Eucharius Holzschuher das neue Rathaus zu Nürnberg errichtet, gleichfalls ein Renaissancewerk und an Kunstwert dem ersteren wohl ebenbürtig. Aber Nürnberg blieb trotz dieses Rathauses dieselbe mittelalterliche Stadt, die es gewesen; Holl dagegen baute mit seinem Rathaus zugleich ganz Augsburg um. Den gotischen Türmen nahm er die spitzen Hüte ab und setzte ihnen runde wälsche Kappen auf, sodaß in der ganzen Stadt auch nicht eine einzige gotische Turmpyramide mehr übrig geblieben ist: Zunfthäuser und Kirchen, Paläste und Festungstürme wurden binnen wenigen Jahrzehnten so massenhaft in den Renaissancestil umgeschmolzen, daß die halbe Stadt wie uniformiert erscheint bis auf diesen Tag. Was Holl selber stehen ließ, das bewältigten rasch seine Nachfolger; denn in Revolutionszeiten des Geschmackes wie der Politik hat man keinen Pardon für geschichtliche Ueberlieferungen. Die Volksbauart in den einzelnen Quartieren, die vorgedachte gattungsmäßige mittelalterliche Anlage mußte erstarren, seit ein solcher Gewaltsmeister wie Elias Holl die Architektonik nach akademischen Heften in die Hand nahm. Wie die Volkspoesie gegen die Kunstpoesie, so tritt das alte Augsburg jetzt gegen das neue zurück. Ich kenne keine zweite Stadt, wo dieser Umschwung gleich rasch und entschieden erfolgt wäre, und so siegesgewaltig durch einen einzigen Mann. Dafür lebt aber auch Elias Holl im Volksmund seiner Vaterstadt wie wohl selten ein Baumeister, und die malerische Physiognomie Augsburgs stereotypierte sich in den Zügen, die Holl so keck umrissen, daß es heute noch d'rein schaut, wie aus dem Grabe des siebzehnten Jahrhunderts entstanden, das deutsche Pompeji der Renaissance."

Auch außerhalb seiner Vaterstadt führte Holl Bauten aus: wir nennen von solchen insbesondere die Willibaldsburg bei Eichstätt und Schloß Schwarzenberg bei Scheinfeld in Franken. Kaiser Rudolf II. verlangte von ihm die Risse seiner Arbeiten. Von den Schicksalen seiner Familie ist nur wenig bekannt. Die Töchter verheirateten sich meist noch bei Lebzeiten des Vaters nach auswärts. Drei seiner Söhne, Elias, Jeremias und Hans, zogen im Jahre 1635, wohl aus zwingender Not, mit den Schweden nach dem nördlichen Deutschland und blieben seitdem verschollen. Ein vierter Sohn, Christoph (geb. 1619), wurde Goldarbeiter, ein fünfter, Matthäus (geb. 1620), Uhrmacher und ein sechster, Christian (geb. 1627), ebenfalls Goldschmied.

XV.

Aus Albrecht Dürers Briefen und Tagebüchern.

Wie oft muß man bedauern, über den Lebensgang gerade der hervorragendsten Persönlichkeiten nur notdürftig unterrichtet zu sein! Ich nenne hier beispielsweise die Künstlerfamilie Holbein. Während wir mit leichter Mühe im Stande sind, über irgend ein Mitglied der ihnen gleichzeitigen Patrizierfamilien Augsburgs, das für die Geschichte ganz obskur geblieben ist, dicke Bände authentischer Nachrichten zu füllen, müssen wir uns hinsichtlich der Lebensschicksale jener genannten beiden Künstler mit vereinzelten spärlichen Notizen, welche jeden Versuch einer eingehenden Behandlung scheitern lassen, mindestens gewagt und zweifelhaft machen müssen, vielleicht für alle Zeit begnügen. Es hängt dieser Umstand, wenigstens bei solchen Persönlichkeiten, welche in und hinter das 16. Jahrhundert zurückreichen, mit der, gegen unsere modernen Verhältnisse betrachtet, gering entwickelten Schreibseligkeit jener Zeit zusammen: bei den Holbein — um bei dem Beispiel stehen zu bleiben — kommt jedoch noch ein besonderer Umstand hinzu, ein Umstand, den sie mit den meisten ihrer Standesgenossen gemein haben, und der sich daher auch bei diesen fast ausnahmslos mit denselben Folgen äußert: ich meine die soziale Stellung unserer deutschen Künstler am Ende des 15. und am Anfang des 16. Jahrhunderts. Wie viel besser wäre es um die Lebensgeschichte des älteren und jüngeren Holbein bestellt, wenn diese, statt einer armen, eben erst den Banden der Hörigkeit entronnenen Familie, zufällig dem alteingesessenen Patriziat angehört hätten? Wir würden dann nicht nur in wünschenswerter Genauigkeit Ort, Jahr und Tag ihrer Geburt, die Namen ihrer Taufpaten usw. kennen, wir würden auch über kein wichtigeres Ereignis ihres späteren Lebens ununterrichtet bleiben. Mit Vergnügen würde die geschichtliche Forschung ganze Serien jener den Benützern alter reichsstädtischer Archive wohlbekannten Geschlechter-, Hochzeits-, Tauf- und Sterbebücher

des erbgeſeſſenen Patriziats hingeben, wenn ſie dagegen eine — — auch nur knappe — Familienchronik der Holbein eintauſchen könnte. Ja, ſo wunderlich ſpielt der Zufall, daß wir z. B. über den Vermögensſtand des Vaters Holbein zu verſchiedenen Zeitpunkten genau unterrichtet ſind — was für die Kunſtgeſchichte von gar keinem Belang iſt — das Geburtsjahr des Sohnes aber, deſſen genaue Kenntnis von hoher Wichtigkeit ſein würde, noch immer in Dunkel gehüllt bleibt.

Dasſelbe Spiel des Zufalls, welches uns die nähere Kenntnis des Lebensgangs Holbeins vorenthält, hat uns für die Geſchichte eines andern Heros deutſcher Kunſt mit einem ſeltenen Reichtum echter biographiſcher Nachrichten beſchenkt. Freilich kommt bei dieſem im Gegenhalt zu Holbein der günſtige Umſtand hinzu, daß mit geringer Abwechſlung ſein Leben feſt an ſeine Vaterſtadt gefeſſelt geblieben war, während Holbein nach einem ruheloſen Leben fern vom Vaterland und den Seinigen ſtarb. Wie drohend trotzdem auch hinſichtlich Dürers die Gefahr war, über ſeinen Lebensgang ebenſo im Finſtern wandeln zu müſſen wie über den ſeines Mitreformators in der deutſchen Kunſt, erſehen wir deutlich, wenn wir erwägen, daß die Autographe der erhalten gebliebenen Dürer'ſchen Briefe gegenwärtig in alle Winde zerſtreut ſind und auch von der Familienchronik und der Beſchreibung der niederländiſchen Reiſe nur höchſt mangelhafte neuere Abſchriften ſich in unſere Tage herüber gerettet haben. Doch auch in dieſer Form bergen dieſelben noch das köſtlichſte Material.

Die Familienchronik iſt dadurch entſtanden, daß Dürer, wie er ſelbſt in der Einleitung ſagt, „aus ſeines Vaters Schriften zuſammengetragen hat woher er geweſen, wie er hergekommen und hier (in Nürnberg) geblieben ſei und ſelig geendet habe.“ An dieſe Stammeinträge reihte der Sohn unterſchiedliche ſeinen eigenen Lebensgang berührende Notizen. Neben dieſer uns erhalten gebliebenen Familienchronik muß noch eine zweite größere vorhanden geweſen ſein , da Dürer bei der Schilderung des Todes ſeines Vaters von einem „andern Buch“ ſpricht, in welchem jener Hergang ausführlicher beſchrieben ſei. Aus dieſem „andern Buch“ hat ſich nun zufällig ein ausgeriſſenes Blatt erhalten, auf dem eben der Hergang des Todes des Vaters ſowie der Mutter von

des Sohnes Hand geſchildert iſt. Noch Campe in ſeinen „Reliquien von Albrecht Dürer“ (Nürnberg 1828) hat dieſes Original benützt; jetzt ſcheint es verloren gegangen zu ſein.

Die Familienchronik geht bis auf den Großvater Anton Dürer zurück. Ob und wann die Familie aus Deutſchland nach Ungarn eingewandert, iſt leider aus der Chronik nicht zu entnehmen. Auf deutſche Abſtammung weiſt, außer dem deutſchen Namen Dürer, auch der Name des Ortes hin, der uns als Heimat der Voreltern genannt wird. Eytas (Eytâſch) heißt Niederlaſſung; wenn aber in einer Gegend von einheitlich nationaler Bevölkerung ein Ort ſchlechtweg die Niederlaſſung genannt wird, ſo iſt wohl auf fremde Einwanderung zu ſchließen. Die Familie hatte ſich von altersher „mittelſt Ochſen und Pferden ernährt“, d. h. Landbau und Viehzucht getrieben. Erſt Dürers Vater, ebenfalls Albrecht genannt, hatte dem väterlichen Haus und dem überkommenen Stande den Rücken gekehrt und war in der benachbarten Stadt Giula bei einem Goldſchmied in die Lehre getreten. Später hatte er Deutſchland und die Niederlande durchzogen und war gerade an dem Tage (11. März), an welchem auf der alten Kaiſerburg Philipp Pirkheimer ſeine prunkende Hochzeit feierte, nach der ſchon damals durch Kunſt- und Gewerbefleiß blühenden Reichsſtadt Nürnberg gekommen. Hier trat er in die Werkſtatt des Goldſchmieds Hieronymus Holper (nicht Haller, wie Eye in ſeinem „Leben Dürers“ S. 2 ſchreibt) ein und zeichnete ſich während ſeiner zwölfjährigen Arbeitszeit ſo aus, daß ihm nach Ablauf derſelben die Hand der fünfzehnjährigen Haustochter Barbara zuteil wurde. Die Ehe wurde mit reichem Kinderſegen bedacht; doch blieben von den 18 Kindern außer unſerm Albrecht nur zwei jüngere Brüder am Leben: Andreas, der ſich ſpäter als Goldſchmied in Nürnberg niederließ, und Hans, der, ein Schüler des achtzehn Jahre älteren Bruders, Hofmaler des Königs von Polen wurde. Kinderreichtum galt damals noch nicht, wie heutzutage, als eine drückende Laſt, ſondern als ein Himmelsſegen. Mit gewiſſenhafter Sorgfalt ſind in der vom Vater Dürer geführten Familienchronik Tag und Stunde der Geburt der einzelnen Kinder und die Namen der Paten angegeben. Und doch war die Zeit Dürers, gegen die unſere gehalten, eine ungleich härtere und ſtrengere; der Kampf um das materielle Daſein abſorbierte vorweg die beſte Kraft und hemmte dadurch die

Entfaltung der idealen und geistigen Keime der Menschennatur. Auch Dürers Vater litt schwer unter dem Drucke der Zeit. „Dieser obengemeldete Albrecht Dürer der Aeltere", schreibt mit kindlicher Pietät der Sohn, „hat sein Leben unter großer Mühe und schwerer harter Arbeit zugebracht und nichts anderes zu seinem Unterhalt gehabt, als was er für sich, sein Weib und seine Kinder mit seiner Hand verdiente. Darum hat er gar wenig gehabt. Er hat auch mancherlei Betrübnis, Anfechtung und Widerwärtigkeit erfahren. Er genoß aber von allen, die ihn kannten, ein gutes Lob; denn er führte ein ehrbares christliches Leben, war ein geduldiger Mann, sanftmütig und friedsam gegen jedermann, und er war sehr dankbar gegen Gott. Er hat für sich auch nicht viel Gesellschaft und weltlicher Freuden bedurft; er war auch von wenig Worten und war ein gottesfürchtiger Mann." Und weiter unten fährt er fort: „Dieser mein lieber Vater wandte großen Fleiß auf seine Kinder, sie zur Ehre Gottes zu erziehen; denn sein höchster Wunsch war, daß er seine Kinder in Zucht wohl aufbrächte, damit sie Gott und den Menschen angenehm würden. Darum war seine tägliche Rede zu uns, daß wir Gott lieb haben sollten und treulich handeln gegen unsern Nächsten."

Nichts bleibt fester an dem Menschen haften als die Eindrücke der Jugend. Es gilt dies ganz besonders bei großen Männern, die ja um das, um was sie über die gewöhnliche Mittellinie hinausragen, auch empfänglicher für alle äußerlichen und seelischen Eindrücke sind. Auch Dürer ist hierin nicht nur im allgemeinen ein Kind seiner Zeit, sondern auch speziell ein Kind des alten Nürnbergs. Wir wollen hier nur auf einen charakteristischen Punkt aufmerksam machen. Es genügt ein Blick auf die Werke Dürers, um sich zu überzeugen, daß die Behandlung der Natur, die Wahl und Zusammenstellung der Farben nicht das Resultat eines frischen unbefangenen Insichaufnehmens der Natur, sondern vielmehr das eines künstlichen Studiums sind. Die freie Natur lag eben damals noch unter dem Fluche der alten kirchlichen Entgötterung, und man fühlte sich nicht versucht, das Auge auf sie zu wenden. Dazu ist die Umgebung Nürnbergs eine der reizlosesten, die man sich denken kann. In weitem Umkreis umschlossen sie, damals noch enger als jetzt, der aus kümmerlichen Föhren bestehende Reichswald und zwischen diesem und der Stadt dürre Felder und baumlose Weiden.

Und selbst die Aussicht auf diese war größtenteils durch die hohe Stadtmauer abgeschnitten. Sich außerhalb derselben zu bewegen, war aber bei den unaufhörlichen größeren und kleineren Fehden mit den benachbarten Ständen nicht selten eine gewagte Sache und gewiß für Unmündige ganz außer Gebrauch. Die Städte jener Zeit, von tiefen Gräben, hohen Mauern und zahlreichen Türmen umgeben, hatten vorzugsweise die Bedeutung eines Zufluchtsortes, und das Gefühl der Sicherheit mußte damals den Genuß ersetzen, welchen uns der freie Verkehr mit Natur und Welt gewährt. In der Stadt aber kannte man noch keine öffentlichen Baumpflanzungen, und Gärten gab es nur hinter den hohen Mauern der Klöster.

Um so großartiger und einschneidender mußte dagegen die Stadt selbst auf das empfängliche Gemüt des heranwachsenden Knaben wirken. Die Eltern wohnten zuerst in der Winklerstraße, im Hinterhaus des Pirkheimer'schen Wohngebäudes. Dieses letztere stieß mit seiner Hauptfront an den Herrenmarkt. Hier namentlich öffnete sich ein künstlerisch reicher Schauplatz: der zu beiden Seiten mit den stattlichsten Häusern besetzte Marktplatz, im Hintergrunde die bunte Fassade der Frauenkirche, im Vordergrunde der schöne Brunnen, noch glänzend bemalt und vergoldet, und umher sich ausbreitend das bewegte Leben des Wochenmarktes einer großen Stadt. Manche öffentliche Feste, wie sie damals in der Reichsstadt gefeiert wurden: die Vorzeigung der Reichsinsignien, das Schönbartlaufen und anderes, werden nicht weniger auf die Phantasie des Knaben gewirkt haben.

„Und insbesondere hatte mein Vater an mir ein Gefallen, da er sah, daß ich fleißig in der Uebung war zu lernen. Darum ließ mich mein Vater in die Schule gehen. Und da ich Schreiben und Lesen gelernt hatte, nahm er mich wieder aus der Schule und lehrte mich das Goldschmiedhandwerk. Und da ich nun säuberlich arbeiten konnte, zog mich meine Lust mehr zu der Malerei als zu dem Goldschmiedhandwerk. Das stellte ich meinem Vater vor; aber er war es nicht wohl zufrieden, denn ihn reuete die verlorne Zeit, die ich mit der Goldschmiedlehre zugebracht hatte. Doch ließ er sie mir nach; und da man zählte nach Christi Geburt 1486 an St. Andreastag (30. November), versprach mich mein Vater in die Lehre zu Michel Wolgemut, drei Jahre lang ihm zu dienen.

In dieſer Zeit verlieh mir Gott Fleiß, daß ich gut lernte, aber ich mußte auch viel von ſeinen Geſellen leiden."

In dieſe wenigen einfachen Worte faßt Dürer die ganze Geſchichte ſeiner Lehrzeit zuſammen. Am meiſten intereſſiert uns hievon die Notiz, daß Dürer drei Jahre lang bei Michel Wolgemut die Malerkunſt erlernt habe. Es ſind dieſe Lehrjahre für Dürers Entwicklung von großem Einfluß geweſen. Im übrigen konnte auch die Beſchäftigung in der väterlichen Werkſtatt für Dürer nur von förderlichſtem Einfluß ſein; inſofern können wir dem alten Dürer nicht beiſtimmen, wenn er jene Jahre eine verlorne Zeit nennt. Einer der größten Vorzüge des Sohnes iſt ſeine außerordentliche Sicherheit in der Zeichnung, und dieſe hat er ohne Zweifel vorzugsweiſe ſeiner erſten Beſchäftigung zu danken. Wir dürfen nicht zweifeln — bemerkt Eye — daß Dürer in der Lehre ſeines Vaters in der beſten Vorſchule für die eigentliche Kunſt ſich befand, daß er ſeine hohe Fertigkeit im Zeichnen und Modellieren hier erlangte, hier vorzüglich an Zirkel und Maßſtab, an die richtige Zuſammenſtellung der Verhältniſſe, deren die alte Kunſt viel mehr als das Handwerk entbehrte, gewöhnt wurde. Aus der Schule ſeines Vaters, unter deſſen Arbeiten das Gravieren in Metall nicht die geringſte geweſen ſein wird, trug er endlich die Grundlage zu der Vollendung davon, die er in der Kupferſtechkunſt erlangte, der er nicht den geringeren Teil ſeines Ruhmes verdankte.

„Und da ich ausgelernt hatte, ſchickte mich mein Vater hinweg, und ich blieb vier Jahre aus, bis daß mich mein Vater wieder forderte. Und nachdem ich im Jahre 1490 nach Oſtern hinweg gezogen war, kam ich darnach wieder, als man zählte 1494 nach Pfingſten." Aus den Nachrichten Johann Neudörfers, des Freundes Dürers, wiſſen wir, daß die Wanderung nach Baſel, Kolmar und Straßburg ging. Inwieweit dieſe Wanderjahre von Einfluß auf ſeine ſpätere Entwicklung waren, vermögen wir jetzt nicht mehr zu bemeſſen. Seine Begabung war eine ſo eigenartige, daß alles von außen Gebotene nur dienen konnte, ihm Anregung zu geben, und jede Anregung ſeine Eigentümlichkeit nur mehr kräftigte und ermunterte, das Fremde in ſie zu verarbeiten.

„Und als ich heimgekommen war, unterhandelte Hans Frey mit meinem Vater und gab mir ſeine Tochter, Jungfrau Agnes, und gab mir mit ihr 200 fl., und wir hielten die Hochzeit, die

war am Montag vor St. Margarethä (7. Juli) im Jahr 1494."

Würden wir auch nur dieses eine Zeugnis haben, es würde genügen, die Ehe Dürers als eine Quelle der bittersten Täuschungen und Entbehrungen erscheinen zu lassen. Es sind in neuester Zeit mehrfach Versuche gemacht worden, Frau Agnes von dem Verdacht, als habe sie ihrem Mann durch ihr zänkisches und beschränktes Wesen den Lebensgenuß arg verbittert, rein zu waschen. Mir scheinen solche Ehrenrettungen immer problematisch zu sein; im einzelnen gelingt es wohl, der einen oder der andern Stelle eine günstigere Deutung zu geben und diesen und jenen häßlichen Zug wegzuwischen; im großen und ganzen aber bleibt das Bild, wie es sich im geschichtlichen Urteil fixiert hat. Die Hauptquelle über das Verhältnis Dürers zu seiner Frau ist bekanntlich ein nach dem Tode des großen Künstlers von seinem Freunde Pirkheimer an den kaiserlichen Bau- und Brückenmeister Johann Tschertte in Wien gerichteter Brief. In diesem bezeichnet Pirkheimer Frau Agnes geradezu als die Ursache des so früh erfolgten Todes ihres Gatten, „die ihm sein Herz angenagt und dermaßen gepeinigt hat, daß er sich desto schneller von hinnen gemacht hat. Denn er war ausgedorrt wie eine Schaube, durfte nirgends einen guten Mut mehr suchen oder zu den Leuten gehen. Also hatte das böse Weib seiner Sorge, was ihr doch wahrlich nicht not getan hat. Zudem hat sie ihn Tag und Nacht angelegen, zu der Arbeit hart gedrungen, allein darum daß er Geld verdiente und ihr das ließe, so er stürbe. Denn sie allweg verderben hat wollen, wie sie denn noch tut, unangesehen daß ihr Albrecht bis in die sechstausend Gulden Wert gelassen hat. Aber da ist kein Genügen, und in Summa ist sie allein seines Todes eine Ursache. Ich habe sie selbst oft wegen ihres argwöhnischen, sträflichen Wesens gebeten und sie gewarnt, auch ihr vorhergesagt was das Ende davon sein würde. Aber damit habe ich nichts anderes denn Undank erlangt. Denn wer diesem Manne wohlgewollt und um ihn gewesen, dem ist sie feind worden, was wahrlich den Albrecht mit dem höchsten bekümmert und ihn unter die Erde gebracht hat. Wer ihr Widerpart hält und nicht aller Sache Recht gibt, der ist ihr verdächtig, dem wird sie auch alsbald feind; darum sie mir lieber weit von mir, denn um mich ist. Es sind ja sie und ihre Schwester nicht Bübinnen, sondern, wie ich nicht zweifle, ehrenhafte,

fromme und ganz gottesfürchtige Frauen; es ſollte aber einer lieber eine Bübin, die ſich ſonſt freundlich hielte, haben, denn ſolche nagende, argwöhniſche und keifende fromme Frau, bei der er weder Tag noch Nacht Ruhe oder Frieden haben konnte" uſw.

Es iſt gegen dieſes Zeugnis Pirkheimers geltend gemacht worden, daß dasſelbe aus perſönlichem Haß gegen Dürers Frau entſprungen ſei. Der Beweis für dieſe Behauptung iſt jedoch bis zur Stunde nicht erbracht. Wenn Pirkheimer auch einen Widerwillen gegen die Frau faßte, ſo entſprang dieſer ſicherlich nur aus deren Charakter und Benehmen, und derſelbe wird ihn nicht weiter geführt haben, als daß er, um ſie zu ſchonen, die Wahrheit zu verſchweigen ſich nicht veranlaßt fühlte. Gravierender für den Charakter der Frau ſind die Aeußerungen ihres Gatten ſelbſt, wie z. B. die im ſiebenten Brief an Pirkheimer (8. Sept. 1506), in welchem er ſie, unter Beizeichnung einer Fratze, einen Unflat nennt. Das richtige Urteil ſcheint uns Thauſig zu fällen, wenn er ſchreibt: „Uebrigens haben wir gar nicht nötig, aus Frau Agnes eine beſonders böſe Frau, eine Xantippe zu machen, um ſie das ganze Elend ihrem Manne bereiten zu laſſen, von dem geſprochen wird. Sie durfte nur eine Natur haben, wie ſie damals den Frauen gewöhnlich war, und es war Grund genug vorhanden, um unſerem Künſtler, der im Geiſt ſich über das Maß der damaligen Menſchheit erhob, das traurigſte Los zu bereiten. Wollen wir uns einen weiblichen Charakter vom Ende des 15. Jahrhunderts klar und wahr vor Augen führen, ſo müſſen wir wiederum entfernen was unſere Romantiker von den altdeutſchen Jungfrauen, von Goldſchmieds Töchterlein uſw. gedichtet und gefabelt haben; wir müſſen alles davon wegtun was in unſerer Zeit Schule, Bildung von Herz und Gemüt, die Anſchauung einer unendlich reicheren und verfeinerten Welt dem Weibe an Veredlung und Erhöhung des Empfindens und Wollens zulegt. Die Töchter des 15. und 16. Jahrhunderts haben wir im allgemeinen uns nur als ziemlich derbe Kinder der Natur vorzuſtellen, geſund am Leibe und nicht ſo reizbar wie manche Verbildungen unſerer Zeit, aber geiſtig faſt ohne alle Schule, im engſten Kreiſe des gewöhnlichſten Bewußtſeins aufgewachſen, mit Vorurteilen noch etwas mehr erfüllt als wir, auch durchaus nicht um ſo viel tugendhafter und ehrbarer, als wir anzunehmen gewohnt ſind. Wenn

einmal in jener Zeit Frauen sich über den gewöhnlichen Stand der Bildung erhoben, war dies einseitig und betraf nur das Wissen, ohne das Gemüt, Anschauung und Lebensart im Grunde zu berühren. Pirkheimers berühmte Schwester Charitas, die gelehrte Aebtissin des Clarakloſters in Nürnberg, ist in ihren Schriften eine unausstehliche Schwätzerin, voll hoher Phrasen und Unnatur."

Agnes Frey war eines Handwerkers Tochter, ihr enger Gesichtskreis konnte über das nicht hinausgehen, was sie in ihres Vaters Hause täglich sah und hörte. Hätte sie wieder einen Handwerker gewöhnlichen Schlages geheiratet, sie wäre vielleicht eine treffliche Hausfrau geworden; aber einen Künstler von höherer Anlage konnte sie nicht befriedigen; sie mußte ihn unglücklich machen, wenn sie den Willen faßte und festhielt, ihn in ihre Sphäre herabzuziehen. Dazu kam, daß Dürer, neben allen Vorzügen einer edlen Natur, auch alle die Nachteile, die damit verbunden zu sein pflegen, an sich hatte und namentlich gar wenig auf seinen materiellen Vorteil bedacht war. Agnes mochte oft wirklich gedrungen sein, hier nachzuhelfen, und was anfangs zu entschuldigende Notwendigkeit war, konnte in häßliche Angewöhnung und Uebertreibung ausarten. Daß sie aber des Hauswesens sich mit Eifer angenommen habe, dürfen wir wohl mit Gewißheit annehmen. Nennt Dürer sie doch selbst seine „Rechenmeisterin", ein Ausdruck, der das ganze Verhältnis klar genug bezeichnet und unsere Auseinandersetzung bestätigen hilft.

Zu diesen in der Natur der beiden Gatten begründeten unvermittelten Gegensätzen kam noch der erschwerende Umstand, daß die Ehe kinderlos blieb. Sodann scheint Dürer, voll kindlicher Pietät, seinen Eltern und Geschwistern mehr Zärtlichkeit und Fürsorge zugewendet zu haben, als er klugerweise hätte tun dürfen. Am 20. September 1502 war der treffliche Vater gestorben. Ein ergreifendes Denkmal kindlicher Liebe setzt ihm der Sohn, wenn er in der Familienchronik schreibt: „Darnach begab es sich durch Zufall, daß mein Vater so krank ward an der Ruhr, daß niemand derselben Einhalt tun konnte. Und da er den Tod vor Augen sah, gab er sich willig darein mit großer Geduld und befahl mir, gottgefällig zu leben. Er empfing auch die heiligen Sakramente und verschied christlich, wie ich das in einem andern Buch eines weiteren beschrieben habe." Diese weitere Beschreibung fin-

bet ſich auf jenem oben angeführten einzelnen Blatt: „... begehrt. So hatte ihm die alte Frau aufgeholfen, und die Schlafhaube auf ſeinem Haupte war plötzlich ganz naß geworden von großen Schweißtropfen. Nun begehrte er zu trinken. Da gab ſie ihm ein wenig Rainfall. Davon nahm er ganz wenig ein und begehrte wieder in das Bett und dankte ihr. Und da er ins Bett gekommen war, verfiel er ſogleich in die letzten Züge. Alsbald zündete ihm die alte Frau das Licht an und ſprach ihm Sankt Bernhards Verſe vor, und ehe ſie den dritten geſprochen hatte, da war er verſchieden. Und die junge Magd, als ſie die Veränderung ſah, da lief ſie ſchnell nach meiner Kammer und weckte mich. Doch eh' ich herab kam, da war er verſchieden. Ich ſah den Todten an mit großem Schmerz, weil ich nicht würdig geweſen bin, bei ſeinem Tode zugegen zu ſein. Der barmherzige Gott helfe mir auch zu einem ſeligen Ende. Und der Vater hinterließ meine Mutter als eine betrübte Wittwe. Die hatte er mir jederzeit höchlich gelobt, wie ſie eine gar ſo fromme Frau wäre — deßhalb nehme ich mir vor, ſie nimmermehr zu verlaſſen."

Das hat der Sohn denn auch in redlichſter Weiſe getan. Zuerſt nahm er ſeinen zwölfjährigen Bruder Hans, der auch Maler wurde, zu ſich; den Goldſchmied Andreas aber, der damals achtzehn Jahre alt war, ſandte er in die Fremde. Die Mutter verharrte noch zwei Jahre in ihrer alten Behauſung; nachdem aber alles verzehrt war was ihr Gatte hinterlaſſen, nahm der Sohn auch ſie unter Obdach und Pflege. Auch ihrer gedenkt der Sohn in der Hauschronik mit dankbarem Herzen: „Dieſe meine fromme Mutter hat achtzehn Kinder getragen und erzogen, hat oft die Peſtilenz gehabt und viele andere ſchwere bemerkliche Krankheiten, hat große Armuth erduldet, Verſpottung, Verachtung, höhniſche Worte, Schrecken und große Widerwärtigkeiten. Dennoch iſt ſie nie rachſüchtig geweſen." Zehn Jahre lebte ſie noch im Hauſe des Sohnes; 1514 ſtarb ſie nach langer ſchwerer Krankheit. „Darüber habe ich ſolchen Schmerz empfunden, daß ich's nicht ausſprechen kann. Ihre größte Freude iſt ſtets geweſen, von Gott zu reden, und gerne ſah ſie die Ehre Gottes."

Von den Briefen Dürers beanſpruchen die an Willibald Pirkheimer während des Aufenthaltes in Venedig (1506) gerichteten das meiſte Intereſſe. Dürer hatte die Reiſe dahin unternommen,

um ſein Recht gegen italieniſche Nachdrucker ſeiner Werke zu wahren. So dürftig war damals noch ſeine materielle Lage, daß er zur Aufbringung der Reiſekoſten genötigt war, ſich eine Summe Geldes von ſeinem Freunde Pirkheimer vorſchießen zu laſſen. Die Sorge, möglichſt bald dieſer Schuld los zu werden, drückt den ehrlichen Mann. „Ich bitte Euch, habt Nachſicht mit meiner Schuld; ich denke wahrlich öfter daran als Ihr. Sobald mir Gott heimhilft, ſo will ich Euch ehrbar zahlen mit großem Danke.“ Er hatte in Venedig gute Aufnahme gefunden, Landsleute wie Einheimiſche kamen ihm freundlich entgegen. „Es ſind ſo viele artige Geſellen“ — ſchreibt er in dem zweiten Brief — „unter den Italienern, die ſich je länger je mehr zu mir geſellen, daß es einem wohl ums Herz ſein möchte; vernünftige Gelehrte, gute Lautenſchläger und Pfeifer, Kenner in der Malerei und Leute von viel edler Geſinnung und rechter Tugend, und ſie erweiſen mir viel Ehre und Freundſchaft.“ Die Genoſſenſchaft der deutſchen Kaufleute beſtellte bei ihm eine Altartafel für die zu ihrem Kaufhaus gehörige Bartholomäus-Kirche. Sie hatte die Verherrlichung der Maria zum Gegenſtand und iſt dasſelbe Bild, das ſich jetzt als traurige Ruine unter dem Namen des Roſenkranzfeſtes im Kloſter Strahow zu Prag befindet. Die wunderbare Ausführung der Tafel entwaffnete den Spott der venetianiſchen Maler, die Dürer als „untreue, verlogene, diebiſche Böſewichter“ bezeichnet, von denen er nicht geglaubt hätte, daß ſie auf dem Erdreich lebten. „Und wenn's einer nicht wüßte, ſo dächte er, es wären die artigſten Leute, die es auf dem Erdreich gibt. Ich für meinen Teil muß immer über ſie lachen, wenn ſie mit mir reden. Sie wiſſen, daß man dieſe Bosheit kennt, aber ſie fragen nicht darnach.“ Eine Ausnahme macht nur der Neſtor der venetianiſchen Künſtler, der hochberühmte Giambellin, der ſehr alt, aber noch immer der Beſte in der Malerei iſt und dem deutſchen Meiſter öffentlich Lob ſpendet. Am 8. September zeigt Dürer dem Freunde mit ſcherzenden Worten die Vollendung des Bildes an: „Wiſſet ferner, daß meine Tafel ſagt, ſie wolle einen Ducaten darum geben, daß Ihr ſie ſähet, ſie ſei gut und ſchön von Farben. Ich habe großes Lob dadurch überkommen, aber wenig Nutzen. Ich habe auch die Maler alle zum Schweigen gebracht, die da ſagten: im Stechen wäre ich gut, aber im Malen wüßte ich nicht mit den Farben umzugehen.

Jetzt ſpricht jedermann: ſie hätten ſchönere Farben nie geſehen.“ Er ſelbſt hat ſeine Freude daran und geſteht ſich, daß er dergleichen noch nicht gemalt. Heiterer, friſcher wird er dabei von Tag zu Tag; immer beſſer läßt er ſich's behagen. „Ich bin ein Gentilom zu Venedig geworden,“ ſchreibt er an den Freund, und ein andermal: „Mein franzöſiſcher Mantel läßt Euch grüßen und mein wälſcher Rock auch.“ Der Lebensmut war ihm ſogar ſo weit aufgegangen, daß er ſich vornahm, tanzen zu lernen. „Und gieng zweimal auf die Tanzſchule; dafür mußte ich dem Meiſter einen Ducaten geben. Da konnte mich kein Menſch mehr hinauf bringen. Ich würde wohl für den Tanzunterricht alles ausgegeben haben was ich verdient habe, und hätte dennoch auf die Letzt nichts gekonnt.“ Nur ungern reißt er ſich endlich von der glänzenden Lagunenſtadt los. Wie ergreifend ſind die Worte ſeines letzten Briefes: „O, wie wird mich nach der Sonne frieren; hier bin ich ein Herr, daheim ein Schmarotzer!“

Das meiſte Intereſſe beanſprucht die Beſchreibung der niederländiſchen Reiſe (1520—21). Leider findet ſich von dieſem wertvollen Denkmal die Urſchrift nicht mehr vor, was umſo mehr zu beklagen iſt, als ſich in die ohnedies ziemlich aphoriſtiſch gehaltene Beſchreibung durch die früheren Herausgeber zahlreiche Leſefehler eingeſchlichen haben. Auch bei dieſer Reiſe beſtimmten unſern Künſtler in erſter Linie finanzielle Erwägungen. Die Niederlande waren reich, in den Städten ein Zuſammenfluß von Menſchen aus allen Ländern, Luxus und Liebhaberei für Kunſt allgemein verbreitet, ſo daß Dürer hoffen durfte, hier einen bedeutenden Abſatz für ſeine gedruckten Blätter zu finden. Diesmal nahm er — vermutlich ebenfalls aus finanzieller Erwägung — ſeine „Rechenmeiſterin“ nebſt der alten Magd Suſanna mit. Wir können leider auf die Einzelheiten der namentlich auch kulturgeſchichtlich höchſt intereſſanten Reiſebeſchreibung hier nicht näher eingehen und müſſen uns darauf beſchränken, einige Stellen herauszuheben. Die Reiſe ging bis Bamberg zu Wagen, von da bis Köln zu Schiff auf dem Main und Rhein. Welchen Beſchränkungen eine ſolche Fahrt in jener Zeit unterworfen war, kann man daraus entnehmen, daß zwiſchen Bamberg und Frankfurt nicht weniger als 26 Zollſtätten eingerichtet waren. Dürer gelang es jedoch, mit einem vom Biſchof von Bamberg erlangten Zollbrief unangefochten bis

nach Frankfurt zu kommen; erſt von Ehrenfels an unterlag auch er den Zollplackereien. Anfangs Auguſt langte er über Köln in Antwerpen, der reichen und glänzenden Hauptſtadt der Niederlande, an. Den Empfang, welchen der damals auf der Höhe ſeines Ruhmes ſtehende Meiſter von ſeinen Kunſtgenoſſen erfuhr, ſchildern wir mit ſeinen eigenen Worten. „Am Sonntag, es war Sanct Oswalds Tag (5 Auguſt), luden mich die Maler auf ihre Zunftſtube mit meinem Weib und meiner Magd. Sie hatten alles voll Silbergeſchirr und anderem koſtbaren Zierrat und überköſtliches Eſſen. Es waren auch ihre Frauen alle zugegen, und als ich zu Tiſche geführt wurde, da ſtand das Volk zu beiden Seiten, als führte man einen großen Herrn. Es waren unter ihnen auch Männer von gar trefflicher Perſönlichkeit, die ſich alle mit tiefer Verneigung auf das allerdemütigſte gegen mich benahmen und ſagten: ſie wollten, ſo viel wie nur möglich, alles das thun was ſie wüßten daß mir lieb wäre. Und wie ich ſo daſaß, kam der Rathsbote der Herren von Antwerpen mit zwei Dienern und ſchenkte mir im Namen der Ratsherren von Antwerpen vier Kannen Wein, und ſie ließen mir ſagen: ich ſolle hiemit von ihnen ausgezeichnet und ihres Wohlwollens verſichert ſein. Dafür ſagte ich ihnen untertänigſten Dank und erbot ihnen meine untertänigen Dienſte. Nachdem wir ſo lange fröhlich bei einander geweſen bis ſpät in die Nacht, da geleiteten ſie uns mit Windlichtern gar ehrenvoll heim und baten mich: ich ſolle ihres guten Willens ſtets ſicher und gewärtig ſein, und ich möchte machen was ich wollte, ſo würden ſie mir dabei alle behilflich ſein. Hierauf dankte ich ihnen und legte mich ſchlafen.“

Weiter ſchildert uns Dürer aus dem großartigen Treiben Antwerpens einen Beſuch bei dem damals ſchon in hohem Alter ſtehenden Quentin Meſſis, die Schießplätze der Bürger, die herrlichen Kirchen, das Haus der Fugger, das Zeughaus, in welchem Künſtler und Handwerker eben mit den Vorbereitungen zum feſtlichen Empfange Karls V. beſchäftigt waren. Den großartigſten Eindruck empfing er jedoch von dem die ganze heiter-ſinnliche Pracht des altniederländiſchen Volkslebens wiederſpiegelnden Umzug am Mariä Himmelfahrtstag. Die ganze Stadt war auf den Beinen; an dem Zuge ſelbſt beteiligten ſich alle Zünfte und Korporationen, „ein jeder nach ſeinem Stand auf das koſtbarſte ge-

kleidet. Da wurden auch in den Zwischenräumen große kostbare Stangenkerzen getragen und ihre alten fränkischen langen Posaunen von Silber. Dazwischen waren auch viele Pfeifer, Trommelschläger nach deutscher Art. Das alles ward kräftig geblasen und mit Rumor gebraucht. So sah ich in der Gasse reihenweise einhergehen, weit von einander, so daß eine große Breite dazwischen war, aber nahe hinter einander die Goldschmiede, Maler, Steinmetzen, Seidensticker, Bildhauer, Schreiner, Zimmerleute, Schiffer, Metzger, Lederer, Tuchmacher, Bäcker, Schneider, Schuster, allerlei Handwerker und viele Handarbeiter und Händler, die dem Lebensunterhalt dienen. Deßgleichen waren da die Krämer und Kaufleute und ihre Gehülfen aller Art. Darnach kamen die Schützen mit Büchsen, Bogen und Armbrüsten, deßgleichen die Reisigen und Fußgänger. Darnach kam die Wache der Herren Amtleute. Darnach ging eine ganze Rotte sehr stattlicher Leute, herrlich und kostbar gekleidet. Vor ihnen aber giengen alle Orden und etliche Stifter in ihren verschiedenen Trachten gar andächtig einher. Es war auch in dieser Processión eine sehr große Schaar der Wittwen, die sich mit ihrer Hand ernähren und eine besondere Regel beobachten, alle mit weißen leinenen, eigens dazu gemachten Tüchern vom Haupte bis auf die Erde bedeckt, gar rührend anzusehen. Darunter sah ich gar stattliche Personen. Und die Domherren von Unser Frauen Kirche mit der ganzen Priesterschaft, den Schülern und Kostbarkeiten gingen zu hinterst. Da trugen zwanzig Personen die Jungfrau Maria mit dem Herrn Jesus, auf das kostbarste geschmückt, Gott dem Herrn zu Ehren. In diesem Umgang waren gar viele herzerfreuende Dinge angebracht und gar köstlich hergerichtet. Denn da führte man viele Wagen mit Schauspielen auf Schiffen und anderem Bollwerk. Darunter war der Propheten Schaar und Ordnung, darnach das Neue Testament, als: der englische Gruß, die heiligen drei Könige auf großen Kamelen und auf anderen seltsamen Wunderthieren gar artig zugerichtet, auch wie Unser Frau nach Aegypten fliehend — sehr andachterweckend — und viele andere Dinge. Auf die Letzt kam ein großer Drache, den führte St. Margaretha mit ihren Jungfrauen an einer Gurten, die war besonders hübsch. Ihr folgte nach St. Georg mit seinem Knappen — ein gar hübscher Harnischreiter. Auch ritten in dieser gar zierliche und

auf das kostbarste gekleidete Knaben und Mädchen nach mancherlei Landessitten angetan, verschiedene Heilige vorstellend. Dieser Umzug dauerte von Anfang bis ans Ende, ehe er vor unserm Hause vorübergegangen war, länger als zwei Stunden; und war da des Dinges so viel, daß ich es in ein ganzes Buch nimmer könnte schreiben, ich lasse es also hübsch bleiben."

Anfang September reiste Dürer nach Brüssel, um bei der Statthalterin der Niederlande, Erzherzogin Margaretha, der Tante Karls V., Verwendung wegen seiner Schuldforderung an den verstorbenen Maximilian zu erbitten. Seinen Zweck erreichte er jedoch erst bei Gelegenheit der Krönung Karls V. in Aachen (Oktober 1520), wohin er sich von Antwerpen aus begeben hatte. Den Winter verbrachte er in letzterer Stadt — ein Aufenthalt, der nur durch Ausflüge nach Seeland, Brügge, Gent, wo er überall aufs ehrenvollste empfangen wurde, eine Unterbrechung erlitt.

Während seiner niederländischen Reise empfing Dürer auch die ersten tiefgehenden Eindrücke der Reformation. Unter den Ankäufen, welche er in den verschiedenen Haltpunkten machte, kommen mehreremale auch Traktätlein vor, worin man damals die neuen Gedanken und Tatsachen zu behandeln und zu veröffentlichen pflegte. Einmal kaufte er um fünf Weißpfennige ein Traktätlein Luthers und gleich darauf die „Condemnation Lutheri," des frommen Mannes, wie er hinzufügt. Mag man auch über die äußere Form, die Dürer der neuen Glaubensrichtung gegenüber wählte, verschiedener Ansicht sein — es ist sogar wahrscheinlich, daß er äußerlich bis an sein Lebensende ein treuer Sohn der alten Kirche blieb — daß er aber in seinem Innern ganz den reformatorischen Grundsätzen zustimmte, davon geben, ganz abgesehen von dem freundschaftlichen Verhältnis zu Melanchthon, die Worte seines Reisetagebuchs Zeugnis, die er bei der (bekanntlich falschen) Nachricht von Luthers Gefangennehmung niederschrieb, und die ich zum Schlusse hier folgen lasse: „Am Freitag vor Pfingsten (17 Mai) im Jahr 1521 kam die Mär nach Antwerpen, daß man Martin Luther so verräterisch gefangen genommen hätte. Denn da ihm der Herold des Kaisers Karl mit dem kaiserlichen Geleite beigegeben war, so ward dem vertraut. Nachdem ihn aber der Herold bei Eisenach an einen

unfreundlichen Ort gebracht hatte, ſagte er: er bedürfe ſeiner nun nicht mehr, und ritt von ihm fort. Alsbald waren zehn Reiter da; die führten verräteriſch den verkauften, frommen, mit dem heiligen Geiſt erleuchteten Mann hinweg, der da war ein Bekenner des wahren chriſtlichen Glaubens. Und lebt er noch, oder haben ſie ihn gemordet — was ich nicht weiß — dann hat er das erlitten um der chriſtlichen Wahrheit willen . . . Und wenn wir dieſen Mann, der da klarer geſchrieben hat als irgendeiner, der ſeit 140 Jahren gelebt hat, und dem du ſolch' einen evangeliſchen Geiſt gegeben haſt, verloren haben ſollen, ſo bitten wir dich, o himmliſcher Vater, daß du deinen heiligen Geiſt wiederum einem gäbeſt, der da deine heilige chriſtliche Kirche allenthalben wieder verſammle . . . Sieht doch ein jeglicher, der da Martin Luthers Bücher lieſt, wie ſeine Lehre ſo klar und durchſichtig iſt, wo er das heilige Evangelium vorträgt. Und darum ſind dieſelben in großen Ehren zu halten und nicht zu verbrennen; es wäre denn, daß man ſeine Widerſacher auch ins Feuer würfe mit allen ihren Opionen, die da aus Menſchen Götter machen wollen. O Gott! Iſt Luther todt, wer wird uns hinfort das heilige Evangelium ſo klar vortragen ? Ach Gott! Was hätte er uns noch in 10 oder 20 Jahren ſchreiben können!" Dürer möchte ſeine Hoffnung auf Erasmus von Rotterdam ſetzen: „O Erasmus, wo willſt du bleiben! Sieh! Was vermag die ungerechte Tyrannei der weltlichen Gewalt, der Macht der Finſternis? Höre, du Ritter Chriſti! Reite hervor neben dem Herrn Jeſus, beſchütze die Wahrheit!" Aber derſelbe iſt alt und zu jeder kühnen Tat unbrauchbar.

Die niederländiſche Reiſe hatte Dürers materielle Verhältniſſe ſo weit gebeſſert, daß er die letzten Jahre ſeines Lebens ſorgenfrei verbringen konnte. Bis dahin hatte er ſich's herzlich ſauer werden laſſen, das Nötige für ſeinen Lebensunterhalt zu erwerben. Seine Vaterſtadt hatte nichts für dieſen ihren größten Sohn getan. „So wiſſen Eure Weisheit" — ſchreibt er dem Stadtrat im Jahr 1524 (drei Jahre vor ſeinem Tode) — „wie gehorſam, willig und gefliſſen ich mich bisher in allem Eurer Weisheit und gemeiner Stadt Sachen allemal erzeigt und vor andern vielen Perſonen des Rats und in der Gemeinde allhie, wo ſie meiner Hülfe. Kunſt und Arbeit bedurften, mehr

umſonſt, denn um Geld gedient; hab' auch, wie ich mit Wahrheit ſchreiben mag, die 30 Jahre, ſo ich zu Haus geſeſſen bin in dieſer Stadt, nicht um 500 fl. Arbeit, das je ein Geringes und Schimpfliches und davon nicht ein Fünftheil Gewinn iſt, gemacht."

Dieſer leiblichen und ſeeliſchen Verkümmerung iſt wohl auch das zehrende Fieber zuzuſchreiben, das ſeinen ohnedies nicht allzu kräftigen Körper ſchwächte und ſeinem Leben ein frühes Ende ſetzte. Am 6. April 1528 vollendete er ſeine irdiſche Laufbahn. „Er iſt hinübergegangen unſer Albrecht" — ruft von bitterm Weh erfüllt ſein älteſter und treueſter Freund Willibald Pirkheimer aus — „weinen wir über das unerbittliche Schickſal, das elende Loos der Menſchen und die fühlloſe Härte des Todes! Ein herrlicher Mann iſt uns entriſſen, während ſo viele andere, wert- und tatlos, eines ungetrübten Glücks ſich freuen und das Leben über das Maß verlängern."

XVI.

Nürnberg am Ausgang seiner Reichsfreiheit.

Die Katastrophe zu Anfang unseres Jahrhunderts, durch welche das Deutsche Reich aufgelöst und die jetzige Staatenordnung angebahnt wurde, hat sich im Kleinen vielleicht nirgends in einer so deutlichen und lehrreichen Weise abgespielt, als in der vormals freien Reichsstadt Nürnberg.

Es ist ein trübes Bild, das sich da unseren Blicken entrollt, scharf verschieden von demjenigen, das in unserer Phantasie sich sofort mit der Nennung des Namens Nürnberg verbindet. Das kommt, weil diese nur das Nürnberg des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts vor sich hat, jene Zeit, an welche die heutige Entwickelung dieser echt deutschen Stadt unmittelbar wieder anzuknüpfen scheint, gleichsam als wären die Zwischenzeiten des siebzehnten und achzehnten Jahrhunderts mit den Bildern des traurigen Verfalls gar nicht vorhanden gewesen. Welch eine Fülle des Wohlstandes war in dieser Stadt damals zusammengeströmt! Nicht nur die Pracht und Ueppigkeit eines Lebensgenusses, wie ihn die Höfe und Burgen kaum kannten, war hier eingekehrt; nicht nur in stolzen Bauten, Malereien und Zierraten kündigte sich der satte Reichtum dieses Sitzes bürgerlicher Arbeit an, auch die Kunst und die Wissenschaft fand lange Zeit hier die sicherste Pflege. Jahrhunderte hindurch hatte die mächtige Reichsstadt in zum Teil überaus hartnäckigen Kämpfen ihre Unabhängigkeit den benachbarten Fürsten gegenüber aufrecht erhalten, die edelsten Bürgertugenden hatten sie vor Uebergriffen fremder Herrscher in ihren Rechten geschützt. Eine große Anzahl trefflicher Geschlechter stellte Männer an die Spitze des Gemeinwesens, welche durch eine ebenso weise als kräftige Regierung das Ansehen nach außen, die Ordnung nach innen aufrecht erhielten.

Wie sticht von diesem Bilde das Nürnberg des achtzehnten Jahrhunderts ab! Das sechzehnte Jahrhundert hatte die Stadt

noch in dem Vollgenuß ihres Wohlstandes, ihres behaglichen Lebens, ihrer Blüte in Kunst und Wissenschaft gesehen, aber es war auch ein Zeitraum, in welchem der Umschwang begann. Es folgten rasch nacheinander eine ganze Reihe tiefeingreifender Ereignisse, welche die Katastrophe vorbereiteten. Der Welthandel suchte sich neue Wege, die Niederlande fielen vom Reiche ab, die nordischen Königreiche emanzipierten sich, Livland ging verloren, und nirgends bot sich ein Ersatz für die Einbuße des Binnenverkehrs und die Verkürzung der Handelsmonopole. Es folgte der dreißigjährige Krieg, der, wie er dem ganzen Reiche und dessen einzelnen Gebieten verderblich ward, so auch die Städte mit der nachhaltigsten Verwüstung heimsuchte und beinahe nicht eine ganz verschont ließ. Die Zeit nach dem westfälischen Frieden brachte aber keine Erholung. In sich so tief erschüttert und zum Teil für immer in ihrem Wohlstand gebrochen, schienen die Städte schon damals dem Schicksal der Einverleibung in die fürstlichen Gebiete erliegen zu müssen, das sie anderthalb Jahrhundert später traf. Von der landesherrlichen Macht allenthalben umdrängt, von ihrer Vergrößerungspolitik bedroht und gequält, verlor damals manche früher gewaltige Stadt ihre Unabhängigkeit. Die Zeit war vorüber, wo sich die friedlichen Künste des Lebens, bürgerlicher Fleiß, Wissenschaft und Kunst fast nur hinter den Mauern der Reichsstädte in ungestörter Blüte entfalten konnten; die größeren fürstlichen Gebiete waren jetzt der Raum geworden, auf dem sich das staatliche und Kulturleben rührig und wohltuend entwickelte.

Zwar besaß Nürnberg noch ein reichsstädtisches Gebiet, war aber dafür mit Schulden überhäuft. Der Handel lag ganz darnieder, die Stadt wurde aber gleichwohl nach dem Maßstabe ihrer früheren Kräfte von Reichswegen taxiert und besteuert. Die alte Verfassung war in Erstarrung geraten: eine Koterie patrizischer Familien hatte sich des Stadtregiments bemächtigt und verteilte die einzelnen Aemter fast ausschließlich unter ihre Angehörigen. Das früher so blühende bürgerliche Gewerbe war verfallen, der handwerktreibende Teil der Bevölkerung teils in eine tiefe Erschlaffung geraten, teils durch eine verkehrte Zunftgesetzgebung gehindert, sich zu einer freien und selbständigen Tätigkeit zu entwickeln. Das ganze Gedächtnis an die alte Zeit mit ihrem ungebeugten Freiheitssinn, ihrer Tapferkeit und ihrem Opfermute

ſchien erloſchen; die förmliche und bedächtige Art der alten Zeit war in wunderliche und pedantiſche Manieren umgeſchlagen, denen man die dumpfe Schwerfälligkeit des hergebrachten Lebens und den engen Geſichtskreis anfühlte, in dem ſich die ſtädtiſche Bevölkerung ſelber feſtgebannt.

Als im Anfang der neunziger Jahre über die tief zerrüttete Stadt wieder einmal eine Kommiſſion des fränkiſchen Kreiſes kam und die Gründe der ökonomiſchen Kriſis prüfte, da tauchten von Seiten der Nürnberger wohl die alten Klagen auf: der geänderte Zug des deutſchen Handels, der dreißigjährige Krieg, die Kriegsbedrängungen der ſpäteren Zeit, Teuerung und Getreideſperre, auch unbillige Matrikularanſchläge hätten ſie ſo tief herabgebracht. Aber mit Recht ſucht die Kommiſſion die Quellen des Verfalls zugleich in den Bürgern ſelbſt und ſchließt ihren Bericht mit den ahnungsvollen Worten: „Keine menſchliche Kraft noch Weisheit kann den hereinbrechenden Umſturz und alles das unermeßliche Elend, was die Folge davon ſein muß, abhalten, es ſei denn, daß eine ganz neue Schöpfung in der Staatshaushaltung eintritt. Eine ganz neue Schöpfung muß es ſein, welche die toten Kräfte beleben, die ſchlummernden wecken, ein richtiges und ungehindertes Zuſammenwirken herſtellen und alles auf den Mittelpunkt des öffentlichen Wohles vereinigen kann."

Nürnbergs Lage war dadurch eine doppelt ſchwierige, daß es zwiſchen zwei größere Staaten eingekeilt lag, die, beide nach ſeinem Beſitz lüſtern, einander mit Eiferſucht belauerten und in Gewaltmaßregeln gegen die ſchutzloſe Reichsſtadt ſich zu überbieten trachteten. Zuerſt hatte Bayern den alten, lange Zeit ausgeſetzten Prozeß auf Zurückgabe der im Landshuter Erbfolgekriege (1504) von Nürnberg erworbenen Pflegeämter wieder erneuert und, ohne ein Erkenntnis der Reichsgerichte abzuwarten, einen Teil des nürnberger Gebietes und namentlich alle Einkünfte mit Beſchlag belegt, die Nürnberg von ſeinen zahlreichen in der Oberpfalz und im ſulzbachiſchen Gebiete ſeßhaften Untertanen bezog. Einige Jahre ſpäter ſuchte auch Preußen ſeine alten Anſprüche auf einige landesherrliche Rechte und Beſitzungen, die Markgraf Friedrich 1427 an die Stadt verkauft hatte, wieder hervor. Es war eine förmliche Reunionspolitik im Stile Ludwigs XIV., die Preußen ſeit dem Heimfall der fränkiſchen Provinzen nicht nur gegen Nürnberg, ſondern auch gegen

andere geistliche, reichsstädtische und ritterschaftliche Enklaven und Nachbargebiete betrieb. Der Regierungsrat Kretschmann spielte dabei eine ähnliche Rolle wie der Metzer Parlamentsadvokat Rayaux bei den berüchtigten Reunionen Ludwigs XIV.

Der tiefe Verfall der Reichsstadt versprach den streitigen Ansprüchen jetzt besseren Erfolg, als in den Zeiten, wo die stolze Stadt mächtig genug war, den Forderungen der hohenzollerischen Markgrafen Trotz zu bieten.

Nachdem der Schriftenwechsel seit dem Baseler Frieden lebhaft erneuert worden, Nürnberg beim Reichshofrat Schutz gesucht und gefunden hatte, entschloß sich die preußische Verwaltung in Franken, mit Gewalt ihr streitiges Hoheitsrecht auf das angesprochene Nürnberger Gebiet und die Vorstädte Wöhrd und Gostenhof geltend zu machen. Am 2. Juni 1796 benachrichtigte der Minister v. Hardenberg den Rat, es sei höheren Orts beschlossen worden, die dem Kurhause Brandenburg bis an die Stadttore zuständige Landeshoheit sofort in Besitz zu nehmen. Einen Monat später rückten wirklich zwei preußische Regimenter mit mehreren Geschützen gegen die Vorstädte der Stadt. Sie vertrieben die auf den äußeren Linien und Schanzen aufgestellten städtischen Wachtposten, hieben die Tore der Vorstädte Wöhrd und Gostenhof ein und zwangen die in den Kasernen und Wachthäusern außerhalb der Stadt befindlichen Milizen zum Abzuge. In den Vorstädten wurde ein Besitznahmepatent angeschlagen und den Zöllnern die Ablieferung der Zollerträgnisse an die preußischen Zollämter befohlen. In gleicher Weise wurde auch das sogenannte Reichswäldergebiet, das sich in einem weiten Halbkreis um die Stadt herumzog, von Preußen ohne weiteres okkupiert. Als dann vier Wochen später die französische Sambre- und Maasarmee in den fränkischen Kreis eindrang und Nürnberg mit unerhörten Erpressungen und Kontributionen bis auf's Mark aussog, nahm es die Verwendung des preußischen Ministers bei dem französischen General in Anspruch. Preußen beeilte sich, der auf's äußerste bedrängten Stadt seine Schutzherrschaft anzubieten. Nürnberg nahm sie an. Am 1. September 1796 wurde ein Subjektionsvertrag ausgefertigt und dem König nach Berlin zur Unterzeichnung gesendet. Die Preußen warteten aber diese nicht ab, sondern besetzten die Stadt ohne Verzug. Der Gewaltstreich, dessen materieller Gewinn kaum der Rede wert war, gab den Anstoß

zu den widerwärtigſten Erörterungen, in denen Preußen ſich ganz iſoliert fand, die geſamte Maſſe der Reichsſtände den lebhafteſten Proteſt gegen die neue Reunionspolitik erhob und dem grollenden Mißtrauen gegen Preußen die ergiebigſte Nahrung geboten ward, ſo daß der Berliner Hof ſich bald veranlaßt ſah, ſeine Truppen wieder aus der Stadt zurückzuziehen. Die Vorſtädte aber und das Reichswäldergebiet blieben von Preußen beſetzt, das nicht müde ward, Nürnbergs Selbſtändigkeit und politiſche Exiſtenz durch die gefliſſentlichſten Vexationen und Bedrückungen, durch Anlegung von Zoll- und Niederlagshäuſern unmittelbar vor den Toren der Stadt und durch Erſchwerung des Handelsverkehrs zu untergraben und unmöglich zu machen und auf dieſe Weiſe es von neuem in ſeine Arme zu treiben.

Alle dieſe Vorfälle, verbunden mit den düſteren Ausſichten, welche ſich nach dem unglücklichen Ausgang des zweiten Koalitionskrieges und den darauf eingeleiteten Friedensverhandlungen wie für Deutſchland insgemein, ſo namentlich auch für deſſen kleine und kleinſte Beſtandteile eröffneten, mußten Nürnberg veranlaſſen, zur Erhaltung ſeiner Unabhängigkeit geeignete Schritte zu tun. Schon auf dem Kongreß zu Raſtatt hatte die Stadt eine von dem Konſulenten Popp verfaßte Schrift über die Notwendigkeit der Erhaltung ihrer Reichsunmittelbarkeit den kaiſerlichen Miniſtern vorgelegt; jetzt wurde dieſelbe in deutſcher und franzöſiſcher Redaktion dem Druck übergeben. Daneben wurde die Vermittlung nicht nur des Kaiſers, des Erzherzogs Karl und anderer hervorragender Perſönlichkeiten am Wiener Hofe, ſondern auch diejenige des erſten franzöſiſchen Konſuls Bonaparte, des Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten, Talleyrand, Carnots, Joſephs Bonaparte und des franzöſiſchen Geſchäftsträgers Bacher zu Frankfurt in beſonderen Schreiben angerufen. Es fehlte denn auch nicht an Huldverſicherungen und Verſprechungen der verbindlichſten Art, doch konnte ihnen, angeſichts der Zwangslage, in welche ſich das Deutſche Reich durch die Stipulationen des Luneviller Friedens verſetzt ſah, die eine Entſchädigung der auf dem linken Rheinufer depoſſedierten deutſchen Fürſten auf Koſten des übrigen Reichsgebietes ausſprachen, eine größere Bedeutung nur innerhalb optimiſtiſcher Kreiſe beigelegt werden. Es wurde daher, namentlich auf Anraten des Nürnberger Geſandten am kaiſerlichen Hofe, die

Abordnung einer eigenen Geſandtſchaft nach Paris beſchloſſen. Nicht ſo ſchleunig aber kam dieſer Beſchluß zur Ausführung. Vorerſt gab es zwiſchen der Zentraldeputation — einer aus dem kaiſerlichen Subdelegaten Gemming, einigen Mitgliedern des Rats und etlichen Ratskonſulenten beſtehenden Behörde, in deren Händen ſeit einigen Jahren das Regiment der Stadt ruhte — und dem Senat eine Reihe unerquicklicher Erörterungen, wem von beiden das jus ablegandi zuſtehen und in weſſen Namen die Geſandtſchaft handeln ſolle: die erſtere behauptete ſchließlich das Feld; ſie gaben nur nach bezüglich des Ausdrucks „gemeinſchaftliche Abordnung"; es wurde aus derſelben eine „perſönliche" gemacht. Schwieriger geſtaltete ſich die Aufbringung der benötigten Geldmittel. Zuerſt hatte man ſich an eine andere Reichsſtadt gewendet, um eine Reiſe auf gemeinſchaftliche Koſten zu arrangieren; aber vergebens. Endlich ſchoſſen einige vermögende Bürger zuſammen, und es wurden zwei Abgeſandte abgeſchickt, der Marktadjunkt Kißling und der Senator Tucher; der letztere verſtand ſich erſt dann dazu, nachdem man ihm die Koſten einer früheren Abordnung zu dem franzöſiſchen General Augereau mit ſechzig Karolin wieder erſtattet hatte.

Die Geſandtſchaft fällt in die Zeit, als in Regensburg das Entſchädigungsgeſchäft die Sorge des Reichstages und der von ihm beſtellten ſogenannten Reichsdeputation bildete. Aber nur ſcheinbar befand ſich hier der entſcheidende Mittelpunkt. Der Regensburger Verhandlung lief eine andere in Paris zur Seite, deren Geſchichte unter allem dem Unrühmlichen, was die Erlebniſſe der jüngſten Zeit aufzuweiſen hatten, bei weitem die ſchmachvollſte Epiſode ausmacht. Aus dieſen Vorgängen lernte Bonaparte zuerſt Deutſchland genauer kennen, der Grad der Achtung, den er vor uns empfand, iſt aus den Eindrücken erwachſen, welche ihm damals unſere Lenker erweckten. Gleich nach dem Abſchluß des Luneviller Friedens hatte das Wettrennen der deutſchen Fürſten begonnen, um ſich mit erlaubten und unerlaubten Künſten die franzöſiſche Protektion bei dem bevorſtehenden Menſchenhandel zu ſichern. Die beiden heſſiſchen Höfe hatten ſchon im März zwei Agenten in Paris ſitzen, um den Heimfall kurmainziſcher und fuldaiſcher Gebiete zu gewinnen. Die Stände des fränkiſchen Reiches waren faſt ſämtlich in gleicher Abſicht zu Paris verſammelt; ſogar Würzburg und Bamberg hatten,

um ſich aus dem Schiffbruch zu erretten, ein paar gewandte Vertreter, nicht aus dem geiſtlichen Stande, hingeſchickt. Löwenſtein-Wertheim ſandte die Herren Städel und Feder, die ſich auf dieſem ſchlüpfrigen Gebiete einen gewiſſen Namen machten. Von den Reichsfürſten hatten ſich manche perſönlich auf den Weg gemacht, z. B. die Erbprinzen von Iſenburg und Hechingen, der Graf von Solms-Laubach, der Graf v. d. Leyen u. a. Sie alle waren in der angenehmen Lage, mit großen Mitteln arbeiten zu können, während die Nürnberger Deputation von vornherein durch die Kargheit ihrer Bezahlung und des Kredits ihres Auftraggebers an einer befriedigenden Löſung ihrer Aufgabe gehindert war.

Die Geſandten mußten ihre eigenen Sekretäre ſein und ſich mit einem Bedienten begnügen, der die Stellen eines Mundiſten, Kammerdieners und Dieners in ſich vereinigte. Sie wohnten in einem abgelegenen Teil der Stadt, in drei Piecen des dritten Stockwerks eines beſcheidenen Hauſes. Ihre Beſuche machten ſie zu Fuß. Aber dieſe täglichen weiten Märſche, die veränderte Lebensweiſe, Klima und Waſſer äußerten einen ſo nachteiligen Einfluß auf ihre Geſundheit, daß ſie ſich gezwungen ſahen, zu einem Wagen ihre Zuflucht zu nehmen. Sie bedienten ſich anfangs eines Fiakers zu ihren Beſuchen und eines Kommiſſionärs zur Beſorgung ihrer Gänge. Aber das dauerte nicht lange; denn die meiſte Zeit ihres Aufenthaltes zu Paris war Regenwetter, und da war es oft gar nicht möglich, einen Fiaker aufzutreiben, oder es wurde ihnen ein ſchmutziger und mit einem einäugigen Schimmel und einem hinkenden Rappen beſpannter Wagen zugebracht, den ein Kutſcher in bloßen Hemdärmeln oder in einer zerlumpten Jacke, hinter dem Bock ſtehend, leitete. Ohne ihren Charakter als Geſandte zu beſchimpfen und die Ehre der Reichsſtadt, die ſie repräſentierten, zu kompromittieren, war es nicht möglich, einen ſolchen Wagen zu beſteigen. Und wenn ſie auch bisweilen einen etwas beſſer ausſehenden Fiaker bekamen, ſo konnten ſie ſich desſelben zu ihren Beſuchen doch nicht bedienen, weil der Fiaker in der Straße ſtehen bleiben und ſie ſelbſt durch die zu Paris üblichen großen Vorhöfe bis zu den Haustüren zu Fuß wandern mußten, während ſonſt nicht bloß die Geſandten und Deputierten der übrigen Reichsſtädte, ſondern jede nur etwas bemittelte Privatperſon durch den Hof bis zur Haustüre fuhren. Ein eigener Miet-

wagen wurde ihnen also unentbehrlich und dazu ein Lohnbedienter. Ihr Aufwand erhöhte sich dadurch um monatlich 580 Livre, so daß sich sämtliche Ausgaben eines Monats auf 2816 Livres oder 1290 Gulden beliefen. So bedeutend diese Summe auch war, so waren sie doch nicht im stande, es damit den übrigen Deputierten nachzumachen, die in Wohnung, Tafel, Dienerschaft usw. einen ungleich größeren Aufwand machten. Für Geschenke in klingender Münze, die bei den französischen Machthabern jener Tage mehr ausrichteten, als Empfehlungen, war überdies in diesem Budget kein Raum; die Nürnberger sollten hierin sehr bald eine arge Enttäuschung erleben, als sie glaubten, daß ihrer gerechten Sache der Erfolg nicht versagt bleiben könne. Das weiteste Gewissen in dieser Beziehung hatte Talleyrand, der einflußreichste Minister des damaligen Frankreichs. Ein förmlicher Wettlauf fand um die Gunst jenes Mannes statt: Mittel entwürdigender Art, wie die Liebkosung eines kleinen Schoßhündchens des Ministers, wurden dabei von Seiten der deutschen Diplomaten nicht verschmäht. Was sich sonst von den kleinen gesellschaftlichen Künsten, womit man in diesen Kreisen die Leerheit übertünchte, gebrauchen ließ, ward emsig angewandt, um die Gunst des mächtigen Mannes und seiner Umgebung zu gewinnen, der stolze deutsche Reichsadel sang und tanzte, spielte Plumpsack und blinde Kuh, um sich im Kreise der revolutionären Machthaber möglichst angenehm zu machen. Der ehemalige Bischof von Autun liebte aber stärkere Mittel; eine Dose, mit Goldstücken gefüllt, machte bei ihm einen nachhaltigeren Eindruck, als das Hundetragen und Plumpsackspielen. Neben Talleyrand war es namentlich der Straßburger Matthieu, dessen Stimme von großem Einfluß auf die künftige Gestaltung des deutschen Reiches war. Von Zeitgenossen werden die Summen genannt, die an beide von deutschen Reichsständen bezahlt wurden. Hessen-Darmstadt versprach eine Million und Herrn Matthieu insbesondere noch zwei Rittergüter, Württemberg, wie es sich selbst in aufrichtigem Schmerzenslaut berühmte, lieferte seine Summen zentnerweise und überdies noch an Matthieu eine ansehnliche Rente. Von Baden wird berichtet, daß es sechstausend Louisd'or an die Franzosen und noch eine Dose zu viertausend an den russischen Staatsrat Bühler gegeben; Wittgenstein zahlte zweitausend Louisd'or und so abwärts, die wenigsten ausgenommen.

Nürnberg gehörte zu dieſen wenigen. Die wiederholten Mahnungen der Geſandten, ſie mit reichlicheren Geldmitteln zur Beſtechung der einflußreichen Pariſer Staatsmänner zu verſehen, hatten keinen Erfolg. Ihre Lage wurde zudem gleich von vorneherein durch ein fatales Vorkommnis noch mehr erſchwert. Wir haben oben bereits erwähnt, daß Nürnberg unter anderm ſich auch an Bonaparte mit einem Bittſchreiben für Erhaltung ihrer Reichsunmittelbarkeit gewendet hatte. Der erſte Konſul antwortete der Stadt in gnädigen Ausdrücken, verpflichtete ſich aber zu nichts und verwies ſie im übrigen an den Miniſter des Auswärtigen. Kurze Zeit erſchien plötzlich dieſes Handſchreiben in den Pariſer Zeitungen abgedruckt. Die franzöſiſche Regierung beargwöhnte die Nürnberger Geſandten, als hätten dieſe das Schreiben den Redaktionen zugeſtellt; die Geſandten hingegen, ſowie der Nürnberger Senat ſchoben die Schuld auf Preußen, das auf irgend eine unerlaubte Weiſe ſich Kenntnis von dem Schreiben zu verſchaffen gewußt habe und durch deſſen Publikation die Reichsſtadt in den Augen Bonaparte's diskreditieren wolle. Wie dem auch ſei, charakteriſtiſch bleibt es jedenfalls, wie dieſer letztere das ihm unangenehme Vorkommnis zu parieren ſuchte. Er ließ rundweg in den öffentlichen Blättern das Aktenſtück ableugnen. Doch die drohende Wolke zog diesmal noch gnädig vorüber. Bei der erſten Audienz, welche unſere Geſandten bei Bonaparte hatten — derſelbe erteilte nur öffentliche allgemeine Audienzen, wozu alle Geſandten Zutritt hatten und wobei er mit allen, jedoch nur in Gegenwart aller, ſprach — kam der erſte Konſul noch einmal auf die Briefgeſchichte zu ſprechen. „Vouz avez fait imprimer la lettre que je vous ai écrite“, fuhr er die Nürnberger Geſandten an, als er bei ſeinem Umgange an ſie kam und Talleyrand dieſelben ihm vorſtellte. Sie erwiderten, ihre Kommittenten hätten ſich einer ſolchen Indiskretion niemals ſchuldig gemacht, der Brief, welcher in den Pariſer Zeitungen erſchienen, ſei nicht das Schreiben, das der Rat von ihm zu erhalten das Glück gehabt habe, ſondern nur die elende Erfindung einer müßigen und der Stadt feindlich geſinnten Perſon. Als ſie noch weiter reden wollten, fiel Bonaparte ihnen in das Wort: „Oui! oui! je le sais bien, ce n'est pas mon style et mes expressions — d'ailleurs cela ne fait rien, il ny a point de mal a cela.“ Bonaparte war ſchon im Begriffe weiterzugehen, da empfahlen

ſie ſich und ihre Kommittenten noch einmal ſeiner Protektion, und im Gehen wendete er ſich denn zu ihnen mit den Worten: „Votre ville est bienrecommandée au gouvernement!“

Ein ſtehendes Kapitel in den Berichten der Geſandten bilden die Klagen über die Schwierigkeiten, die es ihnen koſte, zu den einflußreichen Perſönlichkeiten zu gelangen. Talleyrand bewilligte ihnen trotz mehrfacher Anſchreiben keine Privataudienz. Nicht beſſer erging es ihnen bei Durant, dem Chef der deutſchen Angelegenheiten und Vertrauten Talleyrands. Als ſie ihn einſt auf der Treppe zu ſeinem Bureau erwiſchten und baten, ihnen Gehör zu ſchenken, entſchuldigte er ſich mit den Worten, ſie möchten ſpäter wieder einmal kommen. Hatte man ſie einmal beſtellt, ſo mußten ſie ſtundenlang in den Vorzimmern warten, um ſchließlich wieder unverrichteter Dinge aus dem Hauſe weggeſchickt zu werden. Sogar Liborin, dem ſie durch Bacher warm empfohlen waren, hatten ſie nur im Verborgenen, nachdem ſie dreimal bei ihm angefahren und zweimal an ihn geſchrieben, und nur gegen die Verſicherung, ſeinen Namen gegen niemand zu nennen, ſprechen können.

Auf den Rat Bacher's hatte Nürnberg an die Reichsſtädte Vorſchläge zu einem gemeinſamen Vorgehen gemacht. Allein die in unſerer Geſchichte, namentlich der Geſchichte jener Jahre, ſo verhängnisvoll hervortretende Uneinigkeit ließ es nicht dazu kommen. Nur Hamburg, Lübeck und Augsburg antworteten zuſtimmend und wieſen ihre Geſandten in Paris an, gemeinſame Maßregeln mit den Nürnberger Deputierten zu treffen; ein praktiſches Reſultat iſt aber auch hier nicht erzielt worden.

Die Bemühungen der Geſandten waren in erſter Linie dahin gerichtet, von der franzöſiſchen Regierung eine ſchriftliche Zuſicherung zu erlangen, daß die Unabhängigkeit der Stadt bei den künftigen definitiven Abmachungen erhalten bleiben ſolle. Durant hatte dieſelbe bereits entworfen, Talleyrand aber unterſagte ihre Ausfertigung. Als ſie ihm darüber Vorſtellungen machen zu müſſen glaubten, fuhr er ſie mit den Worten an: „Was verlangen Sie denn, meine Herren? Der erſte Konſul hat Ihnen ja unter Bezeugung ſeines Wohlwollens die Verſicherung erteilt, daß alle Reichsſtädte, welche ſich ſelbſt erhalten können, und ſonach auch Nürnberg, erhalten werden ſollen. Ich habe Ihnen die gleiche Verſicherung wiederholt und der Miniſter Bacher hat dieſelbe auf dem Reichs-

tag öffentlich abgegeben. Trauen Sie dieſen Zuſicherungen nicht, oder trauen Ihre Kommittenten Ihnen nicht?" Endlich erklärte ſich Talleyrand doch bereit, ihnen in einem Briefe die Verſicherung zu geben, daß Frankreich ſtets ein Intereſſe an der Erhaltung der Stadt nehmen werde. Und als ſie baten, dieſe Verſicherung auch auf die Wiedererlangung des Gebietes und die Gleichſtellung Nürnbergs mit den Hanſa- und Schweizer-Städten auszudehnen, äußerte er: „Pour vivre il faut d'abord exister." Einige Tage ſpäter zeigte ihnen Durant wirklich das Konzept eines von Talleyrand an ſie gerichteten Schreibens, wobei Durant ihnen mitteilte, daß er ſchon in einem früheren Entwurf der verlangten Erklärung einen auf die Wiedererlangung des Gebietes bezüglichen Paſſus habe einfließen laſſen; derſelbe ſei aber vom erſten Konſul und dem Miniſter geſtrichen worden, weil ſie glaubten, daß Preußen darüber Lärm machen würde, wenn eine ſolche Aeußerung an den Tag käme. Frankreich ſei günſtig für Nürnberg geſtimmt und auch geneigt, ihm zu ſeinem Gebiete zu verhelfen; unmöglich aber könne man öffentlich ſagen, was man zu tun willens ſei. Am 3. September erhielten endlich die Deputierten, nachdem ſie ſeit Anfang Mai ſich dafür bemüht hatten, die ſchriftliche Erklärung Talleyrands. Indem ſie dieſelbe augenblicklich der Zentraldeputation zu Nürnberg mitteilten, ſchrieben ſie in der Freude ihres Herzens: „Zu unſerer ausnehmenden großen Freude haben wir geſtern, aller fremden Machinationen ungeachtet, namens des franzöſiſchen Gouvernements durch den Miniſter Talleyrand eine unſere Erwartung bei weitem übertreffende günſtige Erklärung zu erhalten das Glück gehabt. Wir verlieren keinen Augenblick, ſolche einer wohllöblichen Zentraldeputation mitzuteilen, müſſen jedoch Wohldieſelbe auf das angelegentlichſte und dringendſte bitten, niemand eine weitere Abſchrift davon nehmen zu laſſen, indem unſere Ehre für deren Geheimhaltung verpfändet worden iſt. Eine wohllöbliche Zentraldeputation, belebt von den wärmſten Wünſchen für die Erhaltung der Freiheit unſeres Staates und für die Wiedererlangung ſeines gehörigen Flors, wird mit uns die reinſte Freude über die in jener öffentlichen Erklärung des Miniſters zu Tage liegenden, zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigenden Kennzeichen eines ganz beſonderen Wohlwollens und einer ausgezeichneten Zuneigung des franzöſiſchen Gouvernements genießen und Wohldieſelbe wird ſich

überzeugen, daß nach dem ungünstigen Eindruck, den die Gemeinmachung des Bonaparte'schen Schreibens allhier allerorten zurückgelassen hat, und bei den die größte Vorsicht erheischenden dermaligen politischen Verhältnissen Frankreichs mit den größeren und kleineren Mächten Deutschlands der Minister Talleyrand den bestimmten Willen des Gouvernements, die Unmittelbarkeit der Stadt zu erhalten, ihr zu ihrem Gebiete wieder zu verhelfen und mit derselben in gewisse Handelsverbindungen einzugehen, uns in der gewöhnlichen Sprache der Politik unmöglich habe deutlicher zu erkennen geben können." Am Schlusse des Briefes bemerken sie noch, daß weder Frankfurt, noch irgend ein anderer der mittleren und kleineren Staaten Deutschlands eine noch bestimmtere oder noch verbindlichere Erklärung in gleich kurzer Zeit und unter gleichen Umständen und Verhältnissen erhalten habe.

Die Freude sollte nicht lange dauern. Bei einer Abschiedsaudienz, die ihnen Napoleon gewährte, unterbrach dieser ihre Anrede mit den Worten: „Ich bin mit Nürnberg sehr unzufrieden. Sie haben Personen in Ihrer Stadt, welche der Bestimmung des Luneviller Friedens entgegen den Engländern zur Fortsetzung des Krieges Gelder vorschießen und sie in ihren schädlichen Unternehmungen unterstützen." Man denke sich den Schrecken der Deputation! Umsonst waren ihre Beteuerungen der Unschuld der Stadt, sie wurden in Ungnade entlassen. Einige Tage später teilte ihnen Talleyrand mit, es sei dem ersten Konsul hinterbracht worden, daß der englische Minister Withkam, wie in Augsburg und anderen Orten, auch zu Nürnberg Gelder liegen habe, um damit Unruhen anzustiften. Diese Gelder seien durch einen Bankier an die englischen Emmissäre ausbezahlt worden. Den Namen des Bankiers nannte Talleyrand nicht, wahrscheinlich weil er ihn nicht wußte. Darauf erwiderten die Deputierten mit aller Bestimmtheit, zu Nürnberg befänden sich keine englischen Fonds, und Talleyrand wenigstens schien ihren Worten Glauben beizumessen. Dagegen war es bekanntlich stets sehr schwierig, einen so mißtrauischen und eigensinnigen Charakter wie Napoleon von einmal gefaßten Meinungen abzubringen. Jedenfalls aber blieben die Empfindungen, mit denen die Nürnberger nunmehr ihre Rückreise antraten, sehr gemischte. War auch die unmittelbare Gefahr für den ferneren Bestand der Reichsstadt — freilich aus Erwägungen Bona-

partes, bei denen etwa das Wohlwollen gegen Nürnberg die allerletzte Rolle spielte — hinweggeräumt, so war doch an eine Unterstützung von französischer Seite behufs Wiedererlangung des von Preußen okkupierten Gebietes nicht zu denken. Viel zu sehr hatte Napoleon jetzt noch Ursache, Preußen eng an sein Interesse zu ketten. Und auch vom Wiener Hof war keine Hilfe zu erwarten. Der Kaiser selbst war ja unter den ersten gewesen, der die Reichsstädte sich als Entschädigungsobjekt für Toskana ausgesucht hatte. Hatten die Städte im Kaiser ihren natürlichen Beschützer verloren, so waren darum die Landesfürsten nicht etwa an dessen Stelle getreten; wenn diese ihres Loses auch in scheinbarer Teilnahme gedachten, so geschah es nur, um dahinter einen Vorwurf gegen Oesterreich zu verstecken. Die Städte sahen das auch zeitig ein und waren zum größten Teil auf den Verlust ihrer Reichsunmittelbarkeit gefaßt. Bei Nürnberg kam auch noch die elende Finanzlage der Stadt, die nichts bieten konnte als ihr gutes Recht, wesentlich in Betracht. Beim Reichsdeputationshauptschluß trat dies recht fühlbar zu Tage. Unter den Reichsstädten waren das reiche Frankfurt und die noch reicheren hanseatischen sichtbar begünstigt. Das verarmte Nürnberg ging leer aus und sein Schicksal war den ferneren Unterhandlungen überlassen.

Die definitive Entscheidung über das Schicksal Nürnbergs wurde durch die Konförderationsakte des Rheinbundes entschieden, die am 12. Juli 1806 zu Paris abgeschlossen ward. Zwar suchte der dortselbst anwesende Ministerresident Abel als Vertreter der Reichsstädte deren Selbständigkeit zu retten, allein umsonst. Auch die desfallsigen Bemühungen des Nürnberger Rates, der nicht wußte, daß über die Zukunft der Stadt in Paris bereits entschieden sei, konnten deren Unmittelbarkeit nicht retten.

Als die Hoffnung auf die Erhaltung derselben geschwunden war, suchte man wenigstens möglichst günstige Bedingungen von König Max zu erlangen und schickte eine Deputation an den Generalkommissär in Franken, den Grafen Thürheim. An Abel wurde eine aus vierzehn Postulaten bestehende Punktation erlassen, welche die Bedingungen enthielt, unter denen nötigenfalls auf die Selbständigkeit verzichtet werden könnte. Am 16. Juli gab Talleyrand an Abel die Erklärung: Nürnberg komme an Bayern, und es sei daran nichts mehr zu ändern. Als die Nachricht hievon an das

Septemvirat kam, fand ſie wenig Glauben, und man teilte ſie vorerſt nicht einmal dem Rate mit, indem man eine günſtige Wendung von Verhandlungen mit Thürheim erwartete. Derſelbe verwies die Abgeſandten nach München. Hier erſt erhielten ſie Kenntnis von dem ihre Stadt betreffenden Artikel 17 der Konföderationsakte. Montgelas ſicherte ihnen noch zu, daß ihrer Stadt von Bayern nichts verweigert werden ſolle, was ihr von Preußen bei der im Jahre 1796 intendierten Unterwerfung zugeſichert worden ſei. Auch von dem König wurden die Abgeordneten mit der ihm eigenen offenen Freundlichkeit empfangen. „Iſt es denn ſchon ſo bekannt, daß Nürnberg mein gehört? fragte er lächelnd die Deputierten. Und im Laufe des Geſpräches meinte er: „Ihr Herren habt viele Schulden", beruhigte ſich aber mit der ihm gegebenen Verſicherung, die Stadt habe aber auch Kapital genug, um bei weiſen Einrichtungen die Schulden ausgleichen zu können.

Am 15. September erfolgte die Beſitzergreifung Nürnbergs durch Graf Thürheim und Fririon, Napoleons Bevollmächtigten. Charakteriſtiſch iſt bei den Vorgängen dieſes Tages namentlich ein bei einem gemeinſamen Feſteſſen ausgebrachter Toaſt auf den rheiniſchen Bund, der hier als ein ſchmachvolles Denkmal der nationalen Entſittlichung Deutſchlands den Schluß bilden möge:

Am Rhein, am Rhein reicht man die Hand zum Bunde,
Der deutſchen Mut belebt.
O ſingt ſein Lob, ſingt es mit lautem Munde,
Weil deutſche Kraft er hebt.

XVII.

Der Rothenburger Bürgermeiſter Heinrich Toppler.

Weitberühmt und vielgeprieſen in alter, neuer und beſonders neueſter Zeit wegen ihrer lieblichen Lage, ihres in ſolcher Reinheit und Vollſtändigkeit kaum in einer anderen Stadt erhalten gebliebenen altertümlichen Charakters und ihrer zahlreichen öffentlichen und privaten Baudenkmale des Mittelalters und der Renaiſſance iſt die heute zum bayeriſchen Kreis Mittelfranken gehörige vormalige freie Reichsſtadt Rothenburg an der Tauber. Weniger bekannt als ihre heute noch eine beredte Sprache redenden ſteinernen Zeugniſſe der einſtigen Größe dieſer Stadt iſt die Geſchichte dieſes republikaniſchen Gemeinweſens. Und doch bietet auch dieſe dem Freunde unſerer vaterländiſchen Geſchichte reichen Stoff und ſeltene Ausbeute an merkwürdigen Perſönlichkeiten und Zuſtänden dar. Ja, man wird ohne Uebertreibung behaupten können, daß in der Geſchichte der kleinen Reichsſtadt Rothenburg ſich jahrhundertelang die Geſchichte des großen deutſchen Staatsweſens widerſpiegelt — ein Vorgang, der darin ſeine Erklärung findet und nur dadurch begreiflich wird, daß wir uns vor Augen halten, wie im Mittelalter bei einem äußerſt loſen Staatsverband die Geſchichte Deutſchlands nahezu in eine Geſchichte zahlloſer größerer, kleinerer und kleinſter, mehr oder weniger ſelbſtändiger Teile zerfließt.

Die merkwürdigſte unter den vielen merkwürdigen Erſcheinungen in der Geſchichte Rothenburgs iſt der noch heute im Volksmunde gefeierte Bürgermeiſter Heinrich Toppler. So merkwürdig iſt dieſer Mann den Mitlebenden erſchienen, daß ſchon bald nach ſeinem Tode ein reicher Kranz von Sagen ſich um ſeine geſchichtliche Perſönlichkeit gebildet hat, aus dem den wirklichen hiſtoriſchen Kern heraus zu erkennen, um ſo ſchwerer iſt, als echte, unanfechtbare Zeugniſſe ſich nur in verhältnismäßig geringer Zahl erhalten haben. Wie bei jeder wahrhaft bedeuten-

den geschichtlichen Persönlichkeit hat auch bei Toppler die Phantasie der Zeitgenossen und der nächsten Generationen sich für die bildliche Gestaltung ihres Helden mit den gegebenen Zügen nicht begnügt, sondern ist in ihrer Begierde, ihn möglichst weit über das Niveau gewöhnlicher Sterblichen hinaufzuheben, noch ein gutes Stück über die geschichtlichen Tatsachen hinausgegangen. Wir werden weiterhin einzelne dieser sagenhaften Züge und Geschichten kennen lernen, wollen aber jetzt vorerst den geschichtlichen Heinrich Toppler zu zeichnen versuchen. Auch in dieser Beschränkung erscheint er immer noch als eine der bedeutendsten und eigenartigsten Erscheinungen in der Geschichte unseres alten Städtewesens.

Die Gestalt Topplers, wie sie auf dem geschichtlichen Boden ihrer Vaterstadt erwachsen ist, wird nur verständlich, wenn wir diese ihre Unterlage näher kennen lernen.

Das Blütealter unserer alten deutschen Reichsstädte war bekanntlich das vierzehnte Jahrhundert. Auch Rothenburgs Glanzzeit fällt in diese Periode. Die Stadt hatte zwar schon unter den Hohenstaufen als Sitz der üppigen Hofhaltung Herzog Friedrichs des Reichen, des Neffen Friedrich Barbarossas, glänzende Tage gesehen, ihre politische Selbständigkeit datiert jedoch erst aus der Zeit Rudolfs von Habsburg, der Rothenburg im Jahre 1274 zur freien Reichsstadt erklärt hatte. Bis in die Zeit dieses volksfreundlichen Königs reicht die heute noch in so wunderbarer Vollständigkeit erhalten gebliebene Befestigung der Stadt mit Mauern und Toren, Wall und Graben zurück. Eine lange Reihe edler Geschlechter hatte sich in ihr niedergelassen und führte das Regiment. Der Schutz, den die starken Mauern der Stadt, die vielen Annehmlichkeiten, die der Aufenthalt in ihr im Vergleich mit dem eintönigen Leben auf den einsamen Burgen gewährte, hatte zudem einen Teil des benachbarten Adels veranlaßt, sich in der Stadt mit Grund und Boden anzukaufen und wenigstens zeitweise hier Residenz zu halten. Natürlich wurden auch diese gezwungen, das Bürgerrecht zu erwerben und der Stadt in Zeiten der Not mit ihren Mannen gewärtig zu sein. Mit scheelen Blicken sah der draußen sitzen gebliebene Landadel, der unter dem erstarkenden Reichsregiment und dem mächtigen Aufblühen der Stadt sich mehr und mehr seiner früheren dominierenden Stellung be-

raubt ſah, auf die reichen Pfefferſäcke, die gleich ihm hoch zu Roß, in ritterlicher Wehr zu den Reichskriegen auszogen, mit ihm gemeinſam als Urteilsfinder im kaiſerlichen Landgericht zu Rothenburg ſaßen und, wie er, auf ihren auswärtigen Gütern und Höfen zahlreiche Grundhörige hinter ſich hatten. An Reibungen und Zwiſtigkeiten fehlte es daher nicht. Ganz beſonders war es das mächtige Geſchlecht der Nortenberger, dem durch die Goldene Bulle das Reichsküchenmeiſteramt verliehen worden war und das zugleich die Vogtei über die kaiſerliche Burg zu Rothenburg inne hatte, welches die Stadt durch die aus dieſer Vogtei hergeleiteten Schutzrechte beſtändig in Athem hielt. Auf dem früher zur Reichsburg gehörigen Meierhofe hatten ſie zur Verſorgung ihrer Töchter, die bei dem meiſt lehensrechtlichen Charakter des damaligen adeligen Landbeſitzes gegenüber den Söhnen bei der Erbausteilung ſehr zu kurz kamen, ein Dominikanerinnenkloſter geſtiftet und reich ausgeſtattet. Das Leben und Treiben dieſer adeligen Himmelsbräute war aber keineswegs ein den Kloſterregeln angemeſſenes und der ehrbaren Sitte der Bürger entſprechendes. Die ſtiller Beſchaulichkeit gewidmeten Kloſtermauern widerhallten Tag und Nacht von dem in der Stadt nur bei Jahrmärkten geſtatteten Würfelſpiel und üppigen Schwelgereien mit den Vettern vom Lande, und auch die jungen Bürgersſöhne ſollen, wie die Chronik berichtet, den Verführungskünſten der Töchter des Himmels nicht immer den nötigen Widerſtand entgegengeſetzt haben. Brach ein Streit zwiſchen der Stadt und dem Landadel aus, dann warfen die Kloſterfräulein verräteriſche Briefe über die Stadtmauer. Mit aller Macht waren daher die Bürger dahinter her, dieſen feindlichen Einfluß innerhalb ihrer Mauern lahm zu legen, und da es bei der ſtändigen Geldklemme, in der ſich das Oberhaupt des Reiches befand, weſentlich darauf ankam, wer den ſtärker gefüllten Geldbeutel zur Hand hatte, ſo gelang es der reichen Stadt auch nach langem Bemühen, die Schirmvogtei über die kaiſerliche Burg und auch über die Stadt für ſich zu erwerben. Natürlich fühlte ſich der Landadel durch dieſen ſeinem mächtigſten Genoſſen angetanen Entzug verletzt und ſagte der Reichsſtadt ab.

In dieſe gefährliche Zeit — es war das Jahr 1377 — fällt der Eintritt Topplers in den Rat der Stadt. Er entſtammte

einem alten ratsfähigen Geschlecht, das bereits vor unserem Toppler dem Dienste der Stadt manchen tüchtigen Sohn geschenkt hatte. Kaum erscheint sein Name im Stadtregiment, als er auch schon seinen Willen und Einfluß zum nahezu alleingebietenden zu machen weiß. Der faule König Wenzel weilte im Mai jenes Jahres auf dem Reichstag in Rothenburg, und schon damals mögen sich die engen Beziehungen zwischen diesem und Toppler, die späterhin dem letzteren so verhängnisvoll werden sollten, angeknüpft haben. Die Chronik berichtet, Wenzel habe damals als Gast Topplers in dessen Schlößchen im Taubertal gewohnt. Dieses Schlößchen ist heute noch in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten und ob seiner Lage und Bauart eines der eigentümlichsten Bauwerke der Stadt und ihrer nächsten Umgebung. Es liegt im Tale des Tauberflusses, da wo er auf der Westseite der auf einem bedeutenden Felsplateau hingelagerten Stadt sich in grauer Vorzeit ein schmales Bett durch den Stein gebrochen hat. Bis zu Topplers Zeit stellte dieses Tal eine unzugängliche Wildnis vor; erst dieser erwirkte vom Rate die Erlaubnis, es aufräumen und dem Anbau erschließen zu dürfen. Er dämmte den Fluß ein, rodete die Wildnis der Talsohle und Talwände aus und pflanzte Fruchtbäume, Weinreben und blühende Gesträuche: die neugeschaffene Anlage nannte er sein Rosental — eine Bezeichnung, die sich bis heute für jene Gegend erhalten hat. Mitten hinein baute er sich ein Schlößchen, halb Wohnhaus, halb Feste. Auf einem zweistöckigen, festen, statt der Fenster nur mit Schießscharten versehenen Unterbau erhebt sich auf vorspringenden Balken ein ebenfalls zweistöckiges Haus. Rings um das Schlößchen zieht sich ein aus der nahen Tauber gespeister Wassergraben, über den eine Zugbrücke führt. Hier soll Toppler zu wiederholtenmalen seinen königlichen Freund beherbergt haben und der heutige Name des Schlößchens „Kaiserstuhl" von diesem Aufenthalt Wenzels herrühren.

Aus der Fehde der Reichsstadt mit dem benachbarten Adel wegen der Erwerbung der Schirmvogtei wurde allerdings zunächst nicht viel. Die Edlen von Seinsheim, die Stammväter der heutigen Fürsten Schwarzenberg, suchten ihr Mütchen an den Schafherden der Bürger zu kühlen, erlitten aber dabei eine unrühmliche Schlappe, worauf sich ihr Eifer etwas abkühlte. Schließlich scheint

die Anwesenheit Wenzels in Rothenburg im Jahre 1377 eine Einigung zwischen den streitenden Parteien herbeigeführt zu haben. Eine größere Perspektive eröffnete sich Toppler in dem nach Karls IV. Tode ausgebrochenem Kampfe zwischen den Fürsten und den Städten. Schon der verstorbene Kaiser hatte, um die Wahl seines Sohnes durchzusetzen, namhafter Summen benötigt und sie dadurch aufbringen zu dürfen geglaubt, daß er seinen eigenen Gesetzen zuwider die freien Städte an die Großen des Reiches verpfändete. Die oberschwäbischen Städte waren daher zu einem Schutz- und Trutzbündnis zusammengetreten und Rothenburg hatte sich ihnen unter dem Drange seines Zerwürfnisses mit dem Adel angeschlossen. Karl IV. suchte die verbündeten Städte durch den Grafen Ulrich von Württemberg zur Unterwerfung zu bringen, allein dieser wurde von den Ulmern zurückgetrieben, während sein Sohn bei Reutlingen eine noch viel empfindlichere Niederlage erlitt:

„Wie haben da die Gerber
so meisterhaft gegerbt,
Wie haben da die Färber
so purpurrot gefärbt!“

singt unser Uhland von dieser Schlacht, in der die Blüte des schwäbischen und fränkischen Adels hinsank.

Wenzel setzte die Politik seines Vaters fort, der Kampf zwischen Städten und Adel dauerte in gleicher Heftigkeit weiter. Rothenburg hielt unerschütterlich an dem Bunde der Städte fest. Aber durch Toppler, der inzwischen Bürgermeister seiner Vaterstadt geworden war, kam jetzt neues Leben in die Vereinigung. Ende des Jahres 1381 zogen die Augsburger, 6000 Mann stark, den Rothenburgern zu Hilfe. Toppler wurde zu einem der obersten Hauptleute der verbündeten Städte erwählt. Mit eiserner Energie griff er den fränkischen Adel an; auf sechs Meilen in der Runde wurden die Burgen und festen Häuser des Adels gebrochen. Bisher hatten die Bürger, wenn sie tagsüber auswärts Kriegsdienst taten, getrachtet, wenigstens des Nachts wieder in ihren Betten zu schlafen; eine einzige nächtliche Feldwacht war einem vierzehntägigen Auszug gleich geachtet worden. Jetzt gewöhnte Toppler seine Mannschaft an größere Unternehmungen, ja langwierige Belagerungen. „Er war so kühn“, berichtet die Chronik, „daß er sich nicht scheute, über dreißig Meilen weit, ja bis an den Rhein zu ziehen, um

dort seinen Feind zu suchen und eine Feste zu brechen." Wie unerbittlich er aber einen Feind verfolgte, bewies er sattsam nach der Eroberung Schwarzbachs. Er verbrannte nicht nur das Städtlein, sondern ließ selbst den würzburgischen Befehlshaber, einen Edlen v. Seinsheim, auf dem Markte enthaupten. Eine strenge, von Toppler erlassene Kriegsordnung sorgte für Disziplinierung der bunt zusammengesetzten Mannschaften. Bei jeder Fehde mußten sich die Bürger auf ein halbes, zuweilen auf ein ganzes Jahr verproviantieren.

Freilich wäre ihm die Niederwerfung seiner Gegner und die Erweiterung des reichsstädtischen Gebietes nicht so leicht geworden, hätte er sich hierbei nicht der Unterstützung König Wenzels zu erfreuen gehabt. Aber auch diesen wunderlichsten und wankelmütigsten aller Könige wußte Toppler ganz an sein und seiner Vaterstadt Interesse zu ketten. Als jener sich im Jahre 1387 mit der Stadt Nürnberg entzweit hatte, brach er in vollem Zorne von dort auf, ritt mit seinem Gefolge über die auf dem Markte feilgehaltenen Töpfe und Geschirre und kam noch wutschnaubend nach Rothenburg. Aber Toppler kannte seinen Mann. Im prächtigen Aufzuge kam er dem Könige entgegen, geleitete ihn nach seinem Rosental und bewirtete ihn hier wochenlang auf das köstlichste. Bis heute hat sich in Erinnerung an die damalige schwelgerische Wirtschaft in der dortigen Gegend die Bezeichnung „Wenzeln" für das Gesinde erhalten, das nach Verlassen des Dienstes bis zum Antritt eines neuen bei Eltern oder Verwandten sich auf die Ofenbank legt und faulenzt. Aber der kluge Bürgermeister tat nichts umsonst. Gerade in die Zeit jenes Aufenthaltes Wenzels in Rothenburg fällt die Erwerbung eines äußerst wichtigen Rechts durch die Stadt, nämlich des kaiserlichen Landgerichts. Dieses stammte noch aus den Zeiten her, wo die Hohenstaufen in Rothenburg Hof gehalten, und seine Zuständigkeit erstreckte sich weit über das Gebiet der Reichsstadt hinaus über einen großen Kreis freier Gemeinden und edler Grundbesitzer. Der ewig geldbedürftige Wenzel hatte es an den Landgrafen von Leuchtenberg verpfändet, jetzt genehmigte er die Auslösung und Aneignung des Pfandstücks durch die Reichsstadt. Natürlich erregte diese Erwerbung wieder die Eifersucht der benachbarten Fürsten, namentlich deshalb, weil solche kaiserlichen

Landgerichte von jedem Untertan eines Fürsten mit Umgehung von dessen Gericht gesucht werden konnten.

Zwei benachbarte Fürsten, der Bischof von Würzburg und der Burggraf von Nürnberg, wurden zunächst von diesem neuesten Machtzuwachs der Reichsstadt betroffen. Sie beide befanden sich gleichfalls im Besitz solcher kaiserlichen Landgerichte, die sie wie ihre kostbarsten Güter hüteten und pflegten; namentlich das Landgericht des Burggraftums Nürnberg erschien seinen Inhabern so schwerwiegend, daß es im folgenden Jahrhundert den hauptsächlichsten Zankapfel in dem Jahrzehnte langen furchtbaren Kriege bildete, den Albrecht Achilles mit den bayerischen Herzogen, den Bischöfen von Würzburg und Bamberg und der Reichsstadt Nürnberg führte. Ebenso war es dem hochmütigen Bischof von Würzburg, der aus seinem Ehrentitel eines „Herzogs von Franken" die weitestgehenden Ansprüche gegen seine fränkischen Mitstände herleiten zu dürfen glaubte, ein unerträglicher Gedanke, daß eine Bürgergemeinde, die er bisher vor sein Gericht gezogen hatte, nunmehr berechtigt sein sollte, seine eigenen Untertanen vor ihr Gericht zu laden. Er brach gegen die Reichsstadt los und der Burggraf von Nürnberg schloß sich ihm an. Aber der Rothenburger Bürgermeister war noch früher auf als der geistliche Herr. Von der kurz vorher erworbenen Feste Hohenlandsberg aus, zu der allein hundert Burgmannen gehörten, verbrannte er dem Bischof und seinen Lehensleuten ihre Städte und Schlösser. Der ihm verbündeten Reichsstadt Windsheim, die dafür von dem Bischof und dem Burggrafen sieben Wochen vergebens belagert und dann vier Tage bestürmt wurde, brachte er dadurch Hilfe, daß er mit den Nürnbergern die burggräfliche Feste Zirndorf berannte und dadurch die Belagerer zum Abzug zwang. Später überzog der Burggraf des Rothenburger Gebiet mit einem verheerenden Einfall und lagerte sich vor die Reichsstadt, allein auch jetzt ließ Toppler sich nicht einschüchtern, vielmehr gelang es ihm durch einen meisterhaften Schachzug, den mächtigen Gegner von seinem Bundesgenossen weg auf seine Seite zu ziehen und ihn zur Annahme der Schirmvogtei über die Stadt Rothenburg zu gewinnen. Der ganze Plan des Würzburgers war dadurch lahm gelegt.

Topplers Ansehen hatte jetzt seinen Höhepunkt erreicht. Das Gebiet der Reichsstadt war unter seinem Regiment um das Zehn-

fache vergrößert worden; im Innern herrſchte ſtrenge Ordnung, die Feinde waren zu Boden geſchlagen oder unſchädlich gemacht, der Einfluß der Stadt im Rate der verbündeten Städte war nahezu ein dominierender, Wohlſtand, ja Reichtum zog in die Gaſſen und Bürgerhäuſer der Stadt ein, ja ſelbſt das Reichsoberhaupt hatte für ſeine tyranniſchen Gelüſte und Gewohnheiten, die eher einem Tollhäusler als einem Beherrſcher eines großen Kulturreiches anzugehören ſchienen, in dem Rothenburger Bürgermeiſter ſeinen Meiſter gefunden. Derſelbe Wenzel, der ſeinen eigenen Beichtvater, als dieſer ihm Widerpart hielt, in die Moldau ſtürzen ließ, zog ſich vor dem Blick des gewaltigen Mannes, als dieſer ihm bei der Drohung, er wolle ihm wegen eines Widerſpruchs auf der Stelle den Kopf vor die Füße legen laſſen, ruhigen Ernſtes ſein Haupt entgegenhielt, wie ein gebändigtes wildes Tier in ſeine Höhle zurück.

Wie ein Fürſt wandelte jetzt Toppler unter ſeinen Mitbürgern. Wenn er zur Kirche ging — berichtet der Chroniſt — gaben ihm wohl vierzig oder fünfzig von ihnen das Ehrengeleite. Auch im eigenen Hauſe wuchs ihm Segen in Fülle. Drei tüchtige Söhne und fünf blühende Töchter hatte ihm die edle Gattin geboren, ſein ſteuerbares Vermögen wurde auf 80.000 Gulden — etwa das Siebenfache des heutigen Wertes — berechnet, zahlreiche Vaſallen folgten ihm als ihrem Lehnsherrn. Mit den benachbarten Fürſten verkehrte er auf gleichem Fuße, der ſtolze Hohenzoller-Burggraf auf der Nürnberger Burg nannte ihn ſeinen „lieben Freund". Noch heutzutage erinnern einzelne Denkmale der ſchönen Tauberſtadt an jene Glanzzeit Topplers. Seines Roſengartens und Schlößchens im Taubertale haben wir ſchon oben gedacht; in deſſen Nähe liegt das ſogenannte Wildbad, das ſeine erſte Errichtung gleichfalls Toppler verdankt. Er war es auch, auf deſſen Betreiben die herrliche gotiſche St. Jakobs-Kirche, deren Bau im Jahre 1373 begonnen hatte, zu Ende geführt wurde. Bei dem wachſenden Wohlſtand der Stadt mehrte ſich ihre Einwohnerzahl ganz beträchtlich, ſo daß Toppler ernſtlich an eine Erweiterung des Stadtrayons dachte. Er ließ zuvörderſt im Norden zwei neue Türme aufführen und einen Graben zwiſchen beide abſtechen; drei benachbarte Dörfer wurden eingeriſſen, um ihre Bewohner hierher zu verpflanzen.

Da, mitten in seinem Glanze und seinen weitausschauenden Plänen und Entwürfen, ereilte den gewaltigen Mann das tragische Verhängnis. Viele Ursachen wirkten zu seinem Sturze zusammen, die ausschlaggebende aber war die Absetzung seines königlichen Gönners und die Wahl Ruprechts von der Pfalz zum deutschen König.

Das neue Reichsoberhaupt brachte dem Rothenburger Bürgermeister um dessen enger Beziehungen zu seinem Vorgänger wegen eine wenig günstige Meinung entgegen. Zwar bestätigte Ruprecht vorerst der Stadt ihre alten Privilegien, sogar das kaiserliche Landgericht, bald aber wendete sich das Blatt, als der König die Kunde von heimlichen Verhandlungen Topplers mit dem abgesetzten Wenzel erhielt, die nichts Geringeres als des letzteren Wiedereinsetzung bezweckten. Rothenburg wurde in die Reichsacht erklärt und der Burggraf von Nürnberg (seit 1398 Friedrich VI., der spätere Kurfürst Friedrich I. von Brandenburg) und der Bischof von Würzburg mit ihrer Vollstreckung beauftragt. Mit ihren Bundesgenossen, dem Grafen von Henneberg, dem Landgrafen von Thüringen und vielen anderen Herren, brachen sie in das Gebiet der Reichsstadt ein, nach der rauhen Sitte der Zeit alles vor sich her niederbrennend und verwüstend. Die hauptsächlichsten Außenfesten Nortenberg und Entsee fielen in die Hände der Feinde, verlassen von ihren Befehlshabern, alten schwachen Ratsherren, die voll Entsetzen in die Stadt flohen, wo ihnen Toppler als Verrätern auf dem Marktplatz das Haupt abschlagen ließ. Dann rückten die Verbündeten vor die Stadt selbst. Acht Wochen leisteten die Bürger, angefeuert von ihrem auch jetzt noch ungebrochenen Führer, verzweifelten Widerstand. Inzwischen war es Toppler gelungen, heimlicherweise Boten an die Glieder des Städtebundes aus der Stadt zu entlassen, die jene zur schleunigsten Hilfeleistung auffordern sollten. Durch ihre Vermittlung kam dann auch ein Vergleich zu Stande, allein die Bedingungen waren furchtbar hart für die Stadt. Außer einer bedeutenden Geldsumme forderte Ruprecht Niederreißung sämtlicher Rothenburgischen Festen auf ewige Zeiten. Als die Bürger nun die stolzen Schlösser, auf deren Besitz sie sich so viel zu gut getan hatten, in Trümmer sinken sahen, erfaßte sie Ingrimm und Wut gegen den vermeintlichen Urheber ihres Unglücks, den ihre Gunst vorher so hoch

erhoben hatte. Die ungeheuerſten Anklagen gegen ihn wurden laut. So ſollte er entgegen den ſtädtiſchen Satzungen in ſeinem Hauſe Gericht über ſeine Vaſallen abgehalten, ja ſogar unter dem Hauſe ein beſonderes Gefängnis für die Verurteilten eingerichtet haben. Weiter bezichtigte man ihn geheimer Unterhandlungen mit dem Nürnberger Burggrafen, die die Uebergabe an dieſen bezwecken ſollten. Sogar ſein Wappen — ein ſogenanntes redendes: zwei Würfel (Toppler-Würfler) — deutete man gegen ihn: er habe mit dem Burggrafen um den Beſitz der Stadt gewürfelt, wobei er elf, jener aber zwölf Augen geworfen habe. Seine Amtsgenoſſen grollten ihm ſchon längſt mit jenem aus Neid und Furcht zuſammengeſetzten Gefühl, das der Schwache gegenüber dem Starken zu hegen pflegt. Er hatte ſich im Beſitz der Macht nur mit Nullen umgeben, jetzt fielen dieſe feige von ihm ab. Doch wagten ſie auch jetzt noch nicht, offen gegen den Gefürchteten vorzugehen, ſondern griffen zur Liſt. Man vermochte ihn zur Annahme einer Geſandtſchaft an den Burggrafen nach Ansbach; kaum war er aber aus der Stadt, ſo wurde plötzlich der Rat zuſammenberufen und in dieſem mit tumultariſcher Eile die Anklage gegen den Abweſenden vorgebracht und ſeine Verhaftung beſchloſſen. Unter einem Vorwande wurde er zurückgerufen und von dem noch verſammelten Rat die Frage an ihn geſtellt, welche Strafe den Verräter gegen die Stadt treffen ſolle. „Hungers ſterben", entſchied der nichts Arges vermutende Bürgermeiſter, der als ſolcher die erſte Stimme hatte. Sofort verkündete ihm der Reichsrichter v. Seckendorf ſein eigenes Urteil und ließ ihn in die geheimen Gefängniſſe unter dem Rathaus werfen. Dieſe, einſt nur den Eingeweihten zugänglich, ſind noch heute vorhanden und liegen unter dem Archive. Durch eine Falltür gelangt man auf einer ſchmalen Treppe zunächſt in die alte Folterkammer. Von dieſer führt ein niedriger Gang in ein noch tiefer liegendes Gemach, das nur mittels einer langen Röhre von der Straße aus ein kärgliches Licht empfängt. Erſt von dieſem Raume aus tritt man dann in die eigentlichen Gefängniſſe; dreifache Türen verſchließen den Zugang.

Hier endete Rothenburgs großer Bürgermeiſter ſein Leben durch eine der ſchrecklichſten Todesarten. Er, der an der üppigſten Tafel des Lebens geſeſſen hatte, verſchmachtete jetzt langſam

an Nahrungsmangel — wahrlich ein Vorwurf, würdig, von der Kunst eines Shakespeare behandelt zu werden. Sein treues Weib soll den Versuch gemacht haben, von einem benachbarten Keller aus einen Gang in das Gefängnis graben zu lassen — aber sie kam zu spät. Nach einer andern Version soll ein Freund des Gefangenen, um ihm die Qualen des Verhungerns abzukürzen, ihm in der Vermummung eines Mönchs Gift zugesteckt haben. Eine Bestätigung findet diese Angabe durch die Nachricht des Chronisten Eisenhart, wonach Toppler auf seinen Tisch im Verließ mit Kreide geschrieben habe: „Heinrich Toppler starb weder an Hunger, noch an Durst". Als Todestag wird der 12. oder 13. Juni 1408 genannt.

Topplers Hinterbliebene entwichen nach Nürnberg, von wo die Familie im 14. Jahrhundert in Rothenburg eingewandert war. Burggraf Friedrich von Nürnberg führte Klage am Kaiserhof wegen der Ermordung seines Freundes. Die Stadt wurde auch behufs ihrer Rechtfertigung nach Heidelberg vorgeladen; aus ihrer noch erhaltenen Beantwortungsschrift ersehen wir, auf wie schwachen Füßen die gegen Toppler erhobene Anklage stand.

Die Stadt wurde denn auch wegen verübter Gewalt zu einer Geldbuße von 7000 G. verurteilt. Erst nach Jahren erfolgte eine Aussöhnung der Stadt Rothenburg mit den Hinterbliebenen Topplers und Rückgabe des Vermögens des Ermordeten. Jetzt wurden auch seine irdischen Ueberreste in die St. Jakobskirche übergeführt und bei dem von ihm zur Zeit seines höchsten Glanzes gestifteten Zwölfbotenaltar beigesetzt. Die Umschrift um den Wappenschild auf dem heute noch vorhandenen Epitaph lautet: „hic jacet sepultus honestus vir Henricus Toppler civis, qui obiit anno dom. MCCCCVIII in vigilia corporis Christi, cuius anima requiescat in pace." In Nürnberg aber blühte das Geschlecht noch bis 1522, und noch heute trägt eines der schönsten Patrizierhäuser den Namen Topplerhaus.

Jahrhunderte sind seit dem schmählichen Ende Heinrich Topplers dahingegangen. Seine Vaterstadt hat noch manche glänzende Tage gesehen, glänzendere aber als diejenigen, die ihr das Genie ihres großen Bürgermeisters schuf, nicht mehr. Dann hat auch Rothenburg das allgemeine Schicksal ihrer Schwestern geteilt: von der aufsteigenden Fürstengewalt und deren prunkvollen

Sitzen in den Hintergrund gedrängt zu werden und endlich faſt ganz der Vergeſſenheit zu verfallen. Erſt in unſeren Tagen des wiedererwachten nationalen Lebens und der neugefundenen politiſchen Einigung hat man ſich auch jenes Kleinods aus deutſcher Vergangenheit wieder erinnert, und die alte Tauberſtadt iſt heute wieder das Ziel Tauſender von Reiſenden, die alljährlich ihre Schritte dahin richten und ſtets mit einer Fülle tiefſter Eindrücke von dort zurückkehren. Auch der geſchichtlichen Geſtalt Heinrich Topplers hat die unparteiiſch richtende Gegenwart längſt die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, die ihr die Zeitgenoſſen in leidenſchaftlicher Befangenheit des Urteils verſagt haben. Vor kurzem machte eine Nachricht aus Rothenburg die Runde durch die Preſſe, wonach man dort allen Ernſtes daran geht, das Andenken des größten Sohnes dieſer Stadt durch ein monumentales Standbild den kommenden Geſchlechtern wach zu erhalten.

XVIII.

Die Reichsstadt Memmingen im Reformationszeitalter.

Es ist eine weitverbreitete und beliebte Annahme, daß die für Kirche, Staat und Gesellschaft gleich tief einschneidenden Tendenzen des Reformationszeitalters ihren vornehmsten Träger in dem Bürgertum der alten freien Reichsstädte deshalb gefunden hätten, weil dieses, wie kein anderer gesellschaftlicher Stand, denjenigen Grad physischer und geistiger Frische sich bewahrt habe, der notwendig ist, um im Ankampf gegen die althergebrachten Mächte des Beharrens den Sieg davonzutragen. Nun ist der erste Teil dieser Behauptung unzweifelhaft richtig: der Bürgerstand unserer Städte war es, der in erster Linie die Reformation in seinen Schutz nahm und ihr die Bahn zum weiteren Fortschreiten ebnete. Daneben aber bleibt es rätselhaft, wie dieselbe Zeitperiode, die man als die eigentliche Blütezeit der kirchlichen Hierarchie mit ihrer Bezwingung des freien Geistes und Gewissens zu bezeichnen gewöhnt ist, zugleich die Blütezeit des deutschen Städtebürgertums gewesen ist. Wenn der Begriff des römisch-katholischen Kirchentums ausschließlich nur die geistige und sittliche Unfreiheit der Massen im Gefolge hat, wie kommt es, daß die deutschen Städte des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts rasch zu einem Höhepunkt materieller Blüte und politischer Freiheit gelangen konnten, ohne daß dabei irgendwie von ihrer Seite an dem Bestand des damaligen Kirchentums gerüttelt worden wäre? Allerdings sehen wir, namentlich um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, fast allerwärts in Deutschland die Städte im erbitterten Streite mit der Kirche, der sich da und dort sogar bis zum offenen Krieg fortbildete und dann meist mit der Niederlage der kirchlichen Gewalt endigte: aber dieser war nicht gegen den Bestand der Kirche an und für sich, wie drei Jahrhunderte später, gerichtet, sondern lediglich gegen den Mißbrauch, den die Kirche mit der ihr früher einmal verliehenen weltlichen Gewalt trieb. Keinem

jener kühnen Krieger für die politiſche Emanzipation unſeres Bürgertums, deren Namen auffallender Weiſe keine Chronik zu nennen weiß, iſt es jemals in den Sinn gekommen, gegen das Dogma der Kirche oder gegen irgend eine ihrer das Leben und Treiben des Einzelnen ſo bewunderungswürdig beherrſchenden Anordnungen Proteſt zu erheben. Erſt als die materielle und geiſtige Macht des Bürgertums ſich zum Niedergang neigte, begann allmählich in den Städten ſich eine Oppoſition auch gegen das eigentliche Kirchentum, ein Zweifeln und Prüfen geltend zu machen, wo man bisher lediglich naiv hingenommen hatte. Und zwar ſteigert ſich dieſe religiöſe Bewegung genau in dem Maße, als der materielle Wohlſtand und die politiſche Freiheit in den Städten mehr und mehr ſinkt, bis zuletzt ſich uns das überraſchende Bild auftut, daß wir als hauptſächlichſten Träger der religiöſen Volksbewegung in den erſten Jahrzehnten des ſechzehnten Jahrhunderts einen Stand erblicken, der in den allermeiſten Beziehungen nur noch der Schatten des mittelalterlichen Bürgerſtandes iſt.

Zur Erklärung dieſer Tatſache bieten ſich uns nur zwei Wege dar. Der eine iſt der vorzugsweiſe von katholiſchen Hiſtorikern unſerer Tage betretene, die in der Reformation lediglich einen letzten Schritt auf der abſchüſſigen Bahn der Abkehr vom mittelalterlichen Kirchentum erblicken, als den Grundzug derſelben eitel Menſchenfürwitz und Fleiſchesluſt hinſtellen und als notwendigen Ausgang den Zuſammenſturz unſeres ganzen Geſellſchaftsgebäudes prophezeihen. Es läßt ſich nicht leugnen: Syſtem liegt in dieſer Annahme, aber es iſt nur ein künſtlich hineingetragenes, von berechnender Sophiſtik erzeugtes Syſtem. Wir werden weiter unten den Beweis für dieſe Behauptung nicht ſchuldig bleiben und fügen hier nur bei, daß, wenn wir auch der Kirchenreformation des ſechzehnten Jahrhunderts die Bedeutung für die Emanzipation des Geiſtes nicht zuerkennen können, die ihr von kirchlich-orthodoxer Seite zugeſprochen zu werden pflegt, wir andererſeits doch weit davon entfernt ſind, den Einfluß, den ſchon die Losringung von den hergebrachten kirchlichen Anſchauungen für die Geiſtesfreiheit der großen Maſſe mit ſich bringen mußte, zu unterſchätzen — ein Einfluß, der ſogar dann noch nicht gering angeſchlagen werden darf, wenn die gewonnene Freiheit nur eine kurzlebige oder ſcheinbare geweſen wäre, um alsbald wieder in das alte Joch —

mag dieſes Namen haben welche es will — gezwängt zu werden. Dies führt uns zu der Erklärung hinüber, die wir als die einzig richtige zur Löſung des an die Spitze unſeres Aufſatzes geſtellten Rätſels bezeichnen müſſen.

Die Lehren der Reformation haben bei dem Bürgerſtand unſerer alten Städte einen ſo raſchen Eingang gefunden, nicht weil dieſer ihnen einen beſonders hohen Grad geiſtiger und moraliſcher Unverdorbenheit entgegengebracht, ſondern weil in keinem anderen Stande ſo viele unzufriedene, neuerungsſüchtige Elemente vorhanden waren wie gerade in dem Bürgerſtande am Beginn des ſechzehnten Jahrhunderts. Dadurch ſoll ſelbſtverſtändlich der Wert der Kirchenreformation in keiner Weiſe verkümmert werden, wenn auch ein vorurteilsfreier Einblick in den inneren Gang ihrer Entwicklung nicht verkennen wird, daß auch ihr unreine Elemente und Motive keineswegs fern geblieben ſind, ja, von einem gewiſſen Standpunkt aus betrachtet, ein unheilvoller, auch heute noch nicht völlig ausgeglichener Riß in die Entwickelung unſeres Volkes durch ſie geſchehen iſt. Es iſt eben das Schickſal jeder, auch der ſegensvollſten Neuerung, daß ſie am früheſten und ausgiebigſten von den niederen, gedrückten und unzufriedenen Elementen der Geſellſchaft aufgegriffen und angewandt wird. Nicht weil die reformatoriſche Lehre die Freiheit des geknechteten Gewiſſens verhieß, hat ſie einen ſo unglaublich raſchen Eingang bei der großen Menge gefunden, ſondern weil in ihrem Gefolge die Aufhebung drückender äußerer Laſten, eine Ungebundenheit des Beſitzes und des ganzen täglichen Lebens zu erwarten ſtand. Kein Zweifel, daß der einzelne die neue Lehre ganz in dem Sinne aufnahm und auf ſich wirken ließ, in dem ſie entſtanden und großgewachſen iſt; es wird dies namentlich von den gebildeten Kreiſen der Geſellſchaft zu gelten haben, welche vermöge dieſer ihrer gereiften Erfahrung tiefer in das Weſen der Dinge einzudringen befähigt ſind, wenn auch hier vielfach — ich erinnere beiſpielsweiſe an den merkwürdigen Zuſammenhang zwiſchen Reformation und Humanismus — mehr äußerliche und nebenſächliche Motive mitgeſpielt haben. Aber der gemeine Mann, der große Haufe iſt bei ſeiner Annahme der neuen Lehre ſicherlich nicht in erſter Linie von innerlichen Bewegungen geleitet worden, dazu fehlte ihm der freie Blick in den Zuſammenhang der Dinge, die Unbefangenheit des Willens, vor allem aber

die Unabhängigkeit der äußeren Existenz. Wäre die reformatorische Volksbewegung eine rein innerliche Angelegenheit gewesen, so wäre es unbegreiflich, wie Hunderttausende, die wir kurz vorher noch treuergeben dem Glauben ihrer Väter und ihrer Jugend sehen, man möchte sagen über Nacht denselben verlassen und sich einem völlig andern in die Arme werfen konnten. Diese Tatsache wird erst dann erklärlich, wenn wir einen Blick auf die soziale Lage derjenigen Stände werfen, die am Ausgang des Mittelalters die eigentliche Arbeit repräsentieren: des Bürger- und des Bauernstandes. Wir werden dann finden, daß die Lehren der Reformation mit Notwendigkeit hier wie der Blitz in ein morsches Gebäude einschlagen mußten, nicht weil jene die Freiheit durch Christum predigten, sondern weil sie eine totale Umänderung der alten Besitzverhältnisse verhießen oder besser gesagt zu verheißen schienen.

Es scheint mir nicht uninteressant, diesen Satz an einem einzelnen prägnanten Beispiel auf seine Richtigkeit hin näher zu untersuchen. Ich wähle hierfür eine Stadt, deren Geschichte für diesen Zweck eine solche Menge von Vorteilen in sich vereinigt, wie es in gleichem Grade kaum ein zweites Mal vorkommen dürfte. Die Reichsstadt Memmingen, an der Grenze zwischen Schwaben und Bayern gelegen, jedoch dem Charakter ihrer Bewohner nach noch ganz zu jener ersteren Landschaft gehörig, von der schon die Geschichtsschreiber des Mittelalters mit Recht behauptet haben, daß in ihrer speziellen Geschichte das beste Stück der großen deutschen Geschichte sich abspiele, bietet außer diesem allgemeinen Vorzug noch den besonderen dar, daß ihr Gesellschaftszustand um die Wende vom Mittelalter zur Neuzeit jenes Bild bunter Mischung und regen Lebens zeigt, wie es der Geschichtsschreiber nötig hat, wenn er tiefgreifende Prozesse darstellen will. Dazu kommt noch, daß die Reformation hier mit am frühesten eingedrungen ist, und diesem ihrem Eindringen sich kein äußerliches Hemmniß in den Weg gestellt hat. Was uns aber zumeist zur Wahl dieser Stadt bestimmt hat, ist der Umstand, daß Memmingen auch ein Mittelpunkt des Bauernkrieges gewesen ist, jenes mit der evangelischen Volksbewegung in den Städten so völlig gleichartigen Vorgangs, daß wir uns den einen ohne den andern gar nicht zu denken vermögen. Endlich fällt für unsere Wahl auch noch ins Gewicht,

daß gerade die Periode der Stadtgeschichte, über die wir unten handeln wollen, in alter, neuer und neuester Zeit mit besonderem Eifer von ihren Bürgern beschrieben worden ist. Von Johann Kimpel an, der neben seiner ebenso anstrengenden als verdienstlichen Tätigkeit eines Turmbläsers noch Muße fand, seinen Mitbürgern die Schicksale ihrer Vaterstadt zwischen den Jahren 1471 und 1622 in dem naiv-treuherzigen Volkston der Zeit vor dem großen Kriege zu erzählen, bis herab zu dem neuesten Bearbeiter der Memminger Geschichte hat der Abschnitt, der von der Einführung der Reformation handelt, weitaus die sorgfältigste und eingehendste Bearbeitung gefunden. Am vollständigsten und gründlichsten verbreitet sich die Schorersche Chronik über die Reformationsgeschichte der Stadt. Da sie die älteren Chroniken in sich aufgenommen hat, so macht sie dieselben zum größten Teil entbehrlich. Neben Schorer kommen dann die beiden Schelhorn, Vater und Sohn, in Betracht, welche mit der vollen Gelehrsamkeit ihrer Zeit den redlichsten Fleiß und Sammeleifer verbanden. Die Schätze des städtischen Archivs und der Bibliothek standen ihnen zu Gebote und in der historischen Litteratur waren sie gründlich bewandert. Sie begnügten sich jedoch nicht, wie die älteren Chronisten, mit einer bloßen Anhäufung des Stoffes, sondern strebten — ganz im Geiste ihrer Zeit — dahin, denselben wissenschaftlich zu verabeiten. Namentlich sind die beiden Abhandlungen des älteren Schelhorn über die Reformationsgeschichte Memmingens, die eine in den Amoenitates literariae (1727), die zweite in einer besonderen Schrift gedruckt, von bleibendem Wert für die deutsche Reformationsgeschichte überhaupt. Was später über diesen Gegenstand geschrieben worden ist, kann sich in keiner Weise mit den genannten Arbeiten messen. Erst in der neuesten Zeit hat sich die Forschung wieder mit größerem Glück dem Gegenstand zugewandt. Hierher rechne ich vor allem die kleine, aber vortreffliche Schrift von Rohling: „Die Reichsstadt Memmingen in der Zeit der evangelischen Volksbewegung" (1864), eine Arbeit, die jede spätere über denselben Gegenstand überflüssig gemacht haben würde, wenn dem Verfasser das gesamte Quellenmaterial des städtischen Archivs zu Gebote gestanden hätte. Ich bin nicht in der Lage zu entscheiden, ob die Vorenthaltung der älteren Ratsprotokolle (vor 1524) gegen Rohling eine beabsichtigte oder eine zufällige gewesen ist. Je-

denfalls ist es auffallend, daß diese höchst wichtigen Quellen, wie sie bereits von Schelhorn gekannt und benutzt worden sind, auch wieder dem neuesten Bearbeiter der Memminger Reformationsgeschichte vorgelegen und seine Arbeit zu einer höchst schätzenswerten Ergänzung des Rohlingschen Buches gemacht haben. Die Möglichkeit eines Zufalls dürfte insbesondere auch im Hinblick auf die Wichtigkeit dieses Materials ausgeschlossen sein, namentlich bei einem Archive wie das Memminger, das unseres Wissens immer und ganz besonders in den letzten Jahren sich einer sorgfältigen Behandlung seitens der städtischen Behörden erfreut hat. Die geflissentliche Vorenthaltung wertvollen archivalischen Materials, wenn sie auch nur von der Absicht ausgeht, selbst später einmal dieses Material wissenschaftlich zu verwerten, bleibt aber stets eine tadelnswerte Illoyalität nicht nur dem betreffenden Forscher, sondern auch der ganzen wissenschaftlichen Welt gegenüber: gegen den ersten, weil seine Arbeit ohne seine Schuld an objektivem Wert verliert, der letzteren gegenüber, weil die wirkliche Ausnutzung auf eine ungewisse Zukunft verschoben wird.

Die letzte Arbeit über die Reformationsgeschichte Memmingens ist das Buch des vormaligen Stadtbibliothekars und Archivars Dobel: „Memmingen im Reformationszeitalter". Wie ich bereits bemerkt habe, besteht der Wert desselben darin, daß dem Verfasser neue wertvolle Quellen zu Gebote gestanden haben. Dagegen kann sich die Darstellung in keiner Weise mit der Rohlings messen. Wenn der Verfasser in der Einleitung schreibt, er sei bemüht gewesen, sein eigenes Urteil so wenig als möglich hervortreten, vielmehr die Urkunden und Akten aus jener Zeit durch wörtliche oder auszugsweise Mitteilung selbst reden zu lassen, so klingt dies zwar recht hübsch, erweist sich aber bei näherem Zusehen als eine Selbsttäuschung des Verfassers. Denn die Aufgabe der Geschichtsschreibung kann es unmöglich sein, rohes Quellenmaterial sprechen zu lassen — dies ist Sache der Editoren — sondern aus dem kritisch behandelten Material heraus selbst eine Anschauung zu gewinnen und diese — selbstverständlich immer mit Hinweis auf die Quellen — in einer geschmackvollen Form dem Leser vorzutragen. So, um nur eines hervorzuheben, beginnt das Buch mit dem Stiftungsbrief der sogenannten Vöhlinschen Prädikatur, die für den Gegenstand nur dadurch einige Bedeutung

hat, daß später Schappeler, der erste Reformator der Stadt, dieselbe inne hatte. Doch sollen uns diese und ähnliche Ausstellungen die Freude an dem Werke nicht verderben, das namentlich durch die Benutzung der äußerst wertvollen älteren Ratsprotokolle eine dankenswerte Ergänzung zu der Rohlingschen Arbeit bildet.

Betrachten wir, ehe wir an unsere eigentliche Aufgabe gehen, vorerst mit flüchtigem Blicke den Boden, auf dem sich unsere Geschichte abspielen soll. Eine schöne und feste Stadt nennt Münster in seiner Kosmographie Memmingen. Und in der Tat mochte es mit seinen hochragenden Kirchen und stattlichen Klostergebäuden, seinen starken Mauern und Wachtürmen einen prächtigen Anblick gewähren. Seine geographische Lage war für die Zeit, in welcher der ganze levantische Handel noch auf dem Landwege über den großen Stapelplatz Venedig und die Alpen ging, eine äußerst vorteilhafte. Zwei Hauptstraßen kreuzten sich hier: die eine führte über Innsbruck und Trient nach Italien, die andere von Ulm her nach Schaffhausen an den Rhein. Neben den Nürnberger, Augsburger und Ulmer Kaufleuten treffen wir schon im frühen Mittelalter Memminger auf dem Venediger Markte; ebenso ist ihr Verkehr mit Lyon, wo überhaupt ein bedeutender Umsatz süddeutscher Waren stattfand, urkundlich beglaubigt. In Deutschland bildeten Nördlingen, Frankfurt und Leipzig die üblichen Umsatzplätze für die Erzeugnisse der Leinenindustrie, und gerade diese drei Märkte wurden von Memminger Kaufleuten besucht, am häufigsten die Frankfurter Messe. Der Handel war teils Transit- und Speditionshandel, teils Handel mit eigenen Erzeugnissen. In ersterer Beziehung werden als die wichtigsten Artikel erwähnt Fische, insbesondere Häringe, Baumwolle, Eisen und Stahl, dann Salz, welches bei dem Verkehr mit Tirol als Rückfracht dienen mochte. Später fand der Handel mit fremdländischen Gewürzen immer größere Bedeutung; da traten auch in Memmingen die reicheren Kaufleute zu Gesellschaften zusammen, um die aufzuwendenden Kosten bestreiten, die etwaigen Verluste leichter verschmerzen zu können. Wir sehen, daß Konrad Vöhlin, ein Memminger Bürger, mit den Welsern in Augsburg zu gemeinsamem Handelsbetrieb verbunden war. Um das Jahr 1509 beteiligte sich dieses Haus — damals unter der Firma „Antonio Welser, Konrad Vöhlin und Gesellschaft" — an einem großen Unternehmen, welches die Ausrüstung

etlicher Schiffe zu einer Fahrt nach Oſtindien erforderte; das Geſchäft brachte einen reinen Gewinn von 175 Prozent, der Anteil des genannten Hauſes belief ſich auf 35,000 Dukaten. Aber auch der Handel mit den eigenen Produkten war ein nicht unbeträchtlicher. Im weiten Umkreiſe um die Stadt war fruchtbares Ackerland; ein ſtädtiſches Kornhaus und Haferhaus erleichterten Aufbewahrung und Verkauf. Memminger Obſt wurde bis nach Lyon ausgeführt. Von den Gewerbeerzeugniſſen, die den Ruf der Memminger Handwerker weit in das Land hinein verbreiteten, wird uns Corduan — eine Art feinen ſchwarzen Leders aus Bock- oder Ziegenfellen — und feines Pelzwerk genannt. Der bedeutendſte Induſtriezweig war indeſſen Weberei. Der blühende Handels- und Gewerbebetrieb hatte frühzeitig einen durchgängigen Wohlſtand und behäbige Gutlebigkeit erzeugt. Als im Jahre 1347 der Wein ausgehen wollte und man Mangel befürchtete, zogen die Bürger den ankommenden Weinwagen mit Trommeln und Pfeifen und brennenden Strohwiſchen entgegen und begleiteten ſie ſo in die Stadt, „alles zu einer Freud', denn man hat gar ausgetrunken, daß nit drei Fuder in der ganzen Stadt waren". Daneben waren auch rohe Auswüchſe keine Seltenheit. Am Gallustag 1449 wurden die Weiber in der Kirche wegen der Stühle uneinig und ſchlugen aufeinander los. Die Geiſtlichen meinten, man müſſe die Kirche wieder weihen, allein der Rat wollte es nicht, weil es nur Weiber waren.

In politiſcher Beziehung war Memmingen eine freie Stadt des Reichs. Dieſe in unruhvollen Zeiten des Interregnums faktiſch okkupierte Reichsfreiheit hatte nachmals Rudolf von Habsburg de jure beſtätigt. Von der Gründung des ſchwäbiſchen Städtebundes an war Memmingen eines der einflußreichſten Mitglieder desſelben. Das ſtädtiſche Gebiet war faſt nach allen Seiten hin ein weit ausgedehntes. Die innere Verfaſſung war im Ganzen eine demokratiſche, auf dem Begriffe des Zunftweſens aufgebaute. Bis zur Mitte des vierzehnten Jahrhunderts waren, wie überall, auch in Memmingen alle obrigkeitlichen Befugniſſe in dem ausſchließlichen Beſitze bevorzugter, ſei es landſäſſig-ritterlicher, ſei es altbürgerlicher Geſchlechter. Dann kamen durch eine Konſtellation der verſchiedenartigſten Urſachen, über die wir uns heutzutage kein genügend klares Bild mehr zu machen im Stande ſind, vermutlich ohne ernſtere Kämpfe die Handwerker im Stadtregi-

ment obenauf, sodaß von da an jeder, der nicht Mitglied einer Zunft war, von den bürgerlichen Rechten ausgeschlossen war. Da es nun aber doch eine Menge Leute gab, die kein Gewerbe betrieben — und zwar waren dies namentlich die durch größeren Grund- und Geldbesitz hervorragenden — so wurden diese alle in eine sogenannte große Zunft zusammengefaßt — eine faktische und wie wir sehen werden, verhängnisvoll gewordene Durchlöcherung des Zunftprinzips.

Ein mit der staatlichen Ordnung gleich wichtiges Moment in der städtischen Gesamtentwicklung ist das kirchliche Leben. Memmingen war mit sechs bedeutenderen Kirchen versehen. Zunächst die beiden Pfarrkirchen zu St. Martin und zu „Unsrer Frauen", jene angeblich schon um das Jahr 926 erbaut und auf die Dauer im Range die erste, beide übrigens von geistlichen Orden besetzt und verwaltet, sodann die Klosterkirchen der Augustiner und Elisabethinerinnen, die Spitalkirche und andere. Ebenso reichlich war für die Errichtung von Klöstern gesorgt worden. Außer den beiden Stiftern regulierter Chorherrn Augustiner Ordens, des Heiligengeistspitals und des Antonierhauses, bestand noch das Bettelkloster der Augustiner Eremiten, das Elsbethen-Frauenkloster und das Franziskanerinnenfrauenkloster: die Schwestern des ersteren wurden „schwarze", die des letzteren „graue" Schwestern genannt. Die Gesamtzahl der geistlichen Personen innerhalb der Stadt belief sich kurz vor der Reformation auf 123, davon an der Martinskirche allein 31 Geistliche. Der kirchliche Sinn der Bewohner wird als ein reger, in zahlreichen Schenkungen an Kirchen, Klöster und Wohltätigkeitsanstalten sich betätigender geschildert.

Dies sind die Grundzüge der staatlichen und kirchlichen Ordnung, wie sie sich im Laufe des Mittelalters herausgebildet haben. Gehen wir nun näher auf die sozialen Verhältnisse der Stadt beim Beginne des sechzehnten Jahrhunderts ein, so werden wir vor allem fragen müssen, aus welchen Bestandteilen sich die Einwohnerschaft Memmingens und der übrigen Städte damals zusammensetzte. In vorderster Linie finden wir vertreten den großen Grund- und Kapitalbesitz. Zwar von einem ausschließenden oder auch nur überwiegenden Einflusse desselben auf das eigentliche Stadtregiment konnte seit dem Aufkommen der Zunftverfassung keine Rede mehr sein. Die Geschlechter, d. h. die reichen Grundbesitzer und Großhändler —

als ſolcher galt, wer nicht unter einem rheiniſchen Gulden Spezerei im Detail verkaufte; wer auch unter dieſem Preiſe feilbot, war zum Eintritt in die Kramerzunft verbunden — mußten zu einer eigenen, d. h. der ſogenannten großen Zunft zuſammentreten. Damit war allerdings die Abgeſchloſſenheit der alten Patrizier völlig durchbrochen, indem jetzt — um es kurz zu ſagen — nicht mehr der Beſitz, ſondern die Arbeit das ſtändebildende Element war. Aber trotz alledem wird ſich auch hier die Macht der geſchichtlich gewordenen Verhältniſſe ſtärker erwieſen haben als eine zufällige gekünſtelte Satzung. Man konnte den Jedermann ſichtbaren Einfluß des einzelnen Großbegüterten in politiſchen Dingen einſchränken, aber man konnte nicht den Einfluß, den Beſitz und Kapital, Bildung und äußere Ehre zu allen Zeiten gegenüber den benachteiligten Schichten der Geſellſchaft ausgeübt haben, wegwiſchen oder auch nur verkürzen. Die Kluft zwiſchen Reich und Arm war auch nach dem Siege der Zünfte geblieben, ja hatte ſich im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts noch bedeutend erweitert. Eine der hauptſächlichſten Urſachen hiervon war das Aufkommen der Kapitalwirtſchaft in den Städten. Früherhin war es lediglich die eigene Arbeit geweſen, die Güter ſchaffte und Anſehen gab. Die Grundlage des Beſitzſtandes bildete das von den Vorfahren überkommene Erbgut, das zu erhalten und womöglich zu vergrößern der Sohn und Enkel ſich angelegen ſein ließ. Die Bedürfniſſe waren einfach und leicht zu befriedigen, Luxus war unbekannt. Nicht blos auf dem Lande herrſchte Naturalwirtſchaft vor, noch weit in das vierzehnte, da und dort ſogar noch in das fünfzehnte Jahrhundert hinein zeigen ſich auch in den Städten Anklänge an die alte Agrarwirtſchaft. Auf Zuſtände ſolcher Art mußte das Eindringen der Geldwirtſchaft wahrhaft revolutionär wirken. Wir können uns hier nicht näher auf die Entwicklung dieſes Prozeſſes einlaſſen und bemerken nur das eine, daß von jetzt an neben Grundbeſitz und Arbeit noch eine dritte Macht, das Kapital, als wirtſchaftlicher Faktor trat, mit dem man rechnen mußte, wenn man obenauf bleiben wollte. Ich habe bereits oben, gelegentlich der Erwähnung der alten Handelsverhältniſſe Memmingens, ein Beiſpiel von dem ſteigenden Einfluſſe des Geldkapitals angeführt.

Der Gedanke, daß mehrere Kaufleute zu einem gemeinſamen Handelsbetriebe ſich zuſammentaten, hierzu Kapitaleinzahlungen —

oft nur für einen einmaligen bestimmten Zweck — leisteten und dann Gewinn und Verlust gleichheitlich, d. h. pro rata ihrer Einlage, verteilten, war ein dem Mittelalter völlig fremder Begriff. Die Handelsgesellschaften konnten erst dann aufkommen, als die Verteilung des gesamten Volksvermögens eine unnatürliche geworden war, d. h. eine solche, wo nicht mehr jeder das Maß von Gütern hatte, dessen er bedurfte, sondern neben Mittelbegüterten, die früher bei weitem den größten Prozentsatz ausgemacht hatten, nunmehr Reiche und Arme, d. h. solche, die mehr, und solche, die weniger besaßen als sie bedurften, und zwar in dem erschreckenden Verhältnis auftraten, daß beide Klassen zusammengerechnet etwa denselben Prozentsatz der Gesamtbevölkerung ausmachten, den früher die Mittelbegüterten gebildet hatten. Man vergleiche nur einmal zwei Steuerregister irgend einer alten Reichsstadt, etwa eines aus dem Jahre 1350, das andere aus der zweiten Hälfte des folgenden Jahrhunderts, und man wird ungefähr zu dem obigen Resultate gelangen. Die nächste Folge dieses wirtschaftlichen Umschwunges bestand darin, daß jetzt eine Klasse von Besitzenden aufkommt, die erwerben, rasch und viel erwerben will, ohne — so faßte es wenigstens die große Menge auf — ihrerseits etwas dazu zu tun. Hand in Hand mit diesem mühelos gewonnenen und dem Verlust ausgesetzten Reichtum ging dann ein rasches Steigen der materiellen und geistigen Bedürfnisse, was wiederum eine weitere Entfernung der einzelnen Volksklassen von einander zur Folge haben mußte. War vormals eine gewisse Durchschnittsbildung Gemeingut so ziemlich aller Bürger einer Stadt, so stand jetzt ein kleiner Bruchteil derselben nicht nur an Besitz, sondern auch an Bildung und feiner Lebensart so hoch über dem bei weitem größten Teil seiner Mitbürger, daß ein gegenseitiges Sichverstehen nahezu zur Unmöglichkeit wurde.

Zu diesen allgemeinen Ursachen traten dann um die Wende des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts eine Reihe spezieller Umstände hinzu, die jene Gegensätze noch mehr schärfen sollten. Gerade damals brach eine allgemeine Preisrevolution herein, hervorgerufen durch die stärkere Ausbeutung der inländischen Silberbergwerke und den rascheren Umlauf des Geldes; der neu entwickelte überseeische Handel überflutete den Markt mit bisher ungekannten Artikeln und entwertete die heimischen Erzeugnisse. Gerade wie in unseren Tagen die Sozialdemokratie den Staat für ihre Sonder-

intereſſen in Anſpruch nehmen will, ſo ſchrie auch damals der Handwerksmann nach Staatshilfe gegen die gefährliche Konkurrenz. Hierher gehört namentlich der erbitterte Kampf der ſtädtiſchen Handwerker gegen das platte Land um das ausſchließliche Recht des Gewerbebetriebes. In Memmingen wurde er von den Webern eröffnet. Ihr bisheriger Tagelohn mochte unter den veränderten Preisverhältniſſen nicht mehr ausreichen, die Koſten für die gewohnten Bedürfniſſe zu beſtreiten; ſie zeigten ſich höchſt unzufrieden mit ihrer gedrückten Lage, viele gingen zugrunde. Die einzige Urſache des abnehmenden Verdienſtes aber glaubten ſie in der Konkurrenz der umwohnenden Dorfweber zu finden und verlangten ſtürmiſch, daß dieſen der Memminger Markt verſchloſſen bleiben ſolle. Der Rat gab ihrem Drängen für wenige Jahre verſuchsweiſe nach, bald aber ſah er ein, daß eine ſolche Maßregel den Dorfwebern allen Verdienſt verkümmere, ohne doch andererſeits dem ſtädtiſchen Handwerke erhöhten Aufſchwung verleihen zu können, und er geſtattete daher auch den erſteren, wieder ihre Waren auf den Markt zu bringen. Da regte ſich bei den Webern Unwille und offene Widerſetzlichkeit; ein böſes Zeichen war es, daß die Mehrzahl der Zünfte ſich auf ihre Seite ſchlug. Im Jahre 1518 mußte endlich mit Gewalt eingeſchritten werden, ohne daß jedoch dadurch die Unzufriedenheit gehoben worden wäre.

Wir werden im Verlauf unſerer Darſtellung ſehen, eine wie gewichtige Rolle die ſoziale Gedrücktheit der Menge bei der Einführung der neuen Kirchenlehre in Memmingen geſpielt hat. Der Hunger hat bei allen Revolutionen — und die Reformation iſt eben auch eine ſolche geweſen, — ein wichtiges Glied in der Kette der Urſachen abgegeben. Das Gefühl des Ingrimms mußte ſich hierbei in erſter Linie gegen die Beſitzenden richten, die man im Vollgenuß ſchwelgen ſah, während man ſelbſt kaum mehr durch die fleißigſte Arbeit im Stande war, die einfachſten Lebensbedürfniſſe befriedigen zu können. Ebenſo aufreizend war das Beiſpiel, das die Geiſtlichen der Stadt durch ihr öffentliches wie privates Leben gaben. Obgleich im Beſitz bedeutender Privilegien, insbeſondere von allen Zehnten und ſtädtiſchen Steuern befreit, erhoben ſie dennoch immer weitergehende Forderungen und ſuchten dieſelben als begründetes Recht geltend zu machen. Alle Vorteile wollten ſie mit den Bürgern gemein haben; wo aber die Laſten und Pflich-

ten des Bürgers zur Sprache kamen, schützten sie ihre bevorzugte Stellung vor und wollten sich als abgeschlossene Körperschaft betrachtet wissen. Ja, man scheute sich nicht, den Ratsmitgliedern, wenn sie sich derartigen Forderungen widersetzten, die Absolution und das Altarsakrament zu verweigern.

Den Ansprüchen aber, welche der Klerus machte, entsprach der Lebenswandel so mancher aus diesem Stande keineswegs. Vor allem stoßen wir auf einen Unfug, der, wie in anderen Städten, so auch in Memmingen wieder und wieder zu bitteren Klagen Veranlassung bot. Es pflegten nämlich die Geistlichen, nachdem sie in den Wirtshäusern bis zur gebotenen Feiertagsstunde ausgeharrt, bei Nacht sich auf den Straßen herumzutreiben. Statt des einfachen priesterlichen Talars hatten sie dann bunte, mit Fransen besetzte Kleider angelegt, ja sie trugen Waffen bei sich und wagten es, die Bürger zu necken und zu schlagen. Dies mußte den gemeinen Mann zu Zorn, Haß und Rachgier entflammen, und es darf uns daher nicht Wunder nehmen, daß hier und da auch Geistliche wieder überfallen wurden und sogar ihren Uebermut mit dem Tode büßen mußten. Noch im Beginn des sechzehnten Jahrhunderts wurde die Stadt wegen solcher Vorfälle mit dem Interdikt belegt. Die benachbarten Prälaten besaßen in Memmingen ihre eigenen Kornhäuser, in denen sie das Getreide aufstapelten, um es dann auf den Wochenmärkten zum Verkauf zu bringen. Dabei lesen wir, daß in einem Jahre sechs Geistliche Wuchers halber mit der Strafe belegt wurden, daß sie wiederholt während der sonntäglichen Messe, dem versammelten Volke zum Spott, unter die Kanzel wie an den Pranger gestellt wurden. Der Rat sah sich wohl veranlaßt, geradezu vor der Habgier der Geistlichkeit zu warnen und die Zünftigen aufzufordern, sie möchten sich in ihrer Freigebigkeit mäßigen.

In den Klöstern scheinen Zwistigkeiten und Prozesse an der Tagesordnung gewesen zu sein. Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts hatte das Antonierhaus einmal nicht weniger als drei Vorsteher, von denen der eine sich auf den Großmeister des Ordens, der andere auf den Papst, der dritte gar auf Verwandtschaft mit dem Vorgänger berief. Zu einer andern Zeit finden wir die Antonier in Streitigkeiten mit dem Rat verwickelt; einmal erreichte dabei die Erbitterung einen solchen Grad, daß der Hochmeister dem Ludwig Steudlin das Opfer auf dem Altar in der Kirche

öffentlich nachwarf. Im Auguſtinerkloſter bekämpften ſich zwei Fraktionen und zwei Priore ſo grimmig, daß die eine, nachdem ſie verdrängt war, durch einen förmlichen Gewaltſtreich das Kloſter wieder in ihren Beſitz brachte. Ueber das Elsbethenkloſter mußte wegen des ausgelaſſenen Lebenswandels der Nonnen ſtrenge Klauſur verhängt werden.

In ſtärkerem Maße als dieſe Uebelſtände mochten aber den Unmut der Bürger ſolche Einrichtungen und Gebräuche erregen, von denen ſie auch in materieller Beziehung empfindlich betroffen wurden. Dahin gehörte das Terminieren der Mönche, in Memmingen vor allem der Antonier, denen die allgemeine Annahme, daß ihr Ordensheiliger jener gefürchteten Krankheit gebiete, ein ſtets wirkſames Mittel an die Hand gab, den freigebigen Sinn des abergläubigen Volkes anzuſpornen und wach zu erhalten. Wie verhaßt die Antonier in der Zeit der Reformation gerade dieſes Terminierens wegen waren, geht aus folgenden, von Schelhorn mitgeteilten Reimen hervor:

Anthoni-Herrn man dieſe nennt —
in allen Landen man ſie wohl kennt,
Das macht ihr ſtetes Terminiren,
das arm Volk ſie ſchentlich verfüren
Mit Trauung St. Anthoni Pein;
betteln ſehr, auch lerns ire Schwein.

Dahin gehörte ferner das mißbräuchliche Ueberhandnehmen der Abläſſe und die Art und Weiſe ihrer Verkündigung, durch welche ſie meiſt zu reinen Geldgeſchäften herabſanken. In Memmingen wiederholten ſich außerordentliche Ablaßverkündigungen in den Jahren 1479, 1480 und 1488. Wenn Schorer uns bei der Gelegenheit erzählt, man habe damals „Schuld und Peen vergeben um Gold", oder „nach Schwere und Viele der Sünden und nach Rat des Beichtvaters" ſei die Höhe der Summe bemeſſen worden, welche das Beichtkind habe zahlen müſſen, ſo ſpiegelt ſich darin nur die Auffaſſung jener Tage wieder, und es iſt auch dem Ausdrucke nach kaum als eine Zutat des ſpäteren Chroniſten zu betrachten. Im Jahre 1488 beliefen ſich die Bußgelder auf 1140 Gulden; dazu kam noch der Erlös aus den Ablaßbriefen, deren 3000 verkauft wurden zu je 20 Kreuzer. „Doch hielt man eine Ehe vor eine Perſon oder lautete der Brief auf Mann und Weib", fügt Schorer hinzu. Der Adventablaß des Jahres 1501 endlich brachte in Mem-

mingen 982 Gulden auf. Die Erpressungen und Betrügereien, welche dabei vorkamen, die Schamlosigkeit, mit der solches öffentlich betrieben wurde, mußte auch bei frommen Katholiken heftigen Unwillen erregen, so daß selbst Kaiser Maximilian im Jahre 1515 sich bewogen fand, dem Rate ausdrücklich zu gebieten, daß er den Augsburger Dominikanern, welche damals gerade einen Ablaß predigten, in Memmingen den Zutritt verweigere und die für jenen Zweck etwa schon zusammengebrachten Gelder mit Beschlag belegen solle. Das Mißbräuchliche des Verfahrens entging dem gemeinen Manne nicht.

Der gleichzeitige Memminger Chronist Heinrich Löhlin bemerkte wohl, daß das erlöste Geld nicht einmal immer zu dem öffentlich angegebenen Zwecke verwandt werde. Der Ablaß habe eine große Summe getragen, aber den Dürftigen — meint er — wurde nichts darvon, um deren willen es doch angestellt und auf sie ausgebracht war. Ein anderer Bürger, Bernhard Bide, wagte es gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, die Habgier des römischen Stuhles überhaupt in einem Gedicht zu geißeln. Wenn ihm nur — bemerkt er mit bitterem Spott — Silber und Gold in genügender Menge zu Gebote stehe, so wolle er in Rom sicherlich die feierliche Erklärung zu Wege bringen, daß, seitdem Christus die Pforten der Hölle zerstört habe, eine solche überhaupt nicht mehr bestehe.

Die großen Ereignisse der Geschichte sind stets nur der Schlußstein in einer Kette voraufgegangener Ursachen. In den von lange her aufgehäuften Brennstoff fällt endlich der zündende Funke, daher ist ein oberflächliches Urteil geneigt, diesen letzten, allerdings besonders augenfälligen Motor für die Ursache überhaupt zu nehmen, während der tiefer dringende Blick die Fäden der Entwickelung weit zurück zu verfolgen weiß und häufig da bereits die Keime späteren Verderbens entdeckt, wo der andere nur lachende Blüte erblickt. In diesem Sinne ist es insbesondere auch grundfalsch, von Reformatoren in dem Sinne zu sprechen, als hätten dieselben die Reformation ausschließlich oder auch nur hauptsächlich zu Wege gebracht. Die Reformation ist vielmehr, wie jedes weltumstürzende Ereignis der Geschichte, im eigentlichsten Wortsinne eine Volkstat, und nur soviel kann jenen Geschichtsschreibern, welche überall nur den Einfluß und die Tat einzelner hervorragenden Persönlichkeiten an-

erkennen wollen, zugeſtanden werden, daß die Fortentwicklung eines geſchichtlichen Ereigniſſes von einer ſichtbaren Stufe zu einer anderen zumeiſt anknüpft an das Auftreten einzelner Männer, welche mit Klugheit und Energie das Weſen eines Prozeſſes zu erkennen und der allgemeinen Anſchauung Ausdruck zu geben vermögen.

Ein ſolcher Mann war für die damalige Volksbewegung in Memmingen der Prediger Chriſtof Schappeler. Von Geburt Schweizer und daher ſchon dadurch, ſowie durch ſpätere enge Verbindung mit der Heimat geneigt, die eigenartige Entwicklung, welche dort die Reformation genommen hatte, auch anderen, ſeinem Einfluß unterſtehenden Kreiſen mitzuteilen, beſaß er in ſeltenem Grade die Gabe, durch eine ebenſo kühne als populäre Beredtſamkeit die Gemüter der Menge mit ſich fortzureißen. Er war ſchon 1513 für die Böhlinſche Prädikatur in der Martinskirche nach Memmingen berufen worden, was inſofern für ſeine ſpätere Wirkſamkeit wichtig werden ſollte, als er in dieſer Stellung von dem Präzeptor des Antonierhauſes, das im übrigen das Präſentationsrecht für die Martinskirche beſaß, unabhängig war. In der hergebrachten Form für ſeinen Beruf erzogen, ſuchte er ſich doch ſpäter durch ſelbſtändiges Studium aus dieſen Feſſeln loszumachen. Spottweiſe erwähnt er einmal in einem Briefe, wie er „im Papſttum zum Dr. theologiae ernannt und für einen Meiſterhämmerling angeſehen worden, da er doch auf den hohen Schulen nichts als den Narriſtotelem und Meiſter von hohen Unſinnen, Petrum Lombardum, gelernt und die heilige Schrift niemalen geleſen habe". Intereſſant iſt es zu beobachten, wie er ſchon Jahre vor dem Auftreten Luthers in ſeinen Predigten jenen, den erſten Reformatoren ſo charakteriſtiſchen populären, volksfreundlichen Ton anzuſchlagen wußte. Die Tätigkeit Schappelers iſt ein ſprechender Beweis für den von uns zu Eingang behaupteten engen Zuſammenhang der ſozialen und religiöſen Volksbewegung jener Jahre. Er warf ſich zum Anwalt der Armen und Unterdrückten gegen die Reichen und Mächtigen auf und mußte damit bei einem großen Teile ſeiner Zuhörer geneigtes Gehör finden. Einmal, im Jahre 1516, hatte er dem Rate den Vorwurf gemacht, als treibe er die Armen aus der Stadt: da heißt es denn im Ratsprotokoll, daß Schappeler vom Bürgermeiſter und vier Oberſten über dieſe Aeußerung zur Rede geſtellt und ihm geſagt werden ſolle, „daß er dies unbillig tue

und wo er nicht davon ließe, ein Auflauf entstehen möchte, denn der Rat tue den armen Leuten viel Liebs und Trosts, gebe jährlich 500 Pfund Heller von der Spende, 40 Malter Roggen, kaufe Holz und Schmalz, gebe Korn aus und treibe Niemand hinaus dann die das Recht hinaus treibe." Aus solchen und ähnlichen Andeutungen erklärt sich die Anhänglichkeit, welche das Volk der Person Schappelers bewies, und die in späteren Jahren in einem solchen Maße wuchs, daß der Rat sich beispielsweise im Jahre 1521 gezwungen sah, ruhig zuzusehen, als Schappeler auf offener Kanzel die bedenkliche Aeußerung fallen ließ, man strafe die Reichen aus der Bürgerschaft nicht wie die Armen, die Gemeinde solle das beherzigen. Im folgenden Jahre sehen wir ihn dann bereits im vollen Widerstand gegen die Lehren und Einrichtungen der alten Kirche. Unter tausend Messen, meint er, sei kaum eine gut, die meisten würden nur um des Gewinnstes willen gelesen; die Priester seien meistens ungeschickte und untaugliche Leute, ihr öffentliches Gebet geschehe ohne Andacht. Die Gebote der Kirche nannte er das falsche päpstliche Gebot und das verbrannte geistliche Recht, die Gewalt des Papstes ein fleischliches Recht.

Wir wollen uns hier nicht in die Einzelheiten der Reformationsgeschichte Memmingens verlieren, sondern uns lediglich darauf beschränken, bei ihr den Zusammenhang zwischen der religiösen und sozialen Frage nachzuweisen. Freilich nicht in dem Sinne, daß die besitzenden Klassen überall an der alten Lehre festgehalten, die kleinen und armen Leute sich der neuen zugewandt hätten, sondern nur insoweit, daß für Annahme oder Nichtannahme derselben soziale Motive im höheren oder geringeren Grade den Ausschlag gegeben haben. Daß z. B. die Reichsritterschaft fast durchweg auf die Seite der Neuerer getreten ist, hat ohne Zweifel neben der politischen auch eine soziale Ursache. Und zwar ist diese letztere in nichts anderem zu suchen, als in der althergebrachten Opposition der freien Ritterschaft gegen die fürstlichen Prälaten des Reichs. Wie nichts die einzelnen Menschen so enge zusammenschließt als gemeinsame Anschauungen und Lebensgewohnheiten, so wird auch bei ganzen Gesellschaftsklassen die wechselseitige Anziehung oder Abstoßung nach dem Grade verschieden sein, in welchem die äußere Stellung derselben eine Verwandtschaft aufweist. In den Städten waren die Standesunterschiede

lediglich deshalb weniger erkennbar als auf dem Lande, weil dort der gleiche Beruf und die gemeinsame Gefahr gegen äußere Feinde schon frühe ein Gefühl der Zusammengehörigkeit unter den von derselben Mauer Umschlossenen ausgebildet hatte, das den übrigen Ständen unbekannt bleiben mußte. Daher die bezeichnende Tatsache, daß in den Kreisen des städtischen Patriziats nirgends in so bestimmt ausgesprochener Weise eine Hinneigung oder Abneigung zu der reformatorischen Lehre sich nachweisen läßt. Während wir die weltlichen Fürsten und die freie Ritterschaft von Anfang an auf Seiten der Opposition erblicken, macht sich in den Städten bei den Geschlechtern vielfach ein schwankendes Verhalten geltend, das in letzter Linie wieder nur auf die unklare gesellschaftliche Stellung derselben zurückzuführen ist. Ohne Zweifel war das Grundprinzip der patrizischen Gesellschaft auch noch zur Zeit der Reformation ein konservatives, und insofern erklärt sich die ablehnende Haltung, welche sie der evangelischen Volksbewegung gegenüber einnahm.

Aus ihren Reihen ergänzte sich vielfach die hohe Geistlichkeit, daneben schuf die Belehnung mit Kirchengut, die reich geübte Stiftung und Dotierung geistlicher Anstalten ein engeres Band mit der Kirche. Andererseits aber neigten die alten Geschlechter doch wieder vielfach zu dem Kreise der zünftischen Handwerker, mit dem sie der gleiche Beruf, häufig auch die gleiche Abstammung verknüpfte. Je nachdem nun die Scheidung der beiden sozialen Klassen eine schärfere oder mildere gewesen ist, hat auch die Einführung der Reformation heftigere Kämpfe hervorgerufen, oder sie ist geräuschlos, ohne Zerstörung der rechtsgiltigen Verfassung vor sich gegangen. In Städten mit ausgebildeter Zunftherrschaft hat die neue Lehre einen raschen und leichten Sieg davongetragen, in solchen mit gemischter Verfassung, wie Memmingen eine war, erfolgte die Umgestaltung langsamer, unvollkommener, dabei leicht Rückschlägen ausgesetzt; am schwierigsten ist sie da gewesen, wo, wie in Regensburg, Rothenburg, Stralsund, unzufriedene Zünftler ihrem aristokratischen Rate grollten. Im Allgemeinen wird man daher an dem Satze festhalten müssen, daß die Reformation die Tat des demokratischen Bürgertums gewesen ist, der gegenüber die Stadtaristokratie eine feindliche, abwartende oder laue Haltung in dem Verhältnis einnahm, als ihre Verbin-

dung mit dem dritten Stande eine losere oder innigere war.

Die Geschichte Memmingens bietet für diese unsere Behauptung eine sprechende Illustration. Die reformatorische Bewegung geht hier, wie überall, von der Menge aus; in überstürzender Eile wird das Stadtregiment bestürmt, eine entschiedene Politik zu ergreifen. Aber der Rat nimmt vorerst hiegegen eine zuwartende, neutrale Haltung ein und sucht zwischen beiden Parteien zu lavieren. Weder billigt er die Angriffe und Lehren der lutherisch Gesinnten, noch unterstützt er die katholische Geistlichkeit in ihren Gegenbemühungen. Jeden auf eigene Verantwortung handeln lassen, das ist sein Grundsatz, wenn nur der Friede und die Ruhe der Stadt nicht gestört wird. Den Neuerern, an ihrer Spitze der Schullehrer Paulus Söppen, der Kürschner Sebastian Lotzer und der Bäcker Hans Helzlin, war dies nur eine Aufmunterung, auf der beschrittenen Bahn weiter vorwärts zu schreiten. Bezeichnend genug waren es auch hier materielle Erwägungen, welche die Bewegung steigerten und schließlich zum Umsturz trieben. Vor allem die Zehntfrage. Bekanntlich hatte Zwingli, als er sich genötigt sah, den ersten Anfängen jener schwärmerisch-radikalen Richtung, die später zu dem Wiedertäufertum sich fortbildete, entgegenzutreten, wiederholt auch über die Zehntenfrage gehandelt und die Entrichtung desselben als ein Gebot, wenn auch nicht des göttlichen, so doch des menschlichen Rechts deduziert. Dies scheint Schappeler aufgegriffen und einseitig so hingestellt zu haben, daß man nach göttlichem Rechte den Zehnten nicht fordern könne. Bei dem Landvolke fand dies willkommene Aufnahme. Im Juni 1523 verweigerten die Bauern zu Steinheim den dem Spital gebührenden Korn- und Gerstenzehnten, ebenso mehrere Bürger die Entrichtung des städtischen Zehntens. Gütliche Verhandlungen des Rats mit den letzteren erwiesen sich als fruchtlos. Als nun aber der erstere zur Verhaftung des Hauptführers, eben des oben genannten Bäckers Helzlin, schritt, brach ein Aufstand der Bürgerschaft los, der den Rat zwang, nicht nur den Gefangenen sofort wieder freizugeben, sondern auch eine Reihe von Konzessionen kirchlich-religiöser Natur zu machen. Trotzdem würde vielleicht der eigentliche Umsturz noch länger verzögert worden sein, wäre nicht gerade jetzt ein weiteres Moment hinzugetreten, das der Volkspartei einen raschen und unverhofften Sieg verschaffen sollte: ich

meine die unter dem Namen des Bauernkrieges bekannte sozial-religiöse Bewegung des ländischen Arbeiterstandes.

Nicht früher als zu Anfang des Jahres 1525 stoßen wir auf die ersten Anfänge der Bauernunruhen im Memminger Gebiet. Wir hören von den Agitationen eines verlaufenen Priesters, Nikolaus Schweikhart: in kurzem Bauernkittel und in Bauernschuhen, den Hut mit Tannenzweigen geziert, das Messer im Gürtel, kam er an den Wochenmarkttagen, zu welchen die Bauern der Umgegend zahlreich herbeiströmten, in die Stadt geritten. Im Wirtshause entwickelte er den staunenden Zuhörern seine Gedanken. „Es sei noch lange nicht genug an den vergangenen Läufen, der Aufruhr habe noch nicht einmal recht angefangen; man müsse den Pfaffen gar keinen Zehnten mehr geben, man solle ihnen eher weiß nicht was geben. Denn wenn er und andere Bauern in den Wald und auf das Feld ihrer harten Arbeit nachgingen, machten sich daheim die Pfaffen mit der Bauern Weibern lustig." Der Rat ließ den Schreier festnehmen und ins Gefängnis legen. Aber schon war der Sache der Bauern ein beredterer Anwalt erstanden: Schappeler verkündete laut und öffentlich das Evangelium auch der sozialen Freiheit. Bereits im November des vergangenen Jahres hatte der Rat, erschreckt durch den gewaltigen Zustrom der Bauern zu den Predigten Schappelers, verordnet, daß jeden Sonntag, an welchem derselbe predige, zwei Bürger bei jedem Tore Wache halten sollten. Das neue Testament — so predigte Schappeler, — habe das Zehntgeben abgeschafft, Zinsen und Abgaben von den Gläubigen zu fordern oder sie zu entrichten widerstreite dem Christentum, der Himmel sei den Bauern offen, dem Adel und den Geistlichen aber verschlossen. Höchst wahrscheinlich ist Schappeler auch der Verfasser der bekannten „zwölf Artikel christlicher Freiheit".

Wir können uns hier nicht bei den Einzelheiten des Memminger Bauernaufstandes aufhalten: für unsern Zweck genügt es, die Tatsache zu konstatieren, daß unter seinem Drucke die evangelisch-demokratische Volkspartei in Memmingen völlig das Uebergewicht erlangte und die — allerdings nur kurze — Zeit ihrer Herrschaft dazu benutzte, um gründlich mit den Einrichtungen der alten Kirche aufzuräumen. Daß dieselbe nachmals durch die schwäbischen Bundestruppen wiederum in ihren früheren Bestand ein-

geſetzt worden iſt, vermag ſelbſtverſtändlich an der Wahrheit unſerer Behauptung, die Reformation ſei in erſter Linie eine ſoziale Bewegung der niederen Volksklaſſen geweſen, nichts zu ändern. Auch hat dieſe Reformbewegung in Memmingen, ſobald nur der äußere Zwang beſeitigt war, ſofort die gebundenen Schwingen wieder entfaltet und iſt dann, wenn auch nach mannigfachen Schwankungen und unter merkwürdiger Abirrung von ihrem urſprünglichen Wege, doch ſchließlich zu einem feſten und dauernden Abſchluß gelangt.

XIX.

Friedrich der Große und der Netzedistrikt.

Zu den dankbarsten, aber auch — bei dem Mangel an Vorarbeiten — schwierigsten Aufgaben der posener provinziellen Geschichtsschreibung gehört die Tätigkeit Friedrichs des Großen und seiner beiden Regierungsnachfolger für die Hebung des durch die polnische Verwaltung namentlich in wirtschaftlicher Beziehung tief gesunkenen Landes. Wir werden versuchen, an der Hand des überaus reichen Quellenmaterials des Posener Staatsarchivs ein möglichst umfassendes und genaues Bild jener segensvollen Tätigkeit zu geben, wie sie sich in Wirtschaft und Verwaltung, Recht und Verfassung entfaltet hat.

Friedrich der Große war nicht der erste preußische Regent, der seinen Landen die aufmerksamste unermüdliche Fürsorge zu Teil werden ließ. Schon der große Kurfürst hatte an der Wiederherstellung des durch den dreißigjährigen Krieg furchtbar heimgesuchten Volkswohlstandes mit einer Beharrlichkeit gearbeitet, die um so bewunderungswürdiger erscheint, als gerade dieser Fürst fast während seiner ganzen Regierung in Kriege und politische Händel verwickelt war, die eine minder energische und pflichtbewußte Natur jener friedlichen Tätigkeit abspenstig gemacht haben würden. Sein Sohn und Nachfolger versäumte es, in dieser Beziehung in die Fußstapfen des Vaters zu treten. Dagegen führte Friedrich Wilhelm I. wieder mit einer Hingebung und Ausdauer ohnegleichen die wirtschaftlichen Reformen des Großvaters weiter fort. Gegenüber den schwankenden und vielfach erfolglosen Versuchen seines Vaters, wie sie vor allem in dem Erbpachtsystem der Domänen zutage treten, erscheint die Persönlichkeit dieses Monarchen in ihrer eisernen Willenskraft und konsequenten Staatsraison um so anziehender. Mit dem vollen Bewußtsein seiner Aufgabe sehen wir ihn die germanisierende Tätigkeit seiner Vorgängänger wieder aufnehmen, wenn er durch Kolonisierung und Einführung deutscher Wirtschaft im steten Widerspruch mit den lo-

kalen Intereſſen die preußiſchen und litauiſchen Lande aus ihrer Verkommenheit zu heben ſucht. Hand in Hand damit gehen die Beſtrebungen, die Leibeigenſchaft der Bauern aufzuheben oder wenigſtens ihr Los gegenüber der Willkür und Barbarei ihrer Grundherren menſchlicher zu geſtalten.

Mit pietätvoller Liebe hegte der Sohn das Erbe des Vaters. In der härteſten Schule, unter dem barbariſchen Druck eines Erziehungsſyſtems groß geworden, das eine weniger elaſtiſche Natur ſicher vernichtet haben würde, hatte Friedrich gleichwohl den unter rauher Schale liegenden geſunden Kern in der Regierungstätigkeit ſeines Vaters kennen und achten gelernt. Als nach dem mißlungenen Fluchtverſuch, der ſeinen Jugendfreund Katte aufs Schaffot gebracht hatte, auch ihm das gleiche furchtbare Schickſal drohte, hatte ihn der Vater, halb zur Strafe, halb zur Beſſerung, der Küſtriner Kammer zur Dienſtleiſtung überwieſen. „Er ſoll dort die Oekonomie aus dem Fundamente lernen," lautete eine der Anweiſungen für die Ausbildung des Kronprinzen, welche dem Präſidenten der dortigen Regierung von dem Könige erteilt worden waren. Demnach hatte der Kronprinz, in Begleitung eines dazu beſtimmten Rates der Küſtriner Kammer und zunächſt von dieſem unterrichtet, die Domänenämter der Umgegend zu beſuchen, um ſich mit dem praktiſchen Wirtſchaftsbetrieb bekannt zu machen. Weiterhin waren von dem Kronprinzen Pacht- und Betriebsanſchläge ſowie Meliorationsprojekte anzufertigen, welche er dem Könige zur Prüfung einzuſenden hatte. Die willige Unterordnung unter die ſtrenge, aber heilſame Zucht des Vaters, die bald ein lebhaftes Intereſſe und Verſtändnis für die neue Aufgabe erzeugte, gewann dem jungen Friedrich mehr als alles Andere wiederum die Zuneigung und Achtung des Vaters. Im Herbſte 1735 ſchickte ihn dieſer nach Oſtpreußen, um die dortige Wirtſchaft und Landesart kennen zu lernen und daraufhin Aenderungsvorſchläge machen zu können. Und als er dem Vater ausführlich über die dortigen Zuſtände berichtet, ſchreibt ihm dieſer: „Ihr habt in allen Stücken recht und approbire ich alles, was Ihr gethan und veranſtaltet habet, und könnet Ihr verſichert ſein, daß Eure Application und Einſicht ein beſonderes Vergnügen bey mir verurſachet und ich vollkommen zufrieden bin." In der rauhen, gegen jeden Widerſpruch aufbrauſenden Art, welche der König ſchon von früh

an gegen den Kronprinzen eingehalten hatte, und wie er insbesondere dessen nach der Pflege des Schönen und Idealen dürstenden Geist, sein weich angelegtes Gemüt in die Bahnen zu zwingen versuchte, die er für die allein richtigen hielt — in diesem von Tag zu Tag fortgesetzten eisernen Zwang überhaupt hatte eine furchtbare Schule für den Kronprinzen bestanden. Noch in späten Jahren klagte er über seine geopferte Jugend, aber nicht ohne sich gleichzeitig in der pietätvollsten Weise, sowohl über die Regentengröße, wie über die Absichten des Vaters und was er ihm zu danken habe, auszusprechen. Und was er, was der Staat dieser eisernen Schule zu danken hatte, war Großes. In ihr hatte Friedrich gelernt, sich selbst zu bezwingen, seinen Genius dem Staate dienstbar zu machen. Vor allem ist dies deutlich ersichtlich in der Pflege der Landeskultur, in der hervorragenden Schätzung des Ackerbaues, den er selbst als „die erste der Künste" bezeichnet. Deutlich läßt der Sohn den Vater erkennen in der Kenntnis und Würdigung des Details, bei seinen Kulturunternehmungen in der vorhergehenden scharfen Prüfung und Rechnung, der unwandelbaren Beharrlichkeit der Durchführung. Wandelt er so in den Mitteln ganz in den Bahnen des Vaters, so weitet er doch andererseits dieselben aus, vervielfältigt sie und beseelt den überlieferten Organismus mit der Fülle seines Genies.

Der Kulturarbeit des großen Königs an unserer Provinz kam der Umstand sehr vorteilhaft zu statten, daß diese erst im letzten Drittel seiner Regierungszeit an Preußen fiel. So konnte hier die ganze Fülle der in andern Provinzen, namentlich dem gleichfalls neu erworbenen Schlesien geschöpften Erfahrungen verwandt werden, und die Sicherheit, mit der alle zur Melioration des Netzedistrikts gemachten Projekte und Berechnungen ausgeführt wurden, ist insbesondere auch jener langjährigen Uebung des Königs zuzuschreiben.

Der Zustand, in dem Preußen dieses Land überkam, spottete aller Beschreibung. Der Flächeninhalt des abgetretenen Netzedistrikts betrug 132 Quadratmeilen, die Einwohnerzahl 167,542 [1])

[1]) Nach Holsche, Der Netzedistrikt 1797. Von diesen Zahlen ist in Abrechnung zu bringen, daß 1776 durch die Warschauer Vereinigung der größte Teil des Goplokreises an Polen zurückgegeben wurde. Beheim-Schwarzbach, Der Netzedistrikt zur Zeit der ersten Teilung Polens (Zeitschrift d. hist. Gesellschaft f. d. Prov. Posen VII. S. 190).

Seelen (heute über eine halbe Million). Die Fruchtbarkeit des Bodens war eine sehr ungleichartige. Die bevorzugtesten Gegenden waren der Netzebruch und die Gegend um Inowrazlaw. Dagegen fand sich bei Bromberg nur sehr magerer und schlechter Boden vor. Zwischen der Netze, Weichsel, Drage und der pommerellen'schen Grenze lagen zusammen 27 Städte, die kaum den Namen von Marktflecken verdienten und größtenteils nur von Juden bewohnt waren. Ein Viertel des Bodens lag gänzlich ohne jede Kultur. Wo noch Handel und Wandel einigermaßen kümmerliche Blüten trieben, war es in den deutschen und protestantischen Orten. Die Städte hatten bessere Zeiten gesehen, waren sie doch fast alle im 13. Jahrhundert mit dem sogenannten Magdeburgischen Recht ausgestattet worden, das die Bürger der gerichtlichen Gewalt der königlichen Beamten enthob und ihnen einen freigewählten Rat und eigenes Recht gewährte. Aber die ständigen inneren und äußeren Kriege und im Gefolge derselben einherziehende furchtbare Epidemien und Brände, Bedrängnisse aller Art seitens der auf die „Deutschen" scheel blickenden polnischen Schlachzizen und der gegen die „Dissidenten" unduldsamen und verfolgungswütigen Jesuiten hatten allgemach den vollständigen Ruin dieser Städte herbeigeführt. Sie waren verödet, es gab in ihnen fast dreimal soviel wüste Baustellen als Gebäude. Einige Städte glichen mehr Trümmerhaufen als menschlichen Ansiedlungen. Noch zwanzig Jahre später wies beispielsweise Bromberg zahlreiche Häuserruinen auf; bei der Besitzergreifung waren nur 5—600 Einwohner vorhanden, welche sich kümmerlich nährten. Die Wohnhäuser, sämtlich niedrig und schlecht, waren größtenteils mit hölzernen Spähnen eingedeckt. In den Straßen mußte man einige Fuß tief graben, bis man unter Schutt und Unrat das Straßenpflaster vorfand. Uebelriechende Sümpfe an den Stadtmauern und andern Stadtgrenzen belästigten das Geruchsorgan. Vergebens erspähte das Auge einen Garten; nicht einen einzigen Obstbaum konnte man finden. Nicht nur in der Erde alter Baustellen, sondern auch in vielen noch brauchbaren Kellern fand man menschliche Gerippe. Als Inowrazlaw im Sommer 1775 abgebrannt war, äußerte der König, dies nehme ihn nicht Wunder, da er keine miserabler gebaute Stadt gesehen. Die jährlichen Einkünfte der Croner Stadtkämmerei waren derart, daß man kaum einen Stadtdiener besolden konnte.

Zahlreiche Dörfer waren ganz eingegangen, und fand man deren Spuren hin und wieder mitten in tiefen Wäldern; denn es war polnische Gewohnheit, Aecker, deren Ertragsfähigkeit abnahm, kurzweg zu Wald liegen zu lassen. „Das Land ist wüste und leer" — sagt u. a. ein offizieller Bericht aus jener Zeit — „die Viehracen sind schlecht und entartet, das Ackergeräthe höchst unvollkommen, bis auf die Pflugschaar ohne Eisen, die Aecker ausgesogen, voller Unkraut und Steine, die Wiesen versumpft, die Wälder, um das Holz zu verkaufen, unordentlich umgehauen und gelichtet. Die alten festen Städte, Schlösser genannt, liegen in Schutt und Trümmern; ebenso die meisten kleineren Städte und Dörfer. Die meisten der vorhandenen Wohnungen scheinen größtenteils kaum geeignet, menschlichen Wesen zum Aufenthalt zu dienen, die roheste Kunst, der ungebildetste Geschmack, die ärmlichsten Mittel haben aus Lehm und Stroh elende Hütten zusammengestellt. Durch unaufhörliche Kriege und Fehden der vergangenen Jahrhunderte, durch Feuersbrünste und Seuchen, durch die mangelhafte Verwaltung ist das Land entvölkert und entsittlicht. Die Justizpflege liegt ebenso im Argen, wie die Verwaltung. Der Bauernstand ist ganz verkommen, ein Bürgerstand existiert gar nicht. Wald und Sumpf nehmen die Stätten ein, wo vordem, nach den vorhandenen altgermanischen Begräbnißplätzen zu urtheilen, eine zahlreiche Bevölkerung Platz gefunden hatte." Die größere Hälfte der Bevölkerung waren Leibeigene, recht- und schutzlos, von ihren Herren kaum besser als das Vieh behandelt, in Lethargie versunken.

Sofort nach Uebernahme der Provinz schritt der König zu seiner großartigen Kulturarbeit. Schon vorher, im Oktober 1771, als mit Rußland bereits ein Einverständnis wegen Polen erzielt, die Verträge aber noch nicht abgeschlossen waren, hatte er eigenhändig einen Organisationsplan entworfen, mit dessen Ausführung er nun den Präsidenten der beiden ostpreußischen Kammern von Domhardt betraute. Dieser treffliche Mann hat sich um den Netzedistrikt so bedeutende Verdienste erworben, daß wir es für angezeigt erachten, hier einige Notizen über seine Persönlichkeit beizufügen. 1712 als der Sohn eines Landwirts im Harzlande geboren, erhielt er im Halberstädter und, als später der Vater nach Litauen auswanderte, im Tilsiter Gymnasium eine gute Schulbildung und

übernahm 19jährig, nach des Vaters Tode, dessen Pachtung der königlichen Domäne Ragnit. Ausdauernd in der Arbeit, eifrig und gediegen in seinen landwirtschaftlichen Verbesserungsbestrebungen, erwarb er sich König Friedrich Wilhelms I. besondere Zufriedenheit. Von Friedrich dem Großen bald nach der Thronbesteigung zum Kriegs- und Domänenrat ernannt und mit der alleinigen Aufsicht über das königliche Gestüt Trakehnen betraut, stieg er, infolge genauer und umsichtiger Erledigung belangreicher, ihm unmittelbar vom König erteilter Geschäfte, kurz vor Ausbruch des Krieges 1756 zum zweiten Direktor der litauischen Kammer, im folgenden Jahre zum Präsidenten derselben auf. 1762 ernannte ihn der König, namentlich im Hinblick auf seine politische Tätigkeit, die er bei der Besetzung Ostpreußens durch die Russen bezeigt hatte, zum Präsidenten der beiden dortigen Kammern. Domhardt's Bemühungen brachten die durch den Krieg hart geschädigte Provinz bald zu neuer Blüte. Der König erteilte ihm in Anerkennung dessen 1771 den erblichen Adel und ernannte ihn das Jahr darauf zum Präsidenten der vier preußischen Kammern. Schon 1771 war Friedrich mit ihm wegen der bevorstehenden neuen Erwerbung in Korrespondenz getreten, indem er Nachweise über die Ertragsfähigkeit des zu acquirierenden polnischen Gebiets verlangte. Im Oktober desselben Jahres schrieb er für Domhardt eigenhändig die „Grundsätze, wonach die neue Einrichtung im Königreich Preußen soll gemacht werden," nieder. Die adeligen Güter sollten auf denselben Fuß wie in den alten Provinzen gesetzt werden, ebenso die Kontribution. Die Staroftei-[1]) und bischöflichen Güter sollen zu Domänen eingezogen und von dem Pachtertrag die bisherigen Nutznießer entschädigt werden. In den Städten soll die Accise eingeführt werden, „aber mit aller Behutsamkeit, um das Commerce nicht zu hindern, jedoch mit aller Sorgfalt den Debit der Manufacturen zu befördern". Demnächst reihen sich Bestimmungen wegen militärischer Einrichtungen an: es sollen 4 Regimenter Infanterie, 4 Garnisonbataillone, 1 Husaren-Regiment und 1000 Mann Artillerie, im Ganzen 6000 Mann (nebst 6000

[1]) Den Staroften war für ihre Amtstätigkeit die Nutznießung gewißer dem Staate gehöriger Güter eingeräumt.

Artillerieknechten für den Kriegsfall) aufgebracht werden. In Friedenszeiten betrage dies drei Prozent der männlichen Bevölkerung, was nicht zuviel sei. Am folgenden Tage fordert der König von Domhardt einen Kantonplan en gros, der sich nach der Besitznahme des Landes rektifizieren ließe. Am 26. Februar 1772 teilte er ihm mit, es sei seine Absicht, mit den Geistlichen wie in Rußland zu verfahren, den Staroſten und Pfaffen ihr mäßiges Auskommen in Geld zu geben, ihre Besitzungen aber — um zunächst zu wissen, was dieselben wirklich einbringen — das erste Jahr administrieren, dann aber auf preußischen Fuß verpachten zu lassen, da diese Grundstücke sicherlich höher als bisher zu nützen sein dürften. „Um mich wegen des Commerce von Danzig zu bedommagiren, bin ich gewillt, die Weichsel und Netze durch einen Kanal zu combiniren, die Nogat mehr räumen und schiffbar machen zu lassen und so den Danziger Verkehr unvermerkt nach Elbing und Bromberg zu ziehen.“ „Die Unterthanen“ — schreibt er am 2. März 1772 an Domhardt — „werden für freie Leute deklarirt und die Leibeigenschaft aufgehoben, auch dergestallt gesetzet, daß kein Bauer die Woche hindurch mehr als drei Tage Hofedienst thut; und dieserhalb müssen auch alle zu den Staroſteien gehörigen Vorwerke, wo keine Brauereien sind, zu Dörfern gemacht werden. Zur Einrichtung der Accise in den Städten werde ich von hier aus jemand hinschicken.“ Ermeland sollte, wie billig, zu Ostpreußen, der Netzedistrikt und einige kleinere Stücke zur Neumark und zu Pommern kommen, das übrige dagegen unter eine in Marienwerder als in der Mitte des Landes neu einzusetzende Kammerdeputation gestellt werden.

Als Domhardt dem Könige für seine menschenfreundlichen Absichten dankt, erwidert dieser am 1. April 1772: „Ich glaube, daß die Einwohner, besonders in Pomerellen, welche meist polnischer Nation, die ihnen zugedachte Wohltat nicht nach ihrem wahren Wert einsehen und erkennen werden. Das sicherste Mittel, um diesen slavischen Leuten bessere Begriffe und Sitten beizubringen, wird immer sein, solche mit der Zeit mit Deutschen zu meliren, und wenn es nur anfänglich mit zwei oder drei in jedem Dorfe geschehen kann.“ Uebrigens empfand es Friedrich recht unangenehm, daß der Generalmajor von Belling in Polen sehr übel gehaust und kein Brot, geschweige denn Saatkorn übrig gelassen hatte.

Er befahl, die Sache näher zu untersuchen und die schuldigen Offiziere in Arrest zu setzen; zugleich aber wurden in Bromberg Vorräte an Sommergetreide zusammengebracht, damit man den armen Leuten sogleich nach geschehener Besitzergreifung zu helfen vermöge.

Im Februar 1772 verlangt der König von Domhardt Aufschluß über die in der neuen Erwerbung mit Gütern angesessenen adeligen und andern Familien, sowie auch wie viel Starosteien in sämtlichen Distrikten vorhanden nnd ob deren Inhaber Preußen oder Polen sind. Unterm 2. April eröffnet der König Domhardt gegenüber seine Absicht, die kleinen Land- und Ackerstädte auf den Kontributionsfuß zu setzen, in den handel- und gewerbetreibenden Städten dagegen die Accise einzuführen. Die Vasallen sollten nicht ohne ausdrückliche Genehmigung in fremde Dienste treten dürfen. Die Administratoren mußten der polnischen Sprache mächtig sein. Die Einwohnerzahl der ganzen Akquisition taxiert der König auf 552,363, die Einnahmen auf 1.421,353 Thaler; den Ertrag des ersten Jahres veranschlagt er auf 900,000 Thlr. und schreibt deshalb eigenhändig: „wenn die Sachen gleich im Anfang recht angefangen werden und man es sich Ernst sein läßt, so muß die Provinz über 1 Million bringen. Ich werde hinkommen, um Alles selber zu besehen und einzurichten." Der Vorschlag der Minister Herzberg und Finkenstein, zunächst eine interimistische General-Verwaltung zu installieren, wie bei der Besitzergreifung Schlesiens, wurde vom Monarchen mit der Randbemerkung: „C'est mon affaire, ne vous en embarassez pas" abgelehnt.

Wie in Schlesien geschehen, so trat Friedrich auch hier, unter Umgehung des General-Direktoriums, der obersten Stelle für Landeskulturſachen, in unmittelbare Verbindung mit dem Vollstrecker seiner Anordnungen. Erst nach Domhardts Tode (im November 1781) wurde die westpreußische Kammer dem General-Direktorium unmittelbar subordiniert.

Der König glaubte, am 1. Juni 1772 die Landesbesitznahme ausführen zu können, und erklärte demgemäß den Weichsel-Netze-Kanal für das erste, was in diesem Jahre noch ins Werk zu setzen sei, ebenso die Anschläge und vorläufigen Anstalten wegen öffentlicher Gebäude (Wacht- und Torhäuser usw.). Für gute Subjekte zur Accisevereinnahmung sollte Domhardt bei Zeiten sorgen; die

Zölle aber und die Anstalten gegen Kontrebande sollten der General-Accise-Zolladministration übergeben werden.

Unterm 12. Mai 1772 befahl der König, daß Domhardt nebst allen für die Marienwerder'sche Kammerdeputation bestimmten Accise- und Forstbeamten sowie Landräten Anfang Juni sich in Marienwerder einfinde, um ihn dort zu erwarten.

Zur Regulierung der Verhältnisse der katholischen Stifter und Klöster verwies Friedrich auf die schlesischen Normen: 50 Prozent Abgaben von den liegenden Gründen und Einziehung der Einnahmen während einer Vakanz behufs Verwendung zu dem Lande nützlichen Etablissements, Ansetzung von Kolonisten u. a. Die „geringen und Dorfpfaffen" sollen auf dem bisherigen Fuß verbleiben. Die Geistlichkeit verstehe nichts von Bewirtschaftung der Landgüter. Wann und wo die Kammer dieselbe übernehme, müsse man den Geistlichen sagen, es geschehe, um sie durch dergleichen Geschäfte nicht in ihrer Seelsorge zu stören. Der Steuersatz von 50 Prozent solle vom Nettoertrag genommen werden, d. h. nach Abzug der Bau- und anderen Kosten. „Wenn übrigens der österreichische Hof auch gleich die Geistlichkeit auf Pensions gesetzt haben sollte, so wird demselben solche weit weniger ungleich gedeutet werden als mir, wenn ich diesem Prinzipe folgen sollte, weil gedachter Hof von eben der Religion ist, ich aber von einer differenten Religion schon in diesem Stück mehr menagement zu observieren habe". Den armen Leuten, welchen es an Brot- und Samen-Korn fehlte, verhieß der König im voraus nach der Besitzergreifung helfen zu wollen. Er ließ zu diesem Zwecke bereits im April Vorräte von Sommergetreide in Bromberg ansammeln. Für die förmliche Annektierung wurden auf königlichen Befehl vorweg Tafeln angefertigt mit dem schwarzen Adler und der Aufschrift: „Königlich preußisches Territorium" (in deutscher und polnischer Sprache), um dieselben an den Grenzen, Rathäusern u. a. aufzustellen. Charakteristisch für den ökonomischen Sinn des Königs ist die Tatsache, daß er auf Vorschlag der Minister, zu jenen Tafeln Kupfer zu verwenden, erwidert, Holz sei ebenso gut.

Unter den weiteren Gehilfen des Königs in seiner Arbeit am Netzedistrikt kommt namentlich Brenkenhof in Betracht. 1723 zu Reideburg bei Halle a. S. geboren, stammte derselbe aus einem der Religion wegen aus der Pfalz vertriebenen Geschlechte. Sein Vater

geriet auf seinem Stammgut mehr und mehr in Vermögensverfall und verscholl mit einem Sohne in Ungarn im Türkenkriege; zwei andere Söhne starben ebenfalls als Soldaten. Unser Brenkenhof wurde völlig mittellos von dem Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau als Page angenommen und erzogen, bewährte sich aber dabei so, daß er bald des Fürsten Vertrauter wurde und Verwendung in mancherlei Geschäften fand; u. a. wurde er zum nominellen Leiter der Urbarmachung der Elbbrüche bestellt, welche ein höchst fachkundiger, geflüchteter preußischer Ingenieur Materne, der verborgen gehalten wurde, ausführte. 1745 wurde Brenkenhof Oberstallmeister und erwarb anfangs durch Pferdehandel und Gutspachten, im siebenjährigen Kriege aber durch Armeelieferungen beträchtliches Vermögen. Er sorgte heimlich für alle Vorräte, welche Friedrich II. bei seinen Geschwindmärschen vor der Schlacht bei Torgau bedurfte, und wurde infolge dessen in preußische Dienste übernommen. Von 1762 an war er als Wirklicher Geheimer Finanzrat Mitglied des Generaldirektoriums. Besonders beschäftigten ihn die Bruchmeliorationen und Kanalisationen. Außer zahlreichen kleineren Anlagen kultivierte er seit 1763 die Warthe- und Netzebrüche.

Ein anderer für die Melioration des Netzedistrikts hochverdienter Beamter war der Präsident der Ober-Rechenkammer Roden. Mit diesem hatte sich Friedrich im Mai 1772 wegen der Einrichtung des Kontributionswesens in der zu erwerbenden Provinz in Beziehung gesetzt. Er eröffnete ihm bei einer Audienz in Sanssouci, er wolle nächstens eine Kommission ernennen, zu der bereits die auserlesensten Räte aus allen Kammern, sowie 40 Ingenieurs notiert seien, an deren Spitze Roden stehen solle, um das Kontributionswesen der neuen Provinz zu regulieren, mithin alles zu klassifizieren und ein Kataster aufzustellen. Für diese Kommission sollte Roden eine Instruktion ausarbeiten und dieselbe dem König in Marienwerder zur Genehmigung vorlegen. Die leitenden Prinzipien dieser Instruktion diktierte der Monarch Roden selbst in die Feder. Mit dem Bistum Ermland solle begonnen werden, dann folgt das Marienburg'sche und Kulm'sche, nachher die Stücke an der Netze und zuletzt Pommerellen. So wie ein solcher Bezirk vermessen ist, soll sofort die Kontribution eingeführt werden. Im Netzedistrikt leistet der Bauernstand die Kontribution wie in der Neumark, in den andern Distrikten wie in Preußen. Die Ackerstädte

kontribuieren wie die Dörfer, der Adel 10 Prozent und darunter, die Klöſter 50. Die Handwerker vom platten Lande ſollen in die Städte ziehen. Auch ſollten genaue Ermittelungen über Ernteergebniſſe aufgeſtellt werden. Schließlich ermunterte der König Roden zu beſonderem Eifer mit den Worten: „Ich weiß, daß Er auf dem Generaldirektorio der fleißigſte iſt, ſei Er mir auch in Preußen fleißig und reite Er brav herum, ſo wird Er mager werden und geſund wieder nach Hauſe kommen.“

Am 4. Juni langte Friedrich in Marienwerder an. Schon am folgenden Tage überreichte Roden die befohlene Inſtruktion. Jetzt ernannte der König Domhardt zum Ober-Präſidenten der vier preußiſchen Kammern und ſtellte einen Präſidenten und einen Direktor für die neue Kammer an. Gleichzeitig ergingen Anordnungen wegen der Beſitzergreifung und Huldigung des Landes. Der Generalleutnant v. Stutterheim und Domhardt wurden auserſehen, die Beſitzergreifung vorzunehmen. Die Inſtruktion, welche ſie empfingen, ſchrieb vor, in welche Städte die Truppen einrücken und wo die Grenzpfähle und Tafeln geſetzt werden ſollten. In bezug auf den Huldigungseid wurden beide Männer angewieſen, darauf zu ſehen, daß auch die katholiſchen Geiſtlichen nicht unterließen, mitzuſchwören. Jedoch bevor es dazu kam, ſollte Domhardt eine Handlung begehen, welche die unparteiiſche Geſchichte nicht verſchweigen darf. Es hieß nämlich in der Inſtruktion: „Der Kammerpräſident wird zuvor die Wojwoden und Staroſten aufreden laſſen, daß ſie unter dem Vorwande, die Republik habe nicht in die Landesabtretung gewilligt, entweder ſich von ſelbſt gleich fern halten, oder doch Schwierigkeiten machen, ſich zu unterwerfen und den Huldigungseid zu leiſten, da denn ihre Wojwodſchaften gleich in Beſchlag genommen und mit Adminiſtratoren beſetzt werden. Hiebei wird der Graf Kaiſerling die beſten Dienſte tun können, wenn er der erſte iſt, welcher beides verweigert. Ich werde mich dem ungeachtet ſchon mit ihm verſtehen, ſodaß er nichts verlieren wird.“ [1]) Und hier möge gleich noch eine andere nicht zu billigende Vorſchrift angereiht werden. Als der König die Rechnung für den Vorſpann verlangte, welcher ihm während ſeiner preußiſchen Reiſe geleiſtet worden war, da befahl er Domhardt, von den im pol-

[1]) Er bekam vom November 1772 an monatlich 500 Thaler.

niſchen Preußen geſtellten Pferden nur diejenigen aufzuführen, die hier und da aus ſeinen Provinzen dorthin verlegt worden wären. An Domhardt erging eine „Inſtruktion zur Adminiſtration und Aufnahme der zu Preußen acquirierten Provinz.“ Wir können es uns nicht verſagen, wenigſtens die hauptſächlichſten Punkte derſelben hervorzuheben:

Unter den katholiſchen und evangeliſchen Untertanen muß nicht der allermindeſte Unterſchied gemacht werden; ſondern ſelbige müſſen bei der Kriegs- und Domainen-Kammer ohne Rückſicht auf die Religion auf gleichen unparteiiſchen Fuß gehört und auf alle Weiſe behandelt werden.

Die Betteljuden ſoll man nur allmählich und ohne Ungeſtüm aus dem Lande ſchaffen. Die Mennoniten können bei ihrer religiöſen Abneigung gegen den Kriegsdienſt verbleiben.

Die Kammer ſoll ernſtlich darauf ſehen, daß die Adminiſtratoren der Aemter (d. i. königl. Grundbeſitz) mit den Untertanen nicht auf hartem polniſchen Fuß umgehen, weil Se. Königl. Majeſtät alle Sklaverei und Leibeigenſchaft abgeſchafft und die Untertanen als freie Leute angeſehen und behandelt wiſſen wollen.

Weil Sr. Königl. Majeſtät beſonders an vermehrter Bevölkerung des Landes, als desſelben Reichtum, ſehr gelegen iſt, ſo muß die Kammer von den jetzigen verworrenen Umſtänden in Polen zu profitieren und aus den Gegenden, wo die meiſten Diſſidenten und wovon Sr. Königl. Majeſtät Truppen dermalen ſind, ſo viel Koloniſten als nur möglich herauszuziehen ſuchen.

Die Kammer muß die Aemter genau kennen lernen, um deren vorteilhafte Benutzung zu beurteilen. Fänden ſich nicht genug Koloniſten, um auf dieſen Aemtern die wüſten Stellen anzubauen, ſo wollen Se. Majeſtät nachgeben, daß auch hin und wieder Landeskinder mit angeſetzt werden. Geheim-Rat von Brenkenhof wird beirätig ſein, für die Städte ausländiſche Handwerker zu verſchaffen.

Nach Verlauf eines Jahres wird zur Verpachtung der Aemter geſchritten. Dabei iſt in den Kontrakten feſtzuſetzen, daß von den Untertanen nichts, als was ſie zu geben ſchuldig ſind, erpreſſet wird; vielmehr müſſen ſolche möglichſt ſoulagieret und ihnen aufgeholfen werden.

Es ist zu berichten, ob die Truppen in ihren neuen Garnisonen gut unterkommen, oder ob es nötig, Kasernen zu bauen, und was diese kosten möchten.

Im nächsten März, ehe Se. Majestät über Dero Ausgaben disponieren, muß die Kammer rapportieren, was für Verbesserungen in der Provinz höchst notwendig, und was für Kolonisten vorzüglich anzusiedeln sind, welches vornehmlich im Culmschen und in Pomerellen sein dürfte. Auch hierfür soll man die Kosten angeben.

In Zollangelegenheiten hat sich die Kammer nicht zu mischen. Se. Majestät wird Regie-Beamte schicken.

Auf den Etat der neuen Kammer kommen noch ein Forstrat, wegen des Holzwesens, namentlich wegen des polnischen Holzhandels, und ein Kriegs-Kommissär zum Getreideankauf für königliche Magazine.

Gegen Trinitatis schickt die Kammer einen General-Etat der jährlichen Einnahmen ein: wie viel die Kontribution, die Accise, die Juden-Schutzgelder, die Holz- und andere Gefälle bringen.

Den Distrikt an der Netze verwaltet Geheimrat von Brenkenhof unabhängig von der neuen Marienwerderschen Kammer; doch haben beide gemeinschaftlich das Wohl des Landes bestens zu fördern und sich dabei gegenseitig behilflich zu sein. — Das Bistum Ermland wird der Königsberger Kammer unterstellt, welche dagegen die Aemter Marienwerder und Riesenburg abgibt, die nebst dem Marienburgschen, Elbingschen, Culmschen und Pommerellen den neuen Kammerbezirk (Marienwerder) bilden.

P. Scr. „Zur Ausrottung der Bären, Wölfe und anderer schädlicher Raubtiere müssen die Forstbedienstеten sehr ernstlich angehalten werden.“ (Eine Angelegenheit, die der König mehrfach im Laufe der Zeit erwähnt; selbst noch im Juni 1786 in 2 Ordres.)

Am 8. Juni trat der König seine Rückreise an. In Sanssouci angelangt, schrieb er seinem Bruder Heinrich nach Rheinsberg: „Ich habe dieses Preußen gesehen, welches ich gewissermaßen aus Ihren Händen erhalte.[1]) Es ist eine sehr gute und vorteilhafte Erwerbung, sowohl hinsichtlich der politischen Lage des Staates, als auch betreffs der Finanzen; aber um weniger beneidet zu werden, sage ich jedem,

[1]) Es ist die Reise des Prinzen Heinrich an den russischen Hof gemeint, die wesentlich zu einer Verständigung Friedrichs mit der Kaiserin Katharina über die Teilung Polens beigetragen hatte.

der es hören will, daß ich auf meiner Reise nur Sand, Tannen, Haidekraut und Juden gesehen habe. Es ist wahr, daß dieses Stück mir viel Arbeit verursacht, denn ich glaube Canada ebenso wohl eingerichtet wie dieses Pommerellen. Keine Ordnung, keine Anordnung. Die Städte dort sind in einem beklagenswerten Zustand. Culm z. B. soll 800 Häuser enthalten; es stehen nicht 100 aufrecht, deren Bewohner entweder Juden oder Mönche sind; und es gibt noch elendere Städte." Und sechs Tage später: „Ich habe einen großen Teil des Landes gesehen, welches uns in der Teilung zufällt. Unser Anteil ist der vorteilhafteste, in Betreff des Handels. Wir werden die Herren aller Erzeugnisse Polens und aller seiner Einfuhr, was von Belang ist, und der größte Vorteil besteht darin, daß wir, indem wir Herren des Getreidehandels werden, zu keiner Zeit in diesem Lande der Hungersnot ausgesetzt sind. Die Bevölkerung dieser Erwerbung beläuft sich auf 600.000 Seelen und binnen kurzem wird man sie auf 700.000 bringen können, um so mehr, als alles, was Dissident ist in Polen, dort eine Zuflucht suchen wird. Dies ist, mein lieber Bruder, worauf wir hinarbeiten werden; denn die erste Sorge in einem Staate ist, dessen Bevölkerung nach Maßgabe der Ertragsfähigkeit des Bodens zu mehren." Und am 27. Oktober 1772 schreibt er an d'Alembert: „was kann ich Ihnen von hier aus sagen, als daß man mir ein Stückchen Anarchie gegeben hat, mit dessen Umwandlung ich mich beschäftigen muß. Ich bin damit so in Verlegenheit, daß ich irgend einen enzyklopädistischen Gesetzgeber zu Hilfe nehmen möchte, um in diesem Lande Gesetze einzuführen, welche Alle gleich machten, den Eigennutz und die Ehrfurcht aus dem Herzen aller Bürger mit der Wurzel vertilgten, die den Unverständigen Gift einflößten und die nur das Phantom eines Souverains darstellten, welchen man zurück führen könnte zu dem vorigen, anarchischen Verhältnis, in dem niemand Taxen und Abgaben kennen würde."

Erst im Herbst 1772 kam endlich der Teilungsvertrag zwischen Rußland, Oesterreich und Preußen zu stande. Schon vorher hatte Friedrich eine größere Truppenabteilung bis zur Netze vorrücken lassen, soweit sollte er sich das Land aneignen. Er streckte aber seine Hand noch weiter aus und nahm das andere Ufer der Netze mit Rohrbruch hinzu. Sein Bevollmächtigter, von Brenkenhof, ließ sich durch die ihm befreundete Gräfin Skorzewska, Labischins Besitzerin, die als

eifrige Anhängerin Preußens nicht mit Unrecht für ihre Güter in Polen fürchtete, bewegen, die neue preußiſche Grenze noch über Labiſchin hinauszuſchieben, ſo daß nicht Rynarzewo, wie beſtimmt, das äußerſte Grenzziel wurde, ſondern daß noch die Lubocziniſchen und Borozinischen Güter wie Koczkowa-Hauland eingeſchloſſen wurden, auf denen faſt lauter Deutſche lebten. So ward Schulitz die Endgrenze. Friedrich II. war damit zufrieden und begehrte bald noch mehr, da gar kein Widerſtand erfolgte. Im Februar 1773 ließ er noch weitere 15 Städte und 516 Dörfer mit 46.812 Seelen beſetzen. Am 1. September 1773 genehmigte der polniſche Reichstag die Schmälerung des Reiches, wie ſie die Nachbarn unter einander ausgemacht hatten. Aber Friedrich ſann auf größeren Erwerb und erweiterte ſeinen Staat bis tief in die Inowrazlawer Wojwodſchaft, indem er (1774) noch 13 Städte und 350 Dörfer mit 18.179 Seelen beſetzen ließ. Am 22. Mai 1775 mußte ihm in Inowrazlaw die Huldigung von den Ständen und Inſaſſen des Netzediſtriktes geleiſtet werden. Brenkenhof nahm ſie an des Königs Stelle ab. Die nachträglichen Gebietsbeſetzungen hatten indes doch Widerſpruch hervorgerufen, ſo daß ſich Friedrich genötigt ſah, Powidz wieder herauszugeben. Die Grenze lief nun ſo, daß die letzten preußiſchen Städte Filehne, Radolin, Budzin, Margonin, Exin, Znin, Gonſawa, Mogilno, Gembitz, Strelno und Gniewkowo waren.

Die Beſitzergreifung ſelbſt ging ohne jedwede Störung vor ſich.[1]) Brenkenhof wurde mit einem Fähnrich und zwölf Dragonern — die Oeſterreicher kommandierten mehrere tauſend Soldaten zu dieſem Zwecke — zu dieſem Geſchäfte kommittiert. Die polniſchen Garniſonen zogen ſich ohne Widerſtand zurück, die Bevölkerung verhielt ſich vollkommen teilnahmslos. Für die Beſitznahme der einzelnen Kreiſe komittierte Brenkenhof beſondere Bevollmächtigte. Es ward

[1]) In Schloppe erklärten die Magiſtrats- und Gerichtsperſonen vor dem Kommiſſarius, ſie ſchätzten ſich „glücklich, den Scepter des Königs von Preußen zu küſſen", ſie hofften dabei aber „daß es ihnen weder als ein Ungehorſam noch Widerſetzlichkeit würde ausgeleget werden, wenn ſie wegen großer Armut der Stadt ſich außer Stande befinden, durch Deputierte auf der Huldigung zu erſcheinen, die ſie jedoch an dem beſtimmten Tage in ihren Herzen mit innigſter Freude verrichten und ſich der Gnade ihres Landesherrn empfehlen, ihm auch allen Segen von Gott erbitten wollten, in welcher Geſinnung ſie dieſes Protokoll unterſchrieben". Meiſner, Gerichtsverfaßung und Rechtspflege im Netze-Diſtrikt unter Friedrich dem Großen in der „Zeitſchrift d. hiſt. Geſ. f. d. Prov. Poſen VII. S. 267.

ihnen aufgegeben, alle in den betreffenden Distrikten befindlichen Stücke zu ergreifen und an den Rathäusern und Toren den preußischen Adler anschlagen zu lassen, in jeder Stadt die Konvokations-Patente zur Huldigung in deutscher, polnischer und lateinischer Ausfertigung den Bürgermeistern zu insinuieren und ihnen auf ihre Verantwortung aufzugeben, daß von Stund an keine anderen als königlich preußische Befehle befolgt, auch in gerichtlichen Sachen bis auf nähere Bekanntmachung nichts vorgenommen werden dürfe, ferner die in den Städten befindlichen Registraturen und Archive sogleich bei der Ankunft in jeder Stadt mit dem königlichen Siegel zu versiegeln und die Grodgerichte zu schließen. Ebenso sollten die Konvokations-Patente dem Wojwoden von Posen, zu dessen Amtssprengel der abgetretene Bezirk bisher gehört hatte, den Staroſten, Bischöfen, so weit sie Amtsrechte oder Güter in demselben besäßen, den Abteien, Klöstern und Konventen, Gerichtspersonen und Geistlichen eingehändigt und ihnen deren Weiterverbreitung aufgetragen werden. Ueber alle diese Handlungen und Vorgänge sollten genaue und vollständige Protokolle abgefaßt und an Brenkenhof eingesandt werden. Den Magistraten und Gerichtsobrigkeiten sollte anbefohlen werden, bei Strafe vierfacher Ersetzung, alle herrschaftlichen Abgaben künftighin lediglich an die dazu autorisierten preußischen Behörden abzuführen. Weiter sollten die Spezialbevollmächtigten nach der Höhe der Abgaben, nach den in dem Distrikt gelegenen Staroſteigütern und deren Ertrag Umfrage halten und den Pächtern und Verwaltern derselben anbefehlen, die eingehenden Gelder in Zukunft nicht mehr an die Staroſtei abzugeben. Ein Gleiches sei den Pächtern von Gütern wohltätiger Stiftungen, von Klöstern, Abteien und Magistraten zu insinuieren. Die Eigentümer adeliger Güter sollten bedeutet werden, von den bisher zur Schatzkammer geflossenen Kopf-, Salz-, Juden- und anderen dergleichen Geldern nichts mehr bis auf weitere Ordre zu bezahlen. Alle Einwohner der abgetretenen Bezirke sollten künftighin ihren Salzbedarf nur aus den königlichen Salzfaktoreien zu Hochzeit, Filehne und Bromberg beziehen.

Die Huldigung fand am 27. September 1772 in Marienburg statt. So groß war die Zahl der zu derselben Erschienenen, daß „die Stadt nur den wenigsten Teil davon einnehmen können, sondern die mehresten ihr Unterkommen in den benachbarten Dörfern suchen

müſſen, wobei außer denen proteſtantiſchen auch die katholiſchen Einwohner, ja ſelbſt deren Geiſtlichkeit ſich über die Veränderung recht zufrieden bezeigten.“ [1])

Bis zum Jahre 1807 hat der durch die erſte polniſche Teilung an Preußen gefallene Teil der heutigen Provinz Poſen unter dem Namen Netzediſtrikt einen Beſtandteil der Provinz Weſtpreußen gebildet. Preußen hatte durch dieſe erſte Teilung, was den Flächeninhalt, die Bodenergiebigkeit und die Bevölkerungszahl anlangt, zwar den kleinſten Teil erhalten, doch gewährte derſelbe den unſchätzbaren Vorteil, daß durch ihn eine unmittelbare Verbindung des altpreußiſchen Landes mit den Kronlanden der Monarchie hergeſtellt war. Friedrich hatte anfänglich ſein Augenmerk auf die an Oberſchleſien grenzenden polniſchen Gebietsteile gerichtet, und es wären dieſelben, rein materiell betrachtet, eine weit beſſere Acquiſition geweſen, als das polniſche Preußen mit dem Netzediſtrikt; allein ſchließlich überwog doch die praktiſche Erwägung, daß durch dieſe die alten Gebiete vorteilhaft arrondiert wurden. Zugleich gewann Preußen damit auch die Herrſchaft über die Weichſel, da die ſchließliche Erwerbung von Danzig und Thorn, die von der erſten Teilung noch ausgeſchloſſen blieben, doch nur eine Frage der Zeit war. Auch blieb der Beſitz Oſtpreußens, ſo lange er nicht beſſer abgerundet und materiell gekräftigt war, unſicher: nicht die verfaulte Republik Polen drohte Gefahr, wohl aber die aufſteigende Größe Rußlands. Friedrich hatte die Ruſſen als Feinde achten gelernt, er kannte die hochfliegenden Pläne der Kaiſerin Katharina.

Die frühere polniſche Verwaltung war eine höchſt einfache, aber auch eine grundſchlechte geweſen. Hier galt es nun vor allem eine beſſernde Hand anzulegen. Friedrich beſchloß, das ganze Preußen zu vereinigen und es unter Domhardt als Oberpräſidenten zu ſtellen. Ermeland ſollte zur Königsberger Kriegs- und Domänenkammer geſchlagen, von dieſer dagegen die Aemter Rieſenburg und Marienwerder abgezweigt und in letzterer Stadt eine neue Kriegs- und Domänenkammer für Weſtpreußen errichtet werden, der Netzediſtrikt dagegen unter abgeſonderte Verwaltung kommen.

Für denſelben wurde zunächſt eine Kammerkommiſſion unter Brenkenhof zu Bromberg errichtet, aus der dann 1775 die

[1]) Aus einem Brief Domhardts an den König vom 30. Sept. bei Lehmann, Preußen und die kathol. Kirche. IV. S. 462.

Kriegs- und Domänenkammerdeputation hervorging. Die Bezeichnung Deputation führte sie nicht etwa deshalb, weil sie eine bloße Dependence der westpreußischen Domänenkammer zu Marienwerder war, sondern lediglich weil sie mit der letzteren einen gemeinschaftlichen Chefpräsidenten hatte. In allen übrigen Beziehungen war die Bromberger Kammerdeputation eine wirkliche Kammer und stand direkt unter dem Generaldirektorium in Berlin.

Der Geschäftskreis der Kammer war ein sehr ausgedehnter und bezog sich auf alle Landesangelegenheiten, mit Ausnahme des Militär- und Gerichtswesens und der den Regiebeamten vorbehaltenen Verwaltung der Zölle: also auf Steuer- und Kontributions-Angelegenheiten, Domänen, Forsten, Jagden, Handel, Gewerbe, Straßen- und Brückenbau, Kolonisten-, Maß- und Gewichtssachen, Lebensmittelpolizei, die Aufsicht über die Städte, über die Marsch- und Einquartierungs-, Servis-, Fourage-, Vorspann- und die übrigen Finanz- und Kameralsachen. Unter den regelmäßigen Obliegenheiten der Kammer nahm das Finanzwesen die erste Stelle ein. Vor Beginn des Etatsjahres hatte dieselbe dem König den Einnahme- und Ausgabeetat nach sorgfältigen Voranschlägen einzusenden und empfing ihn, wenn nichts zu monieren war, unmittelbar vom König selbst vollzogen zurück; sodann hatte sie ihm außer den Jahresabschlüssen halbjährliche und monatliche Kassenextrakte einzusenden, die vom König jedesmal durchgesehen und über deren Befund der Kammer auch in dem Falle Nachricht gegeben wurde, wenn der König nichts zu erinnern gefunden hatte. Waren die verschiedenen Gefälle in erwünschter Höhe eingegangen, so ließ er der Kammer wohl melden, daß er damit zufrieden gewesen; waren dieselben aber hinter seiner Erwartung zurückgeblieben, so entlud sich gelegentlich auch ein heftiges Donnerwetter über den Häuptern der Räte.

Nach der Kabinetsordre vom 14. Mai 1773 war die Verwaltung der Finanzen zwischen der Domänen- und Kriegskammer folgendermaßen geteilt: zur ersteren flossen die Einkünfte von den Domänen, die Zölle und alle Einnahmen, welche nicht zu den eigentlichen Steuern gehörten, zur letzteren die Einnahmen aus der Kontribution, der Accise, der Weizensteuer und die Stempelrevenuen. Von den Einnahmen jener wurden außer den eigenen Verwaltungskosten der Kammer die Ausgaben für die Kompetenz der Geistlichen und

die Justizverwaltung bestritten und ein Extraordinarium zu Bauten, Ausfällen bei den Pachten, Kolonieanlagen, wohltätigen Zwecken und Landesmeliorationen bestimmt. Auf dem Ausgabeetat der Kriegskammer standen dagegen außer den Kosten für ihre eigene Verwaltung die Bedürfnisse für das Militärwesen, die Kompetenz- und Retablissementsgelder der Städte, die Besoldungen der Kreisbehörden, die Acciseausgaben und ebenfalls ein Extraordinarium.

An der Spitze der Bromberger Kammerdeputation stand ein Direktor mit 6 Räten und 2 Assessoren, 1 Kanzleidirektor, 3 Kammersekretären, 3 Registratoren und mehreren anderen Unterbeamten. Die Kassenverwaltung teilte sich in die Domänenkasse, die mit der Salz-, Forst- und Netzekanalkasse verbunden war, und in die Kriegskasse. Die Kassenüberschüsse sollten an die General-Kriegs- und Domänenkasse in Berlin abgeführt werden. Die Behandlung der Geschäfte war eine kollegialische. Für die bei der Kammerdeputation vorkommenden Justizsachen wurde eine Kammer-Justizdeputation errichtet. Viermal wöchentlich sollte das Kammerkollegium Sitzungen abhalten. Unter der Kammerdeputation standen die vier landrätlichen Kreise Krone, Camin, Bromberg und Inowrazlaw und bez. der Städte die vier steuerrätlichen Kreise Krone, Camin, Bromberg und Inowrazlaw. Zum Ressort der Landratsämter gehörten die Landessachen, die Steuern auf dem platten Lande, Vorspann- und Militärsachen, zu dem der Steuerräte die städtischen Polizeisachen, Juden- und Kämmereisachen. Auf dem platten Lande und in denjenigen Städten, in denen eine Accise nicht eingeführt war, wurden die Steuern von den Kreissteuereinnehmern erhoben und an die Domänen- und Kriegskasse abgeliefert. Die Forstgefälle wurden von den Forstbediensteten, die Salzgefälle in dem Distrikt zwischen Netze und Brahe von den Salzoffizianten und die Netzekanalgefälle von den Schleusen-Offizianten erhoben und in die mit der Domänenkasse verbundenen Spezialkassen abgeführt. Endlich befand sich in jeder Stadt eine eigene Serviskasse, deren Erträgnisse besonders für sich berechnet wurden. Für die Accise- und Zollverwaltung errichtete man die Provinzial-Accise- und Zolldirektion mit dem Sitze in Fordon und unterstellte derselben die einzelnen Accise- und Zollämter.

Diese Verwaltungsorganisation bildete ohne Zweifel einen gewaltigen Fortschritt gegenüber den einschlägigen Verhältnissen der

polnischen Zeit; nur ging sie, wie dies stets zu geschehen pflegt, wenn ein bisher der Anarchie verfallenes Land einem geordneten Staatswesen einverleibt wird, einigermaßen über das nötige Maß hinaus. Herrschte früher gar keine Ordnung, so wurde jetzt viel zu viel regiert, und eine allzugroße Anzahl von Behörden und Beamten erschwerte den Gang der Verwaltung, verzögerte die Raschheit und Einfachheit derselben. Diese Mißstände wurden bereits wenige Jahre nach der Besitznahme des Landes von hervorragenden preußischen Beamten empfunden und besprochen.

Die Staroftei- oder königlichen Kronlehen-Güter und die eingezogenen Klostergüter zusammen mit den aus Staatsmitteln angekauften Grundherrschaften wurden zu Domänen umgewandelt. Das erste Jahr, bis zum 17. Juni 1773, wurden sie administriert, um ihre Ertragsfähigkeit kennen zu lernen, alsdann auf Zeiträume von je 3 Jahren verpachtet. Der Unterschied der Einnahmen aus den Domänen zwischen ihrem ersten und letzten Etat aus der Regierungszeit Friedrichs betrug fast 30 Prozent. Den bisherigen Inhabern der eingezogenen Starosteien gewährte der König eine billige Entschädigung, dagegen beließ er die sogenannten Gratialgüter, d. h. solche, die wegen besonderer geleisteter Dienste auf bestimmte Jahre oder Geschlechtsfolge übertragen worden waren, sofern die in der Verschreibung festgesetzte Zeit noch nicht abgelaufen war, den im Besitz derselben befindlichen Personen. Später, nach Ablauf der Fristen, wurden nur wenige dieser Güter eingezogen, die Mehrzahl hingegen nach Ablösung der auf ihnen ruhenden besonderen Abgabe, der Quarte, zu adeligen Rechten ausgegeben. Die Bewirtschaftung der Staroftegüter war zu polnischer Zeit die denkbar schlechteste gewesen: nicht nur, daß der Staat keine Rente von ihnen bezog, sie wurden von ihren Detentoren nicht einmal in baulichem Zustand erhalten. Da sie im Netzedistrikt nicht sehr belangreich waren, so wurden mit ihnen die eingezogenen Klostergüter vereinigt. Die Hälfte der Einkünfte dieser letzteren erhielten die übrig bleibenden Konventualen als Kompetenz zugewiesen, die andere Hälfte wurde als Kontribution an die Kriegskasse abgeführt. Eine andere Gelegenheit zur Vergrößerung der Domänen ergab sich, als nach dem Sturze des Ministers von Görne, der mit königlichem Gelde viele Güter im Netzedistrikt gekauft hatte, dessen Vermögen eingezogen wurde. Die

Domänenämter Bialaslawe und Mrotzen ſind auf dieſe Weiſe entſtanden. Von dem Grafen Ridzinski wurde die Herrſchaft Wirſitz angekauft und zum Domänenamt umgewandelt. Im Ganzen entſtanden bis zum Jahre 1793 im Netzediſtrikt 20 Domänenämter, welche 6995 Hufen, 6030 Feuerſtellen und 43,711 Seelen enthielten und gegen 80,000 Thaler ertrugen; doch kamen von dieſer Einnahme die an die Klöſter zu bezahlenden Kompetenzgelder im Betrag von ungefähr 17,000 Tlr. noch in Abzug, ſo daß nach Abrechnung aller Ausgaben noch etwa 50,000 Tlr. in die Generaldomänenkaſſe gelangten. Das umfangreichſte Domänenamt war das von Koronowo, das aus den Beſitzungen der aufgehobenen Ciſterzienſerabtei gebildet war und über 10,000 Thaler abwarf. Zunächſt folgten dann, was Größe und Ertragsfähigkeit anlangt, die früheren Staroſteien Neuhof und Lebehnke. Da der Boden durchſchnittlich ein guter war und das Getreide mäßig veranſchlagt wurde, die Preiſe aber von Jahr zu Jahr eine Steigerung erfuhren, ſo war die Lage der Domänenpächter durchwegs eine gute. Den Domänenpächtern ſtand zugleich das Propination genannte Getränkedebit zu.

Eine der erſten Maßregeln der Regierung war die Aufhebung der Leibeigenſchaft in den königlichen Aemtern. Die Dienſte und ſonſtigen Pflichten der Gutsuntertanen gegen ihre Gutsherrn ſollten jedoch durch dieſe Aufhebung keineswegs berührt, ſondern nur „demjenigen Mißbrauch Einhalt getan werden, welcher ſich noch hin und her aus den alten Zeiten, wo die Leibeigenſchaft einer Sklaverei ſehr ähnlich war, beibehalten hat.“ Aber auch von der Grunduntertänigkeit ſollten die Verpflichteten losgelaſſen werden, wenn

1) ein noch nicht anſäſſiger Untertan Gelegenheit findet, an einem anderen Orte in Oſt- und Weſtpreußen ein eigentümliches Grundſtück zu acquirieren und ſich anſäſſig zu machen, oder durch Einwerbung in eine Zunft zum Meiſter ſein erlerntes Handwerk in einer königlichen Stadt, darin er Meiſter wird, zu treiben;
2) ein Untertan ſich den Studien widmen will und auf höhere Schulen zu gehen imſtande iſt;
3) eine Untertanin ſich anderwärts zu verheiraten Gelegenheit findet;

4) ein Untertan in königlichen Dienſt tritt und ausreichenden Gehalt erhält;
5) die Gutsherrſchaft den Untertan derart grauſam und hart behandelt, daß deſſen Leben und Geſundheit gefährdet wird;
6) der Gutsherr dem Untertan nicht ſelbſt Gelegenheit geben kann, ſein notdürftiges Auskommen zu erwerben;
7) der Gutsherr den Untertan ohne das Gut, zu dem er gehört, verkaufen oder verſchenken ſollte, da die Untertanen künftighin als glebae adscripti angeſehen werden ſollen, welche auf dem Gute, dem ſie mit Untertänigkeit verpflichtet, zu verbleiben ſchuldig ſind.

Dahingegen ſollte der Untertan wider den Willen der Grundherrſchaft die Loslaſſung nicht verlangen können, wenn

1) der Untertan ſich ein großes Verbrechen oder eine tätliche Undankbarkeit gegen ſeinen Gutsherrn oder deſſen Kinder hat zu ſchulden kommen laſſen;
2) die Grundherrſchaft viele Koſten auf die Ausbildung des Untertanen verwendet und dieſer ihr noch keine 10 Jahre gedient hat;
3) der Untertan durch einen Wegzug ſich in ſeiner Nahrung nicht verbeſſern, oder
4) deſſen Stelle oder Nahrung nach ſeinem Wegzug ganz ledig und unbeſetzt bleiben würde;
5) in demſelben Dorfe, aus dem der Untertan wegziehen will, ledige Höfe oder wüſte Bauernſtellen vorhanden;
6) ein Untertan ſich wieder nur in eines anderen Grundherrn Untertänigkeit begeben will;
7) der die Loslaſſung nachſuchende Untertan die ſchuldige Dienſtzeit noch nicht ausgedient hat, oder endlich
8) mit ſeiner Grundherrſchaft in einen Prozeß verwickelt iſt, oder andere anhängige Streitigkeiten als Beklagter vor der Herrſchaft oder den Gerichten in demſelben Dorfe nicht zu Ende gebracht hat.

Ganz unentgeltlich ſollte die Loslaſſung in folgenden Fällen erteilt werden:

1) wenn eine Untertanin aus einem Domänenamt einen Untertan, Köllmer oder angeſeſſenen Freien auf einem

adeligen oder anderen Landgut, oder eine Untertanin aus einem adeligen oder anderen Landgut einen Untertan, Köllmer oder angeſeſſenen Freien in einem Domänenamte heiratet,

2) wenn die Loslaſſung aus den oben unter Nr. 5 und 7 aufgeführten Gründen erfolgen muß, oder
3) wenn ein Untertan ſich lediglich aus einem Domänenamt in das andere begiebt.

In allen anderen Fällen muß ein Untertan 20, eine Untertanin 10 Tlr. Loskaufgeld bezahlen. Für Kinder unter 14, bezieh. 12 Jahren müſſen 6, bezieh. 3 Tlr. Loskaufgeld entrichtet werden. Aeltere Untertanenkinder können bei der Loslaſſung der Eltern von der Grundherrſchaft für den in der Gemeindeordnung feſtgeſetzten Lohn zurückbehalten werden; werden ſie mit freigelaſſen, ſo haben ſie dieſelben Gebühren wie die Eltern zu entrichten.

Bezüglich der Dienſte wird vor allem feſtgeſetzt, daß die Kinder der Untertanen der Grundherrſchaft 5 Jahre lang für den in der Geſindeordnung feſtgeſetzten Lohn zu dienen ſchuldig ſind, ehe ſie die Freiheit erhalten, bei anderen zu dienen. Hinſichtlich der Scharwerksdienſte wird beſtimmt, daß die nicht auf Scharwerkshöfen angeſetzten Gutseinſaſſen bezüglich des Maßes ihrer Leiſtungen lediglich nach den mit der Grundherrſchaft deshalb getroffenen Vereinbarungen behandelt werden ſollen. Die auf Scharwerkshöfen angeſetzten Domänenbauern dagegen, Freie wie Untertanen, ſollen künftighin, wenn ſie eine Hufe und darüber beſitzen, während der Sommermonate wöchentlich nicht mehr als 2 Tage, in den Wintermonaten monatlich nur 1 Tag, überhaupt im ganzen Jahr nur 60 Tage mit Geſpann oder zu Handarbeit mit einer Perſon dienen; ein Halbhufner ebenſo viele Tage, jedoch nur mit der Hand. Außer dieſen lediglich zur Führung der Wirtſchaft auf den Domänen-Vorwerken beſtimmten Dienſten ſoll jeder geſpanndienſtpflichtige Bauer verbunden ſein, jährlich zweimal Fuhrdienſte nach einem nicht über 10 Meilen entfernten Ort gegen eine Vergütung von 6 Groſchen pro Tag zu leiſten. Die außerordentlichen Marſch- und Kriegs-, Holz- und Mühlanfuhren, die Burg- und Baudienſte waren hierin nicht einbegriffen. Den adeligen und anderen Grundherren ward die Nachahmung des für die Domänenbauern gegebenen Beiſpiels empfohlen; jedenfalls ſind die-

selben gehalten, binnen Jahresfrist, unter Zuziehung eines rechtsverständigen Justitiarius, mit ihren Untertanen feste Dienstkontrakte aufzurichten.

Es reihten sich daran Verordnungen, nach denen der bäuerliche Besitz besser gesichert wurde, namentlich indem dessen Verlust von richterlichem Erkenntnis abhängig gemacht und der Vererbung der Bauernhöfe Vorschub geleistet wurde. Während in den anderen Provinzen die Erwerbung adeliger Güter durch Bürgerliche verboten war, gab der König für Westpreußen diese Erwerbung frei; nur den Bauern war solche nicht gestattet. Andererseits war aber auch die Auskaufung von Bauerngütern durch Edelleute bei 100 Dukaten Strafe untersagt. Wie in anderen Provinzen begünstigt der König auch hier die Ansetzung von Kolonisten in Erbpacht auf Domänenvorwerken.

Das von ihm gegebene Beispiel der Aufhebung der Leibeigenschaft auf den Staatsdomänen fand leider wenig oder gar keine Nachfolge seitens der adeligen Gutsbesitzer,[1]) trotz seiner eindringlichen Mahnungen dazu; es blieb bei der von ihm angeordneten Begrenzung der Dienste und besserer Behandlung der Pflichtigen. Die Trägheit und Stumpfheit des gemeinen Mannes ließ ihn indessen diese neuen Wohltaten anfänglich noch wenig sich zu nutze machen.

Das schwerste Hemnis für das Emporbringen des Landes bestand zunächst in der Bevölkerung selbst. In der herrschenden Klasse Uebermut, Genußsucht, Arbeitsscheu, in den unterdrücktem Teile der Bevölkerung träge Indolenz. Hier wie dort völliges

[1]) „Es finden sich" — schreibt Friedrich d. Gr. in seinem Essai sur les formes de gouvernement et sur les devoirs de souverains — „ in den meisten Staaten Europas Provinzen, wo die Bauern, an die Scholle gebunden, Sklaven ihrer Edelleute sind; es ist dies die allerunglücklichste Lage und diejenige, welche am meisten das menschliche Gefühl empört. Sicherlich ist kein Mensch geboren, um der Sklave seinesgleichen zu sein; man verabscheut mit Recht einen solchen Mißbrauch und man glaubt, es bedürfe nur des guten Willens, um diese barbarische Gewohnheit abzuschaffen; aber dem ist nicht so; sie knüpft sich an alte Verträge zwischen den Grundherrn und den Bauern. Die Landwirtschaft ist eingerichtet mit Rücksicht auf die Dienste der Landleute; wollte man mit einem Schlage diese abscheuliche Einrichtung beseitigen, so würde man die Bewirtschaftung der Güter vollständig zerrütten und man würde teilweise den Adel für die Verluste entschädigen müssen, welche er an seinen Einkünften erleiden würde. Meisner S. 283.

Eingelebtsein in verkommene Zustände. Lediglich durch Gesetze, Lehre und Mahnung war eine hinreichende Umwandlung in absehbarer Zeit nicht zu erreichen, es bedurfte durchgreifenderer und schneller wirkender Maßregeln. In einer gleich bei Beginn des Werkes an Domhardt gerichteten Ordre (1. April 1772) sagt der König: „Ich glaube, daß die Einwohner, besonders in Pommerellen, meist polnischer Nation, die ihnen zugedachte Wohltat nicht nach ihrem wahren Wert einsehen und erkennen werden. Das sicherste Mittel, um diesen slawischen Leuten bessere Begriffe und Sitten beizuringen, wird immer sein, solche mit Deutschen zu melieren, und wenn es auch nur anfänglich mit 2 oder 3 in jedem Orte geschehen kann." „Der polnische Mann sollte zu deutscher Landesart" gebracht werden, denn über die „polnische Wirtschaft und Ungeschicklichkeit" war er höchst erbittert. Noch 1779 klagte er: „wird das Volk nicht in einen anderen Schlender gebracht, kann die Provinz nie in einen besseren Wohlstand kommen." Die früheren, für die übrigen Provinzen und die ganze Monarchie erlassenen Kolonistenedikte wurden sofort auf Westpreußen ausgedehnt. Schon im Februar 1773 richtete Friedrich an die westpreußische Kammer die Anfrage, ob sie eine Anzahl junger Burschen als Handwerksgesellen und Bauernknechte unterzubringen vermöge. Die Antwort lautete verneinend, da das Handwerk tief darniederliege und auch die Verschiedenheit der Sprache und Religion, sowie der Mangel an Schulen dem Fortkommen solcher jungen Leute hinderlich sei. Dagegen gelang die Einführung ganzer bäuerlicher Kolonistenfamilien. Im September 1775 waren bereits 133 Familien eingewandert. Jährlich zweimal, am 15. März und 15. September, mußte dem König über den Fortgang des Kolonisationswerkes berichtet werden. In erster Linie waren es Pfälzer und Schwaben, die in das Land kamen; aber auch Schlesier, Thüringer, Mecklenburger und Deutschpolen (namentlich Dissidenten) befanden sich unter den Einwanderern; nur National-Polen wollte der König nicht dulden, ebenso wenig Inländer, um den alten Provinzen nicht Kräfte zu entziehen. Gärtner sollten aus dem Dessauischen, in der Butter- und Käsebereitung erfahrene Leute aus dem Mecklenburgischen und Holsteinischen herbeigezogen werden. Von 1775 bis 1786 siedelten sich 2200 Kolonisten-Familien mit etwa 11,000 Seelen an. Die Neueinwandernden wurden überall als

freie Leute aufgenommen; Leibeigenſchaftsverhältniſſe, wie ſie in Polen herkömmlich waren, duldete der König bei ſeinen Untertanen nicht. Meiſt erhielten die Zuzügler ihre Reiſekoſten erſetzt. Die Bromberger Kammer veranſchlagte im Frühjahr 1781 die für die Anſiedlung von Koloniſten aufgewendeten Koſten auf 84,000 Tlr. Neben den fremden Einwanderern wollte der König auch namentlich ſeine Invaliden bei dem Koloniſationswerk untergebracht wiſſen. Die Brauchbarkeit der fremden Koloniſten war ſehr ungleichartig, und iſt hierbei zwiſchen den erſten Ankömmlingen und den ſpäteren Einwanderern zu unterſcheiden. Jene beſtanden häufig genug aus Geſindel, welches arbeitsſcheu ſich goldene Berge träumte und nach der erſten Enttäuſchung ſich wieder davon zu machen verſuchte, ſo daß ſogar Prämien auf das Ergreifen entlaufener Koloniſten geſetzt werden mußten. Die ſpäteren waren meiſt anderer Art: ſie kamen, zumal die Schwaben, nach reiflicher Ueberlegung, der ſie erwartenden Schwierigkeiten ſich wohl bewußt. Sie erſchienen auch nicht wie jene einzeln, ſondern mit Weib und Kind und ihrer beweglichen Habe, oft zu ganzen Gemeinden unter ſelbſtgewählter Leitung verbunden. Behufs ihrer Anſetzung wurden teils Domänenvorwerke „abgebaut", d. h. zu beſonderen Dörfern eingerichtet, teils wurden ſolche für ſie in Gegenden erbaut, die erſt urbar gemacht werden ſollten, wo ſich Brüche oder dürre, ſandige Strecken befanden. Sie ſollten nicht einzeln unter der polniſchen Bevölkerung, „dem groben und bunten Zeuge", leben, ſondern zuſammen dorfſchaftsweiſe angeſiedelt werden, „damit das hieſige Volk um ſo beſſer ſiehet und gewahr wird, wie jene ſich einrichten und wirthſchaften". Faſt überall, in jeder Stadt, jedem Dorf, jeder Domäne und Neuſaſſerei waren Koloniſten etabliert, je nach der Tauglichkeit der Einzelnen und dem Bedürfnis des Orts. Es wurde dafür Sorge getragen, daß die Ankömmlinge die für ſie beſtimmten Wirtſchaften mit allem nötigen Hausrat vorfanden, auch Vieh, Saatkorn und Futter wurde ihnen unentgeltlich verabfolgt, Steuern und Kriegsdienſt ihnen erlaſſen und die Beiträge der ſeit dem Jahre 1785 errichteten Feuerſozietätskaſſen vom Staate für ſie übernommen. Außer der Regierung ſetzten auch andere Grundbeſitzer Koloniſten unter ähnlichen Bedingungen an. Im Großen und Ganzen gelang das Koloniſationswerk vortrefflich,

wenn auch dann und wann durch Saumseligkeit der Behörden, deren Eifer mit dem des Königs nicht immer gleichen Schritt hielt, oder durch Betrügereien der mit der Ansetzung betrauten Wirtschafter bei der Ankunft der Kolonisten die Vorkehrungen zu deren Aufnahme nicht exakt getroffen waren, so daß sich der König zur Einsetzung eigener Kolonisteninspektoren genötigt sah.

Auch die zu den großen baulichen Unternehmungen vom Könige ins Land gezogenen Arbeiter wurden späterhin zu Kolonistenrecht angesetzt, wie z. B. die Bevölkerung der Kolonien A. B. C. am Bromberger Kanal aus solchen Arbeiteransiedlungen hervorgegangen ist.

Aber auch sonst war der große König unablässig bemüht, die Kultur des okkupierten Landes zu heben.[1]) Es gilt dies namentlich bezüglich der Aufrichtung des Landbaues. Immer wieder aufs neue werden die obersten Verwaltungsbeamten, der Oberpräsident wie die Direktoren der Kriegs- und Domänenkammern, mit ausführlichen Instruktionen nach dieser Richtung versehen. Nicht leicht wird dem König gerade hierin genug getan. Zufrieden zeigt er sich fast ausschließlich mit der betreffenden Tätigkeit Domhardts, während einzelne Kammerdirektoren starke Mahnungen und Verweise erhalten. So schreibt der König einmal (16. Februar 1781) bei einem besonderen Anlaß an den Kammerdirektor von Gaudi zu Bromberg: „das ist da eine wilde Wirthschaft bei Ihnen und wird nicht darauf gesehen, daß die Leute ihre Felder gehörig bedüngen und bestellen. Da werden Kriegsräthe herumgeschickt, die nichts verstehen von den Sachen, und Sie selbst sehen nicht nach. Ich bin überhaupt sehr schlecht zufrieden von Ihrer Wirthschaft, und wenn Ihr Mir den Kopf toll macht, so werde Ich einen Anderen hinschicken und lassen durch den alles auf das genaueste examinieren." „Ihr seyd Ertz Schäckers", fügt der König eigenhändig einer in genannter Beziehung tadelnden Ordre an die Marienwerder Kammer hinzu: „wartet nur, daß Ich nach Preußen komme!"

Zu den Maßregeln für die Förderung der Landwirtschaft gehören die Verfügungen des Königs für die Gemeinheitsteilung und

[1]) Das Folgende aus Stadelmann, Preußens Könige in ihrer Tätigkeit für die Landeskultur. II. S 76—82.

Separation der Ländereien, ferner für die Teilung zu großer Bauerngüter und die Besetzung des Treugutes mit den jüngeren Söhnen. In letztgenannter Beziehung sagt der König, es liege ein großer Fehler in der Einrichtung der Provinz darin, daß die Bauern zum Teil im Besitz zu weitläufiger Ländereien seien, die sie nicht ordentlich bestellen könnten. Innerhalb des Kolonisationswerkes zählen die Anordnungen zur Aufstellung von Beispielen besserer Wirtschaftsführung durch Ansetzung guter Ackerbauer aus landwirtschaftlich vorgeschrittenen Ländern. „Es muß" — äußert sich der König hierüber in einer ausführlichen Ordre an die Kammern in Westpreußen vom 8. Juni 1777 — „dahin gesehen werden, Leute aus dem Mecklenburgischen und aus der Lausnitz hierher zu ziehen und anzusetzen; das sind gute und fleißige Wirthe, und wenn ein paar Familien hin und wieder etwa eine Meile von einander etablirt werden, so wird deren Wirtschaft denen hiesigen Leuten zum Exempel dienen und sie werden dadurch gereizet, den Fremden nachzuahmen." Ferner sollen die landwirtschaftlich geschulten Räte der Kriegs- und Domänenkammern persönlich auf die Verbesserung des Ackerbaues einwirken, „indem sie auf die Ackerkultur der Landleute Acht haben und sie bedeuten, wie es besser zu machen ist." Durch Ordre vom 3. Februar 1782 ernennt der König einen Oekonomieverständigen für die Aufgabe, umherreisend denjenigen Anbauern unter den Kolonisten, welche nicht genügend mit dem Ackerbau bekannt sind, mit Rat und Tat beizustehen. Nicht geringere Sorge zeigt sich für den städtischen Ackerbau. „Es muß" — sagt die genannte Ordre — „schlechterdings in jeder Stadt eine Magistratsperson sein, der ein praktischer Oekonom ist und dessen Schuldigkeit darin bestehet, auf die Bewirthschaftung der Aecker Acht zu haben und solche in einen besseren Stand zu bringen. Versäumt sie das, so soll der Departementsrat in Ansehung der Aecker der Dorfschaften und der Bürgermeister in Ansehung der städtischen Ackerwirthschaft davor responsabel gemacht und zur Verantwortung gezogen werden." Vor Allem sollen die Pächter der königlichen Domänen mit landwirtschaftlichen Verbesserungen vorangehen, „damit die anderen Leute es sehen und lernen. Wenn sie erst den Vorteil wahrnehmen, dann folgen sie eher nach." „Edelleute", sagt eine andere Ordre, „die eine gute Kultur (auf ihren Gütern)

haben, soll man öffentlich rühmen und ihrem Fleiß Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß die andern sich schämen und auf der Weise zur Nachahmung gereizt werden." Der König ist ungehalten darüber, daß die polnischen Besitzer einer größeren Anzahl von Gütern in Westpreußen im Auslande wohnen, den Ertrag ihrer Güter dort verzehren und dabei die Güter selbst zum Nachteil der Landeskultur in Verfall geraten lassen. Er gibt Auftrag, dergleichen Güter für ihn anzukaufen. Namentlich sind hierbei die Ländereien nächst der Netze ins Auge gefaßt, „weil daselbst noch große Defrichements und weitläufige Brücher urbar zu machen sein möchten." „Ich glaube", sagt eine Ordre vom 3. Juni 1786, „daß dergleichen Besitzungen, wenn sie erst urbar gemacht und eingerichtet sind, sehr important dadurch werden können, daß sie besonders zur Anlegung großer Holländereien die Gelegenheit verschaffen. Indessen schicken sich die Polen hierzu nicht, sondern muß man zu deren Betreibung entweder Holländer und Holsteiner oder Leute aus solchen Gegenden kommen lassen, wo sie damit umzugehen und gute Butter zu machen verstehen." In weiterer Folge verfügt der König das Hierherkommen „friesischer Leute, die, umherreisend, im Molkereiwesen Unterricht geben sollen."

Für die Instandsetzung der Domänen und Domänenvorwerke macht der König bedeutende Aufwendungen. Soweit die Domänen in früheren polnischen Starosteien bestanden, waren namentlich die Gebäude verfallen; es mußten viele Neubauten und umfängliche Reparaturen vorgenommen werden.

Der Ackerbau selbst, welchem der König mit überall ersichtlicher Vorliebe eingehende Pflege widmet, war von den Bodenverhältnissen des Landes teils begünstigt, teils erschwert. Begünstigt durch ausgedehnte Strecken reichen Bodens, beeinträchtigt durch eine große Zahl sogenannter Wasserstücke und morastiger Flächen. Dem kräftigen Boden standen umfangreiche Sand- und Moorflächen gegenüber. Wie der Netzekanal, auf den wir noch ausführlicher zu sprechen kommen, zugleich der Entwässerung der anliegenden Ländereien diente, so ließ der König unablässig Moräste und Brüche abtrocknen und urbar machen oder gewährte für Verbesserungen solcher Art Geschenke oder Vorschüsse. Auf jeder seiner Bereisungen der Provinz erwachsen Verfügungen nach

dieſer Richtung hin. Lebhaft ſpricht ſich in den erſten Jahren, und bis ſich Beſſerung zeigt, ſein Tadel der vorgefundenen landwirtſchaftlichen Zuſtände aus. Das weſentlichſte Hemnis des Vorſchreitens ſieht er immer wieder in den perſönlichen Eigenſchaften der eingeborenen landbautreibenden Bevölkerung. „Die Leute ſind gar zu träge und zu faul und haben nicht Luſt zu arbeiten", lautet eine ſeiner Aeußerungen, „das Volk muß in einen andern Schlenter gebracht werden, wenn die Provinz in einen beſſeren Wohlſtand kommen ſoll." In ſachlicher Beziehung eine Menge von Rügen. „Die Landwirtſchaft in Weſtpreußen iſt", ſagt er, „in der größten Bredouille von der Welt und ganz erbärmlich. Denn da ſäen ſie z. B. an ¾ Meilen weit herum blos in den gepflügten Acker, ohne das Land gehörigermaßen zu bedüngen und zu bemiſten; wenn ſie dagegen einen kleinen Fleck Land nach Verhältniß des Bedarfs ordentlich kultivirten und bedüngeten, ſo würden ſie weit mehr gewinnen." Hand in Hand mit ungenügender Kräftigung des Bodens ging Nichtbeachtung, ja Vergeudung des Düngers. In manchen Gegenden — ſo bei Inowrazlaw — wurde derſelbe geradezu ins Waſſer geworfen. „Die Leute", reſkribiert der König im Jahre 1780, „müſſen dazu angehalten werden, den Miſt auf den Acker zu fahren und ſolchen gehörig auseinanderzubringen, denn wenn das nicht geſchiehet und der Miſt bleibet auf Klumpen liegen, ſo iſt das wieder nichts." Die Landwirte wurden angewieſen, das Leinſäen zu verſuchen, das längjährige Ruheland zur Viehweide zu benutzen, indem man nach engliſcher Weiſe das Haidekraut abmähen, auf Haufen verbrennen und die Aſche nebſt anderem Dünger unterpflügen, oder auch Lupinen und Turnips ſäen, darnach das Kraut unterpflügen könnte, um darauf Futterkräuter zu bauen. Die Landleute wurden durch Prämien aller Art zur Verbeſſerung ihrer Wirtſchaft aufgemuntert und große Mengen von Sämereien unter ſie verteilt. Zahlreiche Verordnungen betreffen die Verbreitung des Hopfenbaues: „zu dem Ende muß man ſuchen, Hopfengärtner aus dem Deſſauiſchen zu kriegen, damit die Provinz ihren Hopfenbedarf ſelbſt gewinnt." Man ſoll ſich, bei der Gunſt von Boden und Klima für dieſe Kultur, mehr auf Anbau von gutem Leinſamen und deſſen Vertrieb nach Schleſien legen; ferner da, wo der Kornbau nicht lohnt, auf den Anbau von Hanf und Farbekräutern. Auch für die He-

bung des Wiesenbaues ergehen eindringliche Mahnungen. Für die Verbesserung der Ackergeräte scheint wenig getan worden zu sein; es lag dieser Gegenstand zu jener Zeit überhaupt im Argen; doch zählen in der Reihe der Handwerker, welche der König anzusetzen befiehlt, auch die für Anfertigung von Ackergeräten.

Bei der Abhängigkeit der Verbesserung des Ackerbaues von der Viehzucht ist der König lebhaft auf Hebung der letzteren bedacht; er dringt auf Vermehrung und Verbesserung der Viehbestände, ferner auf den Betrieb der Rindviehmästung und des Schlachtviehhandels nach Berlin, auf Verbesserung des Molkereiwesens, verstärkte Erzeugung von Butter und deren Vertrieb nach auswärts. Der Schafbestand soll vermehrt und dabei auf bessere Rassen mit feinerer Wolle gesehen werden; um die Nahrung für Schafe zu vermehren, wird auf die Anpflanzung von Pappelweiden hingewiesen. Die Pferdezucht suchte der König durch den Ankauf von moldauischen und pommerschen Hengsten und trächtigen Stuten zu verbessern, die den Bauern längs der Netze zugewiesen wurden. Zugleich erhielt Domhardt den Auftrag, den ganzen Netzedistrikt zu bereisen, behufs Ermittelung über die Gründung eines Bauerngestütes, um von dort mit der Zeit einen Teil der Dragoner-Remonte für die Armee zu entnehmen. Dieses Landgestüte wurde später zu Bromberg errichtet.

Auf die Förderung des Gartenbaues, namentlich der Obstzucht, verwandte der König große Summen. „Indem Ihr", sagt u. A. eine Ordre an den Kammerdirektor von Gaudi (7. Juni 1775), „Euer Augenmerk auf alle Gegenstände richten müßt, die zur Verbesserung und Aufnahme des Landes gereichen, habt Ihr nicht weniger auf die Pflantzung guter Obstbäume, als Aepfel, Birnen, Pflaumen und Kirschen und solcher, die sich fürs Land schicken, bedacht zu sein. Ich will auch wohl einige Gärtner aus der Pfalz kommen lassen und sie dorten etabliren; denn diese Leute wissen damit recht gut umzugehen und verstehen auch das Trocknen des Obstes recht. Wenn auch nur ein Pfälzer in jeder Stadt angesetzt wird, so können die Einwohner es von ihm lernen, denn das Obst macht auch eine Art Nahrung und Verkehr aus, und wenn das Eine ausfällt, so geräth doch das Andere und die Leute können sich doch mit etwas helfen." „S. Maj. haben be-

merkt", sagt ferner eine unter dem 6. Juni 1780 erlassene Verfügung, „daß die Leute in einigen Gegenden ihre Gärten mit Weidenbäumen bepflanzen; das ist ja ganz verkehrt. Was sollen die Weidenbäume in den Gärten thun? Obstbäume müssen darin gepflanzt werden."

Auch der Fischerei schenkte Friedrich seine Aufmerksamkeit. „Ohnerachtet hier so viel Seen sind", führte eine an Domhardt gerichtete Ordre vom 7. Juni 1776 aus, „so wird die Fischerei doch schlecht betrieben und die hiesigen Leute scheinen nicht darauf zu achten, sondern negligiren solche ganz. Es muß also darauf Bedacht genommen werden, fremde Fische anzusetzen und russische Netze zu verschaffen, die sehr gut sind, damit, wenn fleißiger gefischt wird, die Fische im Lande wohlfeiler werden." Weiter sollten Leute herbeigezogen werden, die mit der Fischerei ordentlich Bescheid wüßten und sich namentlich auch auf das Einsalzen und Räuchern der Fische verständen.

Inmitten der Verwilderung des Landes hatten die Raubtiere sich außerordentlich vermehrt. Das Land lebte im steten Kampfe mit zahlreichen Herden von Wölfen. Der König trifft vielseitige Maßregeln zur Ausrottung, wozu namentlich die Forstbediensteten ernstlich angehalten werden. „Um den Endzweck besser zu erreichen", sagt er u. A. in seinen Verfügungen hierfür (7. Juni 1776), „muß man auf Mittel denken, die unzugänglichen Löcher und Brücher, worin sich die Wölfe aufhalten, nach und nach auszutrocknen und zugänglich zu machen." Noch im Juni 1786 erläßt er Anordnungen zu der Sache.

Dem Vagabondenwesen wurde durch häufige Razzias, meist durch Husarendetachements vorgenommen, energisch gesteuert; überall mußte der gemeine Mann die Feuerwaffen abliefern.

Es lag mit in den damaligen Zuständen des Landbaues überhaupt, wie insbesondere denen des Netzedistriktes, daß dieser mehr, als auf späteren höheren Stufen, von Unglücksfällen heimgesucht wurde, ohne daß diese Unglücksfälle besonders verderblich wirkten. So traten noch oft Mißernten ein, zum Teil in Folge mangelhafter Bestellung der Aecker oder sonstiger Versäumnisse; oder Viehsterben, veranlaßt durch unzweckmäßige Pflege des Viehes, schwer

zu hemmen bei dem zur Zeit noch sehr mangelhaften Zustande der Tierarzneikunde. In solchen Fällen ist der König schnell mit ausgiebige: Hilfe zur Hand. Bei Mißwachs und drohendem Mangel an Brot- und Saatgetreide dirigiert er tausende von Wispeln Korn nach den bedrohten Gegenden; bei Viehsterben oder Ueberschwemmungen erfolgen umfängliche Unterstützungen. Hier und da nimmt der König solche Notstände bei seinen Bereisungen der Provinz wahr, oder erfährt sie auf sonstige Weise, und die Beamten erhalten dann bei unterlassener Anzeige oder versäumter, aber auch schon bei verspäteter Hilfe, herbe Verweise. Diese erfolgen aber auch dann, wenn die Berichte über vorgekommene Unglücksfälle nach der Meinung des Königs auf ungenauen Untersuchungen beruhen oder übertrieben haben. Allein für die Schäden in Folge von Ueberschwemmungen, unter denen Westpreußen noch viel zu leiden hatte, gab Friedrich von 1774—1786 gegen 404 600 Thlr. und für andere Unglücksfälle, Hagelschäden und dergl. 203 800 Thlr.

Die königlichen Forsten im Netzedistrikt stellten einen Gesamtumfang von über 16 000 Magdeburger Hufen dar; doch litt die Ertragsfähigkeit vorerst noch ungemein durch die aus der polnischen Zeit überkommenen Holzungsberechtigungen zahlreicher Städte, Dörfer, Güter und Privatpersonen. Diese Holzungsberechtigungen waren wieder eine Folge der elenden Wirtschaft gewesen. Eine systematische Forstkultur war den Polen unbekannt. Nicht nur, daß sie das Holz in den Waldungen ganz wüst und wild, je nach Bedarf, niederschlugen, auch ganze Flächen wurden in Asche gelegt, teils zum Zweck neuer Ansiedlungen, teils um den Bienen das Haidekraut frei zu machen. Da die Wälder so viel wie gar keinen Ertrag abwarfen, so hatte es nicht schwer gehalten, solche Freiholzprivilegien zu erlangen. Die königlichen Forsten wurden jetzt in die 7 Forstreviere Bromberg, Camin, Koronowo, Gniewkowo, Strelno, Lebehnke und Zielgniewo eingeteilt. An der Spitze der ganzen Forstverwaltung stand der der Kriegs- und Domänenkammer in Bromberg mit Sitz und Stimme zugeteilte Oberforstmeister. Der Waldbestand war meist Fichtenholz, hin und wieder kamen auch Eichenschläge vor, die sich jedoch nur wenig zu Bauholz eigneten. In Einführung einer rationellen Bewirtschaftung wurde jetzt das Holz je nach seiner Beschaffenheit in Schläge von bestimmter Dauer eingeteilt, die leeren Stellen sollten schleunigst wieder angebaut,

übel bestandene Schonungen gehörig vervollständigt, zu ihrer Einhegung Birken und Dornen angepflanzt werden. Zur Holzersparnis wurde auf die Ersetzung der Zäune durch lebendige Hecken und auf die Anlage von Torfstichen hingewiesen. Ebenso war die Jagd nur wenig ergiebig, weil namentlich die noch zahlreich vorhandenen Wölfe dem Aufkommen des Wildstandes hinderlich waren. Die Jagdpachtgelder warfen daher nicht viel mehr als 3000 Thlr. zur Domänenkasse ab.

Unmittelbar nach der Okkupation wurde auch im Netzedistrikt die sogenannte Salzkonskription der übrigen Provinzen, d. h. die Verpflichtung eines jeden Untertanen zur Abnahme einer bestimmten Quantität Salz, eingeführt. Später wurde jedoch diese odiöse Einrichtung wieder aufgehoben und dafür Salzfaktoreien eingeführt, und zwar zwischen der Brahe und Netze für Coctursalz, hinter diesen Flüssen aber für Seesalz; Bromberg mußte ausnahmsweise Seesalz nehmen.

Von industriellen Anlagen konnte in einem Lande, das keine Metalle und Kohlen in seinem Schooße barg, keine Rede sein. Nur zu Inowrazlaw wurde eine unbedeutende Salpetersiederei errichtet und dem Hauptbergerwerks- und Hüttendepartement des Generaldirektoriums unterstellt. Eine zu Bromberg angelegte königliche Niederlage versah die Provinz mit Eisen und Kupfer und setzte jährlich für etwa 60 000 Thlr. ab; auch der Kalkdebit stand derselben zu, ohne daß jedoch dieser regal gewesen wäre, da jeder auf seinem Gute nach Belieben Kalk brennen konnte.

Auch der Stempel gelangte alsbald zur Einführung und ergab bei der Prozeßsucht der polnischen Bevölkerung und dem stets vielfachen Besitzwechsel, namentlich der großen adeligen Güter, einen ansehnlichen Ertrag.

Eine bedeutsame Erweiterung und Verbesserung erfuhr namentlich auch das Postwesen. Die sehr wohltätige Anstalt kannte man in Westpreußen kaum;[1]) denn es gab nur zwei Verbindungen

[1]) „Der Verkehr in der dortigen Gegend lag so darnieder, daß bei der Besitznahme Brombergs in der dortigen Postkasse nicht der geringste Bestand vorhanden war; es war, wie der Postmeister dem Besitznahme-Kommissarius anzeigte, in den letzten Jahren nicht einmal so viel eingenommen worden, daß das Gehalt des Postmeisters (50 Thlr. von der Bromberger und 104 Thlr. von der Thorner Station) hatte gedeckt werden können, und es war daher schon über drei Jahre nichts an das polnische Kronpostamt abgeliefert worden". Meisner. S. 270.

dieſer Art hier, nämlich von Danzig einerſeits nach Elbing, anderſeits nach Thorn. Dagegen in Ermland beförderten Reit- und Fußpoſten, welche durch eine Steuerumlage von der Geſamtheit der Einnahme erhalten wurden, portofrei die Briefe. Bereits am 20. Juni 1772 hatte der König Befehl zur Einführung der Poſten der neuen Provinz gegeben und dabei drei Hauptzwecke bezeichnet, die erreicht werden ſollten, nämlich die beſte Verbindung zwiſchen Oſtpreußen, Pommern und der Mark, die Belebung der Korreſpondenz und des Verkehrs in Weſtpreußen und die Iſolierung des polniſchen Poſtamts in Danzig. Dem Werke ſtanden keine geringe Schwierigkeiten entgegen: die ſchlechten Wege, die Unſicherheit der Straßen, die Entlegenheit der Ortſchaften in den öden Landſtrichen, deren es nur zu viele gab. Es war ferner nicht leicht, bemittelte und betriebſame Poſthalter, ordentliche Poſtillone und Unterbeamte, geeignete Räumlichkeiten für Poſtämter und Poſthaltereien zu erlangen. Aber der feſte Wille beſiegte jedes Hemmnis, und mit dem Gelde war die Poſtverwaltung nicht ſparſam, indem ſie für dieſen Zweck 70 000 Thaler anwies. Der Staatsminiſter von Derſchau reiſte mit dem Poſtmeiſter Uhl aus Fehrbellin ſelbſt nach dem polniſchen Preußen und entwarf die Grundzüge der neuen Einrichtung. Fünf der fähigſten Poſtmeiſter wurden dann nach Berlin gerufen und begaben ſich von hier, mit umfaſſenden Inſtruktionen verſehen, nach Weſtpreußen, wo ſie unter der Leitung Uhls, welcher zum Oberpoſtdirektor ernannt worden war, die neuen Linien errichteten. Der Hauptweg von Berlin nach Königsberg verfolgte die Richtung, welche die Oſtbahn heute einnimmt; in Dirſchau vereinigte ſich mit ihm von Stolp her der zweite große Poſtzug, der anderen Linien nicht zu gedenken. Zu Vorſtehern der wichtigeren Poſtämter wurden tüchtige Poſtmeiſter aus den älteren Landesteilen erwählt und geübte Poſtſekretäre den Offizieren beigegeben, die zu Poſtmeiſtern an weniger bedeutenden Orten ernannt wurden.

In Berlin und Königsberg arbeitete man in den Werkſtätten und Druckereien angeſtrengt, um die notwendigen Wagen, Dienſtkleider und Druckſachen zur rechten Zeit fertig zu machen. Sechshundert Pferde mußten beſchafft werden; wo es vor der Hand nicht gelang, Poſtfuhrunternehmer zu gewinnen, übernahm der Staat die Poſthaltereien. Die Entfernungen wurden feſtgeſetzt und die Poſttaxen für jeden Ort entworfen, die Vorkehrungen für

den Uebergang über die Weichsel und Nogat getroffen, die Etats und Kautionen reguliert, die Bestellungen ausgefertigt, und 14 Tage, nachdem die Beamten in Tätigkeit getreten waren, am 1. Oktober, öffneten sich an allen bedeutenderen Orten die Schalter, und die preußischen Postwagen rollten auf allen Hauptstraßen.[1])

Die Accise gelangte nur in den größeren Städten nördlich der Netze, südlich derselben nur in den Städten Filehne und Czarnikau zur Einführung. Die Ausdehnung der Accise über die kleineren Städte würde bei der ziemlich kostspieligen Verwaltung keinen oder doch nur einen unbedeutenden Reinertrag geliefert haben; südlich der Netze aber unterblieb die Einführung, weil dort ein nicht unbeträchtlicher Handel mit Polen getrieben und Defraudation und Schmuggel nur unter Aufbietung eines zahlreichen Aufsichtspersonals hätte vermieden werden können. Uebrigens blieben die letztgenannten Städte nicht ganz accisefrei, indem sie die Konsumtionsaccise ebenso wie die Städte nördlich der Netze entrichten mußten. Die Accise sollte nach dem königlichen Befehl „mit aller Behutsamkeit ohne Störung des Commerz und zur Beförderung der Manufacturen" eingeführt werden. Mit der Zeit, als Gewerbe und Handel aufblühten, erweiterte sich die Zahl der accisbaren Städte. Die Erhebung fand in den Städten durch besondere „Accisenbediente" statt, die Hauptverwaltung stand anfänglich der Kammer zu, bis der König sie ihr wegen Erzielung zu geringer Einnahmen durch Kabinetsordre vom 11. August 1773 durch den Geheimen Finanzrat de la Haye de Launay abnehmen ließ.

In die Accisekasse flossen auch die Gefälle der an der Netze errichteten Zollämter. Die Zölle hatten neben ihrem Hauptzweck, eine unmittelbare Einnahmequelle für den Staat zu bilden, zugleich noch bei dem herrschenden Handelssystem die Bestimmung, dem Verkehr bestimmte Richtungen zu geben, und waren deshalb zugleich auch nach diesem letzteren Gesichtspunkt eingerichtet. Die Acciseämter unterstanden der Provinzial-Accise- und Zolldirektion zu Fordon, wo der sehr einträgliche Weichselzoll erhoben wurde. Die Accise- und Zollgefälle ergaben im Jahresdurchschnitt 80—90,000 Thlr., der Weichselzoll allein gegen

[1]) Reimann, Neuere Geschichte des Preuß. Staates. I. S. 545—47.

250,000 Thlr., und er hätte noch mehr eingebracht, wenn nicht Elbing gegen Danzig so sehr begünstigt worden wäre, indem alle nach dem ersten Platz gehenden Waren vier Prozent weniger an Zoll zahlten, als die nach Danzig verladenen. Die Kaufleute erhielten ein Verzeichnis der Waren zugestellt, die als Kontrebandsachen zu betrachten wären; gleichzeitig aber gewährte man ihnen eine neunmonatliche Frist, damit sie sich durch Verkauf oder auf andere Weise nach und nach solcher Waren entledigen könnten. Außer dem Fordoner Weichselzoll sollten die Schiffe, welche durch das neue Fahrwasser nach Danzig oder von hier nach dem Meere segelten, noch einen zweiten Zoll entrichten. Der Gewinn war beträchtlich, und Friedrich freute sich, daß Domhardt, damit von den Gefällen nichts verloren ginge, sogleich daselbst einen Einnehmer und Kontrolleur bestellt hatte. Wie wunderte und ärgerte man sich in Danzig, als alle die Abgaben, welche bisher auf der städtischen Zollkammer entrichtet worden waren, vom Könige von Preußen gleichfalls verlangt wurden! Aber dieser befahl, es sollte davon nicht das Mindeste nachgelassen werden. Er meinte, wenn der Danziger Magistrat und besonders die Kaufmannschaft sehen werde, daß man hierbei dreist und ernstlich zu Werke gehe — und er forderte das auf das entschiedenste von Domhardt, — alsdann werde man sich zur Zahlung schon verstehen. Den Bedrängten blieb es allerdings freigestellt, die Hafengefälle noch einmal bei sich zu erheben; aber zugleich ließ Friedrich ihnen erklären, er werde nicht mehr, als was in Danzig sonst erlegt worden sei, in Elbing fordern. Er besaß außerdem die Vorstädte Schottland, Stolzenberg, Schetlitz und Langfuhr. Um nun seinen Anstalten und Einrichtungen das nötige Gewicht zu geben, befahl der König dem General von Stuttenheim, zwei Garnisonbataillone dorthin zu legen und davon eine Abteilung von 100 Mann nebst 6 Kanonen an den Hafen, wo ein Wachthaus erbaut werden mußte, zu schicken. Aber das schien ihm noch nicht genug. „Bei dieser Zollerhebung wird, wie ich leider sehe," schrieb er drei Tage später, „viel zu saumselig und nachsichtig verfahren, als daß ich solches länger zu dulden gemeint sein könnte." Deshalb trug er der General-Accise- und Zolladministration auf, sofort einen guten Direktor dahin zu senden, welcher sich dieses Geschäftes mit mehr Eifer und Nachdruck annehmen würde. Er bezeichnete dann,

wo Batterie und Zollhaus errichtet werden sollten. Aber bereits war ein Bericht von Domhardt unterwegs, aus welchem der König mit Vergnügen erfuhr, daß die Gefälle zu erfolgen anfingen. Gleich darauf kamen die Regiebeamten und übernahmen die Zollerhebung am Danziger Fahrwasser. Zum Commissarius loci in den von Preußen besetzten Vorstädten von Danzig hatte Domhardt einen Geheimen Rat Tietz vorgeschlagen, aber Friedrich mochte das wegen der Einfalt und Dummheit des Mannes nicht zugeben, sondern verlangte, daß Domhardt dazu ein anderes, munteres, jedoch der dortigen Umstände kundiges Subjekt ausfindig machen sollte.

Mit der Feststellung der Kontribution war inzwischen Roden weit vorgeschritten. Am 15. Dezember 1772 hatte derselbe die Bewohner der neuen Provinz von dem, was geschehen sollte, bereits in Kenntnis gesetzt und ihnen zugleich angezeigt, daß dasjenige, was sie etwa verschwiegen, vom Staat eingezogen werden sollte; 50 General- und 131 Spezialfragen, die schon im voraus festgestellt worden waren, mußten beantwortet werden. Am 24. September begann das Geschäft in Ermeland, darauf kam Elbing, Marienburg, Kulm und Pommerellen an die Reihe, den Beschluß machte der Netzebezirk. Die Besitzer mußten ihre Originaldokumente dem Kommissarius vorlegen und beglaubigte Abschriften bei den Akten zurücklassen; auch wurden sie bei dieser Gelegenheit nochmals an den Nachteil erinnert, welchen ein Verschweigen für sie haben würde. Nach geschehener Aufnahme gab der Oekonomiebeamte sein Gutachten über die Aussaat und den Ertrag des Ackers ab, und hierauf verfertigte der Kommissarius einen Anschlag, wie viel das Gut oder das Dorf zahlen könnte; die darauf haftenden Ausgaben, als Zins, Dienste, Decem, wurden abgezogen und von der überbleibenden Summe die Kontribution bei den Bauern mit 33⅓ Prozent festgesetzt. Die katholischen Edelleute klassifizierte man zu 25 Prozent, den evangelischen dagegen erließ der König 5 Prozent. Die Klöster und Stifter endlich mußten, wie in Schlesien, 50 Prozent geben. „Unsere Bischöfe behalten 24,000 Thaler Rente, die Aebte 7000," schrieb Friedrich Ende Februar an Voltaire; „die Apostel hatten nicht so viel. Man setzte sich mit jenen so auseinander, daß man sie der weltlichen Sorgen entlediget, damit sie, ohne sich zu zerstreuen, trachten können, das himmlische Jerusalem, welches ihr wahres

Vaterland ist, zu gewinnen." Am Ende des Monats April, also nach 31 Wochen, war die ganze Klassifikation beendigt und das Kataster fertig.

Das Vermessungs- und Abschätzungsgeschäft zur Aufstellung der Kataster für die Grundsteuer wurde nach den königlichen Vorschriften bis zum 3. Juni 1773 beendet, und begann darnach sofort die Erhebung. Von der Errichtung dieser Steuer waren nur ausgenommen die zu den Pfarreien gehörigen Hufen bis zum Maximum von vier und die Liegenschaften der Hospitäler und Armenhäuser. Aller übrige Grundbesitz mit Einschluß der königlichen Domänen war steuerbar. Personen, welche nicht in accisebaren Städten lebten und keinen Grundbesitz besassen, wurden nach ihrem sonstigen Vermögen und Einkommen verhältnismäßig zur Kontribution herangezogen. Das Prinzip bei der Einschätzung war das der Herstellung einer vollständigen Steuergleichheit, so daß bei Zusammenrechnung aller Leistungen ein Jeder eine gleiche Quote von seinem Reineinkommen dem Staate zu entrichten hatte.

Eine eminente Tätigkeit entfaltete Friedrich der Große für die Hebung des tief gesunkenen Handelsverkehrs des neu erworbenen Landes. Die wichtigste Maßregel auf diesem Gebiet ist die Anlegung des die Netze mit der Brahe, also die Oder mit der Weichsel verbindenden Kanals zwischen Nakel und Bromberg, nachdem der Gedanke einer solchen Anlage den König schon vor der Besitzergreifung des Landes aufs lebhafteste beschäftigt hatte. Die technische Leitung des Baues hatte der Landbaumeister Jawein aus Rügenwalde[1]), der schon die Vorarbeiten gemacht, der neumärkische Baudirektor Hahn und der Bauinspektor Dornstein zu Müllrose; die Oberaufsicht führte Brenkenhof. Der Kanal hat eine Länge von drei Meilen, eine Breite von 5 Ruthen und eine Tiefe von 3½ Fuß. Das Gefälle beträgt nach der Weichsel zu 63′ 1″ und machte die Anlage von 10 Schleusen erforderlich, die zunächst von Holz und erst später massiv ausgeführt wurden. Bis zur gänzlichen Vollendung des Werkes verflossen 3 Jahre; in der ersten Zeit arbeiteten 6000 Mann — meist aus Sachsen,

[1]) Vor Jawein hatte schon ein gewisser Malachowski den Plan eines Kanalbaues zwischen Netze und Brahe verfolgt, aber denselben aus Geldmangel und technischer Unkenntniß wieder fallen lassen.

Anhalt, Böhmen und Thüringen, wo damals Hungersnot herrschte — Tag und Nacht daran; doch hatte der König schon 1775 die Freude, beladene Oderkähne auf seiner neuen Schöpfung schwimmen zu sehen. Die Kosten des Baues beliefen sich auf über 700,000 Thlr., ungerechnet das Holz aus der Tucheler Haide. Die Kähne konnten 4 bis 600 Ztr. laden, durften aber nach dem Tarif höchstens 24 Wispel schwer laden; jeder Kahn gab, ohne Rücksicht auf die Größe der geladenen Fracht, 5 Thlr. Schleusengeld, für die Rückfracht die Hälfte. Trotzdem mußte jährlich zu den Verwaltungs- und Unterhaltungskosten zugeschossen werden.

Zugleich ließ der König die Netze von Driesen bis Nakel hinauf und die Küddow von Schneidemühl bis Usch schiffbar machen, so daß man jetzt aus Pommern, Schlesien und der Mark zu Wasser nach Danzig und Elbing gelangen konnte, ohne die Ostsee zu berühren. Alsbald entwickelte sich ein lebhafter Verkehr auf der neu angelegten Wasserstraße. Namentlich nahm die Holz- und Getreideausfuhr, sowohl aus dem Netzedistrikt als auch aus dem polnischen Hinterland nach Stettin und Berlin einen ungeahnten Aufschwung. In erster Linie kam dieser der Stadt Bromberg zu gute. Im Jahre 1792 berichtet ein Reisender: „man sollte diese Stadt kaum für dieselbe halten, wenn man sie jetzt mit dem Zustand vergleicht, in welchem sie ehemals gewesen und von dem Augenzeugen, die sie nach und nach emporsteigen sahen, nie genug erzählen können.“ Eine Menge hoher, massiver Häuser entstand teils auf königliche Kosten, teils mit königlicher Beihilfe. Eine Zuckerraffinerie wurde schon 1773 angelegt; weiterhin entstanden mit königlicher Unterstützung eine holländische Oel- und Perlgraupenmühle, Rot- und Weißgerbereien. Die Bauhandwerker mußte man anfangs aus Berlin und noch weiter her auftreiben. Im Jahre 1783 hatte Bromberg schon 2562 Einwohner exkl. Garnison. Ein anderes den Wohlstand des Landes mächtig hebendes Unternehmen war die Senkung des Goplo-Sees; mehrere tausend Morgen Wiesen und Aecker wurden mit dem verhältnismäßig geringen Kostenaufwand von 70 000 Thlr. dem See abgewonnen.

Eine besondere Sorgfalt wurde den arg herabgekommenen Städten zugewendet. Von den 48 Städten waren 14 königlich, 27 adelig, 7 kirchlich. Zu den ersten zählten: Bromberg, Fordon,

Schulitz, Gniewkowo, Zastrow, Inowrazlaw, Kruschwitz, Exin, Nakel, Schneidemühl, Kamin, Budsin, Usch und Deutsch-Krone; zu den zweiten: Labischin, Rynarzewo, Margonin, Schubin, Bartsch, Pakosch, Gembitz, Vandsburg, Zempelburg, Lobsens, Krojanke, Flatow, Miasteczko, Radolin, Schönlanke, Schloppe, Märkisch-Friedland, Filehne, Czarnikau, Chodziesen, Samotschin, Gollantsch, Mrotschen, Wilcyn, Wirsitz, Wissek, Witkowo; zu den dritten Gonsawa, Poln. Krone, Kwieciszewo, Mogilo, Strelno, Wilatowo, Zein. Schönlanke, Filehne zählten über 1700—1800 Einwohner, Czarnikau, Schneidemühl, Chodziesen über 1500 Seelen, von den übrigen keine über 1000; Kruschwitz, die alte Königsstadt der Piasten, gar nur 57 Einwohner.[1])

Zuvörderst wurden in allen diesen Städten nach dem Reglement vom 13. September 1773 die Magistrate neu eingerichtet. Sie erhielten ihre eigene Kämmereiverwaltung, deren Etatsaufstellungen aber von der landesherrlichen Zustimmung abhängig waren. Die Jagd- und Fährgerechtigkeit auf ihrem Grund und Boden verblieb ihnen. Die Statuten und Privilegien der Zünfte und Innungen wurden durch Kabinetsordre vom 17. Dezember 1772 nach den in den alten Provinzen darüber bestehenden Vorschriften neu geordnet. Dem Aufblühen aller dieser Orte waren namentlich zwei Umstände hinderlich gewesen: das Uebergewicht des jüdischen Elements in der städtischen Bevölkerung und der Wegfall des Getränkebebits, da jeder adlige Gutsherr und Beamte auf den königlichen Gütern das Recht hatte, Branntwein zu brennen, Bier zu brauen und auszuschenken. Aber auch sonst wurden auf dem Lande die meisten bürgerlichen Arbeiten betrieben, so daß den Städten fast nichts übrig blieb als Detailhandel, Tuchmacherei,[2]) Färberei und einige andere wenig einträgliche Gewerbe. Der König bestimmte daher, daß alle Gewerbetreibenden, mit Ausnahme von Schmieden, Stell- und Rademachern, Zimmerleuten, Schuhflickern, Leinewebern, Schneidern, wenn letztere Küster waren, Hökern mit Theer, Thran, Oel, Licht, Seife, Schwefel, Leinen und Schnür-

[1]) Beheim-Schwarzbach S. 194.

[2]) Sie wies namentlich in Schönlanke, Jastrow und Schneidemühl eine gewisse Blüte auf.

band, Nadeln und Essig, soweit sie noch auf dem platten Lande wohnten, in die Stadt ziehen sollten. Auch die Bierbrauereien und Branntweinbrennereien sollten allmälig auf dem Lande gänzlich eingehen, neue nur in den Städten erbaut werden dürfen. Die Einrichtung und möglichste Ausdehnung der Manufakturen in den Städten betrachtete der König nicht nur als beste Erwerbsquelle für diese selbst, sondern auch, weil dadurch die Konsumtion zunahm, als das geeignetste Mittel, den Absatz des Getreides gewinnbringender zu machen. Daher sollten für die Begründung neuer gewerblicher Unternehmungen vornehmlich solche Ortschaften ausgewählt werden, welche in Gegenden mit bisher schlechtem Absatz für das Getreide und daher niedrigen Preisen desselben lagen, um so mehr, da hier dann auch die städtischen Gewerbetreibenden wohlfeiler leben und dadurch billiger produzieren könnten. Weiter sollte bei der Auswahl der Städte die Leichtigkeit des Absatzes der Industrieprodukte, namentlich nach Polen hinein, als entscheidendes Moment berücksichtigt werden. Für die Bevorzugung der einzelnen Branchen hatte die Nachfrage im eigenen Land und in Polen als entscheidend zu gelten. Zur Ermittlung derselben mußten die Warenverzeichnisse des Zollamts zu Fordon genau studiert werden. Zunächst wurden immer Einrichtungen für die inländische Herstellung der nach jenen Ausweisen am meisten begehrten Artikel getroffen, soweit das Land die dazu nötigen Rohstoffe hervorbrachte oder sie leicht vom Auslande beschaffen konnte. Die Einführung der gleichen Artikel aus dem Auslande wurde darauf, sobald die einheimische Produktion den Bedarf nur einigermaßen deckte, verboten. Dazu traten Ausfuhrverbote für die von dem inländischen Gewerbe benötigten Rohstoffe ein. Die Kabinetsordre vom 30. Oktober 1772 setzte eine neunmonatliche Frist fest zum Verkauf aller derjenigen fremden Waren, die dem inländischen Gewerbe eine gefährliche Konkurrenz zu machen geeignet waren. Die Ausfuhr von Wolle und Garn und die Einfuhr von fremden Wollen-, Seiden-, Halbseiden- und Baumwollenwaren und anderen Zeugen wurde zugunsten der inländischen Fabriken gänzlich untersagt. Die Errichtung gewerblicher oder Handelsunternehmungen wurde von der Bewilligung der königlichen Behörden abhängig gemacht.

Zur Wiederaufrichtung des städtischen Gewerbes wurden zahlreiche Handwerker und Arbeiter von auswärts berufen.[1]) Das königliche Baukomptoir in Berlin erhielt den Auftrag, namentlich Bauhandwerker aus Sachsen, Thüringen und Franken kommen zu lassen. Im gleichen ging dem Stadtpräsidenten und dem Magistrat der Residenz der Befehl zu, durch die in Berlin ansäßigen Meister tüchtige Gesellen von auswärts her verschreiben zu lassen. Die Gewerke versprachen das zu tun, aber sie bezweifelten, ob Fremde nur gegen freies Bürger- und Meisterrecht, das etwa 5 Thlr. kostete, zu einer solchen Reise sich entschließen würden, und sie hielten es für besser, wenn man den ausländischen Gesellen, die wöchentlich in Berlin eintrafen, des Königs Absicht bekannt machte und ihnen zu ihrer Einrichtung eine Beihilfe von 25—30 Thlr. verspräche. Friedrich ging aber auf diesen Vorschlag nicht ein, sondern erklärte nur, daß die fremden Handwerker noch andere Begünstigungen zu erwarten hätten, da er in den westpreußischen Städten neue Bauten nach und nach würde ausführen lassen. Da Wolle und Felle die wichtigsten Rohprodukte des Landes waren, auch sehr wohlfeil aus Polen bezogen werden konnten, so kam es insbesondere auch auf die Einrichtung und Vermehrung der Tuchmachereien, Wollwebereien, Gerbereien und der übrigen Lederindustriezweige an. Einen besonders gangbaren Artikel gaben wollene Schärpen ab, wie sie die

[1]) Eine sehr lehrreiche Statistik über die Zahl der Handwerker u. s. w. in den Städten des Netzedistrikts zur Zeit der Besitzergreifung durch Preußen gibt Beheim-Schwarzbach a. a. O. S. 224—225:

Tuchmacher: 833 (in Schönlanke allein 220)
Schuhmacher: 760
Schneider: 173
Töpfer: 161
Bäcker: 113
Schmiede: 113
Brauer: c. 100
Kürschner: 95
Böttcher: 89
Tischler: 75
Rademacher: 53
Zimmerleute: 52
Leinweber: 50
Fischer: 34
Schlosser: 32
Fleischer: 29 (!)
Tuchscheerer: 26
Riemer: 23
Maurer: 22
Färber: 19
Drechsler: 15
Krämer: 13
Fuhrleute: 12
Seiler: 12
Apotheker: 10 (!)
Siebmacher: 8
Stellmacher: 8
Barbiere: 7
Hutmacher: 7
Organisten: 7
Chirurgen: 5 (!)
Musiker: 5
Lohgerber: 5
Tabakspinner: 5
Garnweber: 3
Posamentiere: 3
Kupferschmiede: 3
Handschuhmacher: 3
Goldschmiede: 3
Aerzte: 2 (!) Heute sind im Reg.-Bez. Bromberg 142 Aerzte.
Orgelbauer: 2
Steuerleute: 2
Kammacher: 2
Stubenmaler: 2
Sattler: 2
Bildhauer: 2
Uhrmacher: 1
Schornsteinfeger: 1
Seifensieder: 1
Perrückenmacher: 1
Gelbgießer: 1
Glaser: 1
Schwertfeger: 1

Polen zu tragen liebten. Unterm 11. November 1772 erging ein Ausfuhrverbot für inländische Wolle und bewollte Felle. Kein Jude sollte bei harter Geld- und Leibesstrafe sich unterfangen, inländische rohe oder gesponnene Wolle aus erster Hand von einem Fabrikanten oder sonst noch bewollte Felle von den Schlächtern, Gerbern, Kürschnern usw. aufzukaufen, es wäre denn, daß in der Gegend sich kein anderer Abnehmer fände, in welchem Falle die Juden sie zwar einhandeln dürften, aber sofort dem nächsten Acciseamt darüber Anzeige erstatten mußten, auch nur an Wollfabrikanten oder zum Wollverlag autorisierte Faktoren gegen billigen Gewinn abliefern sollten. Sodann sollte bei Strafe der Konfiskation oder nach Befinden des Verlustes der Pferde und Wagen keine Rohwolle nach Danzig und Thorn oder anderswohin außer Landes verkauft werden. Keiner, der nicht mit einer Kammerkonzession versehen war, sollte auf dem platten Lande Wolle aufkaufen, vielmehr sollten sämtliche Einsassen ihre Wollvorräte auf die städtischen Wollmärkte zum Verkauf bringen. Ein ähnliches Ausfuhrverbot erging am 24. November für rohe Häute und Leder. Keine fremden oder einheimischen Kaufleute, am wenigsten aber Juden, sollten rohe Häute aufkaufen oder außer Landes verkaufen; dieselben durften nur an inländische Lederarbeiter verkauft werden; der Export des gegerbten Leders war dagegen freigegeben.

Daneben gelangten andere Gewerbe in Aufnahme. In Bromberg wurde eine Zuckersiederei, eine holländische Oel- und Perlgraupenmühle, eine Eisen-, Stahl- und Kupferfaktorei und verschiedene Fabriken zur Anfertigung von wollenen und anderen Stoffen eingerichtet. Die neu ankommenden Handwerker erhielten eingerichtete Wohnungen und Werkstätten und eine Reihe anderer Vergünstigungen. Sämtliche Industriezweige genossen außerdem staatliche Geldsubventionen.

Unterm 24. Januar 1774 wurde für die neu erworbene Provinz eine Handwerks-Ordnung erlassen, die den doppelten Zweck verfolgte, einmal die abgelebten Formen der alten Zunftverfassung zu beseitigen und sodann gewisse allgemeine Richtpunkte für die künftige Gestaltung des Handwerkskorporationswesens festzustellen. Sämtliche bisher unter den Handwerkern, Meistern und Gesellen aufgerichteten Artikel, Gebräuche und Gewohnheiten, soweit sie der

für das Königreich Preußen erlassenen Handwerks-Ordnung von 1733 entgegen sind, werden als aufgehoben erklärt und den einzelnen Zünften anbefohlen, ihre Zunftrollen an die Kriegs- und Domänenkammer abzuliefern. An die Stelle der alten Handwerksordnungen sollen künftig von Amtswegen für jedes Handwerk besondere Privilegien auf Grund der neuen allgemeinen Handwerks-Ordnungen erlassen werden, und werden die einzelnen Gewerke aufgefordert, sich deshalb bei der Kriegs- und Domänenkammer zu melden. Die gewöhnlichen Zusammenkünfte der Gewerke werden von nun an nur alle halbe Jahre gestattet. Jedem Gewerbe soll behufs Aufsichtsführung ein Beisitzer aus dem Magistrat zugeordnet werden. Die üblichen Zunftschmäuse sollen künftighin ganz in Wegfall kommen. Wenn ein Geselle Meister werden will, muß er vorerst den Regimentsabschied beibringen, weiter den Bürgerrechts-, Geburts- und Lehrbrief, sodann den Nachweis, daß er einige Jahre gewandert hat. Die Verheiratung mit einer Meistertochter und die Geburt als Meisterssohn berechtigen zu keiner Verminderung des Meistergeldes. Unangetastet bleibt die Einrichtung des Meisterstückes. Jeder Handwerksmeister kann sich Gesellen halten, so viel er will. Uneheliche Kinder, sowie Kinder, deren Eltern einem für unehrlich gehaltenen Beruf angehören (Stadtknechte, Gerichtsdiener, Turm-, Holz- und Feldhüter, Totengräber, Nachtwächter, Bettelvögte, Gassenkehrer, Schäfer u. dgl.) dürfen nicht mehr vom Handwerk zurückgewiesen werden usw.

Außerordentlich viel geschah für den Wiederaufbau der Städte und deren bessere Ausstattung. Kirchen, Schulen, Rathäuser, Wohnhäuser wurden gebaut, das Armen-, Feuerlösch- und Reinigungswesen wurde organisiert, beziehungsweise verbessert. Zur Aufbesserung des städtischen Verkehrs und Vermögens wurden regelmäßige Jahr- und Wochenmärkte eingerichtet und Militär-Garnisonen in die bedeutenderen Plätze gelegt. So erhielt beispielsweise Bromberg vier Jahrmärkte. „Man muß suchen," schrieb der König dem Kammerdirektor v. Gaudi, „den Polen bei Fordon alles ihr Korn und andere Produkte abzukaufen, und zwar in der Art, wie es die Danziger machen, und ihnen dagegen das, was sie brauchen und von Danzig holen, dort und zu Bromberg zu verschaffen, besonders die Art Wollenwaren und die Art Wagen, wie sie solche gern haben." Das Berliner Maß und Gewicht wurde eingeführt

und damit der Buntscheckigkeit, die in dieser Beziehung zu polnischer Zeit geherrscht hatte, ein Ende gemacht. Um der Bettelei zu steuern, welche sehr überhand genommen, sollte der Oberpräsident auf Anlegung einiger Arbeiterhäuser in unbenutzten Schlössern bedacht sein, wo dergleichen liederliches Volk dem Staate nutzbar gemacht werden könnte. Der König versprach ihm eine in Schweden erfundene Maschine zu senden, mit deren Hilfe die besten Suppen aus Knochen mit sehr geringen Kosten und weniger Feuerung bereitet werden könnte; bei öffentlichen Armenanstalten und in Schulen ließe sich davon Gebrauch machen.

Zur Förderung der Gesundheitspflege wurde für jeden Kreis wenigstens ein Physikus bestellt, in den Städten Apotheken errichtet und die Niederlassung von Badern und Feldscherern veranlaßt. Beim Ausbruch epidemischer Krankheiten ließ der König durch das Berliner Obermedicinal-Kollegium ausgearbeitete Verhaltungsvorschriften bekannt machen, namentlich auch von den Kanzeln ablesen, „überdem auch noch denen einfältigen Leuten durch die Geistlichen auf dem Lande noch eigentlicher erklären."

Ein Hauptaugenmerk richtete Friedrich auf die Besserung des landschaftlichen Kreditsystems, das er ganz auf den in den alten Provinzen geltenden Fuß einrichtete. Bekanntlich waren es die Leiden des siebenjährigen Krieges, durch welche namentlich der ländliche Grundbesitz in die tiefste Verschuldung geraten war, gewesen, die den großen König zur Aufrichtung eines Kreditsystems veranlaßten, durch das der Zinsfuß vermindert und der Wert der Güter gesteigert werden sollte. Der Erfolg war ein äußerst günstiger gewesen. 1777 fand nun diese Einrichtung auch in Westpreußen und im Netzedistrikte Eingang. Der König schenkte ein Kapital von 200,000 Thlr. als Grundstock. Der leitende Gedanke dieser neuen Kreditbank war der, daß sämtliche Besitzer adliger Güter sich gegenseitig dahin verpflichteten, für alle regelmäßig aufgenommenen Anlehen gegenseitig solidarisch haften zu wollen. Die Darlehenszinsen zu 4½% bezahlte der Schuldner pünktlich an die Direktion der Kreditbank, bei Strafe der Exekution und Sequestration seiner Güter, die Direktion aber in halbjährigen Raten mit 4% an die Gläubiger; das übrig bleibende halbe Prozent diente zur Bestreitung der Verwaltungskosten. Zu diesem Behufe wurde ein Generallandschaftskollegium mit einem Präsidenten, einem

Generallandschaftsdirektor, zwei Landschaftsräten, welche zugleich Repräsentanten der Landschaft waren, einem Syndikus und dem nötigen Kanzleipersonal bestellt. Den Präsidenten ernannte der König, der Direktor und die Räte wurden alle drei Jahre von den Deputierten der Stände mit Stimmenmehrheit gewählt und auf den Vorschlag des Präsidenten vom Könige bestätigt. Dieselben mußten von Adel sein, das Provinzialindigenat und Vermögen, womöglich Güter haben. Die Subalternen ernannte die Direktion. Die Geschäfte sollten kollegialisch erledigt werden. Alle halbe Jahre tritt die Generallandschaft zusammen; ihre Beschlüsse unterliegen der Bestätigung des Präsidenten. Unter der General-Landschafts-direktion stehen die Departementsdirektionen. Der Sitz der ersteren sollte ursprünglich in Graudenz sein, wurde aber dann nach Bromberg gelegt. Jährlich einmal versammelt sich ein aus den Bevollmächtigten der Departements-Kollegien zusammengesetzter engerer Ausschuß zur Revidierung der Rechnungen, Untersuchung der Beschwerden über die General-Landschaftsdirektion, Regulierung der Vorlagen zum Generallandtag usw. Die Provinz Westpreußen war in 4 Departements geteilt: in das Alt-Schottländische, bestehend aus dem Dirschauer, Stargarder Kreise und Pomerellen, das Marienwerder'sche, bestehend aus den Kreisen Marienwerder, Kulm, Michelau und Marienburg, das Bromberg'sche mit den Kreisen Bromberg, Inowrazlaw und Konitz, und das Schneidemühl'sche mit den Kreisen Kamin und Deutsch-Krone. Die beiden letzten Departements waren wegen der zahlreichen in ihnen liegenden Herrschaften und Güter die wichtigsten. Die Provinzial-Landschaftsdirektionen setzten sich zusammen aus einem Direktor, zwei Räten, einem Syndikus usw. und versammelten sich halbjährlich zur Beschlußfassung wegen der zu erteilenden Pfandbriefe. Der Landschaftsdirektor und die Räte wurden von den Ständen des Departements auf 3 Jahre gewählt. Zur Kontrolle der Landschaftsdirektionen wurden die Departementskollegien bestimmt, die aus zwei von den kreiseingesessenen Landständen gewählten Deputierten bestehen und sich jährlich zweimal versammeln sollten.

Neben der Errichtung einer landwirtschaftlichen Kreditbank sind für die Besserung der Grundbesitzverhältnisse die Einführung der Hypothekenbücher und eines geordneten Konkursverfahrens von Wichtigkeit geworden. Das Erbrecht wurde vereinfacht, so daß die

Erbteilung gleich nach dem Tode des Erblassers vor sich gehen konnte. Außerdem wurden Veranstaltungen getroffen, Depositen-, Pupillen- und Kirchengelder sicher und nutzbringend bei der Bank oder hypothekarisch unterzubringen. Der Verkauf adliger Güter an Bürgerliche wurde prinzipiell freigegeben, wodurch wiederum eine beträchtliche Wertsteigerung derselben eintrat. Den Gutsbesitzern, welche in Polen Wojwoden oder Castellane waren, gestattete Friedrich auch fernerhin die Teilnahme an den Senatssitzungen zu Warschau, untersagte dagegen den Eintritt der Vasallen in fremde Dienste ohne seine lehnsherrliche Genehmigung, wie er es auch nur sehr ungern sah, daß der größte Teil des polnischen Adels seine Renten meist im Auslande verzehrte, und durch allerhand Maßnahmen dieser Gewohnheit, der er direkt nicht entgegentreten konnte, wenigstens indirekt zu begegnen versuchte. So sollte die Vorausbezahlung der Pacht auf Jahre hinaus aufhören; denjenigen Gutsbesitzern, die sich nicht da aufhielten, wo sie den meisten Grundbesitz hatten, wurde mit Vorenthaltung aller Vergünstigungen gedroht, schließlich der Aufenthalt in Polen geradezu untersagt.

Für die ersten zwölf Jahre sollten keine militärischen Aushebungen stattfinden. Nach Ablauf dieser Frist wurde für die ganze Provinz eine Kantoneinteilung für 4 Regimenter Infanterie und 4 Garnisonbataillone, für 1 Husarenregiment und für die Verstärkung der Artillerie um 1000 Mann, wozu für den Kriegsfall die Einberufung von 6000 Artillerieknechten vorgesehen war, getroffen. Die Gesamtziffer der an jedem Termin auszuhebenden Mannschaften belief sich ohne Hinzurechnung jener letzteren auf 6600 Mann. Das Heer erhielt in Folge der Erwerbung Westpreußens einen Zuwachs von 5 Füsilierregimentern, 3150 Mann Garnisontruppen, einem Husaren- und einem Artillerieregiment, wodurch die Gesamtstärke im mobilen Zustande um 25,200 Mann vermehrt wurde. Die barbarische Strenge des Dienstes veranlaßte einen großen Teil der Cantonisten, sich ihrer Dienstpflicht durch die Flucht zu entziehen, so daß sich der König veranlaßt sah, den Aushebungskommissionen möglichste Schonung und Vorsicht bei ihren Geschäften anzuempfehlen. Als Domhardt einmal dem Könige Anzeige von der gewaltsamen Art der Anwerbung machte, welche sich die Regimenter erlaubten, um auf eine wohlfeile Art zu ihren Rekruten zu kommen, dankte ihm Friedrich für die Nachricht und

befahl, ohne zu ſagen, wie er zu der Kunde gelangt wäre, der Militärbehörde ſehr ernſtlich, den Mißbrauch ungeſäumt abzuſtellen. Zahlreiche Befreiungen vom Militärdienſt machten gleichfalls den Uebergang von der alten polniſchen Mißwirtſchaft zu der neuen preußiſchen Zucht weniger fühlbar. Befreit waren alle feſt Angeſeſſenen, die zwei älteſten Söhne von Vätern mit einem Vermögen von mindeſtens 6000 Thlr., die Kaufleute der größeren Handelsplätze und die Mennoniten (letztere gegen eine beſtimmte Abgabe).

Eine die alten Provinzen beſonders drückende Einrichtung war die ſogenannte Regie. Da dem großen König die Verwaltung der indirekten Steuern durch die einheimiſchen Behörden nicht einträglich genug erſchien, ſo war dieſelbe im Jahr 1766 franzöſiſchen Beamten, eben der genannten Regie, übergeben worden. Zwar wurden jetzt die Abgaben auf Getreide aufgehoben, dagegen die ſonſtigen notwendigen Lebensmittel, wie Fleiſch, Bier, Wein, mit immer ſteigenden Steuern belegt. Tabak und Kaffee wurden zu Staatsmonopolen erklärt und letzterer mit einer bis 250% ſeines Wertes ſteigenden Steuer belegt; um den Schmuggel zu verhüten, durften nur die königlichen Verkaufsſtellen Kaffee brennen. Dieſe Regie trat nun in Weſtpreußen gleichfalls für die erſten zwölf Jahre nicht in Kraft.

Die Lage der Juden beſſerte ſich unter dem neuen Regime, trotzdem Friedrich II. ein vielfach ausgeſprochenes Mißtrauen gegen ſie hegte[1] und ſie für Schädiger und Verderber des Volkswohlſtandes hielt[2]. Zu Anfang jeden Jahres mußten daher die Kam-

[1]) Aus einer Cabinetsordre vom 17. April 1771: „— — da Wir einestheils vor die Juden überhaupt eben nicht portirt ſind, anderntheils aber derſelben Handel dem Lande ſchon zu nachtheilig finden, als daß Wir ſelbige noch mit Gelegenheiten zur Einſchleppung der Contrebande und zum Schleichhandel begünſtigen könnten".

[2]) Cabinets-Ordre vom 15. September 1772: „Betteljuden und dergleichen ſich herumtreibendes Corps ſollen weder in denen Städten, noch auf denen ſelbſt adelichen Dörfern geduldet, und viel weniger ſelbigen auf dem platten Lande zum Nachtheil der ſtädtiſchen Nahrung Handlung zu treiben geſtattet, vielmehr mit ſelbigen hierunter ſchlechterdings wie mit denen Juden in Dero übrigen Provinzen gehalten werden. Was bemittelte Juden ſind, worunter nur ſolche, die Eintauſend Thaler an eigenthümlichen Vermögen beſitzen, verſtanden wiſſen wollen, denen können unter eben den hier im Lande gewöhnlichen Conditionen und wornach ſich die Kammer beim General-Directorio ganz eigentlich und genau zu erkundigen hat,

mern Tabellen über den Normalstand der Juden einreichen. 4000 derselben, welche in Westpreußen „bettelnd oder das Landvolk bestehlend" umherzogen, ließ er nach und nach über die polnische Grenze bringen[1]). Der Handel mit rohem Leder und Garnzeugen war ihnen seit 1764 im ganzen Umfang der Monarchie verboten, und schon früher hatte man ihnen den Handel mit Wolle und wollenen Waren untersagt. Durch Special-Ordre vom 29. Januar 1774 wurde diese Beschränkung auch auf die westpreußischen Juden ausgedehnt. Ebenso entzog ihnen eine königliche Ordre vom gleichen Jahre den Handel mit fremden Wollen-, Seiden- und Baumwollenwaren. Ebensowenig gestattete ihnen Friedrich das Wohnen auf dem platten Lande; „denn sie kultivieren nicht das Land, sondern treiben commerce, und das gehört in die Städte. Auf dem Lande soll kein commerce, sondern Ackerbau getrieben werden, sonsten ist das eine verkehrte Wirtschaft". Verpachtungen von Brauereien und Brennereien an Juden auf dem Lande sollte die Kammer sogleich aufheben und dieselben zu den Aemtern schlagen. Ueberhaupt ging der große König von dem Grundsatz aus, den Städten Gewerbe und Handel, dem platten Lande die Bestellung des Bodens als Nahrungszweige zu sichern. So schreibt er den 10. April 1777: „wie nun nicht zu leugnen steht, daß sowohl in denen Städten als auch auf dem platten Lande dortiger Provinz noch verschiedene Etablissements geschehen und vorgenommen werden können, so habt

---

Schutz-Privilegia ertheilt und selbige damit nach die Grenzstädte, die Netze und Drewenz entlang verwiesen, mitten im Lande müßen aber dergleichen nicht etablirt werden. Sonst aber sollen selbige zu allen denen andern jüdischen Familien im Lande obliegenden Abgaben und Praestandis gleichfalls gehalten sein. Mit fremden Waaren, selbst in denen Vorstädten bei Danzig, muß selbigen zu handeln nicht erlaubt sein, und ist es anjetzo, da nunmehr Preußen mit denen übrigen Provinzen ein zusammenhängendes Land ausmacht, überhaupt eine fehlerhafte Einrichtung, wenn zum Nachtheil derer Landes-Fabriken, die die Waren in eben der Güte und Qualité als die auswärtige verfertigen und liefern, mit fremden Waaren besonders von denen Juden zu handeln nachgegeben wird".

[1]) Edict der Marienwerder'schen Kammer vom 1. März 1773: „das keine Bettel- und dergleichen sich herumtreibendes Judengesindel weder in den Städten, noch auf denen selbst adelichen Dörfern geduldet, nochweniger ihnen auf den platten Lande zum Nachtheil der städtischen Nahrung Handel zu treiben gestattet werden soll". Alle auf Staroftei-, adeligen oder geistlichen Gütern angesetzenen Juden werden demgemäß aufgefordert, sich alles Hausirens zu enthalten und sich binnen zwei Monaten aus dem Lande zu begeben, zu solchem Ende sich von ihren Besitz-

Ihr Euch auch vorzüglich angelegen ſein zu laſſen, in denen Städten nützliche ouvriers, Fabrikanten und Profeſſioniſten und auf dem platten Lande mehrere Ackerwirte und Handarbeiter zu engagieren und die Population dadurch von Zeit zu Zeit zu vermehren, allermaßen es nicht fehlen wird, daß dergleichen Leute Nahrung, Verdienſt und Unterhalt gewiß finden werden, wie Ihr durch dergleichen Etabliſſements Euch bey Unſerer höchſten Perſohn vorzüglich diſtinguiren werdet".

Alsbald nach der Beſitznahme wurde durch Patent vom 28. September 1772 und durch Regierungs-Inſtruktion vom 21. September 1773 feſtgeſetzt, nach welchem Recht in den einzelnen Teilen Weſtpreußens verfahren werden ſollte. „Da in den Diſtrikten an der Netze" — heißt es darin — „nie andere als polniſche Rechte eingeführt geweſen, und dieſelben, weder was den Adel daſelbſt betrifft, an dem jure terrestri nobilitatis Prussiae correcto, noch überhaupt dieſe Diſtrikte an dem blos aus Preußen ſich originierenden und recipirt geweſenen Kulmſchen Rechte jemalen einigen Antheil gehabt, ſo iſt daſelbſt in judicando in Ermangelung eines anderweitigen polniſchen Statutenrechtes die Sammlung der Statuten und Conſtitutionen des Johannis Herburthi de Fuhlstein, auf welche ſelbſt in Polen in allen Judiciis rekurriret zu werden pflegt, hauptſächlich dergeſtalt zum Grunde zu legen, daß danach in allen vor dem 28. September 1772 vorgekommenen und vollzogenen Negotiis regulariter

---

tümern, welche ſie nicht mitzunehmen Willens ſind, nachdem ſie die darunter begriffenen Waaren bei dem nächſten Acciſeamt verſteuert und ſiegeln laſſen, „zu debarrassiren und letztere in Paqueten etc. ebenmäßig vom Acciſeamt zur Vorbeugung der Hauſirerey beym Abzuge verſiegelt mitzunehmen. Sollten ſich indeß unter ihnen einige finden, welche im Stande ſind, ein eigenes erweisliches baares Vermögen von 1000 Thlr. im Handel mit inländiſchen Fabriquen, beſonders ſeidenen, halbſeidenen und wollenen Waaren anzulegen, ſo ſind Se. K. Majeſtät nicht abgeneigt, dergleichen vermögenden Juden unter eben den Bedingungen und Abgaben, unter denen in übrigen königlichen Landen ſich verſchiedene Juden-Häuſer höchſt Dero beſonderen Schutzes zu erfreuen haben, beſondere Schutz-Privilegia zum Etabliſſement vorlängſt der Netze und Drewentz, nicht aber mitten im Lande zu ertheilen". Wer kein ſolches Vermögen nachweiſen könne und nach Ablauf von 2 Monaten ohne Schutzbrief auf Weſtpreußen angetroffen werde, würde über die Grenze gebracht werden; im Wiederbetretungsfall ſollten ſie gebrandmarkt und zurückgetrieben werden. Durchreiſende Juden mußten Geleitzettel auf den Ort ihrer Beſtimmung löſen, ihre mitgeführten Waaren unter Plombeverſchluß legen laßen und durften nur auf der geraden Straße wandern u. ſ. w.

zu erkennen, doch mit der Einschränkung, daß, wenn jemand die Abstellung einer oder der anderen darin enthaltenen Constitution agendo vel excipiendo allegirt und sich deßhalb auf eine anderweite spätere Constitution, Reichstags-Conclusum und andere rechtsbeständige Verordnung bezieht oder auch nur nonusum vel observantiam in contrarium anführt und sich dabey zum Beweis der Existenz derselben sowohl als der Reception einer neueren der älteren derogirenden Constitution erbietet, demselben solches nicht zu verschneiden sei; welches auch alsdann stattfindet, wenn jemand aus den Städten sich auf das daselbst recipierte oder introducirte Magdeburgsche Recht beziehet, in welchem Fall besonders derselbe denjenigen passum aus demselben, den er für sich anführt, sowol quoad existentiam als receptionem zu erweisen schuldig ist. Wobey schließlich, obgleich die Ostpreußischen Rechte und besonders das preußische Landrecht de anno 1721 mit diesem District in keiner Verbindung gestanden, wir doch um so weniger Bedenken tragen, dasselbe und in subsidium das römische Recht in den Fällen, wo die besondern Statutar-Rechte schweigen, auch allhier pro jure subsidiario zu bestimmen, da was in der Gegend, allwo das sächsiche Recht zu den ältesten Zeiten angenommen gewesen, nach der von Zeit zu Zeit erfolgten Reception des juris communis Romani aus denselben beybehalten worden, in dem Preußischen Landrecht am vollständigsten sich gesammelt findet." Weiter sind nun alle diejenigen Gesetze und königlichen Edicte, welche künftighin gesetzliche Kraft haben sollen, aufgeführt. Der Netzedistrict kam dabei insofern schlecht weg, weil er nicht die Existenz und Giltigkeit eines geschriebenen polnischen Rechtes nachweisen konnte, wovon die nächste Folge die war, daß überall, wo die in der Herburtschen Sammlung enthaltenen Statuten und Constitutionen nicht ausreichten, das preußische Landrecht zur Anwendung gebracht wurde. Namentlich das Erbrecht erfuhr auf diese Weise eine totale Umgestaltung. Während nach polnischem Rechte die Haustöchter nicht in den Immobiliar-Besitz succediren konnten, sondern mit Geld abgefunden werden mußten — welche Entschädigung aber den vierten Theil der an die Brüder gefallenen Erbschaft nicht übersteigen durfte — succedirten nach preußischem Landrechte die Töchter durchaus zu gleichen Theilen mit den Söhnen. Eine andere Eigentümlichkeit des polnischen Rechtes war das Güterrückfallrecht. Die Güter kamen nicht leicht aus dem Besitz

einer Familie, außer wenn keine Söhne vorhanden waren, in welchem Falle die Töchter erbten. Nach deutschem Recht wurde ein ohne Hinterlassung von Geschwistern gestorbener Sohn von der überlebenden Mutter beerbt, in Polen aber succedirte der nächste männliche Seitenverwandte. Auch in diesem Punkte mußte das neue deutsche Recht eine gewaltige Revolution herbeiführen. Noch in anderen Beziehungen wich das alte polnische Recht von dem neuen preußischen Landrecht ab. Der polnische Gatte mußte seiner Ehefrau den Brautschatz auf schuldenfreie Güter verschreiben, daneben die sogenannte Reformationssumme, welche dem Brautschatz gleichkam und von welcher die Frau die Zinsen für die Dauer ihres Lebens genoß, dazu häufig noch ein Gegenvermächtnis in einfacher Schuldform aussetzen. Starb der Mann, so blieb die Wittwe überdies auf den Gütern desselben sitzen, so lange sie lebte, konnte sich wieder verheiraten und brauchte den Kindern erster Ehe, weil sie Nutznießerin des gesammten Vermögens war, nichts herauszugeben. Nach preußischem Recht konnte dagegen der Ehemann allgemeines Lebtagsrecht verschreiben, die Kinder mußten ihren Pflichtheil unverkürzt erhalten. Nach polnischem Recht konnte der Brautschatz niemals verloren gehen, da der Gatte denselben nicht erheben konnte, wenn er nicht vorher eine gleich große Summe als Hypothekenschuld hatte eintragen lassen. Eine totale Aenderung erlitt durch die Einführung des preußischen Landrechts das Concursverfahren. Concursprozeße im deutschrechtlichem Sinne waren den Polen unbekannt; der Schuldner mußte bezahlen, so lange er etwas hatte. Erhoben mehrere Gläubiger zugleich Anspruch auf ein Gut, so wurde das Prioritätsverfahren eingeleitet; jedoch konnte das Gut öffentlich nicht ohne Zustimmung des Schuldners verkauft werden. Der Schuldner declarirte seinen Vermögensstand, die Gläubiger liquidirten ihre Forderungen und wurden nach einer bestimmten Ordnung der Schuldverschreibung in die Güter immittirt: war der erste befriedigt, so rückte der zweite u. s. w. herauf; die ausfallenden bis zum jüngsten hatten das Recht, die ihnen vorausgehenden Gläubiger auszukaufen, sämmtliche Gläubigerrechte auf sich zu concentriren. In jedem Falle aber konnte der Gläubiger an dem Gute seines Schuldners nur Pfandbesitz erwerben; der Schuldner konnte jeden Augenblick seine Güter wieder einlösen. Niemals konnte ein Gut herrenlos werden, da der Staat kein ab-

liges Gut einziehen und die Qualität desſelben verändern durfte. Fand ſich kein näherer Erbe für ein ſolches vor, ſo wurde der ſogenannte Caduzitäts-Prozeß eingeleitet, d. h. es wurden Alle, die nur in irgend einem, wenn auch noch ſo entfernten Verwandtſchaftsgrade zum Erblaſſer ſtanden, aufgefordert, dieſes Verhältnis nachzuweiſen. Erſt wenn ſich Niemand meldete, durfte das Gut — nicht etwa eingezogen werden, ſondern vom Könige mit Zuſtimmung des Reichstages wieder einem andern polniſchen Edelmann verliehen werden. Auf die Erhaltung des adeligen Grundbeſitzes zweckte überhaupt die ganze polniſche Geſetzgebung ab; daher konnte auch Niemand teſtamentariſch über Immobilien disponiren, ſondern mußte dieſelbe immer den Inteſtaterben überlaſſen.

Auch bezüglich der Gerichtsverfaſſung begann mit dem Eintritt der preußiſchen Herrſchaft eine neue Aera für das occupirte Land. In den Städten des Netzedistriktes galt nach den ihnen bei ihrer Gründung erteilten Privilegien das Magdeburgiſche Recht; Verwaltung und Rechtspflege handhabten der Magiſtrat, bezieh. das Schöffengericht. Die Mitglieder dieſer Kollegien waren aber faſt ausnahmslos des Leſens und Schreibens entweder gar nicht oder doch nur mangelhaft kundige Ackerbürger und Handwerker. Die Wahl unterlag in den königlichen Städten der Beſtätigung durch den Staroſten, in den grundherrlichen der durch den Grundherrn. Adelige und Juden waren von der ſtädtiſchen Gerichtsbarkeit eximirt. Von den ſtädtiſchen Gerichten ging der Inſtanzenzug in den königlichen Städten an die Staroſtei- (Grod-) Gerichte, in den Mediatſtädten an die Grundherrſchaft. Das ſtadtgerichtliche Verfahren war ein völlig formloſes, zumeiſt mündliches. Adelige und Juden unterſtanden den königlichen Gerichten, in erſter Inſtanz den Staroſteigerichten Auf dem platten Lande lag die Gerichtsbarkeit in den Händen der Grundherren, nur in den nach deutſchem Rechte angelegten Dorfſchaften hatte der Schulze eine gewiſſe Gerichtbarkeit.

Schon vor der Beſitzergreifung des Landes hatte Friedrich dem zum künftigen Praeſidenten des neuen Hofgerichts in Marienwerder auserſehenen Grafen Finkenſtein eine Reihe von Generalprincipien inbezug auf die Ordnung der Rechtspflege übergeben. Die wichtigeren lauteten folgendermaßen: In den Städten bilden die Magiſtrate, auf dem Lande die daſelbſt anzuſtellenden Juſtizbeamten die erſte Inſtanz, die zweite iſt das Hofgericht zu Marienwerder,

von wo nur an das Tribunal in Berlin als dritte Instanz appellirt werden kann. Die polnische Rechtspflege hört mit Eröffnung des Hofgerichts auf, und damit die preußischen Gesetze zur Kenntnis des Landes gelangen, muß der Praesident desselben einen Auszug davon so kurz und so deutlich als möglich machen, solchen dem Großkanzler von Fürst einschicken und, nachdem ihn dieser gutgeheißen, in lateinischer, polnischer und deutscher Sprache drucken lassen und dem Lande bekannt machen. Das bisherige Verfahren zwischen Edelleuten und den Bauern hört gänzlich auf, und es ist einem jeden Untertan erlaubt, mit Uebergehung des Gerichts seiner Grundherrschaft bei dem Landes-Justizcollegium Recht zu nehmen. Keine bischöfliche Verordnung und keine päpstliche Bulle darf ohne Vorwissen und Bewilligung der Justiz bekannt gemacht werden. Den Praelaten, Aebten und überhaupt den katholischen Geistlichen muß man sehr auf die Finger sehen, daß sie ihre Gerechtsame nicht mißbrauchen und zur Ungebühr ausdehnen. Scheidungsgesuche von Edelleuten verschiedener Religion gehören vor das Hofgericht, welches sich aber schlechterdings nicht in diejenigen mischt, wo beide Eheleute sich zur katholischen Religion bekennen u. s. w.

Vom 28. September 1772 datirt das „Notifications-Patent betreffend die Einrichtung des geistlichen und weltlichen Justizwesens" in den neu erworbenen Landesteilen. Der König erklärt am Eingang dieser ewigdenkwürdigen Urkunde, daß er es „für eine Unserer den wenigsten Aufschub leidenden oberlandesherrlichen Pflichten halte, daß nunmehr Recht und Gerechtigkeit in diesem Lande einem jeden ohne Ansehen der Person widerfahre und dasselbe eben derjenigen unparteiischen und kurzen Rechtspflege teilhaftig werde, deren sich alle unter Unserm Scepter und Schutz stehende Völker und Untertanen zu erfreuen haben. Wir können nicht ferner das Wohl Unserer nunmehrigen in Unsern landesväterlichen Schutz genommenen Unterthanen der weltbekannten und in öffentlich gedruckten Schriften Polnischer Geschichtsschreiber selbst abgeschilderten, tumultuarischen und aller rechtschaffenen unpartheyischen Rechtspflege widerstreitenden Procedur und Gewalt der bisherigen Gerichte, sie haben Namen, wie sie wollen, es sey Land-Gerichte, Judicia terrestria, Grod-Gerichte, Judicia castrensia, Palatinalia und Vice-Palatinalia, Judicia quaerularum, Judicia capitanealia

Schloß-Hauptmannenliche, Bischöfliche oder Dohm-Capitular-Gerichte und anderer dergleichen Gerichte, überlassen; sondern Wir heben hiemit und Kraft dieses alle diese Gerichte und deren bishero exercirte Gerichtsbarkeit und Gewalt, ohne Unterschied der Sachen, sie betreffen allgemeine Landes-, Hoheits- oder Privat-Rechte, in dieser obbemeldten Unserm Scepter nunmehro unterworfenen Provintz und Districten völlig auf". Alle ferneren Appellationen an die Speciallandtagsgerichte, an den Landtag, an das Oberlandgericht, an das Petrikauische Tribunal, an die Assessorial-Gerichte, an das Relationsgericht oder an das Hoflager des Königs von Polen sind für die Zukunft verboten. Alle bisherigen Gesetze und Verordnungen in Justizsachen, sie betreffen die Rechte selbst oder das gerichtliche Verfahren, werden für aufgehoben erklärt. Da der größte Teil des neu erworbenen Gebietes schon früher mit dem Königreich Preußen einerlei Recht und Verfassung gehabt hat, so werden die Gesetze und die Justizverfassung desselben auf die neu erworbenen Lande ausgedehnt. Demnächst wird die Competenz der Verwaltungs- und Justizbehörden dahin fixirt, daß alle die Verwaltung der Staatseinkünfte und die Aufsicht der Landespolizei betreffenden Sachen den Finanz- und Kammerbehörden nach Maßgabe des Gesetzes vom 19. Juni 1749 reservirt bleiben, während zur Wahrnehmung aller übrigen geistlichen und weltlichen Angelegenheiten (Publica, Landeshoheits-, Geistliche und Justizsachen), welche im Königreich Preußen der Regierung, dem Tribunal, dem Hofgericht, dem Pupillencollegium und dem Consistorium unterstehen, ein Oberhof- und Landesgericht in Marienwerder bestellt wird. Zu der Competenz desselben sollten speciell gehören: die Correspondenz mit den Nachbarn, Landesgrenzsachen, die Oberaufsicht auf die einem jeden Religionsverwandten ungestört zu verstattende Gewissensfreiheit und Religionsübung und auf den Clerus, besonders daß keine päpstliche Bulle oder bischöfliche Verordnung ohne vorherige Einholung des landesherrlichen Placets publizirt werde. Der katholischen Kirche soll ihre geistliche Gerichtsbarkeit verbleiben, doch wird jede Ausdehnung derselben auf nicht rein geistliche Sachen untersagt; auch Ehesachen, wenn beide Gatten katholisch sind, sollen ihr verbleiben. Von den bisherigen Untergerichten des Landes bleiben nur die adeligen Patrimonial- und die Magistratsgerichte der Städte bestehen, doch dürfen beide nur mit

examinirten und verpflichteten Justizbeamten besetzt werden. Neben diesen Patrimonial- und Stadtgerichten sollen noch andere Untergerichte bestellt werden: bis dies geschieht, handhabt das Obergericht zu Marienwerder auch die Gerichtsbarkeit der niederen Instanzen, durch Bestellung von Gerichtscommissionen. Für Realklagen wird das forum rei sitae ohne Unterschied der persönlichen Qualität des Eigentümers oder Besitzers, für Personalklagen dagegen das forum privilegiatum des Beklagten als competent erklärt. Zu diesen mit eigenem Gerichtsstand privilegirten Personenklassen gehören vorerst alle Militärpersonen, die nur bei den Militärgerichten belangt werden können, sodann die königlichen Beamten und Bediensteten, die Adligen und die Geistlichen. Für die Handhabung der Criminal-Gerichtsbarkeit wird das Oberhofgericht als die allein zuständige Gerichtsbehörde erklärt; lediglich die Instruction des Prozeßes und der Entwurf des Erkenntnißes kann durch die Untergerichte — aber auch nur unter Zuziehung zweier geschworener Beisitzer — behandelt werden; die Urteilsfällung erfolgt ausschließlich durch das Criminal-Collegium des Oberhofgerichtes. Die deutsche Sprache wird als die Geschäftssprache der Gerichte erklärt. „Allen Unsern getreuen Unterthanen stehet zwar der Weg selbst zu Unserm Thron offen; und Wir werden nach unserer landesväterlichen allgemeinen Sorgfalt für die Wohlfahrt eines jeden keinen, der mit Recht sich beschweret, ungehöret und hilflos lassen. Es muß aber diese Wohlthat nicht durch ungegründete Beschwerden, noch weniger durch Vorbeygehung des einem jeden offen stehenden Weges, seine Beschwerden zuförderst bey dem unmittelbaren Vorgesetzten anzubringen, gemißbrauchet werden." Der Instanzenzug geht von den Untergerichten an das Oberhofgericht und von diesem in dazu qualifizirten Sachen an das Obertribunal in Berlin. „Wir selbst oder unser Etats-Ministerium geben keine Entscheidungen, so die Kraft einer richterlichen Tendenz haben". In Criminalsachen sollen stets nur zwei Instanzen zulässig sein.

Zwei Punkte des Notifikationspatentes verdienen noch eine besondere Erwähnung. In Polen wohnte neben einer zügellosen Freiheit eine barbarische Knechtschaft; aber in dem Lande, welches nun preußisch geworden war, sollte der Adel empörende Gewalttätigkeiten nicht mehr ausüben dürfen. Daher erfuhren die Pa-

trimonial- und städtischen Gerichte eine Einschränkung. „Wir können das Leben und die persönliche Sicherheit unserer Unterthanen einem von diesen Gerichten zu fällenden Urtheil nicht aussetzen", hieß es in dem Patent, „sondern es müssen die Akten mit dem Entwurf des Erkenntnisses jederzeit an unser Ober- Hof- und Landesgericht eingeschickt werden, welches die Urtheile abfaßen wird". Im Gegensatz zu der verufenen polnischen Rechtspflege wurde ferner den neuen Untertanen verkündet: „gleichwie wir eine besondere Aufmerksamkeit auf das Leben und die persönliche Freiheit aller unserer Untertanen haben, so kann derselben keiner mit einer etwas wichtigen Leibes-, Gefängniß-, Zuchthaus-, Festungs- und allerwenigsten aber Lebensstrafe belegt werden, ohne daß nach den verschiedenen Graden dieser Strafen entweder unser Staatsministerium oder wir selbst das Erkenntniß bestätigt haben."

Die Beilage enthielt einen wertvollen Wegweiser für den Juristen und kann auch noch heutigen Tages mit Nutzen von jedem gebraucht werden, welcher die Rechtsverfaßung des preußischen Staates unter Friedrich dem Großen studiren will. Sie gibt zuerst die Sammlungen an, wo die verschiedenen Gesetze zu finden sind. Weiterhin belehrt sie über das Verfahren in geistlichen Sachen. Von den kanonischen Rechten heißt es, daß sie Geltung hätten, soweit sie sich in Ländern anwenden ließen, die einer protestantischen Herrschaft unterworfen seien und soweit sie der Landeshoheit in geistlichen Sachen nicht entgegen ständen. Der bei weitem größte Teil der Beilage gab die Abweichungen an, welche das preußische verbesserte Landrecht vom Jahre 1721 im Laufe der Zeit erfahren hatte; danach war nur ein einziger Abschnitt, nämlich das dritte Buch, welches von dinglichen Rechten handelte, die jemandem über Hab- und Gut zustehen, ganz unverändert geblieben.

Die hauptsächlichsten Gesetze, welche durch das vorstehend skizzirte Organisations-Patent in dem Netzedistrikt zur Einführung gelangten, waren folgende:

1) Das verbeßerte Landrecht des Königreichs Preußen[1]) (d. h. Ostpreußens) vom Jahre 1721, als Grundgesetz,

---

[1]) Dieses Landrecht war wieder eine Bearbeitung des ostpreußischen Landrechts von 1685, das wieder eine solche des ostpreußischen Landrechts von 1620 darstellte. Das Landrecht von 1727 beruhte im Wesentlichen auf dem römischen Recht.

2) die bei der Justizreorganisation im Königreich Preußen (1751) erlassenen Instruktionen mit den beigegebenen Sporteln-, Sportel-Kassen-Reglements, Deposital- und Pupillen-Ordnungen,
3) der Codex Fridericianus Marchicus von 1748 für das Gerichtsverfahren,
4) die schlesische Hypothekenordnung von 1750,
5) der erste Theil des Corpus Juris Fridericiani von 1748 für Ehe- und Vormundschaftssachen,
6) das preußische Seerecht vom 1. Dezember 1727,
7) die Strandordnung für das Königreich Preußen vom 10. November 1728.

Drei Grundsätze von den wichtigsten Folgen wurden seitdem zur Geltung gebracht. Einmal waren fortan die königlichen Landesgerichte für Jedermann zugänglich, um dort sein Recht zu suchen, sodann hörte jede Ungleichheit vor dem Gesetze wegen confessioneller Verschiedenheit auf, und fürs dritte fand nicht die geringste Einmischung der Regierungsgewalt in den Gang der Prozesse und die Entscheidungen der Gerichtshöfe statt.

Die Organisation der Gerichtsbehörden übertrug der König unter dem 21. September 1773 dem Großkanzler von Fürst. Als höchstes Gericht von ganz Westpreußen wurde die Regierung zu Marienwerder eingesetzt. Unter derselben gab es während der ersten Jahre fünf Landvogteigerichte für die nicht der Gerichtsbarkeit der städtischen und grundherrlichen Patrimonialgerichte oder der Domänenjustizämter unterstehenden Personen, darunter je eines in Lobsens (seit 1775 in Schneidemühl) und Bromberg. Nachdem dieselben 1782 aufgehoben worden waren, wurde für den Netzedistrikt als oberstes Landesgericht das Hofgericht zu Bromberg bestellt. Dasselbe setzte sich zusammen aus 1 Präsidenten, 1 Direktor, 8 Räten, einer nicht näher bestimmten Zahl von Assessoren, Referendaren und Auskultatoren, die hier sich für den praktischen Justizdienst vorbilden sollten, ferner 1 Kanzlei-Direktor, 2 Sekretären, 1 Ingrossator, 3 Registratoren u. s. w. Im ganzen belief sich das Personal auf ungefähr 50. Landes-, Lehens- und geistliche Sachen gehörten nicht zur Kompetenz des Hofgerichtes, dagegen bildete dasselbe die ordentliche Instanz für alle Rechtssachen des Adels, der Geistlichkeit und der übrigen eximierten Personen, ausgenommen

Eheſachen, wenn beide Teile der katholiſchen Religion angehörten, in welchem Falle das katholiſche Konſiſtorium kompetent war. Die Untergerichte waren teils Stadtgerichte, teils kombinierte Patrimonial- oder Kreisgerichte, teils Domänen-Juſtizämter. Von den erſteren gab es ſechs: Bromberg, Inowrazlaw, Strzelno, Deutſch-Krone, Jaſtrow und das Stadtgericht der vier kombinierten kleinen Städte Mogilno, Znin, Wilatowo und Kwieciszewo. Die Städte Gonſawa und Kruſchwitz wurden zu Strzelno geſchlagen. Die übrigen Städte erhielten keine beſonderen Stadtgerichte, ſondern wurden mit den nächſtbelegenen Patriomonialgerichten verbunden, ſo jedoch, daß die Gerichtsbarkeit in jeder Stadt unter der Bezeichnung Stadtgericht verwaltet wurde. Kombinierte Patrimonialgerichte wurden errichtet in Fordon, Inowrazlaw, Labiſchin, Exin, Nakel, Lobſens, Zempelburg, Krojanke, Flatow, Schneidemühl, Margonin, Czarnikau, Schönlanke, Märkiſch-Friedland und Filehne; Domänen-Juſtizämter zu Bromberg, Inowrazlaw, Nakel und Schneidemühl.

Eine beſondere Vorſicht erheiſchte die Behandlung der kirchlichen Angelegenheiten des neuerworbenen Gebietes. Das Land war angefüllt mit Klöſtern der verſchiedenſten Orden. Kloſter- und Weltgeiſtliche vertraten durchgängig den national-polniſchen Standpunkt und übten durch Beichtſtuhl und Unterricht einen gewaltigen Einfluß auf den Adel ſowie auf die Maſſe des niederen Volkes aus.

Zur Zeit der Beſitzergreifung fanden ſich folgende Orden im Netzedistrikt vertreten: Jeſuiten (Bromberg), Karmeliterinnen (Bromberg), Bernhardinerinnen (Bromberg), Klariſſinnen (Bromberg), Auguſtiner (Wiſſek), Bernhardiner (Gollantſch, Gorka bei Lobſens), Benediktiner (Mogilno), Karmeliter (Markowitz in Kujavien, Exin), Ciſterzienſer (Polniſch-Krone), Dominikaner (Znin), Franziskaner (Inowrazlaw), Reformaten (Labiſchin, Pakoſch), Prämonſtrantenſerinnen (Strelno).[1])

Die Grundſätze, nach welchen der König die Verhältniſſe der katholiſchen Kirche ordnete, griffen allerdings tief in deren bisherige Rechte und Beſitztitel ein, aber dennoch ſehen wir darnach den hohen Klerus des Landes eine durchaus freundliche Haltung gegen den

[1]) Beheim-Schwarzbach S. 244.

König beobachten. Gleich nach der Beſitznahme zog Friedrich die ſämtlichen geiſtlichen Beſitzungen[1]) mit Ausnahme „derer geringen und Dorfpfaffen“ als Staatsgut ein, damit ſie, wie ihren bisherigen Eigentümern bedeutet werden ſollte, „durch deren Bewirtſchaftung nicht distrahiert und von ihren geiſtlichen Verrichtungen um ſo weniger behindert werden möchten.“ Dafür ließ er ihnen jährlich 50 % in Geld von dem Reinertrage auszahlen, welcher durch die Klaſſifikations-Kommiſſion bei ihrer erſten Abſchätzung feſtgeſtellt worden war. So weit ſich der Ertrag ſpäter vergrößerte, kam der Mehrgewinn dem Staate zu gute. Lag hierin auch eine Schmälerung der Einnahmen des Klerus, ſo hatte er anderſeits in der Tat dadurch den Vorteil, jeder Sorge um die Wirtſchaftsangelegenheiten überhoben zu ſein und über ein von den Schwankungen der Bodenrente unabhängiges, von allen direkten Abgaben freies, beſtimmtes Jahreseinkommen zu verfügen. Auch die Liegenſchaften und das bewegliche Vermögen des Jeſuitenkollegiums zu Bromberg zog der König ein, nachdem dieſer Orden durch Clemens XIV. aufgehoben worden war. Die durch die Abtretung politiſch von ihren Bistümern und Dekanaten getrennten Pfarreien beließ der König gleichwohl in ihrer kirchlichen Zugehörigkeit zu denſelben. Die geiſtliche Gerichtsbarkeit wurde auf eine geringe Anzahl von Fällen beſchränkt: Amtsvergehen der katholiſchen Geiſtlichen, Streitigkeiten in inneren kirchlichen Dingen und Eheſcheidungsprozeſſe, wenn beide Teile katholiſch waren. Für die geiſtlichen Erlaſſe war vor der Publikation die Genehmigung der Juſtizbehörden einzuholen. Bezüglich der Verminderung der Feiertage wurde ein Einverſtändnis mit der Curie erzielt, dahingehend, daß es in dieſem Punkte wie in Schleſien gehalten werden ſolle. In allem Uebrigen beließ der König der katholiſchen Kirche ihre volle Selbſtändigkeit, was nicht wenig zu dem guten Einvernehmen beitrug, das während ſeiner ganzen Regierung nicht nur zwiſchen ihm und dem Klerus, ſondern auch zwiſchen der katholiſchen und proteſtantiſchen Bevölkerung obgewaltet hat. So bot der katholiſche Propſt in Kwieciszewo 1785 dem evangeliſchen Prediger ſeine eigene Wohnung zur Abhaltung des Abendmahls an, und in Brom-

[1]) Die größte Zahl der Güter (17) hatte das Domkapitel von Kujavien, das Kapitel in Kruſchwitz 15, die Benediktiner in Mogilno 16, das Kapitel zu Gneſen und der Erzbiſchof-Primas von Gneſen je 13. Beheim-Schwarzbach a. a. O.

berg gab die katholische Bevölkerung bei der Einweihung der neuerbauten evangelischen Kirche durch ihre ganze Haltung dabei einen deutlichen Beweis ihrer Zuneigung zu den evangelischen Mitbürgern.

Eine wie weitgehende Toleranz überhaupt der große König auch in den neuen polnischen Erwerbungen übte und förderte, davon hier nur ein Beispiel. In der Gegend von Inowrazlaw fanden sich viele Moräste und andere Plätze, welche urbar gemacht und mit Kolonisten besetzt werden sollten. Weil es aber an Menschen fehlte, meinte der König, „es wäre schon recht, wenn sich die jetzt an der polnischen Grenze aufhaltenden türkischen Tataren dort niederlassen wollten. Ich würde sie in Kriegszeiten zu Soldaten gebrauchen, und in Friedenszeiten sollten sie ruhig bei den Ihrigen bleiben. Ihr habt Euch demnach alle Mühe zu geben, wie Ihr solche hereinziehet. Ich will ihnen auch Moscheen bauen und allen Schutz angedeihen lassen und sie überhaupt wie meine übrigen Untertanen behandeln." Die Bromberger Kammer hat ohne Zweifel diese Befehle befolgt. Am 13. August schrieb Friedrich an Voltaire, daß er mit 1000 mohamedanischen Familien in Unterhandlung stehe, denen er Wohnungen und Moscheen verschaffen wolle. „Wir werden dann," schrieb er weiter, „religiöse Waschungen haben und Illih Allah singen hören, ohne uns darüber zu ärgern." Indessen findet sich keine Spur einer solchen Einwanderung; ohne Zweifel sind also die Unterhandlungen gescheitert.

Ganz gering war die Zahl der lutherischen Kirchen im Lande. Noch 1788 zählte Holsche nur 36 Pfarrer.

Am 14. Juni 1772 schreibt der König an den Kammerpräsidenten Domhardt zu Königsberg: „Ich habe bei meiner Durchreise durch Polnisch-Preußen observiert, daß auf dem Lande gar keine Schulanstalten vorhanden sind".[1]) Unmittelbar nach der Besitznahme Westpreußens bezeichnet er in einem Briefe an d'Alembert die Sorge für die Erziehung als einen wichtigen Gegenstand, welchen die Fürsten nicht vernachlässigen sollten, und die er bis

[1]) Nur in den deutschen lutherischen Ortschaften fanden sich durchgängig Schulen vor. Die Schulhalter, meist Handwerker im Hauptamt, hatten oftmals das Recht, in Ermangelung eines evangelischen Geistlichen Gottesdienst zu halten, ja manchmal sogar zu taufen, zu trauen und zu beerdigen. Beheim-Schwarzbach S. 255.

auf das platte Land ausdehne. „Je älter man wird, desto mehr überzeugt man sich, welch ein Schaden der Gesellschaft erwächst durch eine vernachlässigte Erziehung der Jugend. Ich bemühe mich auf alle Weise, diesen Fehler zu verbessern, und bilde die Gymnasien, die Universitäten, ja selbst die Dorfschulen um; aber es sind 30 Jahre nötig, um Früchte zu sehen; ich werde sie nicht genießen. Jedoch ich tröste mich damit, daß ich meinem Vaterlande diesen Vorteil verschafft habe, dessen dasselbe entbehrte." Aber so sehr auch dem König die Angelegenheit der öffentlichen Schulen in den neuacquirierten Landesteilen am Herzen lag[1]), so war es ihm doch nicht möglich, während der beiden ersten Jahre nach der Besitznahme Westpreußens deutsche Schulmeister dorthin zu senden. Erst am 6. Juni 1774 war er in der Lage, zu bestimmen, daß jeder auf einem Domänenamt anzustellende Schulmeister einen Magdeburger Morgen Gartenland, 24 Fuder Holz aus den königlichen Forsten und ein baares Gehalt von 60 Tlr. jährlich haben sollte. Der König wies 200,000 Tlr. an, die in Gütern angelegt werden sollten, um aus deren Ertrag Landschullehrer zu besolden. Der beabsichtigte Ankauf der Herrschaft Schönlanke, dessen Subhastierung in Aussicht stand, zog sich in die Länge und blieb schließlich unausgeführt, weil nähere Ermittelungen diesen Grundbesitz als gänzlich devastiert erwiesen. Nach anderweitigen vergeblichen Versuchen, das Kapital im Lande geeignet unterzubringen, lieh der König dasselbe endlich Anfang 1776 der ostfriesischen Landschaft gegen 5 Prozent unter der Bedingung der Kündigungsbefugnis, sobald sich eine vorteilhafte Gelegenheit zum Güterkauf ergebe. Aus dem Zinserträgnis wurden bis zum Jahre 1780 nach und nach 163 Schulmeister angestellt. Die katholisch-deutschen Lehrer kamen aus Schlesien; „was aber die katholisch-polnischen Schulhalter betrifft" — so verfügt der König — „deshalb muß sich die Kammer an den Bischof von Ermland wenden; der wird solche schon anzuschaffen

[1]) „Beyläufig gebe dem Kammer-Präsidenten von Domhardt auch auf" — schreibt er am 6. Juni 1772 — „daß, um den gemeinen Mann um so eher von der polnischen Sclaverey zurückzubringen und zur preußischen Landesarth anzuführen, derselbe demnächst dahin sehe und bedacht sein soll, daß, so wie ehedem im Cottbusschen und in Ober-Schlesien geschehen, teutsche Schulmeister in denen kleinen Städten und auf denen Dörfern mit angesetzet, und die Einwohner mehr und mehr mit Teutschen melirt werden."

wissen und sie allenfalls unter den Jesuiten aussuchen und bekommen.“ Die evangelischen Lehrer kamen meist aus Sachsen. Friedrich schätzte die sächsischen Schulmeister als besonders tüchtig. Die Professoren Semler und Schultze in Halle brachten 60 evangelische Schulhalter für Westpreußen zusammen, die sie zum Teil selbst sehr sorgsam vorbereiteten; auch der Minister von Zedlitz unterwies sie bei seiner Anwesenheit in Halle im Katechisieren. Zur Ersparung der Vorspanndienste wurden diese neuanziehenden Lehrer mit ihren Familien und ihrem Hausrat zu Wasser transportiert. Die königliche Bibliothek zu Berlin erhielt die Weisung, aus ihren Einkünften für 40 Schulmeister das Reisegeld zu bezahlen. Bei der Indifferenz der Kommunen und Privaten konnten die trefflichen Absichten des Königs nur langsam Verwirklichung finden. In Bromberg fehlte es laut Bericht der dortigen Kammer noch 1778 an Schullehrern: „es wächst daher die ziemlich zahlreiche Jugend fast ohne alle Erziehung und Erlernung der notwendigsten Wissenschaften heran. Die Kämmereirevenüen sind zu unbeträchtlich, um ein Schullehrer-Gehalt zu fundieren; die Kammer hat auch keine Fonds.“ Im Bezirk der Bromberger Kammerdeputation waren im Jahre 1778 seit der Besitzergreifung 58 katholische und 117 protestantische Schullehrer angestellt, ohne daß dazu etwas aus den Zinsen des oben erwähnten Schulfonds von 200,000 Th[illegible] verwendet worden wäre; einem Mißverständnis zufolge hatte die Marienwerder'sche Kammer Alles für ihren Bezirk beansprucht. Nur die kleine Summe von 10,000 Thlr. hatte der König nachträglich Brenkenhof zum Ankauf von Landgütern behufs Einsetzung von Schulmeistern bewilligt. Die seitens der eingesessenen Protestanten des Bromberger Departements ihren Schulhaltern gewährten Emolumente erwiesen sich als unzureichend. Fast keine Schulgemeinde vermochte aus eigenen Mitteln ein Schulhaus zu beschaffen. Im Jahre 1778 fehlten noch 112 katholische und 43 protestantische Elementarlehrer. Abermals griff der große König hilfreich ein. Anfang 1779 wies er einen jährlichen Zuschuß von 120 Thlr. an, welche noch zu Lehrerbesoldungen disponibel waren, ließ 19 Schulhäuser auf eigene Kosten bauen, verschaffte den Kindern freien Unterricht und ließ ihnen gedruckte Schulbücher umsonst zukommen.

Bald nach der Besitznahme Westpreußens legte Domhardt dem König den Plan zur Umwandlung der Kulmer Akademie und Mis-

als zu Schönlanke, und wo es weiter nöthig und in der Nähe dergleichen nicht befindlich ist. Das kann aber nur nach und nach geschehen; mit einem male gehet nicht alles an. Hiernechst bringe auch in Erfahrung, daß

11. das mehrste Holz, so hier herum gebraucht wird, aus Polen kommt, das ist mir nicht lieb, daß dafür soviel Geld aus dem Lande gehet, und muß solches nicht weiter geschehen, vielmehr darauf Bedacht genommen werden, den Holzbedarf im Lande selbst von Edelleuten, oder wo es zu haben ist, zu verschaffen. Da sind zum Exempel die Scorzewskas, die haben die Menge Holz auf ihren Gütern und werden es gerne verkaufen. Das Holz kann auch von daher, von der Netze in die Brahe und Weichsel, sehr leicht geflösset werden. Man muß sich nur darum Mühe geben und Anstalten dazu mit Ordnung und Zusammenhang machen, hiernach den Preis nach den Kosten gehörig berechnen, so wird das Holz wohlfeiler, wie das aus Polen zu stehen kommen. Ueberhaupt ist es ja auch allezeit besser, unsern Edelleuten im Lande das Geld zu gönnen, als solches denen Polen zuzuwenden.

Dieses sind vor der Hand einige Punkte, die Ich gern in Ordnung gebracht wissen will. Ich gebe Euch daher auf, desselben alle pflichtschuldige Bemühung sowohl für Euch selbst anzuwenden, als auch durch die Kammern dahin anwenden zu lassen, zu welchem Ende Ihr sie von dieser Meiner Willensmeinung hinlänglich au fait setzen und gehörig instruiren müsset; damit sie Meinen Idee's, nach ihrer Pflicht und Obliegenheit, zu Hülfe kommen und sich alles Ernstes und Fleißes angelegen sein lassen, die Provinz von Zeit zu Zeit mehr in Aufnahme und Ordnung zu bringen.

Graudenz, den 7. Juli 1776.

Friedrich.

An den Westpreußischen Oberforstmeister Tecke.

Wegen Schlageintheilung in den westpreußischen Forsten.

Es ist Meine Intention, daß in Ansehung der hiesigen Heiden eine rechte Ordnung getroffen und solche in gehörige Schläge, nach der Arth des Holzes, eingetheilet werden sollen, und zwar das Eichen-Holtz in Schläge von 100 Jahren und das Kiehnen-Holtz in Schläge von 40 Jahren. Ich gebe Euch daher hierdurch auf, dazu sogleich und ohne Anstand die nöthige Anstalt zu machen und das deshalb Erforderliche zu besorgen. Es muß aber sodann kein anderer Baum geschlagen werden, als in demjenigen Schlage, den die Ordnung trifft, und wenn ein Schlag gantz ausgehauen ist, müssen die Stubben ausgerodet werden, wozu sich Leute genug finden werden, wenn ihnen das Holtz von den Stubben umsonst gegeben wird. Hiernechst muß der ein oder andere ausgehauene Schlag gleich wieder besäet, und kein Vieh herein getrieben, zu dem Ende auch umgraben und umzäunet werden. Ihr habt also dieses

alles mit Fleiß und Ordnung zu besorgen, und weil Ich Euch auch über die Umstände der hiesigen Forsten selbst sprechen will, Euch zu Mockerau förderſamſt einzufinden.

Graudenz, den 7. Juni 1776.

Friedrich.

An den Oberpräſidenten v. Domhardt.

Erſatz von Einbuſſen bei Grenzregulirungen durch Meliorationen.

Da Ich bey der neuen Grenzregulirung (von Weſtpreußen) an Meinen Revenues verliere, ſo iſt es nothwendig, darauf Attention zu nehmen, welcher Geſtalt der Ausfall einigermaßen zu erſetzen. Die Mittel dazu ſind erſtlich Vorſchläge zu anſehnlichen Meliorationen, wodurch etwa an 20/m an den revenues zu gewinnen, und zweytens, dem Pohlniſchen Zeuge ihre Güter abkaufen und dann darauf Verbeſſerungen zu machen. Ich habe Euch daher hierdurch aufgeben wollen, dieſe Sache pflichtmäßig in Erwägung zu ziehen und alle Aufmerkſamkeit darauf zu wenden, wie Meine Intention zum beſten zu erreichen, und mit allem Fleiß darauf zu raffiniren, wo etwa dergleichen Verbeſſerungen im Lande zu machen, die ſo an 20/m jährlich einbringen, und Mir darüber, nebſt Beyfügung eines gründlich durchdachten Plans, Euren umſtändlichen Bericht zu erſtatten. Ich werde ſodann ſehen, ob Ich auf's Frühjahr die dazu erforderlichen Koſten hergeben kann. Wie denn auch, wenn Güter vortheilhaft anzukaufen ſind, Ich das dazu nöthige Geld ebenfalls auf künftiges Frühjahr herbeizuſchaffen ſuchen werde. Ich will daher Eure pflichtmäßige Vorſchläge deshalb baldmöglichſt erwarten.

Potsdam, den 13. September 1776.

Friedrich.

An die Weſtpreußiſche Kammer.

Retabliſſements-Angelegenheiten.

Se. Königl. Majeſtät finden vor nöthig, in Anſehung des Retabliſſements der Städte und des platten Landes der Provinz Weſtpreußen dero Allerhöchſte Willens-Meynung den Cammern annoch näher zu erkennen zu geben; wonach ſelbige ſich ſtricte achten müſſen.

1. Wegen Retabliſſement der Städte kömmt es darauf nicht an, nur ein Haufen Häuſer zu bauen, ſondern die Hauptſache iſt, wie ſolche mit nützlichen Profeſſioniſten und ſolchen Leuten, die im Lande nöthig ſind, zu beſetzen. Es iſt daher nothwendig, zuvor einen ordentlichen Plan zu machen, was vor Profeſſioniſten und Handwerker in der Provinz überhaupt nöthig ſind, und welche davon ſich vornehmlich vor dieſen und wiederum vor einen andern Ort am beſten ſchicken und nach Beſchaffenheit der Umſtände jeden Orts am nöthigſten ſind. Beſonders iſt darauf zu denken, dergleichen Leute zu etabliren, die ſolche Sachen

verfertigen, die die Pohlen am meiſten gebrauchen, zum Exempel Polniſche Wagen, Schärpen; ferner Leute, die mit Material Waaren und Weinen handeln, um das Commerce mit den Pohlen immer mehr im Gange zu bringen. Denn da ſie jetzt ſchon anfangen, ihr Getreide und andere Producte uns fleißiger zuzuführen, ſo muß man auch alle Attention anwenden, daß ſie hier diejenige Sachen wieder bekommen können, die ſie nöthig haben, und zur retour mitnehmen, und zu der Abſicht iſt Fordon der beſte Ort. Finden die Pohlen dasjenige dorten, was ſie gebrauchen, ſo hält es nicht mehr ſchwer, das ganze Polniſche Commeree nach den diesſeitigen Landen zu ziehen. Nur iſt die Hauptſache, daß alle die Sachen, die die Pohlen ſonſt von Dantzig holen, zu Fordon und anderen Orten hier im Lande, gut und um billige Preiſe zu haben ſind, alsdann ſie ſolche lieber hier nehmen, als deshalben den weiten Weg nach Dantzig fahren werden. Und darum muß man vornehmlich lauter Profeſſioniſten ſuchen anzuſetzen, die dergleichen Sachen verfertigen, welche die Pohlen retour nehmen. Außerdem aber iſt auch darauf zu ſehen, was durchgehends in der gantzen Provintz für Handwerker jeden Orts fehlen, und wie viele von jeder Sorte an einen Ort, nach Verhältniß des Bedarfs der Waare und deren Conſumtion erforderlich ſind, darnach muß ſodann ein General Plan angefertiget und darin deutlich detailliret werden, was für Profeſſioniſten, zum Exempel Grobſchmiede, Tiſchler, Stuhlmacher, Wagenmacher, Poſamentier und dergleigleichen in jeder Stadt fehlen, und nach Proportion des Bedarfs, wie viele von jeder Art, an jeden Ort, anzuſetzen. Und dieſer Plan muß ſodann bei dem Bau der neuen Häuſer in den Städten zum Grunde geleget, und darauf geſehen werden, welche Profeſſioniſten ſich am beſten vor dieſen, und welche vor jenen Ort ſchicken. Hat man erſt ein ſolches Projekt, dann kann man disponiren: in dieſen Jahr ſoll das und in dem folgenden Jahre wieder das geſchehen, und die Häuſer werden ſodann gleich vor dieſen oder jenen Profeſſioniſten erbauet und eingerichtet werden, damit, wenn derſelbe da iſt, er gleich in das Haus eingeſetzet werden, und ſeine Profeſſion treiben kann. Sonſten wenn das nicht geſchiehet, und dergleichen Leute können ihre Arbeit nicht gleich anfangen und was verdienen, und ſollten überdem noch Miethe bezahlen, ſo gehet das nicht und der Endzweck wird nicht erreichet. Es muß auch dafür geſorget werden, aus Thorn gute und nützliche Profeſſioniſten hierher zu ziehen, die verſtehen am beſten, was die Pohlen vor Sachen gebrauchen und wie ſolche beſchaffen ſeyn müſſen; Die können ſodann in Culm, oder wo es iſt, vorzüglich aber zu Fordon ſich etabliren und ihnen alda Häuſer eingegeben werden, damit ſie ihre Handthirung treiben können. Ueberhaupt muß alles nach den Umſtänden der Sache eingerichtet und vornehmlich darauf geſehen werden, einen jeden Ort mit den nöthigen und hinlänglichen Profeſſioniſten zu verſehen, damit nicht nur die Provinz deren keinen Mangel hat, ſondern daß auch die Pohlen alle ihre

Sachen von hier erhalten können und das gantze Commerce nach und nach hierher gezogen wird.

2. Haben Se. Königl. Majestät wahrgenommen, daß die Acker Cultur in Pomerellen sehr schlecht betrieben wird; besonders findet sich dabei Hammerstein und der Gegend; die Leute besäen da mehr Land, wie sie mit Dünger bestreiten können; das macht, daß dort kein ordentlicher Amtman ist, der darnach siehet, und die Witwe verstehet das nicht und der zeitige Administrator giebt sich darum keine Mühe. Denn wenn die Leute nur den 3. Teil von dem Felde besäeten, so viel sie etwa im Dünger unterhalten können, so würden sie mehr gewinnen, als von dem weitläuftigen Felde, wo sie zum Theil kaum die Aussaat wieder kriegen werden. Alles dieses ist ein Beweis, daß Niemand darnach siehet und keiner sich darum bekümmert, und die Leute zurechte weiset. Selbst hier zu Graudentz ist die üble Gewohnheit, daß die Leute den Mist ins Wasser schmeißen, anstatt sich solchen auf ihre Sand Felder zu bringen, und diese dadurch zu verbessern bemühet seyn solten. Es giebt hier zu Graudentz Sand-Land genug, wo der Mist von großem Nutzen seyn würde, allein die Leute sind zu träge und niemand siehet darnach. Se. Königl Maj. wollen demnach, daß ein Bürger-Meister in jeder Stadt seie, der auf die Acker Wirtschaft sehen und die Leute zurechte weisen soll, wie sie damit umgehen müssen, um die Aecker gehörig zu bestellen und solche recht zu nutzen; der sie anhalten soll, den Mist auf den Acker zu fahren, und solchen gehörig auseinander zu bringen, damit das gantze Feld damit bedeckt wird. Denn wenn das nicht geschiehet und der Mist bleibt auf Klumpen liegen, so hilft das wieder nicht, sondern wo der Mist lieget, da wächset das Getreide wohl etwas, wo aber kein Dünger hingekommen, da bleibt es wie zuvor, und darum muß schlechterdings in jeder Stadt eine Magistrats-Person seyn, der ein praktischer Oeconom ist, und dessen Schuldigkeit darin besteht, auf die Bewirthschaftung der Aecker acht zu geben, und solche in einen bessern Stand zu bringen. Und so wie dieses von dem Bürger-Meister, der ein Oeconom ist, gefordert wird, so ist es auch die Pflicht derer Departements-Räthe, daß sie auf die Aecker Cultur der Landleute Acht haben, und sie darunter lehren und zurechte weisen; wozu selbige dann auch mit allem Ernste angewiesen werden müssen, daß sie bei Bereisung ihrer Departements Untersuchungen anstellen, und die Bauern bedeuten, wie sie es besser machen sollen, um mehrern Nutzen und Gewinn davon zu haben. Versäumen sie aber das, so soll der Departements-Rath in Ansehung der Städtischen Acker Wirthschaft dafür responsable gemacht und zur Verantwortung gezogen werden. Außerdem sind auch die Beamte schuldig und müssen mit Ernst dahin angehalten werden, darauf zu sehen, wie die Unterthanen ihre Felder bestellen und sie zurechte weisen, wie sie es ordentlich anfangen, und den Ackerbau gehörig bestellen und abwarten sollen. Die Hauptsache ist und bleibt immer, daß von dem gantz schlechten Lande nur wenig und gut bestellet, und daß auf den Fall gesuchet wird,

eher die englische Wirthschaft einzuführen, wozu Se. Königl. Majestät auch wohl selbst in etwas zur Hülfe kommen wollen, weil solches den Unterthanen zu schwer fallen würde. Hiernechst muß dahin gesehen werden, Leute aus dem Mecklenburgischen und aus der Lausnitz hierher zu ziehen und anzusetzen, daß sind gute fleißige Wirthe; und wenn ein paar Familien hin und wieder etwa eine Meile von einander etabliert werden, so wird deren Wirtschaft denen hiesigen Leuten zum Exempel dienen und sie werden dadurch gereitzet, denen fremden nachzuahmen, und auch mehr Fleiß und Mühe sich zu geben.

Alles hierin vorgeschriebene muß demnach von der Cammer pflichtmäßig befolget, besonders aber auf einen soliden Plan wegen aller in den Westpreußischen Städten anzusetzenden nöthigen und nützlichen Professionisten mit Fleiß gedacht und solche bald möglichst eingereichet werden.

Graudentz den 8. Juni 1777.

Friedrich.

An die Westpreußische Kammer.

Gegen das Verfahren der Domainenbeamten, die Amtsunterthanen durch Gewährung von Kredit zum Branntweintrinken zu verleiten.

Wir haben in Erfahrung gebracht, wie sehr die Beamten (Domainen-Beamten), ohne auf die Conservation, Gesundheit und Lebensdauer der Amts-Unterthanen Rücksicht zu nehmen, nicht sowohl um Unser Interesse zu befördern, sondern vielmehr ihren Eigennutz zu sättigen, Sich bisher bestrebt haben, den Bier- und Branntwein-Debit unerlaubter Weise auf's höchste zu poussieren und diesem zufolge denen Unterthanen bei Ausrichtungen und anderen Zusammenkünften das Getränke aufzudringen, denenselben, um ihnen die Waaren angenehmer zu machen, und — da der Bauer nur selten nach Grundsätzen zu handeln gewohnt ist und sich um die Folgen wenig bekümmert —, bei dem Mangel des baaren Geldes dasselbe auf Credit zu verabreichen und sie auf solche Weise in ein Labirynth von Noth und Mangel zu stürzen, daß sie weder ihre Existenz bei ihren Hufen finden, noch weniger aber die Gefälle an Unsere Cassen gehörig abtragen können.

Dieses ist denn auch die alleinige und wahre Ursach des bei denen dortigen Unterthanen so sehr überhand genommenen Hanges zur Schwelgerei und der daraus natürlicher Weise entstandenen Dürftigkeit. Und da Uns zu viel daran gelegen ist, dieses tief eingewurzelte Uebel möglichst auszurotten, ohne auf den etwa zu besorgenden Ausfall, der sich bei denen Brau- und Brennereien in der Folge ergeben könnte, zu reflektieren, da der Wohlstand Unserer Unterthanen und deren Gesundheitsdauer den Vorzug vor einen blos scheinbaren, nie aber wesentlichen Gewinn behalten muß: So befehlen Wir Euch hiemit in Gnaden, Angesichts dieses sämmtlichen Beamten zu inhibieren: keinem Unterthan das mindeste an Bier oder Branntwein, weder in denen Krügen, noch in denen Schänk-

häusern oder im Amte selbst, bei Vermeidung nachdrücklicher Beahndung auf Credit zu verabreichen, auch zu gleicher Zeit die Justizbeamte anzuweisen, bei der ihnen nach der näheren Erklärung des Justizämter-Reglements übertragenen executorischen Beitreibung der bäuerlichen Zinsreste blos auf die zu Unserer Casse fließenden rückständig gebliebenen Gefälle, nie aber, bei Vermeidung der strengsten Verantwortung, auf Bier- und Branntwein-Schulden, es sei unter welchem Prätext es wolle, Rücksicht zu nehmen und die Unterthanen zu deren Berichtigung anzuhalten.

Berlin den 23. Juni 1778.

Friedrich.

An den Oberpräsidenten v. Domhardt.

Instandsetzung der Domainengebäude in Westpreußen; Colonisation, Ausbau der Städte etc.

Wenn Ich künftiges Jahr die letzten 100/m Thlr. zu Instandsetzung der Gebäude auf Meinen Aemtern und Vorwerken hergegeben und wir damit fertig sind, alsdenn müsset Ihr darauf denken, in Westpreußen mehr kleine Familien und Büdner, auf den Fuß, wie es hier geschiehet, auf'm Lande anzusetzen, wozu wir denn teutsche Leute aus dem Reiche nehmen wollen, so viel wir deren nur kriegen und da unterbringen können, damit wir das Pohlnsche Zeug mehr los werden, und auch mehr teutsche Leute dorten hin kriegen, es auch zur Zeit des Krieges, wenn die Artillerie und Proviant Knechte aus dem Lande weg sind, sodann nicht an Leuten so sehr fehlet. Ihr habt also deshalben eine Untersuchung anzustellen und genau anzusehen, sowohl bei Meinen Aemtern, als auch auf den Adelichen Gütern und überall, wo es nur immer angeht, dergleichen Büdener Etablissements zu machen, und sodann einen ordentlichen Plan und Ueberschlag zu fertigen, wieviel dergleichen kleine Familien und Büdener in Westpreußen untergebracht, auch wo, und an welchen Orten solche angesetzt werden können und was das kosten wird, welchen Ueberschlag Ihr sodann an Mich einzureichen. Und da Ich auch künftig Jahr den Ausbau der Städte, als zu Culm, Bromberg und der Orten wieder vornehmen werde, so muß vorher nachgesehen und untersucht werden, was vor Professionisten ohngefähr sie dorten noch am nöthigsten gebrauchen, als Sattler, Schmiede, Stellmacher und dergleichen mehr: davon muß sodann eine Liste an Mich eingeschickt werden, daß man im Voraus sehen kann, solche von auswärts hereinzuschaffen, damit wenn die Häuser fertig sind, diese Leute alsdann darin gesetzet werden. Ihr werdet daher keinen Anstand nehmen, alles hierunter erforderliche zu verfügen und zu besorgen, damit Ich sowohl den Ueberschlag von den auf'm Lande anzusetzenden Büdnern, als auch die Anzeige von den fehlenden Professionisten in den Städten, sobalde es angehet, erhalte.

Potsdam den 10. Juli 1779.

Friedrich.

An den Oberpräsidenten v. Domhardt.

Einrichtung von Landgestüten in Westpreußen; Heranziehung von Colonisten aus Mecklenburg.

Ich habe Euch auf Euren Bericht vom 25. August und in Ansehung der darin gethanen Vorschläge wegen der einzurichtenden Land-Gestüthe, hierdurch zu erkennen geben wollen, daß wir damit ein bisgen behende zu Werke gehen müssen, denn erstlich kann Ich für ein dergleichen Pferd für die Husaren nicht mehr wie dreißig und einige Thlr. geben; die Leute aber ziehen dorten solche Pferde, die sie vor 120 Thlr. und drüber verkaufen können, sie würden also sehr dabey zu kurz kommen, wenn sie statt dessen nur 30 bis 40 Thlr. dafür kriegen sollen; das geht also gar nicht an, und würde dem dortigen auswärtigen Pferdehandel großen Tort thun. Zum zweyten sind die Pferde in der Wallachey beständig, auch des Nachts, draußen unter freyem Himmel, das macht sie eben so dauerhaft. Die Pferde in Preußen aber werden des Nachts in Ställen gehalten und werden sie also wohl nicht so hart und dauerhaft werden, wie die Wallachische Pferde. Diese Umstände muß man also vorher wohl überlegen und in genaue Erwägung ziehen, ehe man zur Sache schreitet, damit man nicht, anstatt was gutes zu bewirken, Schaden anrichtet, und die gute Pferdezucht dorten verdirbet: denn da haben sie die sogenannte Doppel Lithauer, das eine recht gute Art von Pferden ist. Ihr werdet also das alles noch näher überdenken und mit aller Attention prüfen, und Mir dann wieder darüber berichten.

Uebrigens ist das recht gut, daß Ihr Euch angelegen seyn lassen, Mecklenburgische Familien nach Westpreußen hin zu ziehen, und müsset Ihr suchen, noch mehr dergleichen und auch aus Sachsen so viel es nur angeht, zu kriegen und da anzusetzen, damit die Leute unter einander ein bisgen meliret werden und nicht lauter Pohlnisches Zeug allein dorten ist, sondern auch mit unter gute teutsche Leute da wohnen. Welches Ihr also besorgen werdet .

Potsdam den 1. September 1779.

Friedrich.

An die Westpreußische Kammer zu Marienwerder.

Maßregeln zur weiteren Hebung der Kultur Westpreußens.

Se. Königl. Maj. haben Dero Westpreußische Kammer verschiedentlich zu erkennen gegeben, daß der Hauptfehler in dortiger Provinz darin bestehet, daß die Beamte und Unterthanen nicht den gehörigen Fleiß auf die Cultur und Bearbeitung ihres Landes und des Ackerbaues wenden, sondern diese Sache gar zu sehr negligiren, und wenig Mühe, nach Pohlnischer Art, sich darum geben: daher es denn kommt, daß ein Teil klagt über Mißwachs und der andere über Mangel von Absatz. So widersprechend dieses nun an sich ist, so gehet doch so viel daraus hervor, daß es durchgehends an der gehörigen Ordnung und Anweisung fehlet.

Dieſes aber liegt lediglich an der Kammer, weil ſie ſich nicht pflichtſchuldigſt bemühet, und darauf Bedacht nimmt, die Unterthanen beſſer zu inſtruiren und ſie anzuweiſen, wie ſie ihren Acker in mehrere Ordnung und Cultur bringen ſollen; denn die üble Gewohnheit die gehet dorten ſoweit, daß ſie den Dünger, ſtatt ſolchen auf den Acker zu bringen, aus Faulheit lieber ins Waſſer werfen. Daraus kann nichts anderes erfolgen, als daß die Leute von ihrem Ackerbau wenig gewinnen und dadurch außer Stand kommen, die feſtgeſetzten Abgaben richtig abzutragen und immerfort Reviſiones verlangen. Höchſtdieſelben befehlen demnach der Cammer hierdurch alles Ernſtes, darauf mehrere Attention zu nehmen, und die dortige Unterthanen beſſer zu rechte zu weiſen, wie ſie ihren Acker ordentlich kultivieren und benutzen ſollen, damit ſie noch von ihrer alten Trägheit abgewöhnet, und ihre Wirtſchaft beſſer eingelenket werde, denn das iſt unumgänglich nöthig; ſonſten, und wenn daran nicht immer gearbeitet und das Volk in anderen Schlenker gebracht wird, kann die Provintz nie in einen beſſeren Wohlſtand kommen und das bleibt denn lediglich der Cammer ihre Schuld. Se. Königl. Majeſtät iſt hiernechſt wohl bekannt, daß die mehrſten der dortigen Einſaſſen ſo ſehr an ihre alten üblen Gewohnheiten kleben, daß ſie davon durch keine vernünftige Vorſtellung, Anweiſung und gütige Behandlung abzubringen ſind; dieſe Art Leute muß die Cammer dadurch umzukehren ſuchen, daß ſie ſelbige bedrohet, wofern ſie ſich nicht in Güte bequemen und auf eine beſſere Ordnung und Cultur ihres Ackerbaues nach der ihnen zu gebenden Anweiſung ſich befleißigen würden, daß ſie ſodann auf die Oeſterreichiſche Methode behandelt, und ſie eben ſo tractiret werden würden, wie es mit denen geſchiehet, die unter Oeſterreichiſche Hoheit gekommen ſind. Hiernechſt iſt der zweyte Gegenſtand die Wiederaufhelfung des ſtädtiſchen Verkehrs. Se. Königl. Majeſtät verwenden in dieſer Abſicht jährlich eine anſehnliche Summe Geldes zum beſſern Aufbau der Städte, um dieſen Endzweck zu erreichen. Der letzthin von der Cammer eingereichte Plan, wie die für das künftige Jahr zu dem Behuf ausgeſetzte 100/m Rthlr. zu verwenden, iſt der Intention gar nicht gemäß, wie ſolches der Cammer auch geſchrieben worden. Sie muß daher ihr Augenmerk beſonders darauf richten, was in den Städten Graudentz, Culm und Bromberg am nothwendigſten zu bauen iſt, ferner was etwa in Elbing und in Marienburg noch zu machen iſt, auch was in Nackel und in Schönlanke abgebrannt, daß das wiederhergeſtellt wird. Wobey denn auch auf den Anfang des Baues der ſteinernen Häuſer Bedacht zu nehmen; und hiernach wollen Se. Königl. Maj. einen ordentlichen und ſoliden Plan erwarten. Dabey wird denn aber auch nothwendig erfordert, daß die Cammer ſich ernſtlicher angelegen ſeye läſſet, die Nahrung der Städte mehr in Aufnahme zu bringen und eine hinlängliche Anzahl von Profeſſioniſten und Handwerkern in den Städten anzuſetzen, die im Stande ſind, denen Pohlen alle ihre Sachen und Bedürfniſſe, die ſie gebrauchen, zu fournieren, und ſie mit allem nöthigen zu verſehen, ſo wie das in Schleſien geſchiehet,

wo die Städte größtentheils ihre Nahrung aus Pohlen haben, und davon leben; eben alſo muß das auch in Weſtpreußen eingerichtet und es müſſen die Städte daſelbſt auch ſoweit aufgeholfen werden, daß ſie den nehmlichen Vortheil von den Pohlen ziehen, und ſich von daher ihre Nahrung verſchaffen, ſo wie es mit den Städten in Schleſien iſt. Dieſe Abſicht wird auch gar nicht ſchwer ſeyn nach und nach zu erreichen, wenn die Cammer ſich pflichtmäßig angelegen ſeyn läſſet, darauf alle Attention zu wenden und vorzüglich ſich bemühet, in einer jeden der dortigen Städte auf das Etabliſſement dergleichen Profeſſioniſten und Handwerker zu ſehen, die ſich dahin ſchicken und die auch für die Polen diejenigen Waaren und Sachen machen und verfertigen, die die Pohlen gern haben und gebrauchen. Se. Königl. Maj. empfehlen der Cammer dieſe beyden Sachen auf das ernſtlichſte: nemlich die Cultur des Ackerbaues daſelbſt in beſſere Ordnung zu bringen und auch auf die Wiederherſtellung des Nahrungs-Standes der dortigen Städte alle Attention zu wenden, wie ſolches ihre Pflicht und Schuldigkeit erfordert.

Berlin den 20. Dezember 1779.

Friedrich.

An die Weſtpreußiſche Regierung.

Wegen der in Weſtpreußen begüterten polniſchen Edelleute.

Da Se. Königl. Majeſtät Allerhöchſte Willensmeinung dahin gehet, daß die Pohlniſchen Edelleute, die Güter in Weſtpreußen beſitzen, ſich nunmehro erklären ſollen, was ſie ſeyn wollen: Pohlen oder Preußen, und daß diejenigen, die in Pohlen bleiben wollen, Anſtalt machen ſollen, ihre Güter zu verkaufen, ſo befehlen Höchſtdieſelben Dero Weſtpreußiſche Regierung hierdurch in Gnaden, allen dieſen Pohlniſchen Edelleuten ſolches nochmals ernſtlich anzudeuten, daß ſie ohne weiteren Anſtand ihre Erklärung darüber abgeben ſollen, damit deshalben die nöthige Verfügung getroffen werden könne; denn das Geld geht immermehr aus dem Lande. Wenn ſie die Revenues von ihren hieſigen Gütern in Pohlen verzehren wollen das dauert in der Länge nicht und darum ſoll das nicht mehr ſeyn. Die Regierung hat ſich alſo hiernach zu achten und alles hierunter erforderliche ohne Verzug zu beſorgen, auch wie ſolches geſchehen, zu berichten.

Potsdam den 17. Januar 1780.

Friedrich.

An den Geheimen Finanzrat v. Brenckenhoff.

Wegen Unordnungen im Rechnungsweſen für den Bromberger Kanal.

Ich kann Euch auf Euren Bericht vom 12. dieſes, die Eurem Anführen nach aus der Brombergſchen Canal Bau Caſſe geſchehene Vorſchüße zu anderen Behuf betreffend, nicht verhalten, daß bey aller Eurer

Wirthschaft eine verteufelte Confusion ist. Ihr werfet alles so durcheinander, das man gar nicht klug daraus werden kann. Was habt ihr nöthig gehabt, das Geld, was ich zum Canal Bau angewiesen, zu fremden Dingen, die gar nicht dahin gehören, zu verwenden? Das ist eben das confuse bey Eurer Wirthschaft, daß Ihr immer eines in das andere schmeisset, und keine Sache reine macht, und ordentlich abschließet: deshalben traue ich Euch auch nicht, und werde alle Eure Rechnungen auf das genaueste nachsehen lassen: darnach könnet Ihr Euch nur richten. Und was hiernechst die Sache überhaupt, wegen der Vorschüsse und Reste bey der Canal Bau Casse betrifft, so soll das General-Directorium, wenn der Etats-Minister v. Gaudi von Preußen, zurückgekommen seyn wird, alles gehörig und ordentlich auseinander setzen, das man den eigentlichen Zustand der Sache deutlich übersehen kann. Wornach Ihr Euch zu achten habt.

Potsdam den 15. März 1780.

Friedrich.

An die Westpreußische Kammer.

Anordnungen für bessere Pflege des Land- und Gartenbaus in Westpreußen.

Nachdem Se. Königl. Maj. bei Dero diesjährigen Revue-Reise nach Mockerau in denen passierten Gegenden des hiesigen Departements mißfällig wahrgenommen haben, daß die hiesigen Einsassen, denen so oft ertheilten Vorschriften, besonders von 14. Juni 1774, 23. März 1775 und 24. Juni 1777 ohnerachtet, ihre Landwirthschaften noch nicht mit dem gehörigen Fleiß betreiben, verschiedene Branchen der Haushaltung ganz aus der Acht lassen, den Ackerbau und die Viehzucht äußerst negligiren und überhaupt der Trägheit dergestalt nachhängen, daß zur Abwendung derer daher entstehenden Unordnungen, zur Verbesserung obgedachter Wirtschaftsführung die ernstlichsten Maaßregeln genommen werden müssen, so wird hiermit auf Se. Majestät Befehl den Beamten die ihnen obliegende besondere Aufmerksamkeit auf die Wirtschaften der ihnen unter Aufsicht gegebenen Einsassen nicht nur wiederholentlich in Erinnerung gebracht, sondern dieselben auch hierdurch gemessenst angewiesen, die Einsassen überhaupt durch Vorstellungen, Anweisungen und fleißige Untersuchung ihrer Wirthschaft mit dem nöthigen Ernst zu mehrerem Fleiß und wesentlicher Betriebsamkeit anzuhalten, besonders aber selbigen, nach der vorausgesetzt ihnen beiwohnenden wirtschaftlichen Kenntnis, nach jeden Orts Gelegenheit und Beschaffenheit zur Anlegung nützlicher Gemüse- und Obstbaumgärten, zur gehörigen und ordentlichen Betrieb des Flachsbaues, zur Spinnerei und Fabrikation ordinairer Leinwand, zur Bienenzucht und vornehmlich zur besseren Cultivierung der Aecker, Anpflanzung nützlicher Futterkräuter, besonders Klee, und Erweiterung der Viehzucht die nöthige Anleitung dergestalt zu geben, daß in Ansehung der letzteren Gegenstände zuvörderst zur Vermehrung des Düngers, auf alle zu diesem

Behuf dienliche Hülfsmittel, nehmlich Laub, Wald- und Bruch-Moos, Moorerde, ausgebuchte Asche, welches demnächst der Dünger zur gehörigen Zeit ins Feld gebracht, da wo die Gelegenheit vorhanden, der Mist aus den benachbarten Städten und Niederungen, im Winter oder schon schicklichen Jahreszeit geholet und vom Landmann sich zu Nutze gemacht, der Acker wohl gearbeitet und sodann mit reinen Saamen in der besten Saatzeit bestellet werde. Wobey denn auch die Düngung der Wiesen, deren Schonung und Bewässerung bis zum 1. Mai, ingleichen die successive Besaamung eines verhältnismäßigen Stück Landes mit weißem oder rothem Klee-Saamen bestens zu empfehlen und bey dieser Art der alljährlichen Verbesserung des Futters auch auf die jährliche Zuzucht zur Vermehrung des Viehstandes nachdrücklich zu helfen, damit wenn Se. Königl. Majestät die hiesige Provinz wieder passiren, Allerhöchstdieselben die Saaten und Aecker in nutzbarem Zustande, auch gut bestellte Obst- und Küchen-Gärten finden. Wie denn Se. Königl. Majestät zu befehlen geruhet haben, daß, wo sich schlechter 9jähriger Acker befindet, solcher lieber gar nicht beseet, sondern dagegen mehr Fleiß auf den tragbaren Acker gewandt und solcher besser bearbeitet und bedünget werden soll.

Marienwerder, den 24. Juni 1780.

Friedrich.

An den neuernannten Direktor der Westpreußischen Kammer v. Korckwitz.

Instruktion für die Kultur Westpreußens.

Da Se. Königl. Maj. den bisherigen Land Rath v. Korckwitz zum Ersten Director bey Dero Westpreußischen p. Cammer zu ernennen geruhet, so lassen Höchstdieselben ihm folgendes zu seinem Verhalten hiedurch bekannt machen, wornach er sich zu richten hat:

1. ist es nöthig, daß er auf 4 Wochen etwa nach Berlin gehet, um sich daselbst von den Cassen Sachen und von dem gantzen Cameral Wesen gründlich zu informiren, zu welchem Ende der nunmehrige Cammer Director v. Korckwitz sich dorten bey Dero Etats Minister Michaelis zu melden hat, der dahin angewiesen ist, ihm alles zu sagen und zu weisen, wie das bei der Berlinschen Cammer ist, wie auch von den Sätzen der Vergütigungen, wie solche und in welchen Fällen, auch in welcher Art die Remissions geschehen, wie die Vorspann- und andern dergleichen Vergütigungen vertheilet und gegeben werden; überhaupt wie alles hier bey der Cammer ist, damit er es dorten auch so einführen kann, wie er es hier gesehen und gelernt hat. 2. Hiernechst muß er auch in Ansehung der Regie Sachen in West-Preußen zu dem Geheimen Finanz Rath de Launay gehen, und sich von dem auch au fait setzen lassen, besonders wegen der Brauereyen und Brantweinbrennereyen, die in vorigen Zeiten die Staroſten denen Städten entzogen und für sich haben, und die nothwendig denen Städten wieder beigeleget werden müssen, wenn selbige

alles mit Fleiß und Ordnung zu besorgen und weil Ich Euch auch über die Umstände der hiesigen Forsten selbst sprechen will, Euch zu Mockerau förderſamſt einzufinden.

Graudenz, den 7. Juni 1776.

Friedrich.

An den Oberpräsidenten v. Domhardt.

Ersatz von Einbussen bei Grenzregulirungen durch Meliorationen.

Da Ich bey der neuen Grenzregulirung (von Westpreußen) an Meinen Revenues verliere, so ist es nothwendig, darauf Attention zu nehmen, welcher Gestalt der Ausfall einigermaßen zu ersetzen. Die Mittel dazu sind erstlich Vorschläge zu ansehnlichen Meliorationen, wodurch etwa an 20/m an den revenues zu gewinnen, und zweytens, dem Pohlnischen Zeuge ihre Güter abkaufen und dann darauf Verbesserungen zu machen. Ich habe Euch daher hierdurch aufgeben wollen, diese Sache pflichtmäßig in Erwägung zu ziehen und alle Aufmerksamkeit darauf zu wenden, wie Meine Intention zum besten zu erreichen, und mit allem Fleiß darauf zu raffiniren, wo etwa dergleichen Verbesserungen im Lande zu machen, die so an 20/m jährlich einbringen, und Mir darüber, nebst Beyfügung eines gründlich durchdachten Plans, Euren umständlichen Bericht zu erstatten. Ich werde sodann sehen, ob Ich auf's Frühjahr die dazu erforderlichen Kosten hergeben kann. Wie denn auch, wenn Güter vortheilhaft anzukaufen sind, Ich das dazu nöthige Geld ebenfalls auf künftiges Frühjahr herbeizuschaffen suchen werde. Ich will daher Eure pflichtmäßige Vorschläge deshalb baldmöglichst erwarten.

Potsdam, den 13. September 1776.

Friedrich.

An die Westpreußische Kammer.

Retablissements-Angelegenheiten.

Se. Königl. Majestät finden vor nöthig, in Ansehung des Retablissements der Städte und des platten Landes der Provinz Westpreußen dero Allerhöchste Willens-Meynung den Cammern annoch näher zu erkennen zu geben; wonach selbige sich stricte achten müssen.

1. Wegen Retablissement der Städte kömmt es darauf nicht an, nur ein Haufen Häuser zu bauen, sondern die Hauptsache ist, wie solche mit nützlichen Professionisten und solchen Leuten, die im Lande nöthig sind, zu besetzen. Es ist daher nothwendig, zuvor einen ordentlichen Plan zu machen, was vor Professionisten und Handwerker in der Provinz überhaupt nöthig sind, und welche davon sich vornehmlich vor diesen und wiederum vor einen andern Ort am besten schicken und nach Beschaffenheit der Umstände jeden Orts am nöthigsten sind. Besonders ist darauf zu denken, dergleichen Leute zu etabliren, die solche Sachen

verfertigen, die die Pohlen am meiſten gebrauchen, zum Exempel Polniſche Wagen, Schärpen; ferner Leute, die mit Material Waaren und Weinen handeln, um das Commerce mit den Pohlen immer mehr im Gange zu bringen. Denn da ſie jetzt ſchon anfangen, ihr Getreide und andere Producte uns fleißiger zuzuführen, ſo muß man auch alle Attention anwenden, daß ſie hier diejenige Sachen wieder bekommen können, die ſie nöthig haben, und zur retour mitnehmen, und zu der Abſicht iſt Fordon der beſte Ort. Finden die Pohlen dasjenige dorten, was ſie gebrauchen, ſo hält es nicht mehr ſchwer, das ganze Polniſche Commerce nach den diesſeitigen Landen zu ziehen. Nur iſt die Hauptſache, daß alle die Sachen, die die Pohlen ſonſt von Dantzig holen, zu Fordon und anderen Orten hier im Lande, gut und um billige Preiſe zu haben ſind, alsdann ſie ſolche lieber hier nehmen, als deshalben den weiten Weg nach Dantzig fahren werden. Und darum muß man vornehmlich lauter Profeſſioniſten ſuchen anzuſetzen, die dergleichen Sachen verfertigen, welche die Pohlen retour nehmen. Außerdem aber iſt auch darauf zu ſehen, was durchgehends in der gantzen Provintz für Handwerker jeden Orts fehlen, und wie viele von jeder Sorte an einen Ort, nach Verhältniß des Bedarfs der Waare und deren Conſumtion erforderlich ſind, darnach muß ſodann ein General Plan angefertiget und darin deutlich detailliret werden, was für Profeſſioniſten, zum Exempel Grobſchmiede, Tiſchler, Stuhlmacher, Wagenmacher, Poſamentier und dergleigleichen in jeder Stadt fehlen, und nach Proportion des Bedarfs, wie viele von jeder Art, an jeden Ort, anzuſetzen. Und dieſer Plan muß ſodann bei dem Bau der neuen Häuſer in den Städten zum Grunde geleget, und darauf geſehen werden, welche Profeſſioniſten ſich am beſten vor dieſen, und welche vor jenen Ort ſchicken. Hat man erſt ein ſolches Projekt, dann kann man disponiren: in dieſen Jahr ſoll das und in dem folgenden Jahre wieder das geſchehen, und die Häuſer werden ſodann gleich vor dieſen oder jenen Profeſſioniſten erbauet und eingerichtet werden, damit, wenn derſelbe da iſt, er gleich in das Haus eingeſetzet werden, und ſeine Profeſſion treiben kann. Sonſten wenn das nicht geſchiehet, und dergleichen Leute können ihre Arbeit nicht gleich anfangen und was verdienen, und ſollten überdem noch Miethe bezahlen, ſo gehet das nicht und der Endzweck wird nicht erreichet. Es muß auch dafür geſorget werden, aus Thorn gute und nützliche Profeſſioniſten hierher zu ziehen, die verſtehen am beſten, was die Pohlen vor Sachen gebrauchen und wie ſolche beſchaffen ſeyn müſſen; Die können ſodann in Culm, oder wo es iſt, vorzüglich aber zu Fordon ſich etabliren und ihnen alda Häuſer eingegeben werden, damit ſie ihre Handthirung treiben können. Ueberhaupt muß alles nach den Umſtänden der Sache eingerichtet und vornehmlich darauf geſehen werden, einen jeden Ort mit den nöthigen und hinlänglichen Profeſſioniſten zu verſehen, damit nicht nur die Provinz deren keinen Mangel hat, ſondern daß auch die Pohlen alle ihre

Sachen von hier erhalten können und das gantze Commerce nach und nach hierher gezogen wird.

2. Haben Se. Königl. Majestät wahrgenommen, daß die Acker Cultur in Pomerellen sehr schlecht betrieben wird; besonders findet sich das bei Hammerstein und der Gegend; die Leute besäen da mehr Land, wie sie mit Dünger bestreiten können; das macht, daß dort kein ordentlicher Amtman ist, der darnach siehet, und die Witwe verstehet das nicht und der zeitige Administrator giebt sich darum keine Mühe. Denn wenn die Leute nur den 3. Teil von dem Felde besäeten, so viel sie etwa im Dünger unterhalten können, so würden sie mehr gewinnen, als von dem weitläuftigen Felde, wo sie zum Theil kaum die Aussaat wieder kriegen werden. Alles dieses ist ein Beweis, daß Niemand darnach siehet und keiner sich darum bekümmert, und die Leute zurechte weiset. Selbst hier zu Graudentz ist die üble Gewohnheit, daß die Leute den Mist ins Wasser schmeißen, anstatt sich solchen auf ihre Sand-Felder zu bringen, und diese dadurch zu verbessern bemühet seyn solten. Es giebt hier zu Graudentz Sand-Land genug, wo der Mist von großem Nutzen seyn würde, allein die Leute sind zu träge und niemand siehet darnach. Se. Königl Maj. wollen demnach, daß ein Bürger-Meister in jeder Stadt seie, der auf die Acker Wirtschaft sehen und die Leute zurechte weisen soll, wie sie damit umgehen müssen, um die Aecker gehörig zu bestellen und solche recht zu nutzen; der sie anhalten soll, den Mist auf den Acker zu fahren, und solchen gehörig auseinander zu bringen, damit das gantze Feld damit bedeckt wird. Denn wenn das nicht geschiehet und der Mist bleibt auf Klumpen liegen, so hilft das wieder nicht, sondern wo der Mist lieget, da wächset das Getreide wohl etwas, wo aber kein Dünger hingekommen, da bleibt es wie zuvor, und darum muß schlechterdings in jeder Stadt eine Magistrats-Person seyn, der ein praktischer Oeconom ist, und dessen Schuldigkeit darin besteht, auf die Bewirthschaftung der Aecker acht zu geben, und solche in einen bessern Stand zu bringen. Und so wie dieses von dem Bürger-Meister, der ein Oeconom ist, gefordert wird, so ist es auch die Pflicht derer Departements-Räthe, daß sie auf die Aecker Cultur der Landleute Acht haben, und sie darunter lehren und zurechte weisen; wozu selbige dann auch mit allem Ernste angewiesen werden müssen, daß sie bei Bereisung ihrer Departements Untersuchungen anstellen, und die Bauern bedeuten, wie sie es besser machen sollen, um mehrern Nutzen und Gewinn davon zu haben. Versäumen sie aber das, so soll der Departements-Rath in Ansehung der Städtischen Acker Wirthschaft dafür responsable gemacht und zur Verantwortung gezogen werden. Außerdem sind auch die Beamte schuldig und müssen mit Ernst dahin angehalten werden, darauf zu sehen, wie die Unterthanen ihre Felder bestellen und sie zurechte weisen, wie sie es ordentlich anfangen, und den Ackerbau gehörig bestellen und abwarten sollen. Die Hauptsache ist und bleibt immer, daß von dem gantz schlechten Lande nur wenig und gut bestellet, und daß auf den Fall gesuchet wird,

eher die englische Wirthschaft einzuführen, wozu Se. Königl. Majestät auch wohl selbst in etwas zur Hülfe kommen wollen, weil solches den Unterthanen zu schwer fallen würde. Hiernechst muß dahin gesehen werden, Leute aus dem Mecklenburgischen und aus der Lausnitz hierher zu ziehen und anzusetzen, daß sind gute fleißige Wirthe; und wenn ein paar Familien hin und wieder etwa eine Meile von einander etabliert werden, so wird deren Wirtschaft denen hiesigen Leuten zum Exempel dienen und sie werden dadurch gereitzet, denen fremden nachzuahmen, und auch mehr Fleiß und Mühe sich zu geben.

Alles hierin vorgeschriebene muß demnach von der Cammer pflichtmäßig befolget, besonders aber auf einen soliden Plan wegen aller in den Westpreußischen Städten anzusetzenden nöthigen und nützlichen Professionisten mit Fleiß gedacht und solche bald möglichst eingereichet werden.

Graudentz den 8. Juni 1777.

Friedrich.

An die Westpreußische Kammer.

Gegen das Verfahren der Domainenbeamten, die Amtsunterthanen durch Gewährung von Kredit zum Branntweintrinken zu verleiten.

Wir haben in Erfahrung gebracht, wie sehr die Beamten (Domainen-Beamten), ohne auf die Conservation, Gesundheit und Lebensdauer der Amts-Unterthanen Rücksicht zu nehmen, nicht sowohl um Unser Interesse zu befördern, sondern vielmehr ihren Eigennutz zu sättigen, Sich bisher bestrebt haben, den Bier- und Branntwein-Debit unerlaubter Weise auf's höchste zu poussieren und diesem zufolge denen Unterthanen bei Ausrichtungen und anderen Zusammenkünften das Getränke aufzubringen, denenselben, um ihnen die Waaren angenehmer zu machen, und — da der Bauer nur selten nach Grundsätzen zu handeln gewohnt ist und sich um die Folgen wenig bekümmert —, bei dem Mangel des baaren Geldes dasselbe auf Credit zu verabreichen und sie auf solche Weise in ein Labirynth von Noth und Mangel zu stürzen, daß sie weder ihre Existenz bei ihren Hufen finden, noch weniger aber die Gefälle an Unsere Cassen gehörig abtragen können.

Dieses ist denn auch die alleinige und wahre Ursach des bei denen dortigen Unterthanen so sehr überhand genommenen Hanges zur Schwelgerei und der daraus natürlicher Weise entstandenen Dürftigkeit. Und da Uns zu viel daran gelegen ist, dieses tief eingewurzelte Uebel möglichst auszurotten, ohne auf den etwa zu besorgenden Ausfall, der sich bei denen Brau- und Brennereien in der Folge ergeben könnte, zu reflektieren, da der Wohlstand Unserer Unterthanen und deren Gesundheitsdauer den Vorzug vor einen blos scheinbaren, nie aber wesentlichen Gewinn behalten muß: So befehlen Wir Euch hiemit in Gnaden, Angesichts dieses sämmtlichen Beamten zu inhibieren: keinem Unterthan das mindeste an Bier oder Branntwein, weder in denen Krügen, noch in denen Schänk-

häusern oder im Amte selbst, bei Vermeidung nachdrücklicher Beahndung auf Credit zu verabreichen, auch zu gleicher Zeit die Justizbeamte anzuweisen, bei der ihnen nach der näheren Erklärung des Justizämter-Reglements übertragenen executorischen Beitreibung der bäuerlichen Zinsreste blos auf die zu Unserer Casse fließenden rückständig gebliebenen Gefälle, nie aber, bei Vermeidung der strengsten Verantwortung, auf Bier- und Branntwein-Schulden, es sei unter welchem Prätext es wolle, Rücksicht zu nehmen und die Unterthanen zu deren Berichtigung anzuhalten.

Berlin den 23. Juni 1778.

Friedrich.

An den Oberpräsidenten v. Domhardt.

Instandsetzung der Domainengebäude in Westpreußen; Colonisation, Ausbau der Städte etc.

Wenn Ich künftiges Jahr die letzten 100/m Thlr. zu Instandsetzung der Gebäude auf Meinen Aemtern und Vorwerken hergegeben und wir damit fertig sind, alsdenn müsset Ihr darauf denken, in Westpreußen mehr kleine Familien und Büdner, auf den Fuß, wie es hier geschiehet, auf'm Lande anzusetzen, wozu wir denn teutsche Leute aus dem Reiche nehmen wollen, so viel wir deren nur kriegen und da unterbringen können, damit wir das Pohlnsche Zeug mehr los werden, und auch mehr teutsche Leute dorten hin kriegen, es auch zur Zeit des Krieges, wenn die Artillerie und Proviant Knechte aus dem Lande weg sind, sodann nicht an Leuten so sehr fehlet. Ihr habt also deshalben eine Untersuchung anzustellen und genau anzusehen, sowohl bei Meinen Aemtern, als auch auf den Adelichen Gütern und überall, wo es nur immer angeht, dergleichen Büdener Etablissements zu machen, und sodann einen ordentlichen Plan und Ueberschlag zu fertigen, wieviel dergleichen kleine Familien und Büdener in Westpreußen untergebracht, auch wo, und an welchen Orten solche angesetzt werden können und was das kosten wird, welchen Ueberschlag Ihr sodann an Mich einzureichen. Und da Ich auch künftig Jahr den Ausbau der Städte, als zu Culm, Bromberg und der Orten wieder vornehmen werde, so muß vorher nachgesehen und untersucht werden, was vor Professionisten ohngefähr sie dorten noch am nöthigsten gebrauchen, als Sattler, Schmiede, Stellmacher und dergleichen mehr: davon muß sodann eine Liste an Mich eingeschickt werden, daß man im Voraus sehen kann, solche von auswärts hereinzuschaffen, damit wenn die Häuser fertig sind, diese Leute alsdann darin gesetzet werden. Ihr werdet daher keinen Anstand nehmen, alles hierunter erforderliche zu verfügen und zu besorgen, damit Ich sowohl den Ueberschlag von den auf'm Lande anzusetzenden Büdnern, als auch die Anzeige von den fehlenden Professionisten in den Städten, sobalde es angehet, erhalte.

Potsdam den 10. Juli 1779.

Friedrich.

An den Oberpräsidenten v. Domhardt.

Einrichtung von Landgestüten in Westpreußen; Heranziehung von Colonisten aus Mecklenburg.

Ich habe Euch auf Euren Bericht vom 25. August und in Ansehung der darin gethanen Vorschläge wegen der einzurichtenden Land-Gestüthe, hierdurch zu erkennen geben wollen, daß wir damit ein bisgen behende zu Werke gehen müssen, denn erstlich kann Ich für ein dergleichen Pferd für die Husaren nicht mehr wie dreißig und einige Thlr. geben; die Leute aber ziehen dorten solche Pferde, die sie vor 120 Thlr. und drüber verkaufen können, sie würden also sehr dabey zu kurz kommen, wenn sie statt dessen nur 30 bis 40 Thlr. dafür kriegen sollen; das geht also gar nicht an, und würde dem dortigen auswärtigen Pferdehandel großen Tort thun. Zum zweyten sind die Pferde in der Wallachey beständig, auch des Nachts, draußen unter freyem Himmel, das macht sie eben so dauerhaft. Die Pferde in Preußen aber werden des Nachts in Ställen gehalten und werden sie also wohl nicht so hart und dauerhaft werden, wie die Wallachische Pferde. Diese Umstände muß man also vorher wohl überlegen und in genaue Erwägung ziehen, ehe man zur Sache schreitet, damit man nicht, anstatt was gutes zu bewirken, Schaden anrichtet, und die gute Pferdezucht dorten verdirbet: denn da haben sie die sogenannte Doppel Lithauer, das eine recht gute Art von Pferden ist. Ihr werdet also das alles noch näher überdenken und mit aller Attention prüfen, und Mir dann wieder darüber berichten.

Uebrigens ist das recht gut, daß Ihr Euch angelegen seyn lassen, Mecklenburgische Familien nach Westpreußen hin zu ziehen, und müsset Ihr suchen, noch mehr dergleichen und auch aus Sachsen so viel es nur angeht, zu kriegen und da anzusetzen, damit die Leute unter einander ein bisgen meliret werden und nicht lauter Pohlnisches Zeug allein dorten ist, sondern auch mit unter gute teutsche Leute da wohnen. Welches Ihr also besorgen werdet .

Potsdam den 1. September 1779.

Friedrich.

An die Westpreußische Kammer zu Marienwerder.

Maßregeln zur weiteren Hebung der Kultur Westpreußens.

Se. Königl. Maj. haben Dero Westpreußische Kammer verschiedentlich zu erkennen gegeben, daß der Hauptfehler in dortiger Provinz darin bestehet, daß die Beamte und Unterthanen nicht den gehörigen Fleiß auf die Cultur und Bearbeitung ihres Landes und des Ackerbaues wenden, sondern diese Sache gar zu sehr negligiren, und wenig Mühe, nach Pohlnischer Art, sich darum geben: daher es denn kommt, daß ein Teil klagt über Mißwachs und der andere über Mangel von Absatz. So widersprechend dieses nun an sich ist, so gehet doch so viel daraus hervor, daß es durchgehends an der gehörigen Ordnung und Anweisung fehlet.

Dieſes aber liegt lediglich an der Kammer, weil ſie ſich nicht pflichtſchuldigſt bemühet, und darauf Bedacht nimmt, die Unterthanen beſſer zu inſtruiren und ſie anzuweiſen, wie ſie ihren Acker in mehrere Ordnung und Cultur bringen ſollen; denn die üble Gewohnheit die gehet dorten ſoweit, daß ſie den Dünger, ſtatt ſolchen auf den Acker zu bringen, aus Faulheit lieber ins Waſſer werfen. Daraus kann nichts anderes erfolgen, als daß die Leute von ihrem Ackerbau wenig gewinnen und dadurch außer Stand kommen, die feſtgeſetzten Abgaben richtig abzutragen und immerfort Reviſiones verlangen. Höchſtdieſelben befehlen demnach der Cammer hierdurch alles Ernſtes, darauf mehrere Attention zu nehmen, und die dortige Unterthanen beſſer zu rechte zu weiſen, wie ſie ihren Acker ordentlich kultivieren und benutzen ſollen, damit ſie noch von ihrer alten Trägheit abgewöhnet, und ihre Wirtſchaft beſſer eingelenket werde, denn das iſt unumgänglich nöthig; ſonſten, und wenn daran nicht immer gearbeitet und das Volk in anderen Schlenker gebracht wird, kann die Provintz nie in einen beſſeren Wohlſtand kommen und das bleibt denn lediglich der Cammer ihre Schuld. Se. Königl. Majeſtät iſt hiernechſt wohl bekannt, daß die mehrſten der dortigen Einſaſſen ſo ſehr an ihre alten üblen Gewohnheiten kleben, daß ſie davon durch keine vernünftige Vorſtellung, Anweiſung und gütige Behandlung abzubringen ſind; dieſe Art Leute muß die Cammer dadurch umzukehren ſuchen, daß ſie ſelbige bedrohet, wofern ſie ſich nicht in Güte bequemen und auf eine beſſere Ordnung und Cultur ihres Ackerbaues nach der ihnen zu gebenden Anweiſung ſich befleißigen würden, daß ſie ſodann auf die Oeſterreichiſche Methode behandelt, und ſie eben ſo tractiret werden würden, wie es mit denen geſchiehet, die unter Oeſterreichiſche Hoheit gekommen ſind. Hiernechſt iſt der zweyte Gegenſtand die Wiederaufhelfung des ſtädtiſchen Verkehrs. Se. Königl. Majeſtät verwenden in dieſer Abſicht jährlich eine anſehnliche Summe Geldes zum beſſern Aufbau der Städte, um dieſen Endzweck zu erreichen. Der letzthin von der Cammer eingereichte Plan, wie die für das künftige Jahr zu dem Behuf ausgeſetzte 100/m Rthlr. zu verwenden, iſt der Intention gar nicht gemäß, wie ſolches der Cammer auch geſchrieben worden. Sie muß daher ihr Augenmerk beſonders darauf richten, was in den Städten Graudentz, Culm und Bromberg am nothwendigſten zu bauen iſt, ferner was etwa in Elbing und in Marienburg noch zu machen iſt, auch was in Nackel und in Schönlanke abgebrannt, daß das wiederhergeſtellt wird. Wobey denn auch auf den Anfang des Baues der ſteinernen Häuſer Bedacht zu nehmen; und hiernach wollen Se. Königl. Maj. einen ordentlichen und ſoliden Plan erwarten. Dabey wird denn aber auch nothwendig erfordert, daß die Cammer ſich ernſtlicher angelegen ſeye läſſet, die Nahrung der Städte mehr in Aufnahme zu bringen und eine hinlängliche Anzahl von Profeſſioniſten und Handwerkern in den Städten anzuſetzen, die im Stande ſind, denen Pohlen alle ihre Sachen und Bedürfniſſe, die ſie gebrauchen, zu fournieren, und ſie mit allem nöthigen zu verſehen, ſo wie das in Schleſien geſchiehet,

wo die Städte größtentheils ihre Nahrung aus Pohlen haben, und davon leben; eben also muß das auch in Westpreußen eingerichtet und es müssen die Städte daselbst auch soweit aufgeholfen werden, daß sie den nehmlichen Vortheil von den Pohlen ziehen, und sich von daher ihre Nahrung verschaffen, so wie es mit den Städten in Schlesien ist. Diese Absicht wird auch gar nicht schwer seyn nach und nach zu erreichen, wenn die Cammer sich pflichtmäßig angelegen seyn lässet, darauf alle Attention zu wenden und vorzüglich sich bemühet, in einer jeden der dortigen Städte auf das Etablissement dergleichen Professionisten und Handwerker zu sehen, die sich dahin schicken und die auch für die Polen diejenigen Waaren und Sachen machen und verfertigen, die die Pohlen gern haben und gebrauchen. Se. Königl. Maj. empfehlen der Cammer diese beyden Sachen auf das ernstlichste: nemlich die Cultur des Ackerbaues daselbst in bessere Ordnung zu bringen und auch auf die Wiederherstellung des Nahrungs-Standes der dortigen Städte alle Attention zu wenden, wie solches ihre Pflicht und Schuldigkeit erfordert.

Berlin den 20. Dezember 1779.

Friedrich.

An die Westpreußische Regierung.

Wegen der in Westpreußen begüterten polnischen Edelleute.

Da Se. Königl. Majestät Allerhöchste Willensmeinung dahin gehet, daß die Pohlnischen Edelleute, die Güter in Westpreußen besitzen, sich nunmehro erklären sollen, was sie seyn wollen: Pohlen oder Preußen, und daß diejenigen, die in Pohlen bleiben wollen, Anstalt machen sollen, ihre Güter zu verkaufen, so befehlen Höchstdieselben Dero Westpreußische Regierung hierdurch in Gnaden, allen diesen Pohlnischen Edelleuten solches nochmals ernstlich anzudeuten, daß sie ohne weiteren Anstand ihre Erklärung darüber abgeben sollen, damit deshalben die nöthige Verfügung getroffen werden könne; denn das Geld geht immermehr aus dem Lande. Wenn sie die Revenues von ihren hiesigen Gütern in Pohlen verzehren wollen das dauert in der Länge nicht und darum soll das nicht mehr seyn. Die Regierung hat sich also hiernach zu achten und alles hierunter erforderliche ohne Verzug zu besorgen, auch wie solches geschehen, zu berichten.

Potsdam den 17. Januar 1780.

Friedrich.

An den Geheimen Finanzrat v. Brenckenhoff.

Wegen Unordnungen im Rechnungswesen für den Bromberger Kanal.

Ich kann Euch auf Euren Bericht vom 12. dieses, die Eurem Anführen nach aus der Brombergschen Canal Bau Casse geschehene Vorschüße zu anderen Behuf betreffend, nicht verhalten, daß bey aller Eurer

Wirthschaft eine verteufelte Confusion ist. Ihr werfet alles so durcheinander, das man gar nicht klug daraus werden kann. Was habt ihr nöthig gehabt, das Geld, was ich zum Canal Bau angewiesen, zu fremden Dingen, die gar nicht dahin gehören, zu verwenden? Das ist eben das confuse bey Eurer Wirthschaft, daß Ihr immer eines in das andere schmeisset, und keine Sache reine macht, und ordentlich abschließet: deshalben traue ich Euch auch nicht, und werde alle Eure Rechnungen auf das genaueste nachsehen lassen: darnach könnet Ihr Euch nur richten. Und was hiernechst die Sache überhaupt, wegen der Vorschüsse und Reste bey der Canal Bau Casse betrifft, so soll das General-Directorium, wenn der Etats-Minister v. Gaudi von Preußen, zurückgekommen seyn wird, alles gehörig und ordentlich auseinander setzen, das man den eigentlichen Zustand der Sache deutlich übersehen kann. Wornach Ihr Euch zu achten habt.

Potsdam den 15. März 1780.

Friedrich.

An die Westpreußische Kammer.

Anordnungen für bessere Pflege des Land- und Gartenbaus in Westpreußen.

Nachdem Se. Königl. Maj. bei Dero diesjährigen Revue-Reise nach Mockerau in denen passierten Gegenden des hiesigen Departements mißfällig wahrgenommen haben, daß die hiesigen Einsassen, denen so oft ertheilten Vorschriften, besonders von 14. Juni 1774, 23. März 1775 und 24. Juni 1777 ohnerachtet, ihre Landwirthschaften noch nicht mit dem gehörigen Fleiß betreiben, verschiedene Branchen der Haushaltung ganz aus der Acht lassen, den Ackerbau und die Viehzucht äußerst negligiren und überhaupt der Trägheit dergestalt nachhängen, daß zur Abwendung derer daher entstehenden Unordnungen, zur Verbesserung obgedachter Wirtschaftsführung die ernstlichsten Maaßregeln genommen werden müssen, so wird hiermit auf Se. Majestät Befehl den Beamten die ihnen obliegende besondere Aufmerksamkeit auf die Wirtschaften der ihnen unter Aufsicht gegebenen Einsassen nicht nur wiederholentlich in Erinnerung gebracht, sondern dieselben auch hierdurch gemessenst angewiesen, die Einsassen überhaupt durch Vorstellungen, Anweisungen und fleißige Untersuchung ihrer Wirthschaft mit dem nöthigen Ernst zu mehrerem Fleiß und wesentlicher Betriebsamkeit anzuhalten, besonders aber selbigen, nach der vorausgesetzt ihnen beiwohnenden wirtschaftlichen Kenntnis, nach jeden Orts Gelegenheit und Beschaffenheit zur Anlegung nützlicher Geköch- und Obstbaumgärten, zur gehörigen und ordentlichen Betrieb des Flachsbaues, zur Spinnerei und Fabrikation ordinairer Leinwand, zur Bienenzucht und vornehmlich zur besseren Cultivierung der Aecker, Anpflanzung nützlicher Futterkräuter, besonders Klee, und Erweiterung der Viehzucht die nöthige Anleitung dergestalt zu geben, daß in Ansehung der letzteren Gegenstände zuvörderst zur Vermehrung des Düngers, auf alle zu diesem

Behuf dienliche Hülfsmittel, nehmlich Laub, Wald- und Bruch-Moos, Moorerde, ausgebuchte Asche, welches demnächst der Dünger zur gehörigen Zeit ins Feld gebracht, da wo die Gelegenheit vorhanden, der Mist aus den benachbarten Städten und Niederungen, im Winter oder schon schicklichen Jahreszeit geholet und vom Landmann sich zu Nutze gemacht, der Acker wohl gearbeitet und sodann mit reinen Saamen in der besten Saatzeit bestellet werde. Wobey denn auch die Düngung der Wiesen, deren Schonung und Bewässerung bis zum 1. Mai, ingleichen die successive Besaamung eines verhältnismäßigen Stück Landes mit weißem oder rothem Klee-Saamen bestens zu empfehlen und bey dieser Art der alljährlichen Verbesserung des Futters auch auf die jährliche Zuzucht zur Vermehrung des Viehstandes nachdrücklich zu helfen, damit wenn Se. Königl. Majestät die hiesige Provinz wieder passiren, Allerhöchstdieselben die Saaten und Aecker in nutzbarem Zustande, auch gut bestellte Obst- und Küchen-Gärten finden. Wie denn Se. Königl. Majestät zu befehlen geruhet haben, daß, wo sich schlechter 9jähriger Acker befindet, solcher lieber gar nicht beseet, sondern dagegen mehr Fleiß auf den tragbaren Acker gewandt und solcher besser bearbeitet und bedünget werden soll.

Marienwerder, den 24. Juni 1780.

Friedrich.

An den neuernannten Direktor der Westpreußischen Kammer v. Korckwitz.

Instruktion für die Kultur Westpreußens.

Da Se. Königl. Maj. den bisherigen Land Rath v. Korckwitz zum Ersten Director bey Dero Westpreußischen p. Cammer zu ernennen geruhet, so lassen Höchstdieselben ihm folgendes zu seinem Verhalten hiedurch bekannt machen, wornach er sich zu richten hat:

1. ist es nöthig, daß er auf 4 Wochen etwa nach Berlin gehet, um sich daselbst von den Cassen Sachen und von dem gantzen Cameral Wesen gründlich zu informiren, zu welchem Ende der nunmehrige Cammer Director v. Korckwitz sich dorten bey Dero Etats Minister Michaelis zu melden hat, der dahin angewiesen ist, ihm alles zu sagen und zu weisen, wie das bei der Berlinschen Cammer ist, wie auch von den Sätzen der Vergütigungen, wie solche und in welchen Fällen, auch in welcher Art die Remissions geschehen, wie die Vorspann- und andern dergleichen Vergütigungen vertheilet und gegeben werden; überhaupt wie alles hier bey der Cammer ist, damit er es dorten auch so einführen kann, wie er es hier gesehen und gelernt hat. 2. Hiernechst muß er auch in Ansehung der Regie Sachen in West-Preußen zu dem Geheimen Finanz Rath de Launay gehen, und sich von dem auch au fait setzen lassen, besonders wegen der Brauereyen und Brantweinbrennereyen, die in vorigen Zeiten die Staroſten denen Städten entzogen und für sich haben, und die nothwendig denen Städten wieder beigeleget werden müssen, wenn selbige

sich wieder aufhelfen sollen. In Ansehung der Aemter ist das leicht zu machen, denn was dadurch, wenn die Brauereyen und Brennereyen denen Aemtern entzogen und den Städten beygeleget werden, beym Domainen Etat ausfällt, muß die Acciseregie dahin vergütigen: was indessen solche adeliche Güter sind, die die alte Gerechtigkeit zum brauen und brennen einmal gekriegt haben, und damit auf eine legale Weise verliehen sind, die müssen solche auch behalten, und werden nur diejenige hierunter verstanden, die solche auf eine unrechtmäßige Weise und durch Conniventz der Cammer sich zugeeignet haben; wie denn auch dergleichen Privilegien von neuem schlechterdings nicht gegeben werden müssen. Nichtweniger muß er von dem Geheimen Rath de Launay wegen des Commerce der Stadt Elbing genau von allen dabey obwaltenden Umständen sich unterrichten lassen; denn die Absicht ist, das Commerce von Dantzig dahin zu ziehen, wovon aber die Kaufleute von Dantzig bishero sehr zu profitiren gewußt; wie auch von Warschau, denn da haben einige sich zum Schein, und auf eine geringe Weise zu Elbing etabliret, um die Vortheile der geringen Abgaben, womit das Commerce der Elbinger begünstiget worden, als welches um 8 pro Cent geringer gegen die Dantziger reguliret worden, zu erschleichen, und wenn sie denn einen Gewinst von 20 bis 30/m Thlr. dadurch geschafft haben, so sind sie wieder davon gegangen. Um also diesem Mißbrauch vor das künftige vorzubeugen, ist ein neues Reglement, wie die Anlage besaget, heraus gegeben worden, was in Ansehung des Commerce zu Elbing, und derer, die daran Theil nehmen und davon profitiren wollen, beobachtet werden soll. Wegen aller dieser Umstände nun ist der Geheime Finanz Rath de Launay angewiesen worden, ihm die gehörige und ausführliche Nachrichten zu geben. Nun kommt es 3) auf die Land Oeconomie in West Preußen, da muß der Cammer Director v. Korckwitz nun sich alle ersinnliche Mühe geben, eine bessere und ordentlichere Landwirthschaft einzuführen, denn die ist in Westpreußen in der größten Bredouille von der Welt, und gantz erbärmlich, denn da säen sie zum Exempel an $^3/_4$ Meilen weit herum bloß in den gepflügten Acker, ohne das Land gehörigermaßen zu bedüngen und zu bemisten; das hilft den Leuten denn zu nichts: wenn sie dagegen einen kleinen Fleck Land, nach Verhältniß des Bedarfs, nähmen und den ordentlich cultivirten und bedüngeten, so würden sie weit mehr gewinnen, wie von allen den großen Flecken, die das Abmähen nicht werth sind. Sie haben auch an gewißen Oertern nicht Futter genug vor ihr Vieh, darum schmeißen sie das Korn nur so hin in's gepflügte Land, um nur Stroh Futter zu gewinnen, und dieses ist besonders in der Gegend von Hammerstein bis Conitz; im Culmschen ist dieselbe schlechte Wirthschaft; man muß also darnach sehen, eine bessere Wirthschaft einzuführen, und den Leuten weisen, nur ein kleines Land verhältnißmäßig gut zu bestellen und dann zu besäen, daß sie dadurch weit mehr gewinnen, und von dem andern Lande künstliche Wiesen anlegen; wenn sie erst Turnips darin säen, die darin verfaulen, dann

können sie hernach Luzerne und allerhand solche Futterkräuter herein säen, so gewinnen sie dadurch mehr Futter vor ihr Vieh. Alles das muß man aber durch die Beamten der Domainen Aemter zuerst thun lassen, damit die andern Leute von denen es sehen und lernen, sonsten folgen sie darin nicht, denn sie sind zu der Industrie wenig aufgelegt; wenn sie aber von den Sachen bey anderen den Vortheil sehen, dann folgen sie eher nach, um auch den Nutzen zu haben. 4) Die Theile, die in Westpreußen die besten sind, zwischen Marienwerder und Culm, die Niederungen, das ist schönes Land, und da haben sie nicht viel Dünger nöthig, weshalb sie solchen größtentheils ins Wasser schmeißen; da muß also die Anstalt getroffen werden, daß die andern Leute in der Nachbarschaft, die schlechtes Land haben, sich den Mist abholen, und solchen auf ihre Felder bringen. 5. Was die Edelleute in Preußen anlanget, so sind das gar keine Wirthe, die mehrsten davon bekümmern sich um nichts, und lassen es alles so gehen, wie es will, ohne auf eine Verbesserung und mehrere Ordnung bey ihrer Wirthschaft zu denken, oder darnach ordentlich zu sehen; da ist nun das beste Mittel, diejenigen Edelleute, die doch noch ein bisgen sich ihrer Wirthschaft annehmen und eine gute Cultur haben, dadurch zu distinguiren, daß man sie öffentlich rühmet und ihrem Fleiß Gerechtigkeit widerfahren lässet, daß die andern sich schämen, und auf die Weise zur Nachahmung gereitzt werden. 6) ist das gemeine Volk so dumm, daß sie sich in gar nichts zu helfen wissen; sie haben zum Exempel fettes Vieh, wie Se. Maj. es Höchstselbst in dem Dorfe Moeckerau, wo sie gewesen, wahrgenommen, ohne daß sie sich Mühe geben, es irgend wohin zum Verkauf zu bringen; hier herum, besonders in Berlin, wird ein Haufen Schlachtvieh gebrauchet und gegenwärtig aus Pohlen mehrentheils genommen, das könnten sie nun von Westpreußen eben so gut herbringen, das ist ja näher, wie aus Podolien. Es muß daher ein Ueberschlag gemacht werden: wieviel Ochsen können sie ohngefähr jährlich fett machen, und was sind das vor Arten, wieviel können sie davon verkaufen und wie schwer wiegt ein Ochse ohngefehr an Pfunden; darnach kann denn mit den Schlächtern zu Berlin ein Accord gemacht werden daß sie ihnen ihre Ochsen abnehmen. 7) die Häuser in den Dörfern die bauen sie alle von purem Holtz; das ruiniret die Heiden, und wenn ein Feuer auskömmt, so ist gar kein Rettens, sondern es muß alles verbrennen, weil es alles lauter Holtz ist; da sind nun Se. Königl. Maj. der Meinung, wenn in den Dörfern was abbrennt, oder sonst verdirbt, daß man es mit Wellerwänden probiret, die verbrennen nicht so leicht, und ist das auch eine Menage für die Forsten; das muß also, wo Lehm in der Nähe ist, nur gleich eingeführet werden. 8) Sind aller Orten Schulen angelegt, Catholische und Evangelische: es ist auch ein eigener Fond dazu vorhanden, wovon die Schulmeister salariret werden; da müssen nun die Bauern angehalten werden, daß sie ihre Kinder fleißig nach der Schule schicken, damit sie doch ein wenig vernünftig und gebessert werden. 9) Was den Getreide Absatz in Westpreußen anlanget,

so muß zuvor ein gantz accurater Ueberschlag gemacht werden: wie viel wird in der Provintz jährlich ausgesäet, wie viel wird gewonnen in guten, mittel und schlechten Jahren, wieviel beträgt die Consumtion, abgezogen, bleibt übrig, oder fehlet; haben sie übrig, und es wird sonsten nicht gebrauchet, so sollen sie Pässe kriegen auf das übrige, um es auswärts zu verkaufen, doch in guten Jahren mehr, wie in mittleren; und wenn ihnen fehlt, so muß man das ebenfalls in Zeiten wißen, um Anstalten machen zu können, aus den Magazinen oder sonsten Rath zu schaffen, der Hungersnoth vorzubeugen. Diese Nachweisung oder Balance muß muß also accurat und mit aller Genauigkeit gemacht werden, daß solche gantz zuverlässig ist. Die Gegenden, die entfernt von der Weichsel liegen, die haben keinen Strohm, ihre Getreide Sorten so gut zu verfahren und nach die großen Städte zu bringen, da sind nur die Rutte und die Drage, wo sie mit Schiffen nicht fahren können, da müssen sie sich der Flösse bedienen, und auf solchen das Korn transportiren. 10) Die Wälder in Westpreußen müssen auch in ordentliche Schläge eingetheilet werden, nehmlich, was Kiehnen Holtz ist, in 60 Schläge; wie in der Tuchel'schen Heide. Se. Königl. Maj. haben bey Dero letztern Anwesenheit dem dortigen Ober Forstmeister solches auf der Charte Selbst gewiesen, und die Eintheilungen in den Forsten der Länge nach gemacht; in einem solchen Distrikt können die Schläge auf beyden Enden, nehmlich von oben herab, und von unten herauf, mithin 120 Schläge gemachet werden, damit die Leute von beyden Enden, so wie sie belegen sind, dazu kommen können, und nicht immer die gantze Heide durchfahren dürfen. Wenn ein Schlag gehauen worden, da muß denn solcher durch die nächsten Landleute gleich aufgeräumet und die Stubben vor sich ausgegraben werden; denn können die Bauern für sich zum ersten gleich Korn einsäen, darnach wächset das Korn fürtrefflich, und wenn das Korn dann weg ist, so müssen dann Kiefern und auch andere Holtz-Arten, was vorher darauf gestanden, und der Boden tragen kann, gleich wieder darein gesäet werden. In der Tuchelschen Heide wächset mehrentheils kein anderes Holtz, wie Kiefern, die muß auch auf alle Weise geschonet werden zum Bau der Häuser, die meist alle von Holtz sind, auch zur nöthigen Feuerung, damit es daran nicht fehlet; und wenn mit der gedachten Heide ordentlich gewirthschaftet, und solche fleißig wieder angebauet wird, so kann solche die gantze Provintz mit dem nöthigen Holtz versehen. 11) In Ansehung der Butter ist unumgänglich erforderlich, eine bessere Einrichtung bey deren Verfertigung einzuführen. In den Niederungen haben sie eine Menge Kühe, aber die Butter machen sie schlecht, ihre Gefäße müssen nicht reinlich seyn, darum hält sich ihre Butter nicht, und sie werden ihre Butter darum auch nicht los, weil daherum aller Orten so viele Butter gemacht wird. Um aber auch dorten die Butter besser zu machen, so kann der v. Korckwitz bey seiner Anwesenheit zu Berlin darüber auch mit dem Etats Minister Michaelis sprechen, denn da sind auf der Königshorst, hier nicht weit, Leute aus dem Friesischen verschrieben, die die Butter

auf dem Holländiſchen Fuß machen, da können ein paar Leute von nach Preußen hingeſchickt werden, die den Leuten in der gantzen Niederung das Buttermachen lernen. Sodann aber kommt es darauf an, Ueberlegung anzuſtellen, wie die Butter am beſten zu verkaufen und zu debitiren. Dazu ſind nun zwey Mittel: erſtlich, ob es angehet, mehr Butter über Elbing oder Dantzig nach außerhalb zu verkaufen, zweytens ſolche zu Waſſer auf der Netze und ſo weiter nach Berlin zu ſchicken, denn hier wird eine große Quantität fremder Butter aus Sachſen und ſonſten eingeführet; kann man die nöthige Butter hier aus Preußen kriegen, ſo iſt keine fremde hier nöthig und das Geld bleibt im Lande. Allein da muß erſt ein gantz genauer Ueberſchlag gemacht werden, wie hoch die Transport Koſten bis Berlin ſich belaufen, und ob es angehet, wegen des Preiſes, daß ſolcher nicht zu hoch kommt, daß ſie auch Vortheil davon haben; oder ob es leichter iſt und die Leute dorten mehr für die Butter kriegen können, wenn ſie ſolche über See verkaufen, in der Art, daß die Kaufleute in Dantzig oder Elbing ſolche an ſich kaufen, und ſie ſodann nach Dänemark, Schweden, oder wohin es ſonſten iſt, verſchicken: iſt das aber nicht, ſo müſſen ſie ſuchen, ſolche im Lande, und nach Berlin hin zu debitiren, nur muß letzteres wegen eine ordentliche Berechnung in Anſehung der Transport Koſten angeſtellet werden. 12) Sind da in Weſtpreußen die Dämme längs der Weichſel, wo dieſes Jahr ein Haufen Schaden durch das große Waſſer geſchehen, und viele Durchbrüche geweſen ſind; Se. Königl. Maj. haben auch zu deren Wiederherſtellung die Gelder bereits aſſigniret; wenn der v. Korckwitz alſo hinkommt, muß er dieſe Dämme mit Zuziehung eines Waſſerbauverſtändigen examiniren und alles nachſehen, daß ſolches alles wieder gut und tüchtig gemachet und wiederhergeſtellet wird, und daß auch den Leuten die accordirte Vergütigung richtig geſchehen, und ſollte es auch ſeyn, daß hin und wieder noch einige Vergütigungen erfordert würden, ſo muß das bis künftiges Jahr anſtehen. 13) Um die daſigen Domainen Aemter und Vorwerks Gebäude auszubauen, die von den vorigen Staroſten und anderen Beſitzern ſehr ruiniret worden, ſind ſeit einigen Jahren ſchon 200/m Thlr. angewieſen worden und für dieſes Jahr waren wieder 100/m Thlr. dazu deſtiniret, die auch parat liegen; weile aber der geforderte Anſchlag, wie dieſe 100/m Thlr. nützlich zu verwenden, ſo ſehr confus und gantz leger gemacht worden, daß man ſich darauf gar nicht verlaſſen können, ſo iſt die gantze Sache ausgeſetzt worden. Da nun der v. Korckwitz bey ſeiner Hinkunft ohnedem alle die Aemter zu bereiſen nöthig hat, ſo muß er alles ſelbſt nachſehen und unterſuchen, was jeden Orts noch gebauet werden muß, und was das koſtet, damit davon ein ordentlicher und deutlicher Anſchlag gemacht werden kann. 14) ſo hat die Cammer das beykommende Project eingereichet, um noch 14,744 Familien im Weſt Preußiſchen Departement zu etabliren; aber dabey ſind noch ein Haufen Sachen zu erinnern, denn der Plan iſt gantz generell, und wird nicht geſagt, wo, an welchen Orten, auf den Aemtern,

oder bey den Edelleuten, die neuen Familien angesetzt werden sollen. Die Haupt Absicht gehet auch dahin, daß das lauter freye Leute und keine Sclaven seyn sollen, denn welcher Mensch wird sich zu der Leibeigenschaft engagiren, und dazu etabliren lassen: und das ist auch der allerhöchsten Willensmeynung gantz und gar entgegen, Höchstdieselben verabscheuen eine solche Sclaverey, und wollen dergleichen gar nicht haben, wo der Edelmann mit dem Unterthan wie mit dem Vieh umgehet. Es muß daher vor diesem Plan ein näheres Detail gemacht werden: wieviel neue Familien können bey den Aemtern angesetzt werden, und wie viele bey den Edelleuten; doch in Ansehung derselben mit der ausdrücklichen Voraussetzung, daß sie gäntzlich frei und keine Sclaven sind; und wollen die Edelleuthe dergleichen Familien bey sich haben, so müssen sie sich dazu verstehen, solche wie freye Leute zu behandeln. Ueberhaupt, was die Verbesserung der Land-Oeconomie betrifft, so kann vorzüglich im Culm'schen und auch in der Gegend zwischen Hammerstein und Conitz noch sehr vieles gemacht werden; in den anderen Niederungen aber ist so viel nicht zu machen, das ist mehr und besser in Ordnung. Betragend 15. nun die Städte, so werden dieses Jahr 100/m Thlr. anderweit zu deren bessern Ausbau gegeben, wovon die dortige Cammer den Plan zu deren Verwendung gemacht; da muß nun besonders darauf gesehen werden, daß die Baubediente alles tüchtig und gut machen, welches der Cammer ihre Sache ist, sie muß die Leute in genauer Aufsicht halten. Es ist eine Untersuchung im Werke wegen der vorigen Bauten zu Culm, die sehr schlecht gemacht sind; ist das nun Dummheit des Baubedienten, so meritiret er nicht, daß er bleibt; ist aber Betrügerey dahinter, so muß er überdem noch, andern zum Exempel, dafür gebührend bestraft werden. Was dieses Jahr zum Bau der Städte gegeben wird, davon kann er, wenn er hinkommt, den Anschlag ansehen, und sich sodann nach vorstehendem richten. Dabey wird demselben bekannt gemacht, daß zu Culm noch 80 Häuser fehlen, die gantz aufzubauen, und jetzt nichts, wie wüste Stellen sind; noch 8 oder 9 Häuser außerdem am Markte zu repariren. In Graudentz ist auch noch was zu bauen, auch zu Elbing; am letztern Orte soll auch ein Haus für einen Königsbergschen Kaufmann gebauet werden, der dorten einen Handel etabliren will, welches Ich der Kammer zu Marienwerder kürtzlich befohlen; das gehöret aber auf den Plan vor künftiges Jahr, dieses Jahr ist schon alles disponiret, was on jedem Ort gebauet werden soll. Denn ist zu Schwetz, Mewe, Stargard, besonders letzteren Orts, auch noch was zu machen, das fehlet; aber das nöthigste muß zuerst gemacht; und dabey auf Bebauung wüster Stellen vorzüglich gesehen werden, daß mehr Leute in den Städten angesetzt werden können; da muß denn 16. darauf bedacht genommen werden, was für Art von Fabriquen und Handwerkern jeden Orts sich passen, daß man die in den Städten ansetzet, die solche Waaren machen vor die Pohlen, auch Lohgerber, Seifensieder, hin und wieder Grobschmiede und dergleichen Professionisten mehr. Die beste Tuch Fabrique ist zu Conitz,

da werden gute Tücher gemacht, es giebt da auch recht gute Kaufleute: zu Schönlancke machen ſie auch gute Tücher, das gehöret aber zum Brombergſchen Departement. Wenn er denn erſt dorten iſt, ſo kann er durch die Zoll Aemter zu Neufahrwaſſer und Elbing leicht erfahren, was für fremde Tücher, von welcher Art und Gattung, eingehen, die nach Pohlen hinkommen; denn muß er das überlegen, ob nicht dorten eben dergleichen Tücher zu fabriciren, wenn etwas Spaniſche Wolle mituntergenommen wird, daß denn dieſe Tücher ſtatt der fremden nach Pohlen hin debitiret werden können. Dergleichen Fabriquen müſſen dann an den Orten, wo es zum beſten angehet, angeleget werden: was an der Weichſel iſt, können ſie nach Warſchau ſchicken. Dann kommt es 17. noch auf andere Sachen an, nehmlich, ob ſie in Weſtpreußen Glashütten haben und woher ſie jetzt ihre Glaswaaren, als Fenſterglas, Bouteillen und dergleichen hernehmen; fehlt es daran, ſo muß man gleich eine neue Glashütte anlegen, auch von dergleichen ſchlechten Bändern vor die gemeinen Leute, ferner Tabacks Pfeifen Fabriquen, Nadel Fabriquen, ingleichen von ſolchen kleinen Spiegeln, die eine Kleinigkeit koſten, und alle ſolche Sachen; zu dem Ende muß er von den Zoll Aemtern die Liſte ſich erfordern, um daraus zu ſehen, was für Sachen von auswärts ins Land herein kommen, die im Lande eben ſo gut gemacht werden können, und dann gleich darauf bedacht ſeyn, von ſolchen Sachen Fabriquen anzulegen, ſo bleibt das Geld im Lande und wird von unſeren Leuten verdienet und gereichet den kleinen Städten zur Aufnahme und befördert mehr die Conſumtion, wenn in den Städten mehr Einwohner, Fabricanten und Handwerker wohnen, daß der Landmann ſeine Conſumtibilien beſſer los werden kann, dadurch werden die Städte und das Land mit aufgeholfen. Auf dem Lande können ſie auch Schweine fett machen und damit Handel treiben, ſo gewinnen ſie auch dabey; ſie können auch angewieſen werden, das Obſt zu backen und zu trocknen, das hilft den armen Leuten zur Nahrung; in dem Culm'ſchen können ſie ſich am erſten darauf legen, da wird es ihnen gut zu ſtatten kommen. 18) muß er auch unterſuchen, wie die Polizey und Feuer Anſtalten jeden Orts beſchaffen ſind, ob ſie die nöthigen Feuer Inſtrumente haben; ob auch auf Maaß und Gewicht Achtung gegeben wird, daß ſolches aller Orten richtig iſt; und muß er darnach ſehen, daß keine Betrügereyen darunter vorgehen, und daß auch die Feuer Anſtalten durchgehends in der gehörigen Ordnung ſind, wie alles ſeyn muß. 19) Giebt es hin und wieder noch dergleichen garſtiges und diebiſches Volk in den Wäldern, darauf muß er fleißig vigiliren, und ſobalde man was davon gewahr wird, muß er gleich mit den nächſten Commandeurs darüber ſich zuſammen thun, daß Soldaten und Huſaren hingeſchickt werden, um das Geſindel aufzugreifen, daß ſie weiter keinen Unfug begehen können: auch muß er dahinterher ſeyn, daß die Forſtbedienſtete mehr die Wölfe ſuchen zu vertilgen, und deshalben ſolche Eiſens auslegen, um ſie darin zu fangen. In der Tuchel'ſchen Heide giebt es deren noch viele und auch im Culm'-

schen, wo die Grentze von Pohlen ist, da kommen ein Haufen herüber, die müssen nun die Försters alle suchen wegzufangen, daß die Thiere den Leuten nicht soviel Schaden thun bey ihrem Vieh. 20) Auf die Cassen und Cassen Sachen muß er eine genaue Aufsicht haben, daß alles richtig und ordentlich dabey zugehet und nicht gestohlen wird. Zu dem Ende muß er öfters darnach sehen, und sie revidiren; desgleichen muß er auch noch die Anschläge und Rechnungen der Baubediente sehen, und sie in guter Ordnung halten, damit alle Bauten, sowohl was in den Städten, als auf dem platten Lande gemacht wird, tüchtig, dauerhaft und gut, den Anschlägen gemäß, verfertiget, außerdem aber auch alle Bauten gehörig nachgesehen und abgenommen werden. 21) So wird dem v. Korckwitz auch bekannt gemacht, daß die Marienwerdersche Cammer alle Jahre eine Summe in Ducaten einnimmt, diese müssen sodann umgesetzet, und das davon aufkommende Agio muß dorten zusammengehalten und bis zu Meiner Hinkunft verwahret werden. Die Summe dieses Agio ist nicht alle Jahre gleich, indeßen doch immer zwischen 25/m Thlr. und 27/m Thlr. des Jahres; und wenn Ich hinkomme, so disponire Ich darüber, alsdenn mir die Summe angezeiget werden muß: erst werden daraus die Revue Kosten und alle dabey vorkommende Ausgaben genommen, sodann alle etwaige Bonificationes und was sonsten vorfällt und nöthig ist, daraus bezahlt; und da 22) auch künftiges Jahr die Zeit um ist, daß die Edelleute, die in West Preußen Güter haben und außerhalb Landes wohnen, sich determiniren müssen, ob sie wieder ins Land zurückkommen und hier ordentlich wohnen, oder ob sie außerhalb dem Lande verbleiben wollen, so muß das nöthige darunter zu seiner Zeit mit der Regierung zugleich besorget werden. Die Pohlen, die dann hier nicht wohnen wollen, müssen ihre Güter verkaufen, und da muß man denn sehen, gute und bemittelte Leute aus dem Reiche und der Gegenden herein zu ziehen, denen Se. Königl. Maj. wohl erlauben wollen, daß sie Güter dorten kaufen können, weil die als gute Bürger Ihnen lieber, und immer besser sind, als das Pohlnische Zeug.

Im Uebrigen muß der v. Korckwitz, wenn er dahin kommt, zuerst das Land bereisen und sich alles bekannt machen, auch das Volk da kennen lernen, hiernechst aber darauf denken, wo nur immer oeconomische Verbesserungen zu machen sind. Wodurch er sich denn sehr recommandiren kann, wenn er sich darum rechte Mühe giebet, und sich mit gantzem Ernst angelegen seyn lässet, sowohl in Ansehung der Städte, als des platten Landes, das beste und die Aufnahme davon in so weit es nur immer möglich ist, zu befördern. Wornach er sich zu achten hat.

Potsdam, den 27. Juni 1780. Friedrich.

An den Kammerdirektor v. Korckwitz in Marienwerder.

Colonisation und Melioration in Westpreußen.

In Ansehung des mit Eurem Bericht vom gestrigen Dato eingereichten Kosten-Ueberschlages, wegen Ansetzung der angekommenen Kolo-

niſten-Familien, habe Ich Euch hierdurch zu erkennen geben wollen, daß dieſer Anſchlag mir ſehr hoch vorkommt, und daß Ihr daher ſolchen zuvor noch ganz genau und mit Beobachtung aller möglichen Menage und Oekonomie nachſehen und unterſuchen müſſet, ob dieſe Etabliſſements nicht wohlfeiler und mit wenigern Koſten zu bewerkſtelligen; wie das in andern Provinzen, wie in Pommern und Schleſien geſchiehet, wo die Anſetzung einer Büdnerfamilie nur etwa 150 Thlr. zu ſtehen kommt. Indeſſen accordire Ich, zum Behuf dieſes ganzen Etabliſſements für dieſes Jahr, ſowohl in dem hieſigen, als in dem Bromberger Departement, 60,000 Thlr., worüber Ihr Euch mit dem Geheimen Rath von Gaudi gehörig zu concertiren habt, wie viel von dieſen 60,000 Thalern verhältnißmäßig für jenes Departement anzuſetzen. Soweit nun dieſes Quantum hinreichet, ſo viele müſſen von den fremden Familien, ſowohl im hieſigen, als Brombergſchen Departement etablirt, die übrigen Familien aber vor der Hand in den Amtsdörfern untergebracht werden, ſo gut wie möglich, damit die Leute doch ihr Brod verdienen und ſich ſo lange ernähren können, bis Ich auf künftig Jahr ein Mehreres darzu hergeben kann. Anlangend hiernächſt den von Euch eingereichten Plan von denen in hieſiger Provinz bei Meinen Aemtern annoch zu machenden Verbeſſerungen, ſo kann ich für dieſes Jahr dabei weiter nichts thun, und kein Geld dazu geben, ſondern das muß noch anſtehn, und bis dahin zuvor noch alles näher und gründlicher unterſucht werden, worin die Verbeſſerungen beſtehen, und ob ſolche auch nützlich und ſolide ſind. Denn bei Ablaſſung der Seen und Austrocknung der Brücher kommt es darauf an, daß zuvor genau examinirt wird, wie das Niveau beſchaffen, genugſames Gefälle, das Waſſer abzuführen und wegzuſchaffen, ohne den Angrenzenden das Waſſer über den Hals zu ſchicken, auch wie der Boden oder der Grund geartet iſt, ob Schilf und Waſſerkräuter darin wachſen, oder ob es nur ein bloſſer Moorgrund iſt; erſternfalls kann man ſicher darauf rechnen, daß ſich gute Wieſen davon werden machen laſſen, im letztern Fall hingegen iſt auf nichts nützliches zu rechnen, und die Koſten würden vergeblich angewendet worden ſein. Das muß daher erſt ganz eigentlich unterſucht werden. Dabei gehet auch Meine Intention wegen der Verbeſſerungen im Lande dahin, daß wir bei denen Aemtern anfangen, und zuvor da alles in den vollkommenſten Stand ſetzen wollen, hiernächſt und wenn wir damit fertig ſind, und auch auf den ſtädtiſchen Grundſtücken alles gemacht iſt, alsdann wollen wir bei den Edelleuten anfangen, welche die beſten, die ordentlich und gut ſind. Indeſſen müſſen wir alle die Plans beibehalten und ſehen hiernächſt, wie viele Familien bei Gelegenheit der andern Verbeſſerungen mit etablirt werden, und wie viele Familien ſodann noch anzuſetzen verbleiben.

Graudenz, den 7. Juni 1781.

Friedrich.

An den Geheimen Rath v. Gaudi in Bromberg.

Anordnungen für Verbesserung des Ackerbaues.

Da Ihr die Special Nachrichten zu der geforderten Nachricht derer Kosten für die bey den Aemtern im Netze District befindliche und urbar zu machende Moräste diesen Abend erst erhalten könnet, so will Ich also die Nachweisung morgen zu Mockerau von Euch erwarten. Hiernächst aber gehet Meine Intention dahin, daß ein Versuch gemacht werden soll, wie man den vielen Mist bey Inowrazlaw, den sie dorten gar nicht brauchen, und eher in das Wasser werfen, auf die leichteste und bequemste Art von da weg, und auf die nächstbelegenen Aecker zu den Dörfern, die den mehresten Sand haben, schaffen kann. Es kann dieses am leichtesten bewerkstelliget werden zu Wasser auf Prahms, die aber nur klein seyn müssen, nachdem das Wasser beschaffen, auch in Ansehung der vielen Krümmungen, die da sind. Ihr habt daher sofort zu veranstalten, mit der Wegschaffung des Mistes von Inowrazlaw zu den nächstbelegen Dörfern, die den mehresten Sand haben, einen Versuch zu machen, wovon dann hiernechst ein ordentlicher Ueberschlag gewerden muß, wieviel Mist zu Inowrazlaw sie zum Wegschaffen haben, wohin solcher zu bringen, was das kostet, und was der Nutzen macht, wenn die Dörfer ihre Aecker durch diesen Mist so verbessern können. Ihr werdet dieses alles demnach gehörig verfügen und besorgen und Mir hiernechst darüber Euren pflichtmäßigen Bericht erstatten.

Graudenz, den 7. Juni 1781.

Friedrich.

An den Kammerdirektor v. Korckwitz.

Zur Hebung der Kultur Westpreußens.

. . . . Da auch Meine landesväterliche Willensmeinung dahin gehet, den Nahrungsstand und den Ackerbau in hiesiger Provinz immer weiter in Aufnahme zu bringen, — wozu denn auch gehöret, den Unterthanen mehr Gelegenheit zu verschaffen, ihre Getraide besser absetzen zu können, besonders in den Gegenden, wo kein Wasser ist, und wo sie mit ihrem Getraide nirgends hin wißen, damit sie nicht müde, sondern eher aufgemuntert werden, ihre Felder immer besser zu cultiviren, und mehr Fleiß darauf zu verwenden, — so ist das beste Mittel hiezu, wenn in den Städten solcher Gegenden Manufakturen aller Arten, die dem Lande nützlich sind, und wie sie sich für jeden Ort schicken, angeleget werden; wodurch denn die Consumtion in denen Städten vermehret und den Landleuten Gelegenheit verschaffet wird, ihr Getraide besser zu verkaufen. Zu dem Ende nun müsset Ihr die Designationes von der Ex- und Importation, welche die Direktions zu Neufahrwasser und Fordon anzufertigen und an Euch einzureichen angewiesen sind, fleißig nachsehen, was für fremde Fabrikwaaren und Sachen, es mögen sein, welche sie

wollen, eingebracht werden, und ſodann überlegen, von welcher Art Waaren hier im Lande noch Manufakturen anzulegen, hiernächſt Euch einen ordentlichen Plan machen, wo und an welchen Orten das zum Beſten angehet, auch welche Art Manufakturen für jeden Ort zum Beſten ſich ſchicken; wobei denn, wie geſaget, vorzüglich auf ſolche Gegenden zu reflektiren, wo das Getraide wohlfeil iſt, und wo auch die Waaren nach Polen und auch ſonſten gut debitiret werden können; denn die Städte zu formiren, gehet ohnmöglich anders an, als durch Manufakturen, die machen die Conſumtion und geben dem Lande dadurch Nahrung, und müſſen dazu auch ſolche Oerter am erſten genommen werden, wo es wohlfeil zu leben iſt, damit die Manufakturiers um ſo wohlfeiler arbeiten, und daher die Waaren auch um ſo beſſern Preis verkauft werden können, um ſo viel mehrerern Debit haben ſie alsdann. In einer jeden Provinz ſind das die beiden Hauptſtücke, erſtlich dahin zu ſehen, daß das Land gut und gehörig beſtellet, und daß daraus gezogen wird, was nur angehet; zu dem Ende müſſen die Unterthanen zu allem Fleiß und zur guten Kultur ihrer Felder aufgemuntert und angewieſen werden; beſonders iſt hier der Fehler, daß ſie zu weitläufig und zu viel Land ausſäen, mehr als ſie mit ihrem Dünger beſtreiten können, welches denn die Urſach iſt, warum ſie ſo wenig von ihrem Acker gewinnen; werden ſie aber darin recht unterrichtet, und angewieſen, ſtatt 8 Morgen, die ſie nicht gehörig bemiſten können, nur 4 Morgen zu bedüngen, und die dann ordentlich zu beſtellen, ſo werden ſie weit mehr profitiren; ſodann muß auch aller Fleiß angewendet werden, artificielle Wieſen zu machen, damit die Leute mehr Vieh halten und mehr Dünger für ihre Felder haben können. Das 2. Hauptſtück iſt, die Städte in den Stand zu bringen, daß ſie mehr Korn conſumiren und daß die Landleute, die ſonſten nirgends damit hinwiſſen, ſolches dahin abſetzen können, und dieſes iſt, wie oben geſaget, anders nicht, als durch Anlegung nützlicher Manufakturen zu bewirken. Hiernächſt iſt auch darauf zu denken, den Hopfenbau ſtärker zu betreiben, welches an ſolchen Orten am beſten angehet, wo Defrichements gemacht werden; zu dem Ende muß man ſuchen Hopfengärtner aus dem Deſſaiſchen zu kriegen; die verſtehen ſolchen am beſten zu bauen, damit die Provinz ihren Hopfenbedarf ſelbſt gewinnt, und nicht nöthig hat, fremden zu kaufen, ſondern das Geld dafür im Lande verdienet wird. Zuvor aber muß ordentlich unterſucht werden, wie viel Hopfen überhaupt in der Provinz zur Conſumtion erforderlich iſt, wie viel im Lande bisher gewonnen und auch fremder eingeführt worden, hiernächſt wie viel Land dazu gehöret, um den fehlenden Hopfen hier anzubauen, und in welchen Gegenden es zum beſten und zum convenableſten iſt, die neuen Hopfengärtner anzuſetzen. Ferner wird es angehen, daß in der Provinz Glashütten, von dem weißen Scheibenglas, das hier noch gar nicht gemachet wird, angelegt werden, nur muß man dazu ſolche Gegenden nehmen, wo überflüſſiges Holz iſt, und wo der Abſatz und Transport der Glaswaaren gut angehet. In der Abſicht werde ich zu-

sehen, dergleichen Glasmacher, die das weiße Scheibenglas zu verfertigen, recht verstehen, aus Böhmen zu kriegen, unter deren Anleitung und Aufsicht sodann die Glashütten hier eingerichtet und betrieben werden sollen. Sodann ist auch noch ein Sache, die der Provinz zum Nutzen gereichen kann, wenn sie vernehmlich die rohen Leder aus Polen auf der Weichsel sich heraufkommen lassen, solche allhier gerben und zubereiten, und hiernächst gegerbt wieder nach Polen hinschicken, so wird das Arbeitslohn darauf verdient, und können zu dem Ende bei Marienburg, Mewe oder andern solchen Orten, wo es gut angehet, Lohgerbereien angeleget werden.

Was die Aemter-Meliorations betrifft, so werde Ich hier für dieses Jahr dabei nichts vornehmen, sondern erst künftiges Jahr, sowohl bei den hiesigen, als bei den Brombergschen Aemtern damit anfangen; was dann bei der Gelegenheit an neuen Familien anzusetzen, dazu können die Ackersleute aus dem Thüringschen hergenommen werden, das sind fleißige und arbeitsame Leute; zu denen Büdnern aber müssen von den Invaliden mit angesetzet werden, denn für sie ist das eine Art von Versorgung, und verdienen diese Leute wohl, daß man sich ihrer annimmt und sie sucht unterzubringen. Uebrigens müsset ihr beständig speculiren, wie die Provinz immer mehr in bessere Aufnahme zu bringen, daß das Land mit mehrerem Fleiß cultiviret und ordentlicher bestellet und bewirtschaftet wird, daß mehr artificielle Wiesen angelegt werden, um den Landleuten mehr Dünger zu verschaffen, worüber Ihr Euch wohl mit dem Geheimen Finanzrath Schütz näher besprechen könnet, der das Land kennt und versteht, und dem Ich geschrieben habe, mal auf 14 Tage herzukommen, und das schlechte Land zu sehen, und wie solches zu verbessern und mehr Nutzen davon zu ziehen, mit Euch näher zu überlegen. Ferner müßt Ihr darauf denken, daß die Städte durch Anlegung nützlicher und jedem Ort convenirenden Manufakturen mehr aufgeholfen und in einen bessern Nahrungsstand gesetzet werden, auch daß nicht mehr so viel Geld aus dem Lande gehet für solche Sachen, die im Lande selbst gewonnen und gemacht werden können und daß überall mehr Fleiß und Industrie eingeführt wird. Ich gebe Euch Zeit dazu bis künftig Jahr, bis dahin nun müsset Ihr auf alle die Sachen mit Ernst und Fleiß bedacht sein und darauf raffiniren, was alles zum Besten des Landes geschehen und angelegt werden kann, dieses sodann in einen ordentlichen wohlüberlegten Plan bringen und solchen hiernächst an Mich einreichen.

Mockerau den 8. Juni 1781.

Friedrich.

An den Geheimen Finanzrat Schütz.

Verbesserung des Ackerbaues in Westpreußen.

Auf Meiner Reise habe Ich bey Hammerstein und Schlochow das Feld sehr schlecht bestellet gefunden, indem so weitläufig ausgesäet ist,

daß sie die Saat ohnmöglich wieder gewinnen können und das Korn so gut wie weggeworfen ist. Wenn sie die Hälfte von den Feldern nur ordentlich bemistet und besäet hätten, so würden sie weit mehr profitirt haben und hätten dann von dem überflüssigen Acker zu künstlichen Wiesen was nehmen können, um mehr Futter für das Vieh und auch mehr Dünger zu kriegen. Allein die Beamten an diesen Orten sind zu nichts nutze und verstehen nichts von der Wirthschaft. Ich habe Euch daher aufgeben wollen, auf 14 Tage mahl selbst nach der Gegend hinzugehen und zuvor mit dem Kammer-Direktor v. Korckwitz darüber zu correspondiren, daß Ihr Euch zusammen treffet; sodann könnt Ihr alles selbst ansehen und mit demselben Euch darüber besprechen, auch den Leuten dorten alles sagen und weisen, wie sie das besser machen, den Acker ordentlich und wirthschaftlich bedüngen und bestellen sollen, damit sie was davon gewinnen und erndten können; desgleichen auch, wie die artificiellen Wiesen gemacht und angelegt werden müssen: damit sie ihre Felder besser bestellen und davon mehr Nutzen zu ziehen lernen.

Mockerau den 8. Juni 1781.

Friedrich.

An den Geheimen Rath v. Gaudi zu Bromberg.

Wegen statistischer Nachrichten über Getreide-Produktion und Konsumtion: Melioration; Beihilfe für die Reparation von Kulturschäden.

Ich verlange eine exacte Nachweisung von dem Getreidebau in dem dortigen Departement; wie viel nehmlich überhaupt von allen Arten Getreide gewonnen wird in guten, mittleren und schlechten Jahren, wieviel die sämmtliche Consumtion jährlich beträgt, das Futter für das Vieh mit gerechnet; was sodann übrig bleibt und wo das Heu verkauft wird. Ihr habt also zu besorgen, daß diese Nachweisung mit aller Accurateſſe und zuverlässig angefertigt und hiernächst an Mich eingesandt wird. Sodann finde Ich auch, daß die Anzahl Kühe an der Netze viel zu geringe ist und füglich doppelt so viel seyn kann. Ich habe Euch schon ein paarmal gesagt, daß Ihr Euch der Sache wegen Nackel besser annehmen sollet; da haben sie Wiesen genug und nur so wenig Vieh. Es hat Mir viel Geld gekostet, alle die Grabens ziehen und die Wiesen gut machen zu lassen. Es wird aber darnach gar nicht gesehen; die Grabens werden nicht aufgeräumt und müssen wieder verfallen, wie Ich das jetzunter schon Selbst gefunden. Ihr müßt daher sogleich die Verfügung treffen, daß die Grabens wieder aufgeräumt und in Ordnung gebracht, auch ferner in besserem Stande gehalten werden und daß der Viehstand dorten vermehret wird. Denn das ist die ganze Absicht und deshalben sind die Kosten darauf gewendet, sonsten ist ja alles umsonst und das Geld ins Wasser geworfen. Ueberhaupt will Ich Euch hiermit nochmals wiederholen, daß, wofern Ihr Eure Schuldigkeit nicht besser wahrnehmet und die Sachen dorten nicht so in Ordnung

halten werdet, wie Ich es Euch vorschreibe, Ihr großen Lerm mit Mir kriegen werdet. — Sodann ist es auch gut, wenn sie da wüstes Feld haben, daß sie das erst mit Hafer besäen und hernach Kiefern drein säen, da werden sie guten Nutzen davon haben. Ich verlange auch zu wissen, wie stark der Viehstand seyn muß in der ganzen Provintz, wenn solcher complet seyn soll, und was jetzt daran fehlet. Denn daraus wird eine große Augmentation erwachsen können, wenn sie alsdann die Butter nach Berlin hin debitiren und auch wohl Korn nach der Neumark verkaufen können. Ich will also auch hierüber Eure Anzeige erwarten. Uebrigens bin ich die ganze Provintz durchgekommen und habe keinen großen Schaden vom Froste wahrgenommen, bis auf einige kleine Flecke bei Schönlanke, die erfroren sind, und bey Filehne, da ist auch etwas Schaden geschehen. Ich muß daher gleich wissen, was da zu thun ist und was es kosten wird, den armen Leuten, die das neue Saatgetreide an Gerste oder Buchweitzen sich nicht selbst kaufen können, damit auszuhelfen und wo solches am besten herzunehmen, damit sie es gleich kriegen können. Jedoch muß die Prinzessin Sapieha für das, was bey Filehne an Schaden geschehen ist, ihrerseits auch was zuschießen; worauf Ihr Rücksicht nehmen müsset. Sonsten aber habe Ich alles Getreide dorten in der Provintz gut gefunden.

Potsdam den 15. Juni 1781.

Friedrich.

An den Direktor der Brombergischen Kammer, v. Domhardt.

Instruktion für die Verwaltung und die Kultur von Westpreußen.

Da Se. Königl. Majestät zu resolviren geruhet, Dero bisherigen Kammer-Direktor bei der Mindenschen Kammer v. Domhardt zum Präses und Direktor bei Dero Brombergschen Kammer zu ernennen und demselben diese Provinz zu seiner Aufsicht anzuvertrauen, so haben Höchstdieselben Dero nunmehrigen Direktor der Brombergschen Kammer zu seinem Verhalten nachstehende Punkte wie eine Instruktion vorschreiben wollen, wornach er sich in dem ihm jetzt anvertrauen Punkte auf das genaueste richten und alles darin enthaltene mit gehöriger Exactitude und seiner Pflicht gemäß befolgen muß.

1) sind die Kassen Sachen. Das ist eines der nothwendigsten Dinge, und muß er darnach sehen, daß solche in beständiger guter Ordnung soviel nur möglich erhalten werden. 2) Ist in der Provintz eine terible Unordnung eingerissen, denn die Leute bezahlen ihre Contribution nicht richtig und zur gehörigen Zeit, sie sind auch dazu nicht scharf genug angehalten worden; daher entstehen nun die Reste und die vielen Rückstände. 3) Haben Se. Königl. Maj. besonders bei Nackel ein groß Defrichement machen lassen und den vorigen Kammer-Direktor v. Gaudi verschiedentlich aufgegeben, davon zu suchen für die Provinz den besten Nutzen zu ziehen, aber sie haben mit demselben Dero Absicht nicht erreichen

können, denn es kömmt vornehmlich darauf an, den Rindviehstand in der Gegend zu vermehren und zu verbessern. 4) An der Netze herauf, nach Inowraclaw zu ist der Erdboden so fett, daß sie keinen Dünger gebrauchen, deshalben achten sie so wenig darauf, daß sie den Mist ins Wasser werfen, da kömmt es nun darauf an, es zu veranstalten, daß der Dünger, den sie dorten nicht gebrauchen, statt solchen in das Wasser zu werfen, dorten auf Prahmen geladen und so zu Wasser nach Nackel und der Gegenden hingeschaffet wird, wo schlechtes Land ist. Jedoch muß davon zuvor ein genauer Ueberschlag gemacht werden, da die Netze in der Gegend sehr krumm ist, was diese Anstalt kosten möchte und ob dabei deshalben ein Nutzen herauskommt und wie das am besten zu bewerkstelligen. Sodann muß 5) sowohl bei die Beamte als bei die von Adel und Unterthanen ganz genau darnach gesehen werden, daß ihre Wirthschaft besser geführet, ihre Felder ordentlicher bestellet und eher wenig Land und das ordentlich cultiviret, als eine große Strecke besäet werden, was sie nicht gehörig bedüngen und bestreiten können. Sonach ist 6) darauf zu sehen, an Orten wo fünf- oder sechsjähriges Land ist, daß da Futterkräuter gesäet werden, damit die Leute mehr Vieh halten und den Rindvieh-Stand vermehren können, um mehr Dünger zu bekommen und das Land besser nutzen können. 7) Der Schaf-Vieh-Stand kann in der Provinz ungemein augmentirt werden, und hierauf muß der Kammer Direktor mit allem Fleiß sehen, damit sie mehr Wolle gewinnen, und keine polnische Wolle weiter nöthig haben. Deren gegenwärtig noch eine große Quantité eingeführet wird, weil sie im Lande zur Verarbeitung nicht genug haben. Es versteht sich, daß dieses nicht auf einmal zu prestiren, sondern das kann nur nach und nach geschehen; wenn aber in denen Sachen kein Anfang gemacht wird, so bleibt das immer wie es ist. Sodann muß 8) in denen Gegenden von Inowraclaw an nachgesehen und ordentlich überschlagen werden, wie viele Wiesen sie dorten haben? Wie viel Vieh sie dorten auffüttern können? Wie stark der gegenwärtige Viehstand ist? und um wie viel solcher verstärkt werden kann, und dafür muß denn auch gesorget und solche Anstalt gemacher werden, daß die Butter, die sie mehr gewinnen als zur Consumtion erforderlich, auf der Netze nach Berlin zum Verkauf geschafft wird. Hiebei ist aber nöthig, einen genauen Ueberschlag zu machen, was die Butter auf der Stelle kostet? Wie hoch sich die Transportkosten belaufen? Und zu welchem Preis zu Berlin wieder verkauft werden kann? Damit die Leute dabei gewinnen und encouragiret werden, sich mehr auf das Buttermachen zu befleißigen. 9) So muß auch darauf gesehen werden, daß die Viehzucht besser betrieben und besonders mehr Schlachtvieh zugezogen wird, damit dergleichen, wie bisher geschehen, nicht mehr aus der Fremde hereingelassen werden darf. Welches auch an sich gänzlich verboten sein soll. 10) Zur Aufnahme der Provinz gehört vorzüglich, daß die Fabriquen und Manufakturen in denen Städten besser aufgeholfen werden. In dieser Absicht muß der Direktor exacte Listen von der Importation und

Exportation von der Acciſe ſich geben laſſen und ſolche genau durchſtudiren, was für fremde Waaren ins Land hineingehen, und ſodann diſtinguiren, von welchen Waaren die erſte Materie im Lande iſt oder wo ſolche am nächſten herzunehmen. Die neue anzulegende Fabriquen müſſen beſonders zu Bromberg, Nackel, Schneidemühle, Crone und Schönlanke, an welchem letztern Ort bereits viel Tuchfabrikanten ſind, etabliret werden. Dabei iſt denn noch die Spekulation zu machen, da ein Haufen Wolle aus Polen nach Holland und anderen Orten verſchicket wird und dagegen viel Engliſches und Holländiſches Tuch nach Polen wieder eingeführet wird, daß im Lande eben dergleichen Tücher von eben der Qualité, Breite, Länge und Farbe wie jene ſind angefertiget und denen Polen wieder verkauft werden können. Es kömmt alſo darauf an, was für Gattungen von Tüchern das ſind, und daß denn ſolche Fabriken angelegt werden, die die nehmlich Sorten Tücher verfertigen. Alsdann kann man den Polen die Wolle, die ſie ſonſt nach England und Holland verſchicken, lieber abnehmen und ihnen dagegen die Tücher wieder verkaufen. 11) Sodann iſt auch das Augenmerk darauf zu nehmen, mehrere Gärbereien von allen Arten anzulegen, und muß man unterſuchen, welche Arten von Leder im Lande noch fehlen und dann nachſehen, wo es zum Beſten angehet, die Gärbereien, die da fehlen, noch anzulegen; desgleichen auch Fabriquen von Strümpfen, Mützen und Handſchuh, Wagen von der Art, wie ſie die Polen gebrauchen, und überhaupt alle die Sachen, die in der Provinz noch nicht genug ſind und die auch nach Polen hin debitiret werden können; dabei muß denn Rückſicht genommen werden einestheils auf ſolche Oerter, wo die erſte Materie am leichteſten zu bekommen, und anderntheils, wo die verfertigten Waaren am beſten abzuſetzen, dieſes iſt denn vorzüglich in denen Städten an der polniſchen Grenze, um die Sachen dahin deſto bequemer und wohlfeiler debitiren zu können. Auch iſt zu examiniren, ob an Brantwein ſo viel im Lande gemacht wird, wie nöthig iſt? oder ob noch was fehlet? ferner, ob Glashütten genug im Lande ſind? oder ob deren noch mehr angeleget werden müſſen? in welchen Gegenden das zum Beſten angehet? nemlich wo Holz genug iſt, denn das wird vorzüglich dazu gebraucht. Ziegelſtreicher ſind in der Provinz auch noch nicht genug, und da iſt die Intention, daß die Ziegelſtreicher, die jetzt bei der Feſtung Graudenz arbeiten, hiernächſt, wenn der Bau fertig, im Lande angeſetzt werden ſollen, an ſolchen Orten, wo es zum Beſten angehet, wo die Erde darnach beſchaffen und wo die Ziegel am leichteſten weiter zu ſchaffen. Welches dann vorzüglich am Waſſer ſein muß. 12) In Anſehung aller derer anzulegenden neuen Manufakturen muß der Kammer-Direkter von Domhardt ſich mit dem Kammer-Direktor v. Korckwitz zu Marienwerder ganz genau concertiren und ſich darüber mit ihm einverſtehen, daß die eine Provinz der andern darunter nicht entgegen handeln, und die Oerter unter ſich ordentlich ausmachen, wo ein jeder nach ſeinem beſten Wiſſen vor nöthig findet, neue Manufakturen zu etabliren. Der Ort muß immer decidiren, nemlich wo die

erſte Materie gut zu bekommen, wo wohlfeil zu leben und zu arbeiten iſt und wo die verfertigte Waaren zum wohlfeilſten und zum leichteſten wieder debitiret werden können, dabei kömmt es vorzüglich darauf an, die Importations-Liſten von der Acciſe fleißig durchzuſtudiren, was für fremde Waaren ins Land hineingehen und wie ſolche im Lande an den bequemſten Orten angefertigt werden können, um das Geld dafür im Lande zu behalten. Da ſind zum Exempel anzuführen die Nürnberger Waaren und kleine Spiegels, die können ja eben ſo gut im Lande gemacht werden, und kömmt es nur darauf an, daß man dergleichen Leute, die das verſtehen, ſucht zu kriegen und an einen oder den andern Ort anzuſetzen; ſo brauchen dergleichen Waaren aus der Fremde nicht mehr eingeführet zu werden. Und dieſes muß der Kammer-Direktor v. Domhardt in Anſehung aller übrigen fremden Waaren und Sachen, die in das Land eingeführt werden, und welches die Importations-Liſten ausweiſen, beobachten und ſuchen die Allerhöchſte Willens-Meinung zu erreichen, die dahin gerichtet iſt, das Geld für alle ſolche Sachen, die im Lande ſelbſt verfertiget und hervorgebracht werden können, im Land zu behalten und den inneren Reichtum zu vermehren, da es ohnehin ſchon wegen der bisherigen üblen Wirtſchaft dorten am Gelde ſehr fehlet und worauf der v. Domhardt vorzüglich raffiniren muß. Dazu kömmt denn noch ein Artikel, nemlich wo die Polen ihre baumwollene Waaren alle hernehmen? Einen Theil ziehen ſie aus dem Oeſtreichiſchen und der angränzenden Gegend, aber das reicht doch nicht bis an der dieſſeitigen Grenze. Da muß denn unterſuchet werden, von woher ſie da ihre baumwollene Waaren kriegen; bekommen ſie ſolche aus den ſchleſiſchen Fabriken, ſo iſt dabei nichts zu ändern, ſonſt würde man dieſen Tort thun. Sonſten müſſen aber in den Grenzſtädten ſowohl Baumwollen-Fabriken als auch alle Arten von Band- und Schnürbandmachereien von der Art wie ſie in Polen gebraucht werden angeleget werden, um ſolche ſoweit es thunlich in Polen zu debitiren. 13) Die vornehmſte Sache worauf vorzüglich zu ſehen und welches die Baſis von allem iſt, iſt die gute Cultur im Lande zu introduciren, denn die iſt leider noch ſehr ſchlecht ſowohl bei den Beamten als bei den Edelleuten; deshalben muß man ſich bemühen, bei den Beamten zuerſt eine beſſere Cultur einzuführen, damit die Edelleute und andere das ſehen und ſich auch daran gewöhnen. Denn die Landwirtſchaft iſt das erſte in der Provinz, daß die ordentlich betrieben, die Felder gehörig bedünget und beſtellet werden, und wenn dieſes in Ordnung, dann muß man ſehen die Manufakturen zu verbeſſern und zu vermehren, wodurch der Landmann Gelegenheit erhält wegen der mehreren Konſumtion ſeine Produkte beſſer abzuſetzen, und die Städte aufgeholfen werden. Es iſt auch bereits ein Plan gemacht, was bei den Aemtern in der Provinz vor Verbeſſerungen zu machen und die Revenües zu vermehren; dieſen Plan hat der Etats-Miniſter v. Gaudi, welcher dem v. Domhardt ſolchen mitgeben ſoll, damit er ſelbigen, wenn er dahin kommt, an Ort und Stelle unterſuchen, und ſich davon au fait ſetzen kann; und wenn hiernächſt

Seine Königlichen Majestät das Geld dazu geben, daß der Plan sodann um so besser ausgeführet werden kann. 14) Nach einem gemachten Ueberschlage können in beiden Departements von West-Preußen noch 14000 neue Familien angesetzt werden. Dieserwegen muß sich der v. Domhardt mit der Marienwerderschen Kammer näher einverstehen, wieviel davon in jedem Departement zu etabliren, sodann muß der Anfang davon bei den Aemtern und bei den städtischen Gütern gemacht werden, dagegen bei den Edelleuten darunter noch nichts geschehen, so lange sie ihre wilde Wirthschaft noch so fortführen und nicht ordentlicher werden. 15) Hiernächst muß er auch ein Auge haben auf die Pächter der adlichen Güter solcher Besitzer, die in Polen wohnen, daß sie den Edel-Leuten die Revenües nicht avanciren, denn diese sind gewöhnt, ihre Pächte gleich auf einige Jahre im Voraus zu nehmen, und solche in Polen zu verzehren, dadurch wird das Land immer ärmer, das muß also durchaus nicht gestattet werden, weshalben auch die Westpreußische Regierung bereits Ordre hat, solches zu verhüten und müssen dergleichen adliche Pächter die Revenües nicht anders als quartaliter bezahlen. Dieses ist eine Ursache mit, weshalben Seine Königliche Majestät gern sehen werden, wenn gute Leute bürgerlichen Standes auszumitteln, die diesen polnischen Edelleuten ihre Güter abkaufen. Denn obwohl in andern Provinzen es wider die Gesetze läuft, Majestät doch in Westpreußen solches accordiren, um nur die Polen loß zu werden, weil ihnen dorten ein guter Bürger lieber ist, wie alles das polnische Volk. 16) Auf die Anpflanzung des Holzes und Verbesserung der Forsten muß der v. Domhardt ebenfalls alle Attention haben, es ist solches zwar die Pflicht und Schuldigkeit der Forstbedienten, allein er muß doch darnach sehen, daß das alles so geschiehet und befolget wird wie es befohlen worden. So muß er auch 17) mit denen Polen keine Complimente machen, denn dadurch werden sie nur noch mehr verdorben, sondern er muß scharf darauf halten, daß sie denen Ordres gehörig nachleben, ihre Praestanda zur gesetzlichen Zeit richtig und prompt abführen und ihnen nicht die geringste Nachsicht gestatten, sonsten wenn er nicht mit der Execution gleich dahinter ist, hilft alles nichts. Hiernächst 18) gibt es auch dorten einige Wiesen hin und wieder, die Torfgrund haben, da muß er nun untersuchen was besser ist, ob Pferde oder Schafe darauf zu ziehen: sind es Pferde, so muß er dann sehen, die Zucht ordentlich einzurichten, und wenn es auch nur solche Pferde sind für die Bauern oder die bei Kriegeszeiten zu Proviant- und Artilleriepferden zu gebrauchen. 19) Gehet Seiner Königlichen Majestät Intention auch dahin, daß die Bauern freie Leute sein sollen und keine Sclaven. Einige deutsche Kolonien dorten sind schon frei, aber das mehreste polnische Volk sind noch wie die Sclaven und haben auch nicht mal rechte Lust, frei zu werden, das muß er nun sehen nach und nach zu bringen. Es können zur Beförderung dieser Absicht auch einige Kammer-Vorwerker, wo keine Brauereien dabei sind und wo es sonsten auch convenable ist, abgebauet und dergleichen freie Leute darauf angesetzt werden. Das muß nun aber alles zuvor

gründlich beurtheilet und nicht so im Ganzen genommen, sondern von einer jeden Sache und von einem jeden Vorwerk ein aparter Plan gemachet werden. Damit eines nach dem andern vorgenommen und ausgeführet werden kann. 20) Juden müssen so wenig wie möglich in der Provinz geduldet werden, außer solche, die einen gewissen Handel und ein festes Etablissement in Städten haben und sich auch mit Fabriquen-Sachen beschäftigen, aber alles das Bettel-Juden-Volk auf dem Lande muß man wegschaffen und suchen dafür Christen-Familien anzusetzen. 21) In dem monatlichen Zeitungsbericht muß er die Vorfälle in der Provinz, was da fehlet, wo Feuer und Unglück geschehen, mit anzeigen und zugleich anführen wie das wieder gebauet werden soll, und denn muß er auch darauf sehen, daß bessere Häuser wie die alten sind und mit Wellerwänden gebauet werden, daß die Städte ein bischen ordentlicher aussehen; Bromberg ist jetzt so ziemlich, aber die andern kleinen Städte sind noch schlecht, und mehrentheils mit Fachwerk gebauet, es wird deshalben auch alle Jahr ein gewißes zum bessern Ausbau der Städte und zu Ansetzung nützlicher Fabriquanten in denselbigen gegeben; wie denn für das Jahr für die kleinen Städte in dem Brombergschen Departement zu dem Behuf 23,000 Thlr. ausgesetzet sind. 22) Weilen wir auch denen Polen alle Waaren die wir von ihnen nehmen mit Ducaten bezahlen müssen, so ist nichts billiger, daß wir uns auch für unsere Waaren, die wir an sie verkaufen, auch wieder Ducaten bezahlen lassen. Worauf er also sehen muß. Ferner muß er Nachweisungen anfertigen lassen vom Getreide-Gewinst in der Provinz auf drei Jahre im Durchschnitt zu rechnen, nehmlich nach guten, mittlern und schlechtern Jahren. Wornach man wissen kann, wie viel in guten Jahren übrig und außerhalb zu verkaufen ist; wie es in mittlern Jahren stehet und wie viel in schlechten Jahren von auswärts nöthig ist. Der Obstbau, sowie auch die Anpflanzung von Garten-Gewächsen, Gemüsen und dergleichen muß ebenfalls besser befördert werden, sowie auch der Hopfen-Bau. Denn dazu haben sie die beste Gelegenheit an der Netze lang. Ueberhaupt muß der v. Domhardt auf alles Attention nehmen, woran es in der Provinz fehlet, daß alles nachgepflanzet und fleißig cultiviret wird, damit das Geld im Lande bleibt. Da sind auch die Gegenden zwischen der Netze und der Tuchelschen Heide, die weiter zu nichts zu gebrauchen sind; da müssen die Flecken mit Kiehn-Saamen besäet, und auf diese Weise brauchbar gemacht werden. Denn wenn auch dabei weiter nichts herauskömmt als daß etwas krummes Holz gewonnen wird, so wird doch der Boden dadurch fest gemacht und verhindert, daß die Sandschollen nicht den guten Acker verderben. Sodann ist noch ein Artikel, um die Brauerei zu befördern, es wird nach Polen ein Haufen englisch Bier eingeführt, es ist also darauf zu denken, ob wir eine dergleichen Brauerei von englisch Bier dorten anlegen können, da würde bei Bromberg die beste Gelegenheit sein, eine dergleichen englische Bierbrauerei zu etabliren, und könnten wir sodann dieses englische Bier bis nach Warschau hin debitiren und ganz Polen damit versorgen.

Der v. Domhardt muß überhaupt alle die Briefe nachsehen, wenn er nach Bromberg hinkömmt, die Seine Majestät an den vorigen Direktor v. Gaudi geschrieben haben, und woraus er Höchst Dero Intention und Vorschriften in Ansehung der Verwaltung der Provinz des mehreren ersehen wird. Er muß auch sein erstes sein lassen, die Provinz ganz zu bereisen, und solche sich völlig bekannt machen. Alle diese Sachen auf einmal in Ordnung zu bringen, geht nicht an, sondern das kann nur nach und nach geschehen. Und darum werden ihm drei Monat Zeit gegeben, um alle Sachen recht zu beurtheilen, und vernünftige Projecte zu machen. Er muß also nichts eher anfangen, bis er alle Sachen wohl untersucht und überlegt hat, und denn muß er sehen, wie die Sachen sind, was angehen kann oder nicht. Was nicht möglich ist, davon muß man abstrahiren. Hiernach nun hat sich der Kammer-Direktor v. Domhardt ganz eigentlich zu richten, und was er außerdem noch zum Besten der Provinz zu bemerken findet, pflichtmäßig anzuzeigen.

Berlin den 4. Januar 1782.

Friedrich.

An die Marienwerdersche Kammer.

Wegen Vermehrung des Schafstandes in Westpreußen.

Se. Königl. Maj. haben Dero p. Cammer bereits verschiedentlich empfohlen, die Vermehrung des Schaafstandes in der Provintz sich ernstlich angelegen seyn zu lassen, damit mehr Wolle, und so viel, wie im Lande gebrauchet wird, gewonnen werde, und man keine Pohlnische Wolle zur hiesigen Verarbeitung mehr nöthig hat; gegenwärtig fehlt es indessen noch sehr daran, und die Tuchmacher, besonders in den Netz-Distrikten, sind noch immer genöthiget, die mehrste Wolle vor ihre Tücher aus Pohlen zu holen, weil sie solche nicht hinreichend im Lande kriegen können. Höchstdieselben befehlen demnach der Cammer wiederholentlich, nunmehr mit allem Ernst und Fleiß dahinter her zu seyn, und die Leute dazu zu animiren, auch selbst Anstalt und Vorkehrungen zu treffen, daß der Schaafstand durchgehends in der Provintz an Orten, wo es angehet, vermehret wird. Es gibt dazu Gelegenheiten und Hüthungen genung, und können sie noch eine Menge Schaafe im Lande mehr halten. Es liegt nur daran, daß die Cammer sich besser darum bekümmert. Selbige hat sich daher die Sache alles Ernstes angelegen seyn zu lassen, damit mit der Zeit soviel Wolle im Lande gewonnen wird, wie nöthig ist, und wir keine mehr aus Pohlen gebrauchen.

Potsdam den 25. April 1782.

Friedrich.

An die Marienwerdersche Kammer.

Wegen Einrichtung von Korn- und Viehmärkten in Westpreußen.

Se. Königl. Maj. haben verschiedentlich befohlen, daß in West-Preußen, in beyden Departements, von Distrikten zu Distrikten, ordent-

liche Korn- und Vieh-Märkte, und zu gewiſſen Zeiten angelegt werden ſollen. Sie haben aber noch keine beſtimmte Anzeige erhalten, ob und wie das reguliret, und was für Oerther in beyden Departements dazu ausgeſuchet werden; Höchſtdieſelben befehlen alſo Dero Marienwerderſchen Cammer hiedurch in Gnaden, mit der Bromberg'ſchen Cammer-Deputation über die Sache, wegen Anlegung ordentlicher Korn- und auch der Vieh-Märkte, ſich näher zu concertiren, und beydes mit einander gehörig zu reguliren, wobey denn auch zu überſchlagen, wie das Korn an den Orthen zu ſtehen kommt, und daß man ſolches kann hinbringen wo man es hin haben will, und wie das überhaupt am beſten zu machen, und welche Oerther dazu die convenableſten ſind. Und will ich demnächſt den Bericht erwarten, wie das alles geſchehen, und welche Oerter dazu die convenableſten ſind und zu den Korn- auch Vieh-Märkten feſtgeſetzt und ausgemacht werden.

Potsdam den 27. April 1783.

Friedrich.

An die Weſtpreußiſchen Kammerdirektoren v. Korckwitz und v. Domhardt.

Kulturmaßregeln für Weſtpreußen.

Damit in Anſehung der höhern Getreide-Preiſe in beyden Departements von Weſtpreußen ſichere Maßregeln getroffen werden können, ſo iſt erforderlich, zuvor einen ganz genauen und möglichſt accuraten Ueberſchlag anzufertigen, wie viel Getreide überhaupt in jedem Departement gewonnen wird in guten, mittlern und ſchlechten Jahren, wie viel die ganze Conſumtion für Menſchen und Vieh an Getreide beträgt, und wie viel nach Abzug deſſen, an allen Getreide-Sorten in guten, mittlern und ſchlechten Jahren übrig bleibet, oder fehlet. Alsdenn, wenn man das genau weiß, ſo laſſen ſich deſto eher Verfügungen treffen, wie der Korn-Preis hier mehr in die Höhe zu bringen. Hierbey habe Ich auch noch das Bedenken, weil der Getreide-Preis hier immer ſo niedrig geblieben, ob nicht die Städte Dantzig und Elbing, wohin ſo viel Pohln'ſches Getreide komt, davon einiges ins Land abſetzen und dadurch den Debit des einländiſchen Getreides verhindern, worauf genau vigiliret werden muß, damit das nicht geſchehen kann. Denn habe Ich Euch wegen der zu haltenden Vieh-Märkte bemerken wollen, daß darauf kein ausländiſch Vieh, als Pohlniſches und anderes, zugelaſſen werden muß, ſondern das muß alles lauter einländiſch Vieh ſeyn, und davon können ſie auf die Märkte hinbringen, ſo viel ſie nur wollen; demnächſt iſt die Sache wegen des Debits der Butter, ob ſie nun ſolche nach Warſchau, oder ſonſten wohin auswärts verkaufen, das iſt ein Thun, oder daß ſie die Butter nach Berlin hinſchicken; nur muß Ich wiſſen, wie viele Butter überhaupt im Lande gewonnen, und davon zur Conſumtion erfordert wird, wie viel alsdenn zum Verkauf noch übrig bleibet, und wohin ſolche

abgesetzt wird. Demnächst muß auch dqrauf raffiniret werden, was bey den Wollen und Baum-Wollen Manufacturen noch für Verbesserungen zu machen; besonders werden von letztern noch mehr Manufacturen anzulegen seyn, da sie den starken Absatz nach Pohlen davon haben; nur müssen solche auch in der Nähe von Pohlen etabliret werden. Culm und die Gegend wird sich zum besten dazu schicken, indem sie daselbst die Baum-Wolle zu Wasser bequem und mit leichten Transport-Kosten kriegen können, und zum Absatz der Waaren Pohlen in der Nähe haben; desgleichen ist auch auf die Vermehrung des Hanf-Baues zu denken, theils um solche grobe Packleinwand, die sehr viel gebraucht wird, theils auch Segel-Tuch und andere Arten von Leinwand davon zu fabriciren; und muß das denn ordentlich überlegt werden, wo nehmlich zu viel Korn gebauet wird, das an sich nur schlecht geräth, und von dem der Absatz nicht so gut ist, daß an den Orten mehr Hanf gebauet wird, besonders da, wo das Korn am schlechtesten geräth; auch können sie an den Orten Farbe-Kräuter bauen, wo zu viel Korn ist, das nicht zu debitiren stehet. Da auch die Pohlen das englische Bier sehr gern trinken und ein Haufen consumiren, so ist es sehr gut, wenn in einer von den Städten nach Pohlen zu eine englische Bier-Brauerey angelegt wird, da sie denn, wenn sie zu viel Getreide haben, dergleichen Bier davon brauen können, das sey nun von Gersten oder Weizen. Ueberhaupt ist das Bierbrauen eine Hauptsache, sowohl in Ansehung der Consumtion des Getreides, als auch um die Städte dadurch aufzuhelfen. Und weil ich die Stadt Culm gerne aufgeholfen wissen möchte, so würde es ein vieles dazu beytragen, wenn daselbst ein paar Brauereyen angelegt würden, auf Englische Arth, und müßte sodann die Vorsicht gebraucht werden, das Bier überall nach englischer Weise zu brauen und zu behandeln, auch in die nemlichen Gefässe und Bouteillen zu verschicken, daß es durchgehends als würklich englisches Bier passirte und nicht den Namen von Culm'schen Bier kriegte. In Ansehung der Glashütten wird eben wohl auch was zu thun seyn und werden davon noch einige hin und wieder angeleget werden können, auf daß wir so vieles Glas machen, wie wir im Lande gebrauchen und alles fremde Glas entbehren können. Es müssen jedoch dazu solche Oerter ausgesucht werden, wo viel Holz und gar kein anderer Absatz davon ist. Alle diese Sachen nun müsset Ihr wohl und reiflich überlegen und darauf denken, wie zur Aufnahme der Euch anvertrauten Departements der beste Gebrauch davon zu machen ist. Besonders aber müsset Ihr Euch angelegen seyn lassen, alle noch ausstehende Reste endlich mal ohne Anstand einzutreiben, damit deshalben einmal Richtigkeit getroffen werden könne. Was die 80/m Thlr. alte Reste anlanget, so werde Ich solche zu Berlin bezahlen, und können solche allhier alsdenn abgeschrieben werden: alle übrige Rückstände hingegen müßt Ihr schlechterdings beitreiben und abführen; Ich nehme deshalben gantz und gar keine Entschuldigung weiter an, sondern halte Ich Mich lediglich an Euch, denn Ihr seyd verbunden, für die Richtigkeit

der Casse zu sorgen, das ist die erste Sache, dessentwegend Ihr da seyd. Zur fernern Etablirung der Würtenbergschen Colonisten gebe Ich das Jahr 200/m Thlr., und was denn noch nöthig ist, auf künftiges Jahr. Was aber die Aemter-Meliorations anlanget, dazu kann Ich für das Jahr weiter nichts anweisen, sondern das muß bleiben bis künftiges Jahr. Uebrigens ist nun noch die Sache wegen Anlegung einer Färberey: da muß Ich erst genau wissen, wie viele Stücken Tücher und von welchen Städten in Pommern werden solche nach Elbing und zum weitern Absatz nach Pohlen geschickt. Zu dem Behuf muß eine Färberey zu Elbing angelegt werden, wozu denn eine Summe von 5/m Thlr. hinlänglich seyn wird. Was aber diejenigen Städte sind, die ihre Tücher über Stettin und so auswärts verschiffen, die können solche nicht erst nach Elbing zur Färberey schicken und denn von dorten wieder zurück kommen lassen, das würde die Waaren sehr vertheuern, sondern dafür müssen die Färbereyen bey den Städten in Pommern selbst, wo die mehresten Tuch-Fabricanten sind, theils neu angelegt, theils die schon vorhandenen verstärket und erweitert werden. Wornach Ihr Euch zu achten habt.

Graudenz den 7. Juni 1783.

Friedrich.

An die Westpreußische Regierung.

Wegen besserer Unterrichtung der Bauernsöhne in Westpreußen.

Se. Königl. Maj. lassen Dero Westpreußischen Regierung auf deren Bericht wegen besserer Unterrichtung der Jugend dorten auf dem Lande hierdurch zu erkennen geben, wie es in soweit gantz gut ist, daß sie sich angelegen seyn lassen, durch einen fleißigen und vernünftigen Unterricht der jungen Leute auf die moralische Verbesserung der Nation zu wirken; nur müssen sie darauf sehen, daß die Söhne von denen Bauern ebenwohl ein bischen besser instruirt werden; denn wo das nicht auf eine vernünftige Art geschiehet, so bleiben solche zu roh und werden halbwilde Menschen daraus. Dieses nun ist es, worauf die Regierung ihre Aufmerksamkeit wenden und darauf sehen muß, daß die Landleute ihre Kinder nicht nur fleißig zur Schule schicken, sondern daß sie auch darin gehörig und ordentlich unterrichtet werden. Wornach sie sich zu achten.

Berlin den 5. Januar 1785.

Friedrich.

An den Westpreußischen Kammerdirektor v. Korckwitz.

Aemter-Meliorationen und Ankauf von Gütern in Westpreußen behufs Melioration derselben.

Ich habe mit Eurem Bericht vom 28. vorigen Monats die Nachweisung von den Revenues erhalten, welche von denen auf Aemter-Meli-

rationen verwendeten Geldern aufkommen werden, und bin davon ganz wohl zufrieden gewesen. Zum Güter-Ankauf werde Ich zwar dieses Jahr nicht schreiten, sondern solches bis künftiges Jahr anstehen lassen. Indessen müßt Ihr die deshalb erforderliche Untersuchungen und vorläufige Arrangements keineswegs vernachlässigen; zu dem Ende mache Ich Euch Meine Meynung dahin bekannt, daß Ich von Leuten, die im Lande wohnen und ihren beständigen Aufenthalt darin haben, die Güter gar nicht kaufen will, sondern nur von solchen Leuten, die in Pohlen sitzen, den Ertrag ihrer Güter aus dem Lande schleppen und auswärts verzehren. Dabey geht Mein Augenmerk vorzüglich auf die Gegenden von der Netze, weil daselbst noch große Defrichements und weitläuftige Brücher uhrbar zu machen stehen mögten. Diejenigen Edelleute, die sich selbst damit abgeben wollen, mögen ihre Güter behalten, und Mir soll es lieb seyn, wenn sie solches dadurch verbessern; von andern und auswärts sich aufhaltenden hingegen will Ich dergleichen im District an der Netze gelegene Güter kaufen, und Ich glaube, daß für 20/m Thlr. schon ein großes Terrain zu erhalten stehen werde. Ich glaube, daß dergleichen Besitzungen, wenn sie erst uhrbar gemacht und eingerichtet sind, sehr important werden können, daß sie besonders zu Anlegung großer Holländereyen die Gelegenheit verschaffen, und sehr viel Kühe darauf können gehalten werden. Indessen schicken sich die Pohlen überhaupt zu Holländereyen nicht, sondern man muß zu deren Betreibung entweder Holländer und Hollsteiner, oder Leute aus solchen Gegenden kommen lassen, wo sie damit umzugehen und gute Butter zu machen verstehen. Die Butter kann am besten nach Warschau gehen, und an Debit wird es daselbst nicht fehlen. Wenn solchergestalt die dortige einländische Butter nach Warschau verkauft wird, so ist es weiter nicht nachtheilig, wenn in hiesiger Gegend wiederum Butter aus Sachsen dagegen gekauft wird. Ihr werdet Euch möglichst befleißigen, Meiner Absicht darunter ein Genüge zu leisten.

Potsdam den 3. Juni 1786.

Friedrich.

An den Minister v. Gaudi.

Anordnungen zur weiteren Hebung der Kultur Westpreußens.

Aus meiner mündlichen Unterredung wisset Ihr bereits, wohin meine Meinung und Absichten in Ansehung der Provinz Westpreußen und der daselbst zu machenden Arrangements und Verbesserungen eigentlich gehet. Um deswillen habe Ich hierdurch nur wiederholen wollen, daß ich von Eurer besonderen Aufmerksamkeit auf diese Angelegenheiten die Erreichung meines Zwecks, der lediglich die Emporbringung dieser Provinz zum Grunde hat, erwarte. Ich habe zwar den zu dem Ende hieher berufenen Kammer-Direktor von Domhardt vollständig darüber instruirt und die dortigen Collegia haben mir auch einige, wirklich gut überlegte Vorschläge gethan. Im Ganzen aber fehlt es doch denen dortigen Cammer-

Bedienten noch an der erforderlichen Attention und Betriebsamkeit. Ich selbst kann mich um das ganze Detail nicht so genau bekümmern, und um des willen habe ich es Euch besonders auftragen wollen, Eure Bemühungen darauf zu wenden und die dortige Collegia zu mehrern Fleiß anzuhalten, damit dieselbe die Dienstangelegenheiten, wie sie es sind, für die Hauptsache halten und bei ihren Bereisungen die erforderte Attention auf die Umstände wenden, worauf sich solide Verbesserungsvorschläge gründen lassen. Solche Verbesserungen sind in Westpreußen noch ein Haufen zu machen, besonders in dem an der Netze und da herum gelegenen Gütern solcher polnischen Edelleute, die ihren Aufenthalt in Polen haben, sich um die Meliorationen ihrer Güter nicht bekümmern und dazu leicht 80,000 Thlr. im ganzen betragende Revenües aus dem Lande schleppen; welches zumal für eine so schlecht beschaffene neue Provinz von nachtheiligern Folgen ist, als wenn aus einem eingerichteten Lande wie Sachsen 50,000 Thlr. jährlich auswärs gehen. Aus dem Grunde bin ich auch gewillet, die Güter solcher Polnischen von Adel, besonders wenn sich darin Gelegenheit zu Verbesserungen findet, an mich zu kaufen; denn von Mir erhält das Land den Ertrag solcher Güter zurück, und dadurch erhält es sich. Meine Absicht geht besonders auf die Gegenden, welche mit großen und weitläufigen Brüchern versehen sind und auf deren Urbarmachung, wenn solche füglich abgelassen und Wiesen daraus gemacht werden können. Die darauf zu etablirenden Holländereien müssen aber ins Große gehen und viele tausend Kühe enthalten, damit daraus ein beträchtlicher Butter-Betrieb nach Warschau bewirkt und davon wieder eben so viel Geld ins Land gezogen werde, als die hiesigen Gegenden für Butter nach Sachsen schicken. Zur Besorgung solcher Holländereien taugen aber die Pohlen nicht, sondern es müssen dazu Leute aus dem Meklenburgischen und Holsteinischen verschrieben werden, die mit der Viehzucht und dem Buttermachen recht eigentlich umzugehen wissen. Demnächst fangen zwar die Preußen an, etwas industriöser und aufgeklärter zu werden, und es hat mich dies sowohl als der Fortgang der Fabriken, überhaupt gefreut. Vorzüglich muß man dahin sehen, daß die neue Tuch-Manufaktur zu Culm in Aufnahme kommt, damit die zeithero aus Polen nach Holland verfahrene und daselbst verarbeitete Wolle künftig nach Culm gezogen und allda genutzt werde; welches um so thunlicher ist, da an letzterem Orte die daraus fabricirten Tücher wohlfeiler gemacht und verkauft werden können als in Holland. Auch die Gerbereien muß man in Aufnahme zu bringen suchen, da die rohen Felle genugsam aus Polen zu haben sind und dieses Gewerbe für Preußen große Vortheile verspricht. Einer ganz besonderen Aufsicht bedürfen die Ziegelbrennereien, deren Einrichtung mir noch keineswegs gemacht zu sein scheint, so wie sie die Steine (denn auch) noch zu verschiedenen und zu hohen Preisen verkaufen, auch in Ansehung des Holtzes von mancherley Unterschleifen den Verdacht erwecken. Ein großer Fehler in der Einrichtung der Provintz liegt aber auch darin, daß die Bauern zum Theil zu viel und zu

weitläufige Ländereyen haben. Auf die bey einem Gute überflüssigen Hufen muß der 2. Sohn angebaut werden. Allein die von dem Präsident von Goltz dazu verlangte Kosten, nemlich 200 Thlr. zu jedem solchen Abbau, gehen zu sehr ins große, als daß Ich Mich darauf einlassen könnte, zumahl da die Cammer sich selbst von der Sache nicht zulänglich unterrichtet hat und außer Stande ist, die Anzahl der Güter und Huben genau anzugeben, auf welchen dergleichen Abbau statt finden kann. Es ist nothwendig, daß Ich davon unterrichtet werde, um das gantze übersehen zu können, und um deswillen muß Ich davon eine Nachweisung haben, welche, wie von mehreren dergleichen Sachen, die Cammer schon hätte in Bereitschaft haben sollen, um meinen Nachfragen ein Genüge leisten zu können. Ich habe auch bereits an diese den Befehl gegeben, daß mit dem Leinsäen Proben gemacht werden sollen, weil Mir lieb seyn würde, wenn man in Preußen guten Leinsamen gewinnen und Schlesien damit versorgen könnte, bis jetzt aber davon noch keine Anzeige erhalten Dieser Inattention und Sorglosigkeit der Cammern werdet Ihr also durch strenge Aufsicht abhelfen und Meiner Erwartung gemäß überall dafür sorgen, daß Meinem Willen ein Genüge geschehe. Im Uebrigen habe Ich Euch noch bekannt machen wollen, daß Mir diejenige 7195 Thlr. 15 Ngr., welche nach den Mir vorgelegten Geheimen Kammer-Cassen-Etat von denen zu Verpflegung der neuen Frey-Regimenter angewiesenen Geldern überschießen, in Banco-Noten eingeschickt werden sollen; deshalb habe Ich die Geheime Kammer-Casse besonders angewiesen.

Potsdam, den 16. Juni 1786.

Friedrich.

An den Kammerdirector v. Domhardt zu Bromberg.

Güter-Ankauf und Anlage von Holländereien in Westpreußen.

Um Euch in Verfolg Meiner unter heutigem Datum an Euch erlassenen Ordre von Meiner Idee völlig zu unterrichten, habe Ich Euch hiedurch fernerweit bekannt machen wollen, daß Ihr bey dem erhaltenen Auftrage zum Güter-Ankauf besonders darauf sehen sollet, daß Ich gutes, zu Wiesen taugliches und kein mooriges Land acquiriren kann. Es ist gar nicht nöthig, daß alles an einem Orte beysammen liege, sondern dergleichen gutes, zu nutzbaren Holländereyen schickliches Wiesenland kann an differenten Orten dergestalt zusammen gekauft werden, daß an einem Orte eine Holländerey von 500 Stück, an einem andern dergleichen von 1000 Stück angelegt werden kann. Auf allen dergleichen Flecken zusammen müssen aber wenigstens 10/m Stück Kühe können gehalten werden, wenn Ich solche urbar und zu Wiesen machen lasse. Sobalde es dahin gekommen, muß das Vieh angeschafft, zugleich müssen aber auch die Leute angesetzt werden, die es warten sollen, und dazu müssen der Sache kundige Leute aus dem Mecklenburgschen und Holsteinschen engagiret werden. Fände sich Gelegenheit, mit dem zu Wiesen tauglichen Grunde zugleich Acker

zu kaufen, so wäre das um so besser, weil man alsdenn den Mist nützlich anwenden, auch Bauer-Häuser erbauen und das Ackerland sehr gut nutzen könnte. Ein jedes solches Etablissement müßte, nach Verhältniß seiner Größe, höchstens 40/m Thlr. kosten. Dagegen müßt Ihr auch einen vernünftigen Ueberschlag von dem Betrage der davon erfolgenden Nutzung machen; es sey nun, daß die Butter nach Warschau verkauft werden kann, oder daß solche, wenn es daselbst an Absatz fehlte, nach Berlin gebracht werden müßte. Dabey müssen die Transport und alle andern Kosten richtig mit zum Anschlage gebracht und nach Abzug derselben der reine Nutzen ausgemittelt und bestimmt werden. Wäre die Butter nach Warschau nicht zu debitiren, oder könnte solche, da zeithero 80/m Thaler jährlich aus hiesiger Gegend dafür außer Landes gehen, mit mehrerm Nutzen nach Berlin gebracht werden, so müßten, nach Abzug aller Kosten, doch wohl 40/m Thlr. reiner Ueberschuß dabey heraus kommen. Wäre aber die Butter in Warschau und der Gegend mit mehrerm Vortheil abzusetzen, so würde dadurch eben so viel und mehr Geld wieder ins Land gezogen werden können, als dafür ausgehet, und solchergestalt hätten wir die Sächsische Butter in der Arth umsonst, daß dafür das Land kein Geld verliehret, weil solche für die Preußische Butter aus Warschau zurück kommen würde. Zur Ausführung dieser Meiner Idee kommt es darauf an, ob die Edelleute, denen daran gelegen ist ihre Güter zu behalten, dahin disponiret werden können, den dabey befindlichen Wiesen-Grund zu verkaufen, welches um so wahrscheinlicher ist, da die Pohlen das Buttermachen nicht verstehen; und aus eben dem Grunde wird die Preußische Butter auch mit größtem Vortheil in Pohlen abgesetzet werden. Ihr müßt bey Besorgung dieser Angelegenheit allerdings sehr in's Detail gehen, und ein Haufen specieller und detaillirter Plans entwerfen, dadurch werdet Ihr aber auch sehen, was Ihr darunter auszurichten im Stande seyd, und wie weit man damit kommen kann. Ihr müßt dieserhalb alle Umstände auf das sorgfältigste überlegen, und Mir melden, wie weit Ihr meinet, daß Ihr Meine Idee auszuführen Euch im Stande befindet; woran um so mehr gelegen ist, da auf alle Fälle dadurch ein Commerce zwischen West-Preußen und denen hiesigen Provintzen eröffnet wird, der beyden vortheilhaft ist.

Potsdam, den 27. Juni 1786.

Friedrich.

An den Kammerdirektor v. Domhardt in Bromberg.

Flachsbau; Ankauf von Gütern; Urbarmachungen.

Wenn die Leute allen ihren Leinsaamen in dortiger Provintz aussäen lassen, so kann jeder wenigstens einen Scheffel säen, denn wüstes Terrain haben sie dazu genug: Ihr wisset Euch aber nur nicht zu helfen und um deswillen ist der Euch aufgetragene Versuch unterblieben. Hiernechst wisset Ihr, daß Ich gesonnen bin, von denen wüsten Gütern

an der Netze herum, oder wo es ſonſt iſt, für einige mal Hundert Tauſend Thaler zu kaufen, um darauf den Kuhſtand zu vermehren und die Butter nach Berlin ſchicken zu laſſen. Daran denkt Ihr aber nicht. Ich habe Euch dahero hiedurch aufgeben wollen, baldigſt darüber zu berichten und zwar müſſet Ihr gehörig darin ſetzen, wie hoch der Einkaufs-Preiß iſt, wie viel die Urbarmachung koſtet, was der Anbau und das Etabliſſement der Leute koſtet, die das Vieh verſorgen ſollen. Ferner: ſo viel Tauſend Kühe können darauf gehalten werden, die koſten ſo viel, mithin macht das ganze ſo viel und das Product ſieben oder ſechs pro Cent, wie es nun ausfalle; wenn ſich noch viel wüſtes Land findet, das nicht cultiviret iſt, ſo müßt Ihr übrigens dafür ſorgen, daß ſolche Stücken genommen und da Leinſaamen ausgeſäet werde. Wenn ſie alsdenn auch ihren Flachs ſelbſt verarbeiten, ſo bleibt doch ſo viel Leim, daß ſie Schleſien mit dem Saamen verſorgen können.

Potsdam, den 8. Auguſt 1786.

Friedrich.

Harvard College Library
AUG 16 1916
Hohenzollern Collection
Gift of A. C. Coolidge

Quellen und Forschungen

zur

Deutschen insbes. Hohenzollerischen Geschichte

Herausgegeben
von
Dr. Christian Meyer
Staats-Archivar a. D.

Vierter Jahrgang. Zweiter Halbband

München
1907
Selbstverlag (Fürstenfelder-Str. 9)

Gegenwärtig erscheint in gänzlich neuer Bearbeitung:

148000
Artikel und Hinweise

11000
Abbildungen

Meyers
Konversations-Lexikon

VI. Auflage

20 Bände in Halbleder geb. zu je 10 Mark

oder in Prachtband zu je 12 Mark

Bildertafeln
1400

Kartenbeilagen
300

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig u. Wien

Erinnerungen aus den Feldzügen der Jahre 1806 und 1807.

Die nachstehenden Aufzeichnungen entstammen der Feder eines preußischen Offiziers, der in jungen Jahren den Krieg von 1806—1807 mitgemacht hat. Sie beginnen mit der Mobilmachung der preußischen Armee im Sommer des Jahres 1806, verbreiten sich dann ausführlich über die Schlacht bei Jena und den Rückzug der bis zur Vernichtung geschlagenen Armee bis nach Westpreußen, die Belagerung von Danzig und schließen mit dem Frieden von Tilsit. Aus unmittelbarster Beobachtung geschöpft, bieten sie ein anschauliches Bild der furchtbaren Deroute, die nach der verlorenen Doppelschlacht von Jena und Auerstädt in der mit so stolzen Erwartungen ausgezogenen preußischen Armee eingerissen war und so beispiellose Früchte wie die Kapitulation von Prenzlau und die Uebergabe der wichtigsten Festungen (Magdeburg, Stettin, Küstrin usw.) fast ohne Schwertstreich zeitigte. Die Veröffentlichung dürfte sich um so mehr rechtfertigen, als die gleichzeitigen echten, d. h. aus unmittelbarer Teilnahme geschöpften Quellen zur Geschichte jenes schmachvollen Krieges bekanntlich nur sehr spärlich fließen. Wir geben die Aufzeichnungen in der Original-Orthographie wieder, damit die Schilderungen in ihrer ursprünglichen Frische voll zur Wirkung kommen.

Am 25. Mai des Jahres 1806 schwur ich Sr. Majestät dem Könige den Eid der Treue, nicht zur Fahne, weil der Truppentheil, bei welchem ich als gefreiter Corporal eingetreten war, keine Fahne hatte, sondern auf den Säbel des Officiers, Lieutenant von Rudorf, der mir die Kriegsartikel vorgelesen hatte und den Eid abnahm. Ich

war vor einer Menge von Verbrechen gewarnt worden, deren Begehen mit Spießruthenlaufen und Todtschießen bestraft wurden, wovon ich in meiner kindlichen Unerfahrenheit keinen Begriff hatte. Es war die Leibcompagnie des Füsilierbataillons von Pelot in der niederschlesischen Füsilierbrigade, in welche ich als gefreiter Corporal von dem General angenommen war. Die Compagnie wurde vom Bruder meines Vaters commandirt, der als Premierlieutnant bei dem Bataillon stand — ein Vorzug für ihn, da die Compagnien der Stabsofficiere sonst nur von Stabscapitänen commandirt wurden. Ich war vierzehn Jahre acht Monate alt und maß 4 Fuß 8 Zoll, war also sehr klein und außerdem so schwächlich, daß mir ein eigenes kleines Gewehr gegeben wurde, um damit das Exerciren zu erlernen. Nach sechs Wochen, wo ich ausexercirt war, mußte ich, ehe ich zum wirklichen Dienst herangezogen wurde, dem General vorexerciren und, mich selbst commandirend, nicht nur alle Griffe mit dem Gewehr, sondern auch alle Wendungen und Marscharten machen. Diese Vorstellung ging so glücklich von statten, daß ich belobt wurde und von meinem Compagniechef, dem General selbst, eine Gratification von einem doppelten Friedrichsd'or erhielt.

Nun that ich die erste Wache als Gemeiner auf der Hauptwache, die ein Officier bezog, und hatte den Posten vor dem Gewehr, um fortwährend unter Aufsicht des Wachtcommandanten zu sein. So klein mein Gewehr auch war, wurde mir doch dasselbe bei dem zweistündigen Schildwachtstehen sehr schwer, so daß meine Kameraden, die dies längst überstanden und alle älter und größer waren, sich auf meine Kosten gehörig belustigten. Drei solcher Wachen wurden nebst den damit verbundenen nächtlichen Patrouillen ganz glücklich überstanden, so daß ich für würdig befunden wurde, den Unteroffizierdienst zu versehen.

Kaum waren so drei Monate verflossen, als plötzlich die Ordre zur Mobilmachung eintraf. Vom 16. August an waren wir mobil und am 30. marschirten wir gleich nach Thiemendorf bei Lauban in der Lausitz, 3½ Meilen von Bunzlau, unserer Garnison, entfernt. Mein Oheim blieb leider beim Depot zurück, was mich sehr unglücklich machte, weil ich wohl fühlte, wie sehr ich nun verlassen sein würde. Der neue Compagnie-Commandeur war der Stabscapitain von Luck, welcher, obgleich noch gar nicht lange zum Bataillon als

Einſchub gekommen, doch ſchon durch ſein edles Weſen, ſeine feine und gelehrte Bildung ſich die hohe Achtung der Officiere und die Freundſchaft der älteren erworben hatte. Er verſprach meinem Oheim, väterlich für mich zu ſorgen, und hat dies redlich gethan. Der treffliche Mann iſt vor einigen Jahren als General der Infanterie in ſehr hohem Alter, ich glaube 87 Jahre alt, geſtorben.

Ich bin nie ein ſehr ſtarker Fußgänger geweſen und denke noch mit Schrecken an die Beſchwerden dieſes erſten Marſches mit gepacktem Torniſter, Gewehr und zwanzig Patronen zurück, einer um ſo unerträglicheren Laſt, als der Torniſter damals an einem Bandelier über einer Schulter und nicht ſo bequem als heut zu Tage getragen wurde. Ohne die Freundlichkeit der Officiere, welche mich öfter reiten ließen, würde ich dieſen Marſch wohl nicht überſtanden haben. Dafür war aber das erreichte Quartier, das bei einem armen Händler Bequemlichkeit die Fülle bot — z. B. ein Gericht vortrefflicher Kartoffeln in der Schale und eine gute Streu —, eine wahre Glückſeligkeit, welche ich vierzehn Tage (ſo lange dauerte die Cantonirung) ohne alle Störung genoß. Ein alter ehrlicher Füſelier war mir zur Bedienung reſp. Aufſicht gegeben, damit der „Junker" nicht gar zu kindiſche Streiche mache. Er ſorgte für mich, wie ein braver Diener nur kann, und führte meine Caſſe, die, da ich nur ein monatliches Gehalt von 3 Thaler 15 Sgr. und 3 Thaler Zulage hatte, eben nicht ſehr gefüllt war. Endlich ging der Marſch weiter fort über Dresden, Freiberg, Chemnitz, Altenburg, Gera, Blankenburg; dem alten Feldwebel — er hieß Kretzſchmer — war ich von meinem guten Onkel ganz beſonders empfohlen, er ohnehin mein Vorgeſetzter, unterrichtete mich über mein Benehmen in und außer dem Dienſte und that dies ſtets auf eine Weiſe, daß ich ihm nur dankbar ſein und mich nie verletzt fühlen konnte. Wo es irgend möglich war, kam ich zu ihm ins Quartier; auch über das Verhalten den Wirthsleuten gegenüber belehrte er mich. So war ich eines Tages erſchöpft vor Durſt ins Quartier mit ihm gekommen. Als ich ein Glas friſches Waſſer verlangte, belehrte er mich, daß es unpolitiſch ſei, Waſſer zum Trinken zu fordern; man müſſe um etwas zu trinken bitten; aus dem, was gebracht würde, könne man gleich die gaſtfreundlichen Geſinnungen des Wirthes beurtheilen. Ich habe mir das gemerkt und häufig bewährt gefunden. Die Gaſtfreundſchaft in dem ſchönen

Sachsen werde ich nie vergessen; besonders angenehm war der Aufenthalt in Chemnitz und in Gera. An beiden Orten hatten wir Ruhetag, am letzteren hatte ich den Compagniedienst des Visitirens und mußte des Abends dem Hauptmann Rapport abstatten. Ich hatte mir Mühe gegeben, den dienstlichen militairischen Anstand mir anzueignen und dazu gehörte, mit Anstand die Thüre des Zimmers, in welchem der Vorgesetzte sich befand, auf- und wieder zuzumachen, auf drei Schritt mit ausgezogenem Stock an ihn heranzutreten, die Meldung in ruhigem Ernst auszusprechen, nachdem er sie angehört und mit: es ist gut! mich abgefertigt, wenn er nicht sonst etwa was zu fragen oder zu befehlen hatte, stramm Kehrt mit hörbarem Beitritt zu machen und wieder hinaus zu marschiren. So geschah es auch in Gera, wo mein Hauptmann im Zimmer seiner Wirtsleute sich befand, in das ich gewiesen war; ich wurde zurückgerufen, machte wieder Front mit hörbarem Beitritt und marschierte auf den Capitain zu. Hier wurde ich von einer liebenswürdigen, nicht ganz jungen Frau gefragt, wo ich im Quartier läge. Ich sagte es und wurde bedauert, so schlecht untergekommen zu sein. Dem widersprach ich, die Freundlichkeit meiner Wirthsleute anerkennend, die mich trotz des sichtbaren Mangels recht gut aufgenommen hätten. Die Dame bat nun meinen Hauptmann, daß er, da sie noch hinlänglichen Raum habe, erlaube, daß der kleine Mann mit zu ihm in's Quartier käme; er genehmigte es sehr freundlich und lief ich gleich nach Hause, um durch meinen Burschen mein weniges Gepäck hinbringen zu lassen. Ich erhielt ein niedliches Zimmer neben dem meines Hauptmanns, aß noch sehr gut zu Abend und frühstückte des andern Morgens mit ihm in seinem Zimmer. Hierbei passierte mir ein Unglück, denn der erste Schluck Kaffee kam mir in die Luftröhre und unwiderstehlich sprudelte ich denselben aus, so daß alles bespritzt wurde. Ich war sehr unglücklich, der Hauptmann aber sagte ruhig: „Sie müssen sich mehr in Acht nehmen." Mittags aßen wir zusammen und tranken dazu rothen Wein, da widerfuhr meinem lieben Hauptmann dasselbe, was mir beim Kaffee geschehen war, nur in viel schlimmerem Maße. Nachdem er sich erholt, sagte er: „Nun sind wir quitt!"

Im Erzgebirge, dicht bei Freiberg, lag ich bei einem Bergmann im Quartier, der einen Sohn meines Alters und von meiner Größe hatte. Es war wieder Ruhetag, ich kam auf die Idee, seinen Sonn-

tagsanzug anzulegen, mich als verunglückten jungen Bergmann, der durch einen Sturz in den Schacht lahm geworden, meinem Hauptmann vorzustellen und ihn um eine milde Gabe zu bitten. Theilnehmend griff er nach seiner Börse, um mir ein Geldgeschenk zu verabreichen, da platzte ich lachend heraus: „Kennen Sie mich wirklich nicht, Herr Hauptmann?“ — „Eulenspiegel“, sagte er, „nein“. Ich bat ihn, nicht böse zu sein, und empfahl mich. Ich erzähle die kleinen Züge nur, um den liebenswürdigen Charakter desselben erkennen zu lassen.

So ging der Marsch fort bis nach Blankenburg bei Rudolstadt, wo wir etwa am 9. Oktober ankamen. Das Bataillon hatte unter dem General Pelot, welchem noch das sächsische Husarenregiment beigegeben war, die Bestimmung eines Seitendetachements der Avantgarde des Hohenloheschen Corps erhalten. Daß wir aber so nahe vor dem Feinde standen, wußte Keiner, ich bezweifle, daß es unser Führer gewußt, sonst würden wohl die Officiere, unter denen ich mich befand, etwas erwähnt haben. Am 10. Oktober wurde mit einem Male Alarm geblasen. In wenigen Minuten war das Bataillon beisammen, es rückte vor der Stadt eine Höhe hinein, und es hieß, der Feind sei da, gleich würde das Gefecht angehen. Die vor uns liegende Höhe entzog uns jede Aussicht. Die Schützen wurden vorgenommen, das Bataillon marschirte in Linie auf, ich stand auf dem rechten Flügel. Merkwürdig war mir, daß ich unsere Schützen nicht sah, die doch vor uns sein mußten, wie ich beim Exerciren stets gesehen hatte. Ich hörte eigene, pfeifende Töne, die ich mir nicht erklären konnte, und wurde auf meine Frage von einem älteren Soldaten, einem Ausländer, der von den Oesterreichern zu uns gekommen und dort schon mitgefochten, belehrt, daß dies die feindlichen Kugeln seien. Ich wollte dies nicht glauben, er meinte aber, ich würde es zeitig genug gewahr werden; zu meinem Troste setzte er hinzu: „Die Kugeln, die man pfeifen hört, sind vorbei, die, welche treffen, hört man nicht.“ In demselben Augenblick blutete mein Nebenmann, der Flügelmann, im Gesicht und trat zurück, er war verwundet. Nun fing mir das Herz gewaltig an zu klopfen, doch hatte ich keine Zeit zu langem Ueberlegen; denn wir fingen an zu schießen, indem eine Salve gegeben wurde. Noch hatte ich keinen Feind gesehen, schoß aber tapfer mit, als auf einmal der Befehl zum

Rückzug gegeben wurde. Dieſer wurde etwas wild angetreten, nicht durch die Stadt, ſondern um dieſelbe herum. Plötzlich hemmte ein ziemlich breites Gewäſſer unſern Rückzug. „Wir müſſen durch", rief ein Hauptmann von Gall, Chef der 3. Compagnie, und ſprang zuerſt ins Waſſer, ich ihm nach, und die übrigen folgten. Die erſten drei bis vier Sprünge ging es ganz gut, aber mit einem Male ſchlug das Waſſer über mir zuſammen. Glücklicher Weiſe bemerkte dies einer und faßte mich beim Kragen, und da ihm das Waſſer nur bis an den Hals ging, ſo trug er, mich ſo feſt haltend, den kleinen Kameraden glücklich bis ans andere Ufer. Hier ſammelte ſich das Bataillon, vom Feinde unverfolgt, und es ging in raſchem Schritt weiter. Triefend naß, die Kleider dreimal ſo ſchwer wie gewöhnlich, ermüdete ich bald, den Torniſter warf ich weg und ſchleppte mich, ſo gut es gehen wollte, fort. Unter den ſächſiſchen Huſaren, die ſich zu uns gefunden hatten, erregte ich die Teilnahme eines Officiers von Selchow wegen meiner Kleinheit und ſichtlichen Erſchöpfung in hohem Grade; er forderte mich auf, ihm mein Gewehr zu geben, das mir zu ſchwer wurde, ich verweigerte es, indem ich ſagte: „Nachher reiten Sie weg, wenn es losgeht, und ich verliere mein Gewehr." Er verſicherte, es mir wieder geben zu wollen, ſtieg ab, ließ mich reiten und ging zu Fuß und trug mein Gewehr. Nachdem ich mich ausgeruht, gab ich ihm das Pferd zurück, er beſtieg es, beſtand aber darauf, mein Gewehr noch weiter zu tragen. Auf das Zureden eines unſerer Officiere, die, da ſie ihre Pferde beim Beginn des Gefechtes zurückgeſchickt hatten, ebenfalls zu Fuß gehen mußten, ließ ich dem Lieutenant die Muskete. Ich habe aber weder ihn noch mein Gewehr je wieder geſehen.

Der Rückzug wurde nach Stadt Ilm fortgeſetzt, welche wir gegen 2 Uhr des Morgens erreichten. Das für mich Merkwürdige war, daß meine Kleider ganz trocken geworden waren. Wir bivouakirten in den Stadtgräben von Ilm, blieben dieſen Tag und die folgenden dort liegen und ruhten ordentlich aus. Wir hörten von dem unglücklichen Gefecht von Saalfeld und dem Tode des Prinzen Louis Ferdinand, der die Avantgarde befehligt hatte, und dieſe Nachrichten hoben unſern Muth keineswegs. Am 13. Oktober des Morgens brach das Bataillon wieder auf. Als wir den Marſch angetreten hatten, ſah ich den Chef unſerer Füſilierbrigade, den

General Pelot, wieder an unserer Spitze, der sich seit dem 10. Oktober nicht hatte blicken lassen, wo die letzten Worte, welche ich von ihm gehört hatte, die gewesen waren: „was zu halten war, haben wir gehalten.“ Ich marschirte als Flügelunterofficier ebenfalls an der Tête und konnte alles hören, was er zu unserem würdigen Commandeur, dem alten Obersten Schuler von Senden, sagte. Wir hatten die Bestimmung erhalten, nach Iserstädt [1]) und Vierzehnheiligen [2]) uns zu dirigieren, um da aufgestellt zu werden. Merkwürdig ist mir die immerwährende Wiederholung dieser Namen geblieben. Wir hatten keine hundert Schritte zurückgelegt, als der General sagte: „Iserstädt und Vierzehnheiligen“, nach ein paar Minuten wieder: „Iserstädt und Vierzehnheiligen“, und so ging es fast zwei Stunden fort, bis wir angekommen waren. Ich fand das komisch, daß ich es nie vergessen habe.

Wir standen auf dem äußersten Vorposten dem Feinde gegenüber, den ich hier zum ersten Male sah. Der ganze Tag ging mit Herumschießen auf die einzelnen Posten der Franzosen hin, indem einige Officiere, die Jäger und gute Schützen waren, sich bemühten, die etwa 5—600 Schritt uns gegenüberstehenden einzelnen Posten zu treffen. Des Abends verließen wir unsere Stellung und die Compagnie besetzte ein Gebüsch, in welchem wir bivouakirten.

Beim Anbruch des verhängnißvollen 14. Oktober standen mehrere Officiere, unter denen mein Capitain und auch ich mich befand, am Wachfeuer, um sich zu wärmen. Die Officiere unterhielten sich von den Begebenheiten des vergangenen Tages und stellten die Frage, ob es heute etwas Ernstliches geben würde. Einige vermutheten es, andere waren der entgegengesetzten Meinung. Der Hauptmann von Luck, ein sehr unterrichteter Officier, sagte, er glaube, daß heute etwas Entscheidendes geschehen würde. In dem Augenblick kam ein Füsilier Namens Kowalsky und brachte etwas Brot und Knackwurst, die er aus einem Sacke nahm und den Officieren und dem Hauptmann davon anbot. Als dies theils angenommen, teils abgeschlagen und noch darüber gesprochen wurde, wo er die Lebensmittel herhabe,

---

[1]) Standpunkt der Sachsen in der Schlacht bei Jena.

[2]) Mittelpunkt der preußischen Stellung bei Jena, dessen Erstürmung durch die Franzosen die Schlacht entschied.

fuhren Kugeln in das Feuer, im selben Moment dröhnte ein Kanonenschuß (dies waren kleine Kartätschen) und bald nachher folgte Schuß auf Schuß. Alles wich zurück, um sich in Reih und Glied zu stellen. Dies konnte nicht einmal ausgeführt werden, denn Kanonenkugeln sausten in das Gehölz, große Aeste fielen von den Bäumen und Jeder suchte so schnell als möglich in entgegengesetzter Richtung das Wäldchen zu verlassen. Als dies auch mir gelungen war und ich auf's freie Feld kam, verdeckte ein undurchdringlicher Nebel die Gegend, so daß man nicht zehn Schritte weit sehen konnte. Ich hörte eine Stimme, welche rief: „Füsiliere hierher, hierher Füsiliere!" Ich folgte dem Schalle und erreichte einen Officier, den Lieutenant von Rudorf von unserem Bataillon, der sich bemühte, die Fliehenden zu sammeln, da sank der Nebel, man konnte um sich sehen und ich befand mich beim Lieutenant von Rudorf, dem es gelungen war, 60—80 Mann des zerstreuten Bataillons zu sammeln, wobei ihm ein anderer Officier, der Lieutenant von Grevesheim, unterstützte. Nachdem die Leute geordnet waren, sahen wir vor uns auf einige 100 Schritt Entfernung eine lange Linie Truppen aufgestellt; wir gingen darauf zu und fanden, daß das das Infanterieregiment von Grawert war. Dieser General[1]) oder vielleicht der Fürst von Hohenlohe[2]) selbst ritt vor der Front hin und her. Der Lieutnant von Rudorf ging an ihn heran und meldete ihm, das Bataillon habe auf Vorposten gestanden und sei auseinander gesprengt worden, er habe diese Leute gesammelt und bitte nun um Erlaubniß, sich dem Regiment anschließen zu dürfen. Dies wurde gewährt und ihm befohlen, sich auf dem linken Flügel der Truppe aufzustellen.

Kaum hatten wir diesen Posten eingenommen, so wurde mit der ganzen mir nach unabsehbar scheinenden Linie avancirt. Nun wurde ungefähr 200 Schritte vorgerückt, als Halt gemacht wurde, und das Peletonfeuer begann, begleitet von den Schüssen der Regimentskanonen, die in den Zwischenräumen der Bataillone standen. Das Feuer war sehr ruhig, dauerte eine ganze Weile, und ich vernahm deutlich das Commando der zugführenden Officiere. Dann wurde es plötzlich still, und ich hörte einen vorüberreitenden Officier sagen: „Der Fürst will jetzt mit der Cavallerie den Feind zu werfen suchen." Mit einem Male kam hinter uns eine Menge Reiterei an-

[1]) Kommandierte die Preußen, die bei Vierzehnheiligen aufgestellt waren.

[2]) Fürst Friedrich Ludwig v. Hohenlohe-Oehringen (1746–1818) war Höchstkommandierender der Schlacht von Jena.

getrabt, welche durch die Lücken der Bataillone ging und sich vor der Front zum Angriff formirte, der auch stattfand, aber wohl mißlungen sein muß, denn das Feuer der Infanterie fing wieder an. Doch schoß man nicht mehr peletonweise, sondern es war das sogenannte Heckenfeuer. Dies dauerte geraume Zeit, wohl eine Stunde lang. Ich sah jetzt Verwundete und Todte am Boden liegen. Da wurde der Befehl zum Rückzug gegeben, aber das war auch das Signal, daß alles in wilder Flucht davon lief. Viele Stimmen schrieen „Halt! halt! halt!, aber es war kein Stand mehr. Ich war unter unseren Füsilieren. Vergebens rief auch ich mit meiner Knabenstimme, da dachte ich, man muß den Vorposten zum stehen bringen. Ohne Tornister, ohne Gewehr, leichtfüßiger als Alle, gelang es mir, den vordersten Mann zu überholen, und da er nicht stehen bleiben wollte, gab ich ihm mit meinem Stock mit aller Kraft, deren ich fähig war, einen Schlag vor den Bauch, daß er zusammen sank. Es sammelten sich jetzt einige zwanzig Mann um uns, doch sah ich keinen Officier dabei. Plötzlich ergriff mich ein großer Füsilier Namens Feldmann beim Arm und rief wüthend: „Herr Junker, hier schlägt man nicht mehr! Unterstehen Sie sich das noch einmal, so schlage ich Sie hier mit dem Kolben todt.“ Ich erschrak zum Tode und sagte nur: „Warum wollte er nicht stehen?“

Mit einem Male fingen die Leute wieder an zu laufen, ich lief natürlich mit, und siehe da, plötzlich befand ich mich mitten unter französischen Chasseurs. Wo sie hergekommen waren, weiß der liebe Gott, sie waren wie aus der Erde gewachsen, ritten neben, hinter und vor mir her, bald hier, bald da einem Füsilier eins mit dem Pallasch versetzend, mich aber gar nicht beachtend, so daß ich einen Augenblick dachte: wenn mir einer so einen kleinen Schmiß ins Gesicht gäbe, daß man es nachher sehen könnte, so ginge das schon an; doch kam ich von dieser knabenhaften Eitelkeit im selben Augenblick zurück und dachte nur noch an meine Rettung. Ich befand mich am Rande eines tiefen Rayons mit sehr steilen Böschungen, das vielleicht fünfzig Schritte breit und hundert Schritte tief war, und begreifend, daß keine Cavallerie hier nachkönne, stürzte ich mich hinunter, kletterte mit Mühe von der anderen Seite hinauf und drehte mich dann um, um in ziemlicher Sicherheit zu verschnaufen und dem Gefecht auf der andern Seite der Vertiefung ruhig zuzuschauen. Indem ich mir

dann überlege, wohin ich mich wenden soll, sehe ich zu meiner Freude auf die Entfernung von etwa zweitausend Schritt eine unabsehbare Linie von frischen Truppen; es war, wie ich nachher erfuhr, das Armeecorps des Generals von Rüchel. Als ich ganz allein auf diese Truppe zuschritt, wurde ich angerufen und sah vor mir einen Officier, den Lieutnant v. G., der sich niedergelegt hatte, um auszuruhen. Ich legte mich zu ihm und sagte: „Mein Gott, Herr Lieutnant, was soll aus uns werden?" — „Das weiß Gott", erwiderte er. In dem Augenblick bemerkte ich auf etwa hundert Schritte von uns einen Dragoner vom Regiment Prittwitz, welcher ein Beutepferd an der Hand hatte. Ich strengte meine Stimme, so sehr ich konnte, an und rief ihn herbei. Zu meiner Freude hörte er mich und kam heran; als er nur noch ein paar Schritte von mir war, sprang ich auf und sagte zu ihm: „Lieber Dragoner, nehm' Er mich mit!" Da erhob sich auch der Herr Lieutnant und befahl: „Dragoner, nehm' Er mich mit!" — „Nein", sagte der Reiter, „ich werde lieber das Kind mitnehmen. Sie haben lange Beine, Herr Lieutenant, und kommen schon noch fort." Damit faßte er mich hinten beim Kragen und hob mich in die Höhe, weil ich die Bügel nicht erreichen konnte. Kaum saß ich im Sattel und hatte meine Füße in die Steigriemen gestellt, weil die Bügel für mich viel zu lang waren, so ging es fort im Galopp eine ganze Strecke lang. Der Dragoner führte das Pferd an der Kandarre, mir die Trense überlassend. Dann fingen wir an zu traben; das incommodirte mich sehr, ich trieb mein Pferd Galopp zu gehen, aber der Dragoner litt das nicht, mich belehrend, das hielten die Pferde nicht lange aus. Es wurde also getrabt. Davon aber bekam ich Milzstechen, so daß ich um Gottes Willen bat, ein wenig Schritt zu reiten. Mein Führer hielt aber Eile für nöthig, und das unglückselige Traben fing wieder an und damit auch das fürchterliche Seitenstechen.

So jagten wir geraume Zeit fort. Wenn die Schmerzen bei mir gar zu arg wurden, ging es wieder ein Stückchen im Schritt, dann wieder scharfer Trab, bis wir auf diese Weise Weimar glücklich erreichten. Am 11. hatten wir noch Tractement empfangen, 14 Groschen auf fünf Tage, davon hatte ich noch acht. Ich kaufte mir eine Semmel und ein paar Aepfel und fand die Bagage unseres Bataillons, welche in vollem Rückzuge war. Der Capitain d'armes

der Compagnie nahm mich auf den Wagen und gab mir ein Commisbrot, von dem ich gemütlich zehrte. Eine Stimme rief plötzlich: „Ach Herr Junker, geben Sie mir doch etwas Brot!“ Ich blickte auf und sah in dem Bittenden einen hübschen jungen Unterofficier vom Regiment Gettkand-Husaren. Ich gab ihm das halbe Brot, und da ich bemerkte, daß er ein schönes französisches Officierspferd, das er erbeutet, bei sich führte, bat ich ihn, mich auf demselben mitzunehmen. Er zeigte sich sogleich bereit dazu, stieg ab, schnallte mir die Bügel kurz, half mir hinauf und bewies in allen Stücken, daß er ein junger Mann von Erziehung war; auch überließ er mir das Pferd allein. So war ich denn wieder im Sattel, trotz der früher ausgestandenen Höllenschmerzen. Dazu hatte mich eine kurze Reflexion bestimmt, als ich so auf dem Compagniewagen saß und mein Commisbrot verzehrte und die Unmasse von Fuhrwerken aller Art sah, welche die Chaussee anfüllte. Mein Gott! hatte ich gedacht, wie wird das werden? Wenn diese Wagen mit einem Male anfangen, schnell zu fahren, und jeder suchen wird, vor dem andern vorbei zu kommen, wenn hier der Feind kommt? dann bin ich auf dem Wagen verloren!

So ritten wir denn ganz gemütlich im Schritt auf Erfurt zu, als mit einem Male hinter uns der Ruf erscholl: „Die Franzosen, die Franzosen kommen!“ — Nun hätte man dies Fahren, dies Umwerfen, dies Strängeabschneiden, dies Plündern der umgeworfenen Wagen usw. sehen sollen! Keine Feder vermag dies Wirsal, diesen allgemeinen Schrecken zu schildern; ich bekam damals einen Vorgeschmack von dem mir später deutlich gewordenen sauve qui peut der Franzosen. Wie glücklich fühlte ich mich zu Pferde! Mein Brauner ging einen prächtigen Galopp, aber das litt mein artiger Unterofficier nicht lange; er nahm das Pferd am Zügel, das gräßliche Traben ging von Neuem an, und mit diesem stellten sich bald die schrecklichsten Milzstiche wieder ein. Er belehrte mich, ich sollte Geduld haben, man stürbe nicht daran, und wenn ich es immer eine Weile aushielte, würde es aufhören und nie wiederkehren. Mein Versuch bewies, daß er recht hatte; es wurde abwechselnd Schritt und Trab geritten, das Milzstechen ließ nach, und die sechs Stunden bis nach Erfurt wurden von uns in zweien zurückgelegt.

In Erfurt noch vor Anbruch der Finsterniß angekommen, verließ ich mit herzlichem Dank meinen Husarenunterofficier, dessen

Namen ich nicht einmal weiß, und ſuchte auf dem Rathhaus ein Quartierbillet. Auf dem Wege dahin ging ich vor dem römiſchen Kaiſer, einem großen Gaſthofe, vorbei und ſah vor demſelben einen Officier des Bataillons, den noch jetzt lebenden Generallieutenant v. B . . e, der ſich meiner freundlich annahm und, als er erfuhr, daß ich den Tag über nichts als eine Semmel, Aepfel und Brot gegeſſen hatte, mir im Gaſthof zum eſſen geben und auch ein Quartierbillet beſorgen ließ. Er war an einem Arm verwundet und trug ihn in der Binde. Nie habe ich ſeine Freundlichkeit vergeſſen und bin ihm heute als ſiebenzigjähriger Greis noch dankbar dafür. Ich ſuchte dann bald mein Quartier auf, das bei armen, aber freundlichen Bürgersleuten war, wo ich in einem kleinen Stübchen vorn heraus ein reinliches, gutes Bett fand und mit der Sorgloſigkeit der Jugend, mich in einer Feſtung vollkommen ſicher wiſſend, bis an den hellen Morgen ſchlief. Ich hörte Geräuſch auf der Straße, ſah zum Fenſter hinaus und erfuhr, daß befohlen, Alles, was nicht zur Garniſon gehöre, müſſe die Stadt verlaſſen. Nachdem ich ein kleines Frühſtück eingenommen, verließ ich Erfurt auf der Straße nach Langenſalza zu.

Ich mochte etwa eine halbe Meile fortgewandert ſein, als ich auf Offizierspackknechte vom Regiment Kalkſtein mit den Pferden ihrer Herren traf. Ich bat ſie, mich auf einem derſelben mitzunehmen, wozu ſich einer entſchloß, nachdem ich ihm den Reſt meiner kleinen Baarſchaft, der in 8 Groſchen beſtand, gegeben hatte; für 4, die ich ihm bot, wollte er ſich nicht dazu verſtehen. So kam ich nach Langenſalza, ſechs Stunden von Erfurt; weiter wollten mich die Leute nicht mehr mitnehmen, wenn ich nicht mehr Geld gäbe, und da ich keins mehr hatte, ging ich wieder zu Fuß. Hinter Langenſalza holte mich ein alter Unterofficier vom Regiment Holzendorf-Küraſſiere ein, der auch ein Beutepferd mit ſich führte. Ich hatte nicht den Muth, ihn um das Mitnehmen anzuſprechen; aber ſo grimmig er ausſah, er bot es mir an. So kamen wir in die Nähe von Nordhauſen, vor welcher Stadt mehrere große Waſſermühlen mit ſtattlichen Wohnhäuſern ſich befanden. In eine dieſer Mühlen, welche ſich beſonders auszeichnete, ritt mein Unterofficier hinein, forderte ohne Umſtände Futter für ſeine Pferde und zu eſſen für uns. Beides wurde mit der die Thüringer auszeichnenden Gaſtfreundſchaft von der Frau des Hauſes, die allein zu ſein ſchien,

freundlich verheißen, und während der Unterofficier seine Pferde besorgte, führte mich die Frau aufs Zuvorkommendste in ein schön möbliertes Zimmer, welches die Putzstube zu sein schien, und brachte bald einen Imbiß nebst einem guten Nordhäuser Schnaps. Wir aßen tüchtig, und nachdem die Pferde gefüttert und wieder gesättigt waren, führte der Unterofficier jene vor und trieb zur Eile, indem der Tag sich zu neigen begann.

Ich war bereits zu Pferde, und der Unterofficier schwang sich in den Sattel, als die gütige Wirthin eilig in die Thür trat und eine Uhr zurück verlangte, die aus der Stube verschwunden wäre und unter dem Spiegel gehangen hätte. Ich glaube, ich habe die Uhr, eine goldene, selbst hängen sehen. Empört forderte ich meinen Begleiter auf, sie heraus zu geben, denn er habe sie gewiß — da zog der Mensch seinen Pallasch und sagte: „Herr, ich haue Sie zu Kraut und Rüben, wenn Sie nicht machen, daß Sie fortkommen!“ Ich fing an zu weinen und folgte seinem Befehl, ihn um Schonung bittend. Wir ritten davon, Verwünschungen begleiteten uns. Als wir die Stadt erreichten, war es finster geworden, in allen Fenstern war Licht. Ich benutzte eine enge Gasse, wo zwei Pferde kaum durchkommen konnten, sprang von dem meinigen, ließ es laufen und sagte: „Ich danke für das Mitnehmen, mit so einem Schurken mag ich weiter nichts zu thun haben!“ und lief davon.

Ich fragte nun nach dem Rathhause, um ein Quartierbillet zu erlangen, aber es war für mich kleinen Menschen keine Möglichkeit, durch das große Gedränge durchzukommen, da die Stadt bereits voll von Flüchtlingen gleich mir war. Ich verließ also das Rathhaus, indem ich mir vornahm, im ersten besten großen Hause, dessen Besitzer mir wohlhabend schien, um Aufnahme für die Nacht zu bitten. Da faßte mich jemand an und rief: „Ach, Herr Junker, sind Sie es?“ und ich erkannte meinen treuen Burschen Namens Rißmann. Er fiel mir um den Hals und weinte vor Freude, daß ich glücklich davon gekommen. Ich bat ihn, bei mir zu bleiben und mich nicht mehr zu verlassen, was er versprach. Dann sagte ich ihm meine Idee wegen des Unterkommens für die Nacht, und er fand sie klug.

In dem Moment befanden wir uns vor einem schönen, großen Eckhause, worin ein Kaufladen war. Wir traten hinein, und nachdem ich erfahren, daß der Kaufmann der Besitzer des Hauses sei,

erkundigte ich mich, ob ich nicht die Ehre haben könne, den Herrn zu sprechen. Einer der Diener ging ihn zu rufen, und er erschien alsbald. Er war ein kleiner, freundlicher, alter Herr, dem ich meine Lage schilderte und um Aufnahme für die Nacht bat. Mit großer Herzlichkeit gewährte er meinen Wunsch und bat mich, einzutreten, fügte aber hinzu: „Sie allein, für den Mann habe ich keinen Raum, da ich schon einen Hauptmann mit mehreren Leuten im Quartier habe.“ Darauf erwiderte ich, ich könne dann von seiner Güte keinen Gebrauch machen, indem dies mein Bursche sei, den ich eben erst wieder gefunden habe. Aber der treue Mensch nahm dies nicht an, sagte, er werde schon unterkommen, er sei froh, mich so untergebracht zu wissen, des andern Morgens früh wolle er mich abholen, das Haus werde er schon wiederfinden. So trat ich denn in ein hübsches Zimmer, in welchem sich zwei junge Damen und ein Hauptmann vom Grenadier-Bataillon Fabeck befanden, die mich freundlich zum Sitzen und Essen nöthigten, bei dem sie gerade waren. Nachdem ich Bescheid gegeben, wer ich sei und wie ich vom Schlachtfelde glücklich weggekommen, fing ich an zu essen, schlief aber nach den ersten paar Bissen ein. Ich wurde geweckt und aufs Sopha genöthigt, worauf ich bald wieder einschlief. Man ließ mich schlafen und weckte mich erst gegen 10 Uhr, wo die eine von den jungen Damen, Braut eines Herrn von Bela von den Anspachschen Husaren, mich auf ein kleines, hübsches Zimmer führte, indem sie sagte: „ich trete Ihnen mein Stübchen ab, weil wir keinen Platz haben; ich werde bei meiner Schwester bleiben. Kaum ausgezogen und ins Bett gestiegen, lag ich auch schon wie todt und erwachte den andern Morgen ziemlich spät. Ich machte, so gut es ging, Toilette, wobei mir mein Zopf, den mir zu machen Niemand da war, soviel Unbequemlichkeiten verursachte, daß ich, ein kleiner Scheerenfreund, mich alsbald entschloß, ihn ganz abzuschneiden, und ihn als Andenken auf dem Toilettentisch zurückließ. Ich ging nun in das Gesellschaftszimmer, wo ich den Hauptmann und die beiden jungen Damen traf. Letztere beschworen den Officier, mich bei sich zu behalten und für mich zu sorgen, was er versprach. Mein Bursche hatte sich nicht sehen lassen; wahrscheinlich war er, seine Flucht weiter fortsetzend, sehr früh aufgebrochen.

Kaum hatte ich gefrühstückt, als Alarm geschlagen wurde. Ich ging mit dem Capitain zu dessen Compagnie, die alsbald zur Stadt

hinaus abmarschirte. Der Hauptmann bekümmerte sich nicht um mich, ich sah bei den großen Schritten, welche seine Grenadiere machten, bald ein, daß ich so schwerlich mit fortkommen würde. Indeß blieb ich bis über eine halbe Meile bei ihnen, da stand das Regiment Prittwitz-Dragoner aufmarschirt, war abgesessen und fütterte aus Beuteln. Bei diesem Regiment, das in Grünau in Garnison gestanden, kannte ich einen Herrn von A . . .n, einen Freund meines Onkels, den suchte ich auf und bat ihn, mich mitzunehmen, was er ohne große Umstände tat. Er war von Herzen ein sehr guter Mensch, gab mir ein frommes Pferd und sorgte auf dem Marsche für mich, indem er mich mit in sein Quartier nahm. Letzteres geschah aber nur ein Mal auf ein paar Stunden; denn die Retirade wurde ununterbrochen fortgesetzt, zwei Tage und zwei Nächte hindurch, bis nach Magdeburg. Mein Pferd, ein Schecke, verließ seinen Platz nicht, und wenn ich gar zu müde wurde, schlang ich meinen Arm um seinen Hals, legte mich auf denselben und schlief, ohne herunterzufallen, manche Meile, was bei dem beschwerlichen Marsche über den Harz gewiß sehr viel war.

In Magdeburg angekommen, erfuhr ich, daß mein Bataillon eine halbe Stunde von da auf einem Dorfe stand. Ich ging sogleich dahin und wurde mit großer Freundlichkeit von meinem Hauptmann empfangen, der mich schon aufgegeben hatte. Unser Bataillon hatte Ruhetag, es war nicht mehr allein, das Bataillon von Rühle, dessen Commandeur bei Saalfeld gefangen worden, hatte sich angeschlossen, und von dem dritten Bataillon von Rabenau, dessen Führer, wenn ich nicht irre, geblieben war, hatten sich etwa 200 Mann eingefunden. Alle zusammen standen nun unter dem Commando des Obersten Schuler von Senden. Vom General von Pelot wußte man seit Isarstädt und Vierzehnheiligen nichts.

Andern Tags, den 19. oder 20. Oktober, marschierten wir durch Magdeburg, um Munition und Brot zu empfangen. Wir lagen von Morgens bis Nachmittags 2 Uhr in der Vorstadt an der Straße nach Berlin bei zusammengesetzten Gewehren und hungerten im wahren Sinne des Wortes. Mein Hauptmann und ich hatten unsern Standort vor einem kleinen, aber hübschen Hause; aus diesem kam ein sehr anständig gekleideter Mann, wandte sich an den Capitain und fragte schüchtern, ob er sich erlauben dürfe, ihm ein frugales

Mittageſſen, freilich nur in etwas Fleiſchſuppe und wenig Fleiſch beſtehend, anzubieten. Es wurde dankbarſt angenommen und ich aufgefordert, mit hineinzukommen. Wir ſetzten uns zu vier an den gedeckten Tiſch, aber als vorgelegt wurde, machte ich die furchtbare Entdeckung, daß es eine Kalbfleiſchſuppe mit Reis und Kartoffeln war — ein Eſſen, das ich bis dahin nie im Stande geweſen war, hinunter zu bringen. Dieſem Widerwillen jetzt nachzugeben, wäre eine Undankbarkeit gegen unſeren freundlichen Wirth geweſen; ich überwand mich, was um ſo leichter wurde, als ich gewaltig ausgehungert war, und ſiehe da, nach dem erſten Löffel ſchmeckte mir's ſogar vortrefflich. Seit dieſer Zeit konnte ich alles eſſen, was mir in der Folge ſehr zu Statten kam. Endlich kam draußen Brot an, das kochendheiß war, aber Munition war vom Gouverneur verweigert worden, weil er ſie nicht entbehren könne. Unſer Munitionswagen ſowie unſere Bagage war bei Weimar verloren gegangen, und ſo mußte der weitere Rückzug ohne Patronen angetreten werden.

Der Marſch ging zunächſt nach Burg, 3½ Meilen von Magdeburg, wo damals meine Eltern lebten. Gern hätte ich meinen Hauptmann um Urlaub gebeten zu einem kurzen Beſuch, allein ich fürchtete ſeine Drohung, er würde, wenn ich in die Nähe meines Vaters käme, mich bei ihm zurücklaſſen, und ſo ſuchte ich meine Abſicht auf einem anderen Wege zu erreichen. Da das Bataillon noch weiter marſchirte, bis nach Roſen, einem Dorfe eine kleine Meile hinter Burg, auf der Straße nach Genthin, ſo blieb ich ſchon vor der Stadt in einem Dorfe Detershagen zurück, ruhte mich dort beim Prediger, deſſen Sohn mein intimſter Jugendfreund war, aus, aß zu Abend und kam Abends nach 11 Uhr bei meinen Eltern an. Die Ueberraſchung meines Vaters und zugleich die ängſtliche Sorge desſelben, wie ich meinem Truppenteil nachkommen ſolle, zu ſchildern, vermag ich nicht. Zuletzt gelang es mir, ihn zu beruhigen, indem ich ihm vorſtellte, es würde am andern Morgen gewiß gelingen, Pferde zu erhalten, um mich dem Bataillon nachzubringen. Darin täuſchte ich mich jedoch. Umſonſt waren unſere Bemühungen, Pferde zu erhalten, und ich mußte mich endlich zu dem Verſuch entſchließen, zu Fuß dem Bataillon nachzugehen. Da wurde an das Fenſter des im Erdgeſchoß liegenden Wohnzimmers geklopft und gefragt: ob hier nicht Herr von C.....z wohne? Ich erkannte die Stimme,

sie gehörte dem alten treuen Bedienten unseres Regimentsquartiermeisters Boyen, welcher ein Freund meines Onkels und dem ich besonders empfohlen war. Ich rief sogleich: Ja Puff (so hieß er), kommt nur herein! Er war es mit dem Wagen seines Herrn und in Begleitung unseres Büchsenmachers und dessen Frau. Die Leute kamen herein, es wurde ihnen ein tüchtiges Frühstück vorgesetzt, und da es inzwischen heller Tag geworden war, brachen wir auf. Jede fernere Sorge meines Vaters um mich beseitigte ich, indem ich ihn auf diesen neuen Beweis des allmächtigen Schutzes, der über mir waltete, aufmerksam machte und mit Zuversicht dies auch für die Folge erwarten zu dürfen behauptete. Mein Glaube hat mich nicht getäuscht, denn in den folgenden Kriegen bin ich vielen Lebensgefahren glücklich entgangen. Der Abschied von meinem Vater war mir viel schwerer, als wie ich das erste Mal das väterliche Haus verließ.

Das Bataillon erreichten wir des Abends in einem Dorfe 4½ Meilen von Burg, eine Meile hinter Genthin. Folgenden Tages marschirte ich mit dem Bataillon, das sich auf Zehdenick dirigirte, wo wir den zweiten Tag darauf gegen Abend einrückten. Wir waren kaum angelangt, als sich mit einem Male die Nachricht verbreitete, daß französische Cavallerie unsern Weitermarsch hindere. Man machte Halt, und es war die Rede davon, daß wir vorrücken sollten. Da wir aber keine Patronen hatten, so wurde nichts daraus. Zu uns hatte sich noch das Regiment Königin-Dragoner unter Führung des Obersten von Schäffer gefunden, sowie das braune Husaren-Regiment unter dem General Schimmelpfenig v. d. Oye. Die Dragoner rückten vor nebst den Husaren, es entspann sich ein blutiges Gefecht, in welchem vorzüglich die Dragoner viel litten; ich hörte nachher, sie hätten an 500 Pferde und eine Menge Officiere verloren; indeß hatten sie uns freie Bahn gemacht, wir kamen in einen Wald, es wurde finster und die Truppe setzte ihren Marsch ununterbrochen die Nacht hindurch fort. Die Husaren trennten sich von uns und haben später bei Prenzlau capitulirt; unsere Füsiliere schlossen sich an die Dragoner an.

Es mochte gegen 1 Uhr nach Mitternacht sein, da konnte ich nicht weiter. Wagen waren nicht da, und so blieb ich ganz erschöpft dicht am Wege liegen, um etwas auszuruhen. Ich war sogleich eingeschlafen, und als ich erwachte, war der Tag eben angebrochen. Ganz steif von der im Freien im October zugebrachten Nacht, machte

ich mich auf den Weg und schleppte mich mühsam vorwärts, etwas zum Frühstück wünschend. Der Wald hatte bald ein Ende, ich mochte etwa eine Stunde gegangen sein und es war nun heller Tag geworden, als ich Wagengeräusch hinter mir hörte. Es war ein Bagagewagen in Begleitung von zwei braunen Husaren, die mich auf meine Bitte mitnahmen. Sie wußten nicht wohin. Ich sagte ihnen, daß ich gehört, der Rückzug ginge nach Schwedt. Im ersten Dorfe kehrten wir auf einem Edelhofe ein, um uns nach dem Wege und der Entfernung bis Schwedt zu erkundigen, auch um etwas zu essen zu bitten. Dies wurde für Roß und Mann sehr gastfrei und reichlich gegeben, aber zugleich erfuhren wir, die Brücke bei Schwedt sei abgebrannt und wir könnten dort nicht mehr über die Oder, doch hätten wir nicht viel weiter nach Stettin, das wir noch zeitig bei Tage erreichen würden. Nachdem wir alle gehörig ausgeruht und gesättigt waren, ging es munter vorwärts, und so kamen wir schon des Nachmittags nach Stettin. Auf der Commandantur erfuhr ich, daß unser Chef, der General von Relert, in Stettin sei, worauf ich mich zu ihm begab, um mich zu melden. Als ich kaum in das Zimmer getreten war und meine Meldung ausgesprochen hatte, trat der Lieutnant v. B . . ., den Arm in der Binde, ein und meldete dem General, der Oberst von Schuler ließe dem Herrn General melden, daß sich die Brigade in Damm, eine Meile von Stettin, befände und seine Befehle erwarte. Der General erwiderte: „Sagen Sie dem Obrist von Schuler, daß ich mich freue, diese Nachricht zu hören; er möge morgen Ruhetag machen, ich werde morgen hinauskommen". Der Lieutenant von B . . . empfahl sich und sagte beim Hinausgehen: „Kommen Sie mit, Junkerchen, ich werde Sie mitnehmen". Das geschah, und ich war glücklich, wieder beim Truppentheil zu sein, verschmerzte gern den wohlverdienten Verweis wegen meiner wiederholten Absentirung und nahm mir fest vor, einen solchen mir niemehr zuzuziehen und lieber bis zum Tode zu marschiren.

Dies muß am 28. Oktober gewesen sein, denn des andern Morgens erfuhren wir, daß Stettin an diesem selbigen Morgen übergeben worden sei und unser braver General von Iserstädt und Vierzehnheiligen capitulirt habe.

Wir brachen sofort nach dieser Nachricht auf und setzten unsern Rückzug über Stargard und Stolpe nach Danzig fort. Der letzte

Verweis meines Hauptmanns war so ernstlich gewesen, (denn er hatte mir, wenn ich noch einmal zurückbliebe, ohne Erbarmen 50 Fuchtel versprochen), daß ich die Compagnie nimmer verlassen habe; aber ich wäre dennoch dieser Strafe verfallen, wenn mein braver Hauptmann nicht gar so gutherzig gewesen wäre. Hinter Stolpe in Kassuben erhielt ich ein furchtbar schlechtes Quartier, so daß ich dort nichts genießen konnte, wenn mein blutarmer Wirth auch etwas zu bieten gehabt hätte. Ich besuchte einen Kameraden, der in einer Mühle im Vergleich zu mir prächtig aufgenommen war und so freundliche Wirthsleute hatte, daß sie mir anboten, mich noch zu ihrem Junker ins Quartier zu nehmen, was ich dankbar annahm. Da mein Bursche in dem alten Quartier zurückgeblieben war und des andern Morgens nicht dafür sorgen konnte, daß ich zeitig genug aufstand, um zur rechten Zeit zur Compagnie zu kommen, so erschien ich bei derselben erst, als ich schon vermißt und gemeldet war. Der Hauptmann ließ mich vortreten, zog den Säbel und sagte: „nun muß ich doch einmal ein Exempel statuiren." Ich trat vor, fing aber an zu weinen und sagte: „Ach, Herr Hauptmann, Sie hauen mich ja entzwei!" Ob ihm dies und meine zerknirschte Figur so komisch vorkam, oder ob er überhaupt nur die Absicht gehabt, mich zu schrecken, lasse ich dahingestellt. Genug, er fing ungeheuer an zu lachen und steckte den Säbel ein, meinte aber, es sei dies das letzte Mal, daß ich so wegkäme, und so entging ich, Gott sei Dank! einer Strafe, zu der man damals ohne großes Verschulden leicht kommen konnte; bin auch niemals derselben verfallen.

Etwa am 22. oder 23. November rückten wir in Danzig ein, womit die große Retirade für uns ein Ende hatte. Wir glaubten in der Festung bleiben zu können, aber es wurde uns nur ein Ruhetag verstattet, weil uns der Commandant, General von Manstein, nicht behalten wollte. Wir traten also den Marsch nach Graudenz an, waren indeß kaum eine Meile marschirt, als wir Befehl erhielten, nach Danzig zurückzukehren, um dort zu bleiben. Wir machten infolgedessen Kehrt und wurden in den Vorstädten Stolzenberg und Schiedlitz einquartiert. Kaum eine Woche nach unserem Eintreffen in Danzig wurde uns mittelst Parolebefehls bekannt gemacht, daß unser Chef, der General von Pelot, wegen Mitunterzeichnung der Capitulation von Stettin ohne Abschied aus dem Dienst entlassen, respective cassirt sei.

Die Tage der Ruhe in Danzig waren uns körperlich nicht nur höchst nöthig, sondern auch zur Instandsetzung unserer sehr defect gewordenen Kleidung und Bewaffnung unentbehrlich. Mit meiner Montur sah es äußerst trübselig aus, das einzige Paar sehr grober weißer Tuchbeinkleider hielt kaum noch so weit zusammen, daß es die Blöße bedeckte, meine übrige, vollkommen ausreichende eigene Equipirung war mit unserer Bagage verloren gegangen, und aus eigener Tasche mich neu zu versehen, fehlte es an Mitteln. Ich hatte zwar 3 Thaler monatliche Zulage, für die damalige Zeit eine mit dem Gehalt von 3 Thaler 15 Silbergroschen hinreichende Einnahme; daß sich aber davon Montirungsstücke nicht anschaffen ließen, ist wohl ohne besondere Versicherung zu glauben. Mein Quartier war bei einem Gärtner, welcher, im Dienste eines wohlhabenden Kaufmanns stehend, ein sehr nettes Gartenhaus bewohnte, in welchem mir ein Zimmer angewiesen wurde. Ich aß mit meinen Wirthsleuten ihre bescheidene Kost, die mir darum besonders mundete, weil es häufig Fische, und zwar Seefische, mir etwas Neues, gab; auch war das Kostgeld meinen Verhältnissen angemessen.

Als ich erfuhr, daß das Infanterie-Regiment von Courbier in Danzig stand, bei welchem ein Bruder meines Vaters Hauptmann war, begab ich mich in die Stadt und machte bald seine Wohnung ausfindig, fand ihn aber nicht zu Hause. Betrübt trat ich den Rückweg an und sah mir jeden Officier, dem ich ohnedies die Honneurs machen mußte, genau an. Da kam denn auch ein kleiner Mann in der Uniform des Regiments von Courbiere, welcher meinem Vater so frappant ähnlich sah, daß ich sofort an ihn herantrat und ihn fragte, ob er nicht der Hauptmann von C. sei. Verwundert sah er mich an, dann bejahte er meine Frage und wollte wissen, woher ich ihn kenne. Ich sagte ihm, wer ich sei und daß ich eben bei ihm gewesen, ihn zu besuchen. Fremd war ich ihm nicht, obwohl wir uns nie gesehen, aber vor dem Ausmarsch aus der Garnison hatte ich ihm geschrieben, und er mir in seiner freundlichen Antwort die nie vergessene Lehre gegeben: ich solle im Falle eines Krieges treu meine Pflicht erfüllen und bedenken, daß die Kugel in der Brust nicht weher täte als die im Rücken; erstere bringe Ehre, letztere bedecke oft mit Schmach. Er nahm mich mit in sein Quartier, wo ich ihm dann viel, besonders aber meine Erlebnisse auf der Retirade

erzählen mußte. Als ich mich empfahl, versprach er für meine dringendsten Bedürfnisse zu sorgen. Nach zwei Tagen ging ich wieder zu ihm, da war er fort, denn er hatte ein Commando so plötzlich erhalten, daß er mich nicht einmal davon benachrichtigen konnte. Indeß hatte er mich seinen Schwägern, dem damaligen Lieutenant und Adjutant im Regiment von Dierickx, von H . . . . ., und dessen Brüdern, den Lieutenants von H. im Regiment von Courbiere, warm empohlen, und diese nahmen sich meiner mit seltener verwandtschaftlicher Liebe an, so lange ich in Danzig blieb. Einer von ihnen lebt noch in Breslau als pensionierter Oberstlieutenant; dieser sorgte im Auftrag meines Onkels für meine neue Bekleidung, und ich wäre nun ganz glücklich gewesen, wenn nicht eine andere Sorge mein Herz betrübt hätte, die so schwer auf mir lastete, als hätte ich wer weiß was begangen. Ich hatte aber auch wirklich kein gutes Gewissen. Aus meiner früheren Mittheilung wird sich der Leser erinnern, daß ich in Nordhausen meinen Zopf abgeschnitten hatte, und das war ein beinahe todeswürdiges Verbrechen zu damaliger Zeit, obwohl selbst mein Hauptmann und viele junge Offiziere keinen mehr trugen. Nun war das in der Hast und Aufregung des Rückzuges nicht beachtet worden, aber ich mußte der Entdeckung seitens unseres Commandeurs, des Obersten von Schuler, jederzeit gewärtig sein und für diesen Fall mußte ich mich, wenn der alte Herr es streng nehmen sollte, auf ein Dutzend Fuchtel gefaßt machen. Alle Tage wurde die Parole in unserer Vorstadt Schiedlitz ausgegeben. Bei dieser hatte ich stets proper und wohlgepudert zu erscheinen und so konnte es nicht fehlen, daß man von allen Seiten gesehen wurde. Allerdings verwendete ich die größte Aufmerksamkeit darauf, meinem hohen Vorgesetzten niemals meine Kehrseite zu präsentiren, und wenn ich bei ihm vorbeigehen mußte, gab mir stets der Gedanke, jetzt wird er es sehen, die zweckmäßige Haltung. Allein Niemand entkommt seinem Schicksal. Eines schönen Tages wollte ich dicht bei dem Obersten vorbei, und jetzt traf die längst gehegte Befürchtung ein. Ich war kaum vorüber, als ich ihn „Junker" rufen hörte. Ich machte sofort Front, trat, den Stock fast anziehend, an ihn heran und erwartete seine Befehle. „Wo hat Er seinen Zopf?" (wenn er böse war, nannte er uns immer Er). — „Herr Oberst", sagte ich demüthig, „auf der Retirade hatte ich keinen Burschen, der ihn mir

machen konnte, da habe ich ihn abgeschnitten." — Laß er die Windbeuteleien, bis er Officier ist (das galt den jüngeren Officieren) und morgen hat Er einen Zopf und sollt Er ihn sich mit Vogelleim ankleben. Es ist gut." — Somit war ich entlassen. Ich machte nach allen Regeln Kehrt und dankte Gott, so mit einem blauen Auge davongekommen zu sein, denn ich war nur am Geldbeutel gestraft, freilich bei meinen Verhältnissen eine empfindliche Strafe, aber doch viel besser als Fuchtel. Nachmittags begab ich mich zu einem Friseur, deren ich mehrere aufsuchen mußte, weil sie alle zu teuer waren; es wurde ein Thaler und mehr gefordert. Nach vieler Mühe gelang es mir, einen zu finden, der zwar zu meinem ganz dunklen Haar nicht recht genau paßte und den ich nur des billigen Preises von 10 Sgr. wegen nahm, der aber doch zur Not zu brauchen war, da wir, wie bemerkt, gepudert gingen. Der Zopf wurde hinten an den Tschako genäht, tüchtig eingepudert, und nun war mein Anzug wieder ganz dienstmäßig. Außer Dienst steckte ich den Zopf in den Tschako und dann war ich wieder modern. Eines Morgens aber, als ich aus der Stadt kam, mußte ich an dem Quartier des Obersten vorbei, der Parterre wohnte. Er lag im Fenster und rauchte gemüthlich seine Pfeife. Ich zog den Stock an, sah ihn an und schritt vorbei, da rief er mir nach: „Junker!" Ich machte Front, ging auf ihn zu und blieb auf zwei Schritte stehen. „Wo ist der Zopf?" fuhr er mich an. Ganz verwundert greife ich nach hinten, und nichts findend, nahm ich den Tschako ab und zeige ihm den angenähten Zopf. „Es ist sein Glück!" sagte er, und damit hatte die Zopfgeschichte für immer ein Ende.

So blieben wir ruhig in unserer Vorstadt bis zum 24. Dez. stehen, wo auf Befehl des Gouvernements plötzlich mit dem Abbrechen der Vorstädte bis auf 800 Schritt von der Contre-Escarpe begonnen wurde und wir in die Stadt einquartiert wurden. Der Jammer der armen Leute über das Niederreißen ihrer Häuser war herzzerreißend, auch wurde für jetzt dieses Demoliren nur auf 400 Schritt vom Thore ab executirt, den übrigen Hausbesitzern aber angedeutet, daß man sich bei Ankunft des Feindes, wo zum Abbrechen nicht mehr Zeit sein würde, auf das Abbrennen gefaßt machen müsse, was denn auch später, in der Nacht vom 10. zum 11. März 1807, geschah.

Von den Franzoſen war in den beiden erſten Monaten des Jahres 1807 nichts zu merken, dagegen ſprach man von dem Aufſtande der Polen, und bald hieß es, daß wir beſtimmt ſeien, gegen dieſe Inſurgenten verwendet zu werden. Das neue Jahr hatte erſt einige Tage begonnen, als wir unter dem Befehl des Oberſten von Schäfer mit dem zweiten Bataillon des Regiments Königin-Dragoner nach Mewe, Preußiſch-Stargard, Neuenburg gegen Schwetz als fliegendes Corps marſchirten. Dieſe Märſche waren gräßlich, das Wetter kalt und naß, der Boden ſchmutzig, oft ganz grundlos, am Tage ein paar Stunden Ruhe, des Nachts marſchiren bei Regen und Schneegeſtöber, bald hierhin, bald dorthin, je nachdem Nachrichten über den Aufenthalt der Inſurgenten eingegangen waren. Bisweilen wurden wir des Nachts, wenn wir gar zu erſchöpft waren, auf einige Stunden in den Dörfern einquartirt. Bei einer dieſer ſeltenen Gelegenheiten kam ich mit einigen Mann, wobei mein Burſche, der immer für mich ſorgte (mein alter Rißmann), zu einem polniſchen Bauern ins Quartier, den wir aus dem Bette gejagt hatten. Ich war todtmüde und konnte kaum ſtehen, ſo daß mein Diener mich raſch auszog und in das noch warme Bett des Bauern legte, in dem ich ſofort einſchlief. Nachdem ich einige Stunden geſchlafen, wurde ich geweckt, weil wir in kurzer Zeit den Marſch fortſetzen ſollten. Es fing an hell zu werden, und als ich mich angekleidet, machte ich die Entdeckung, daß ich über und über voll Ungeziefer war. Ich erſtarrte damals faſt darüber, ſpäter aber habe ich mich daran gewöhnen müſſen, und da es Andern auch ſo ging, überzeugte ich mich, daß man auch ſo leben und ſogar ſeine gute Laune behalten könne.

Nachdem wir mehrere Tage ſo hin- und hermarſchirt waren und uns vergebens bemüht hatten, die Aufſtändiſchen zu treffen, ertappten wir ſie endlich am 27. Januar in Dirſchau. Sie hatten des Morgens den Lieutenant v. B. mit 50 Füſilieren und den Lieutenant von S. mit 60 Blücherſchen Huſaren gefangen genommen und nach Dirſchau geführt, nachdem dieſe beiden Officiere am 23. Januar in der Nacht 150 Inſurgenten in Preußiſch-Stargard überfallen, eine Menge niedergemacht und ihnen zwei kleine Kanonen und 30 Gefangene abgenommen hatten. Die gelungene Rache gegen dieſe beiden Officiere hatte ſie ſiegestrunken gemacht und ſie verleitet, in

zu großer Sicherheit alle Vorsichtsmaßregeln bei Besetzung der Stadt außer Acht zu lassen, so daß es dem Oberst von Schäfer gelang, unter dem Schutze des hohen Weichseldammes bis dicht an die Stadt zu kommen, worauf die Dragoner in die Stadt sprengten. Die Polen waren vollständig überfallen, Alles, was sich widersetzte, wurde niedergehauen. Wir marschirten dicht vor der Stadt auf einer kleinen Anhöhe in Linie auf und haben nur zweimal gefeuert. Ueber hundert Mann blieben auf dem Platze, der Insurgentenoberst Ominsky, zwei Officiere und 93 Mann wurden gefangen genommen, die Lieutenants v. B. und v. S. nebst ihren Füsilieren und Husaren befreit, die beiden Kanonen zurückerobert und eine kleine Kriegscasse mit 1000 Thalern erbeutet. Das war eine Freude, ein Jubel und eine Herzlichkeit gegen die befreiten Kameraden! Ich sah einen jungen, hübschen, polnischen Officier, der 22 Wunden hatte, darunter einen Hieb vorn auf dem Schädel, durch den ein Stück wie ein Thaler groß aus demselben gehauen war. Der arme Mensch machte einen unauslöschlichen Eindruck auf mich, und ich hielt seinen Tod für gewiß. Ich habe nicht aufgehört, mich nach ihm zu erkundigen, und in Erfahrung gebracht, daß er ganz wieder hergestellt worden ist. Es war im ganzen Kriege die erste glückliche Expedition, wobei es auch geblieben ist; eine zweite solche habe ich in dieser Campagne nicht erlebt.

Von nun an trieben wir uns immerfort in der Gegend von Dirschau, Stargard und Schöneck herum, und zwar so rastlos und bei so üblem Wetter, daß die Strapazen für mich kleinen Menschen fast unerträglich wurden, mich ganz niederzuwerfen drohten und ich oft während des Marschirens einschlief. Nur meiner zwar schwächlichen, aber zähen und festen Constitution hatte ich es neben der Pflege und Sorgfalt meines treuen Rißmann zu danken, daß ich nicht erlag.

Der Feind drängte uns näher an die Stadt heran, unter steten kleinen Gefechten mußten wir uns zurückziehen. Dirschau, der Schlüssel zum Danziger Werder, ging verloren, wir besetzten Praust, das Gouvernement ließ 800 Schritt von den Festungswerken ab, von Schiedlitz, Stolzenberg und Alt-Schottland eine Linie durchbrechen, um die Distance zu bezeichnen, wie weit alles niedergebrannt werden sollte, wenn der Feind näher heranrücken und die Festung berennen würde. Am 7. März wurden wir angegriffen und nach der Festung

zurückgeworfen. In der Nacht vom 10. zum 11. März wurden Stolzenberg und die anderen Vorstädte mittelst Pechkränzen angesteckt und niedergebrannt; dies Niederbrennen einer so bedeutenden Häusermasse gab einen fürchterlich schönen Anblick, den ich so wenig jemals vergessen werde, wie das Jammergeschrei der Unglücklichen, die ihre Habe nicht einmal vollständig retten konnten. Da habe ich so recht die Greuel des Krieges kennen gelernt.

In dieser Nacht war der neue Gouverneur, der General von Kalkreuth, angekommen, mit welchem neue Hoffnung und frischer Muth alle Herzen erfüllten. Das Erste, was er that, betraf die Verpflegung der Truppen. Wir erhielten täglich aus den Magazinen 1/3 Pfund Rind- oder 1/2 Pfund Schweinefleisch, Kartoffeln 1/3 Metze, Erbsen 1/6 Metze und so fort verhältnißmäßig; Branntwein 1/8 preuß. Quart, Tabak auf 8 Tage 1/4 Pfund, Bier wöchentlich 2 Quart; die Officiere statt dessen so viel Wein und statt des Branntweins Rum. Fleisch wurde alle Tage gegeben, Häring viermal die Woche, und mit den übrigen Victualien wurde Abends gewechselt. Die Officiere erhielten doppelte Rationen, die Stabsoffiziere drei. Diese reichliche Verpflegung übte auf die Truppen einen vorzüglichen Einfluß aus, so daß es ihnen weder an gutem Willen noch an Muth fehlte.

Danzig war nun vollkommen eingeschlossen. Wir erfuhren, daß der französische Marschall Lefevre das Belagerungscorps befehligte. Es bestand aus dem uniformirten 10. Corps, größtentheils aus Badensern, Sachsen und Polen, die wenigsten waren Franzosen, im Ganzen 20000 Mann, die zur letzten Zeit der Belagerung auf etwa 50000 Mann stiegen. Die Garnison war nicht 22000 Mann stark. Unser Bataillon versah den Vorpostendienst und war die erste Feldwache, zu der ich mit gehörte, in der Kalkschanze; eine andere kleine Feldwache stand etwa 500 Schritt vor uns und links im Freien. Hier machten sich die Officiere mit mir den Scherz, daß sie mich, während ich von einer Patrouille in der Vorpostenkette sehr ermüdet zurückgekehrt, gegen Mitternacht im tiefen Schlaf lag, von unserer Feldwache nach der im Freien vom Bataillon Ruhle besetzten tragen ließen, was gut gelang, daß ich dort, ohne zu erwachen, ankam und ruhig bis zum Morgen ausschlief. Meine Ueberraschung war beim Erwachen keine geringe und ich in Verzweiflung, die nicht eher endete, als bis ich durch den Officier der Feldwache mit einer Begleitung

(da ich den Weg nicht kannte) zu meiner Feldwache zurückgeschickt wurde. Man lachte mich tüchtig aus und ich mußte später noch viel darunter leiden.

Hier muß ich auch eines Vorfalls gedenken, durch den ich um mein junges Leben hätte kommen können. Es war mir eingeprägt worden, ja das Feldgeschrei nicht zu vergessen, und ich wußte, daß in Folge solches Vergessens in der polnischen Compagnie ein kleiner Junker bei einer Patrouille in sehr finsterer Nacht todtgeschossen worden worden war. Ich hatte mir also die höchste Aufmerksamkeit und Kaltblütigkeit vorgenommen. Allein als ich zur Patrouille commandirt wurde und der erste Posten mich anrief, zugleich fertig machte und den Hahn knacken ließ, konnte ich bloß „Patrouille" antworten und statt des Feldgeschreis rief ich in der Angst: „Herr Jesus! ich bin ja der Junker, schieß nicht!" Der Mann lachte, sagte „Patrouille vorbei!" und die Gefahr war vorüber. Bei den übrigen Posten war ich ruhiger und machte meine Sache besser. Später, im Jahre 1812, wurde von unserer Compagnie ein Gefreiter, der noch dazu verheiratet war und dessen Frau ihn als Marketenderin begleitet hatte, auf dieselbe Weise wie jener arme Junker erschossen. Außer den ungeheuren Strapazen hatte ich noch mit einem körperlichen Leiden zu kämpfen, von welchem in Folge des schlechten Wassers der größte Teil unserer Mannschaft befallen wurde. Ich meine eine bekannte Hautkrankheit, mit der ich indeß damals so wenig bekannt war, daß ich mich lange Zeit plagen mußte, ehe ich wußte, was mir fehlte. Erst als ich mich bitter beklagt, und auch dann nur aus Rücksicht auf meine Jugend und meinen Stand, wurde ich ärztlich behandelt, doch gewiß nur oberflächlich hergestellt; denn ich erinnere mich, nur 8 bis 10 Tage zu Hause geblieben zu sein.

Vom 12. bis zum 26. März, dem grünen Donnerstag, fanden fast täglich Ausfälle statt, an welchen nicht das ganze Bataillon, sondern nur die Theil nahmen, die sich gerade auf Vorposten befanden. Der Ausfall am 26. März war der bedeutendste und hatte auf das Bataillon einen ganz besonderen Einfluß, denn unser Oberst wurde zum Commandanten von Neufahrwasser ernannt, wohin er mein Bataillon mitnahm, das er sich besonders ausgebeten hatte, weil er sich auf seine treuen Schlesier verlassen konnte. Die Leute der anderen Regimenter waren nicht so zuverlässig, es waren viele

Polen darunter, es fanden zahlreiche Desertionen statt, namentlich vom Regiment Rouquette-Dragoner, so daß da, wo Infanterie- und Cavallerie-Cadetten zusammenstanden, erstere den Befehl erhalten hatten, die Dragoner sorgfältig mit zu bewachen und, wenn einer sich über die Gebühr entferne, ohne alle Umstände Feuer auf ihn zu geben.

Am 26. März waren die ersten Truppen zur Verstärkung der Garnison zu See und Neufahrwasser angekommen; es waren zwei Compagnien Russen von zwei Bataillonen, die später, bis zum 28. März, ganz dort ausgeschifft wurden. Die Landverbindung mit Pillau, von wo auf der frischen Nehrung Verstärkungen ankommen konnten, war durch den in der Nacht vom 19. zum 20. März erfolgten Verlust der Nehrung abgebrochen. Der grüne Donnerstag hatte uns auch um einen braven Officier gebracht, welcher in der Kalkschanze, wo er auf der Feldwache war, gefangen wurde. Es ist der noch jetzt lebende pensionirte Major von Molitor in Breslau. Die Besatzung von Neufahrwasser hatte an diesem Tage auch einen Ausfall gemacht, war jedoch mit Verlust zurückgeschlagen worden und hatte den Major von Krockow als Gefangenen verloren. Dieser hatte Theils auf eigene Kosten, Theils mit Hilfe der pommerischen Stände ein Freicorps errichtet, das seinen Namen führte. Dasselbe bestand aus einem Bataillon Infanterie und einer Escadron Cavallerie; sie hießen Jäger; die Infanterie hatte Büchsen; ihre Uniform war grün mit schwarz wie die unsere, nur mit einem andern Schnitt; als Kopfbedeckung trugen sie eiserne, schwarzlackierte Pickelhauben mit schwarzen Roßhaaren im Kamm, auf welche vorn Todtenköpfe gemacht waren. Sie sahen sehr gut aus und hielten sich ungemein brav, denn sie waren aus Freiwilligen und ranzionirten Soldaten errichtet. Nach der Gefangennahme ihres Commandeurs befehligte sie ein Hauptmann von Luck, ein Namensvetter, aber, so viel ich weiß, kein Verwandter meines Hauptmanns.

Am 28. oder 29. März marschirten wir nach Neufahrwasser über den Holm. Die Besatzung war beinahe 1300 Mann stark, bestand aus unseren Füsilier-Bataillonen, dem Krockowschen Freicorps, einem neuerrichteten Reservebataillon und einem oder zwei russischen Bataillonen, auch Kosaken, unter denen sich Kalmücken befanden, die durch ihre eigentliche Gesichtsbildung mehr noch als die Kosaken meine

Aufmerksamkeit erregten. Die luden mich bisweilen zu einem Gericht Pferdebraten ein, das ihnen gewiß ein leckeres Mahl war. Ich kostete aus Neugier davon, vermochte ihm aber keinen Geschmack abzugewinnen. Ueberhaupt gab es in Neufahrwasser viel Neues für mich: die Ostsee, drei englische Fregatten, jede mit 22 18pfündigen Kanonen, die englischen Matrosen mit ihren roten wollenen Hemden, der Strand mit seinen Massen von Bernstein, den ich fleißig suchte, von dem ich aber nie ein besonders großes Stück gefunden habe. Alle Zeit, die ich vom Dienst frei hatte, brachte ich am Strande und auf den Schiffen zu. Der Dienst war schwer, einen Tag am den andern auf der Wache und vor der Wacht des Abends auf Nikot. Vier Wochen lang war unsere Compagnie auf einer der Fregatten des Nachts die Besatzung, um diese gegen einen nächtlichen Angriff auf Kähnen zu schützen; es ist aber nie einer unternommen worden. An Geld fehlte es mir nicht, um meine kleinen Bedürfnisse zu bestreiten; denn da ich meine Rationen nicht verzehren konnte, ja mit samt meinem Burschen an einer genug hatte, so wurde das Ersparte verkauft. Für ein Brod bekamen wir ½ Thlr., für eine Metze Erbsen 10 Sgr. Angegriffen wurden wir nicht, und wenn des Nachts der Kanonendonner unaufhörlich rollte, so gewöhnten wir uns allmählich so daran, daß, wenn er einmal nachließ, weil der Feind von Zeit zu Zeit seine Munition sparen mußte, man nicht so ruhig schlief, weil es zu ruhig war. Wie oft habe ich in den schönen Mainächten dem Fliegen der Bomben und Granaten zugesehen, die sich begegneten, was man an den Zündern, die glühten, ganz deutlich wahrnehmen konnte. Ich machte die Bekanntschaft eines Oberfeuerwerkers Namens Köhlhorn, eines gebildeten Mannes, der sich meiner sehr annahm und unter dessen Schutz und Aufsicht ich Alles sehen konnte, was mich interessierte. Eine gräßliche Plage war das Ungeziefer in unseren Kleidern, womit uns die Russen so reichlich beschenkt hatten und von welch ihrem Ueberfluß sie uns nachträglich mitteilten, weil wir sehr häufig die Wachen bezogen, die sie verließen; wir konnten uns desselben nicht erwehren. Auch dem Exercieren eines russischen Bataillons sah ich mehrere Male zu. Nachdem ich aber eines Tages Zeuge gewesen war, wie der Commandeur, ein Major, auf einen Officier, der als Point vorgetreten war und sich wahrscheinlich nicht genau genug gerichtet hatte, zuritt und ihn vom Pferde herab so

ohrfeigte, daß ihm der Tschako herunterfiel, ging ich sofort weg und sah dem Exercieren der Russen nie mehr zu.

Noch war die Communication mit der Stadt frei, aber in der Nacht vom 7. Mai wollten die Franzosen den Holm angreifen, was der Gouverneur erfahren und deswegen eine Verstärkung hingeschickt hatte. Der Angriff geschah wirklich, Russen unter einem Major von Uttken, 1500 Mann stark mit 15 Geschützen, vertheidigten ihn. Er ging in dieser Nacht verloren — wie? ist bis heute nicht genügend aufgeklärt worden. Die Bestürzung der Besatzung von Neufahrwasser war außerordentlich, und so wenig ich auch davon verstand, sah ich doch ein, daß es ein großes Unglück für uns war, von der Festung ganz abgeschlossen zu sein. Ich erinnere mich, daß ein einziger Fischer aus Neufahrwasser es einige Male wagte, unter dem Schutze der Nacht, die zu dieser Zeit nur kurz und gar nicht finster ist, nach Danzig hin- und zurückzufahren, um Nachricht zu bringen. Das glückte noch einmal, aber eines Morgens kam der Nachen mit der Leiche des braven Schiffers angeschwommen, und nun hörte alle direkte Communication auf. Man hatte das gefürchtet, und deshalb war unter der Anleitung eines Kaufmanns Gibson schon am 4. Mai ein Telegraph errichtet worden, mittelst dessen die Nachrichten, welche von Pillau und Königsberg eintrafen, nach Danzig mitgeteilt wurden. Uns hatte es an Lebensmitteln und frischem Fleisch nie gefehlt und auch jetzt mangelte es nie daran, da sie durch Handelsschiffe gebracht wurden, die aber weit draußen auf der Rhede bleiben mußten, weil es wegen der französischen Batterien, von wo aus auf die Schiffe geschossen werden konnte, gefährlich war in den Hafen einzulaufen.

Eines Tages erfuhren wir, daß ein solches Fahrzeug — ich glaube ein dänisches — mit Delicatessen auf der Rhede liege. Der Oberfeuerwerker Köhlhorn forderte mich auf, mit ihm eine Parthie dahin zu machen. Wir mieteten ein kleines Boot mit zwei tüchtigen Schiffern und erreichten das fragliche Schiff, obwohl es schon eine Meile vom Strande ankerte, in kurzer Zeit, da wir bei dem günstigen frischen Landwinde das Segel benutzen konnten. Wir amüsirten uns dort sehr gut, aßen und tranken prächtig und dachten nicht an den Aufbruch, als mit einem Male der Capitain in die Cajüte trat und uns aufforderte, so bald als möglich ans Land zu eilen, weil sich ein Sturm erhöbe und er nicht wisse, ob er nicht gar die Anker

kappen müſſe, in welchem Falle wir mit ihm fahren müßten. Wir eilten aufs Verdeck, und da ſchwankte das Schiff bereits ſo, daß unſer Boot immer ſo lang die Leine war, womit man es befeſtigt, vom Schiffe abſtand und dann wieder hingeworfen wurde. Man mußte den Moment abpaſſen, wo das Boot an das Schiff ſchlug, und ſich vom Ende der Strickleiter hineinfallen laſſen. Dies wurde denn glücklich ausgeführt, und wir waren mit unſern Schiffern im Boote. Aber jetzt war guter Rat teuer. Die Ruder wurden eingeſetzt, die See ging ſehr hoch, Wind und Wetter gegen uns; wir wurden beſpritzt, dann naß wie die Katzen und ſtanden bald bis an die Knöchel im Waſſer. Die Schiffer riefen uns zu, das Waſſer auszuſchöpfen, es blieb uns nichts übrig, als daß Köhlhorn ſeinen Hut und ich meinen Tſchacko als Eimer benutzten, und dennoch konnten wir des Waſſers nur mit der größten Mühe und angeſtrengteſten Arbeit Herr werden. Zwei ganze Stunden dauerte es, ehe wir das Land erreichten, und dann mußten wir noch in einem kleinen, aus einem Baumſtamm gemachten Nachen über die Weichſel, die ungeheuere Wellen ſchlug. Endlich waren wir auf dem Trockenen und nun von Angſt und Arbeit erſchöpft, ſank ich auf die Knie nieder und dankte Gott inbrünſtig für meine Rettung. Nie werde ich die Fahrt vergeſſen, was war dieſe für ein Deſert auf die im däniſchen Schiffe genoſſene Mahlzeit! Glücklicher Weiſe hatte Niemand den Zweck meines nachgeſuchten Urlaubs erfahren, und ſo war ich wenigſtens vor den Nachwehen, den Verweiſen, geſichert.

Anfangs Mai hatte ſich das Gerücht verbreitet, es würde ein bedeutendes ruſſiſches Corps zur See ankommen, um uns Entſatz zu bringen. Dies beſtätigte ſich. Am 11. Mai kam eine große Flotte an, es waren über 30 Schiffe, und wir dachten Wunder wie viel 20000 Mann da ankämen, konnten das auch beim Ausſchiffen nicht beurteilen, wenigſtens ich nicht, denn es wimmelte von Menſchen und Pferden. Es waren aber nur 5000 Mann unter dem ruſſiſchen General Kaminskow.

Am 16. Mai — ſo lange brauchte man zur Ausſchiffung und zum Ueberſetzen nach Weichſelmünde — wurde von hier aus mit dieſen Truppen der Verſuch gemacht, den Holm wieder zu nehmen; wenn dies gelänge, ſollten ſie nach Danzig zur Verſtärkung der Garniſon marſchiren. Früh um 4 Uhr wurden die Franzoſen angegriffen,

aber nach einem sechsstündigen, sehr blutigen Gefecht mußte der Rückzug, der übrigens in der besten Ordnung erfolgte, angetreten werden. Die Russen hatten einen Verlust von 55 Officieren und 1317 Mann an Todten und Verwundeten, die Preußen von 6 Officieren und 152 Mann. So war denn auch diese Hoffnung vernichtet!

Jetzt kam man auf die Idee, da es in der Festung an Pulver und Hafer fehlte, den Versuch zu machen, mit einer von den englischen Fregatten die Weichsel hinauf nach der Stadt zu segeln und Munition in dieselbe zu bringen. Das kleinste Schiff, eine Corvette, der „Dountleß", wurde dazu bestimmt, die Gegenvorstellungen des Capitain Chatam wurden durch die russischen Generale zurückgewiesen und die Vorbereitungen getroffen. Die Corvette, mit 22 achtzehnpfündigen Caronaden armirt, ging 18 Fuß im Wasser, die Schleusen, die sie passiren mußte, hatten nur eine Tiefe von 14 Fuß, es mußte also ausgeladen und jenseits der Schleuse wieder eingeladen werden, wobei die Garnison half. Endlich war um 4 Uhr Nachmittags Alles bereit, der Wind war günstig. Es war ein prächtiger Anblick, das schöne Schiff mit vollen Segeln und mit der englischen Flagge geschmückt so dahin fliegen zu sehen. Aller Zuschauer Segenswünsche begleiteten es. Es waren ein Officier und 40 Jäger vom Krockowschen Freicorps als Besatzung und ein aus Königsberg angekommener Courier darauf, ein Officier von der Artillerie, der bei dieser Gelegenheit dem Gouverneur Depeschen bringen sollte. Das Schiff war mit 300 Centnern Pulver und 500 Scheffeln Hafer beladen. Anfangs ging Alles gut, aber als die Corvette in die Biegung der Weichsel beim Holm einbog, schien es mit einem Male, als ob sie still stände. Die Sonne stand uns entgegen und blendete. Es wurde hin und her geredet: es steht, sagten die Einen, es geht, die Andern, und da auch ich mit der größten Spannung dem Schauspiel zusah und ebenfalls von der Sonne geblendet war, die mein Urteil zweifelhaft machte, entfuhr mir der unbesonnene Ausdruck: „ach, die verdammte Sonne!" Das hörte unser alter Regimentsarzt Dr. Mayer, der mich ungeheuer herunter machte über meine Gotteslästerung, wie er es nannte, ich hätte wohl noch nie über die größte Wohltat Gottes gegen die Menschen nachgedacht, sonst würde ich nicht so unvernünftig sprechen. Der alte Mann hatte Recht, ich schämte mich, und er hat es mir später, als ich ihm sagte, daß ich mir gar nichts dabei gedacht, und um Ver-

zeihung hat, verziehen. Unter der Zeit dauerte der Streit über das Gehen oder Stehen des Schiffes fort, bis plötzlich dem Zweifel durch das Herunterlassen der englischen Flagge ein Ende gemacht wurde. „Ach, und die Depeschen," hieß es, „wenn der Offizier nur die ins Wasser würfe!" Er hatte das vergessen, und so wurden sie dem Marschall Lefevre übergeben. Wie man so etwas außer Acht lassen, so den Kopf verlieren kann, begreife ich heute so wenig wie damals, als ich noch ein Kind war. Aus den Depeschen erfuhr der Marschall und durch Zusendung derselben auch bald der Gouverneur, daß Danzig seitens der Armee gar nichts zu hoffen habe und unser guter, damals so unglücklicher König die Festung ihrem Schicksal überlassen müsse. So war denn nun die letzte Hoffnung vernichtet, und am 24. Mai trat der Gouverneur in Capitulations-Verhandlungen. Am 25. Mai wurde die Kapitulation abgeschlossen. Es war, wie ich gehört, dieselbe Capitulation, die General Kalkreuth demselben Marschall Lefevre bei der Uebergabe von Mainz in der Rheincampagne bewilligt hatte. Damals standen sie sich im umgekehrten Verhältniß gegenüber. Die Truppen durften mit klingendem Spiel, fliegenden Fahnen, Waffen und den Regimentskanonen mit brennender Lunte nebst Pulverwagen abmarschiren und wurden bis an unsere Vorposten in fünf Tagemärschen durch die Frische Nehrung gebracht. Die Garnison verpflichtete sich, ein Jahr lang nicht gegen Frankreich zu dienen. Die beiden Forts Fahrwasser und Weichselmünde waren nicht in die Capitulation eingeschlossen, die Commandanten derselben mußten daher eine eigene Capitulation abschließen; was auch geschah. Ein französischer Parlamentair kam deshalb nach Weichselmünde, von Fahrwasser war der Hauptmann von R..... vom Obersten von Schuler damit beauftragt, der, wie ich nachher erfuhr, den Befehl hatte, die Capitulation in die Länge zu ziehen und darauf zu bestehen, daß die Besatzung nicht der Verpflichtung unterliegen solle, ein Jahr nicht gegen Frankreich zu dienen.

Am 26. Mai begannen die Unterhandlungen (wegen der Uebergabe Danzigs), und da der königliche Befehl eingetroffen war, daß die Besatzung eingeschifft werden sollte, so war damit gleich begonnen und gegen Abend diese Einschiffung beendet worden. Von den Transportschiffen, welche die Russen gebracht hatten, waren noch genug übrig, um uns aufzunehmen; denn es waren ja bei dem

Versuch, den Holm wieder zu nehmen, eine Menge derselben geblieben. Alles war nun zum Abfahren bereit, die Anker gelichtet und immer noch kam unser Parlamentair nicht zurück. Da nun nicht länger gezaudert werden konnte, so wurde der Befehl zum Absegeln gegeben, die Schiffe verließen den Hafen. Das Schiff, auf welchem der Oberst von Schuler sich befand und auf dem auch ich war, blieb das letzte; es war bereits nahe an der Mündung des Hafens, als auf dem Hafendamm ein Officier, den man an dem weißen Federbusch als solchen erkannte, gelaufen kam, ein Papier in der Hand, mit welchem er winkte. Man hielt ihn für unseren Parlamentair-Hauptmann, und wurde ein Boot ausgesetzt, ihn aufzunehmen. Dies letztere geschah, und das Boot erreichte das Schiff am Ausgang des Hafens. Der Hauptmann war ganz atemlos; als er aufs Verdeck kam, wandte er sich voller Entrüstung an den Obersten und machte ihm Vorwürfe, daß er ihn im Stiche gelassen. Der Oberst erwiderte: „Sie blieben auch gar zu lange, ich konnte nicht länger warten." — „Aber wenn Sie nun fortgewesen wären, so war es um mich geschehen; hier ist die Capitulation". — Der Oberst: „Die gilt nicht, denn ich habe sie noch nicht unterzeichnet". — „Das schadet nichts, ich war verloren", indem er an seinen Hals wies, „und habe Frau und Kinder". — „Nun, für die wäre gesorgt worden, Einer für Alle!" Damit mußte sich der Hauptmann zufrieden geben, indem der Oberst hinzufügte: „Glücklicher Weise sind Sie da!"

So wurde denn die Nacht hindurch die Reise nach Pillau fortgesetzt, wo wir des Morgens ankamen. Ich weiß nicht mehr gewiß, ob wir in Pillau ausgeschifft wurden, nur dessen erinnere ich mich, daß einige Officiere ans Land gingen und mich mitnahmen, so daß ich fast den ganzen Tag in Pillau war und viele mir ganz neue Eigenthümlichkeiten dieser kleinen Vorstadt und Festung zu bewundern hatte, so daß mir die Zeit nur zu geschwind verging. Abends wurden wir auf die Frische Nehrung übergesetzt und bezogen die Vorposten den Franzosen gegenüber. Unser Oberst war nach Königsberg zum König gegangen, um Meldung über sein glückliches Entkommen mit seinen Truppen aus Neufahrwasser zu machen. Er kam nach zwei oder drei Tagen zurück, aber in seinem äußeren so verändert, daß er kaum zu erkennen war. Er hatte eine ganz neue Uniform an, ohne Rabatte, mit zwei Reihen Knöpfen, wie sie die russischen Officiere

trugen, wattirt mit hoher Bruſt und der Zopf, der Gegenſtand meiner Sorge, war abgeſchnitten. Denſelben Tag oder den nächſten wurde bekannt gegeben, daß Zöpfe hinfort nicht mehr getragen werden ſollten. Es war ein trauriger Aufenthalt, einige große alte Kiefern waren das einzige Grün, das wir ſahen; die Verpflegung war ſchlecht und hätte ſehr gut ſein können, wenn die Habſucht der Engländer ſie nicht zu der Nichtswürdigkeit verleitet gehabt hätte, das ſchöne Schweinefleiſch mit handhohem Speck dadurch ungenießbar zu machen, daß ſie Fiſchtrantonnen zum Einpöckeln genommen hatten. Zu eſſen war es gar nicht, nur das ausgebratene Fett war einigermaßen genießbar, ſo daß es zum Schmalzen des Eſſens verwendet werden konnte. Auf den großen Kiefern niſteten viele Krähen, es gelang mir ein paar Mal, mit Hülfe eines Burſchen Krähenneſter mit flüggen Jungen auszunehmen, die gekocht wie junge Tauben ſchmeckten, nachdem ihnen die Haut mit ſammt den Federn abgezogen worden. Wenn man ſo Monate lang nichts als geſalzenes Fleiſch zu eſſen hat, iſt eine ſolche Abwechslung, und wenn es auch nur junge Krähen ſind, eine wahre Erfriſchung. Wir blieben vom 27. Mai bis 14. Juni auf der Friſchen Nehrung ſtehen, alſo bis einige Tage nach der Schlacht von Friedland, der letzten in dieſem unglücklichen Krieg, die leider auch verloren ging, und wurden nun wieder eingeſchifft und nach Memel transportirt. Es war ein wunderſchönes Wetter, aber der Wind nicht ganz günſtig, ſo daß wir laviren mußten. Da konnte ich der Luſt nicht widerſtehen, in den Maſtkorb zu klettern, was ich in Neufahrwaſſer bereits fleißig eingeübt hatte, freilich aber bei ſtehenden Schiffen. Die Bewegung macht nun zwar einen Unterſchied, doch war er bei der ruhigen See nicht groß, für mich gar keiner, die größte Schwierigkeit iſt die, daß man, um auf den Maſtkorb zu kommen, mit dem Rücken nach unten ſchwebend die Leiter erſteigen mußte; hinunter war die Sache viel ſchwieriger noch. Ich war kaum oben und ſchaute mich behaglich um, als mein Hauptmann aus der Cajüte trat und mit Schrecken mich da oben bemerkte. Er befahl mir, herunter zu kommen; ich ſagte, ich fürchte mich, er würde mich fuchteln. So fing eine Capitulation an und erſt dann, als er mir verſprochen, mir nichts zu thun, wobei einige Officiere, welche die Sache in hohem Grade amuſirte, ſich für mich verwendeten, kletterte ich wieder herunter. Er empfing mich, nahm mich beim

Arm, hörte nicht darauf, als ich ihm ſagte, ich habe das in Neujahrwaſſer eingeübt, und ſprach: „Thun will ich Ihnen nichts, aber einſperren will ich Sie“, und ſo führte er mich in die Cajüte mit dem Befehl, ſie nicht eher zu verlaſſen, als bis wir in Memel angekommen ſeien. Ihr Onkel hat Sie mir auf die Seele gebunden, und nun machen Sie mir ſolche Streiche, wobei Sie den Hals brechen oder ertrinken können.“ Ich mußte mich fügen, indeß nach ein paar Stunden ließ er mich auf mein Verſprechen los, daß ich dergleichen halsbrechende Sachen nicht mehr unternehmen wollte, was ich auch gehalten habe.

Ohne Unfall kamen wir vor Memel an, mußten dieſen und den andern Tag auf der Rhede bleiben und wurden dann auf der kuriſchen Nehrung bei Schwarzort, einem kleinen Fiſcherdorfe, drei Meilen von Memel, ausgeſchifft, wo wir ein Zeltlager bezogen und daſelbſt bis nach dem Tilſiter Friedensſchluß, den 9. Juli, blieben.

Das Leben in dieſem Lager war ein beſchwerliches, die Verpflegung ſchlecht; anſtatt unſeres Brotes bekamen wir ruſſiſche Zochari, einen aus Commisbrot gemachten Zwieback, der oft verſchimmelt war. Es fehlte ſogar an Salz, und die Suppen, die aus dieſen Zochari gekocht wurden, mußten öfter mit Pulver geſalzen werden, das ſchmeckte ſehr ſchlecht und ſah wegen der Schwärze höchſt unappetitlich aus. Die einzige Abwechslung boten Fiſche, die wir manchmal bekamen. Unſere Unbequemlichkeit wurde durch die Ruſſen vermehrt, die mit uns Vorpoſtendienſt gegen Königsberg verſahen; ſie ſchlichen in unſerem Lager herum und ſtahlen wie die Raben, was ſie erwiſchen konnten, und man konnte ſich ihrer nicht erwehren. Mehrmals wurden die ertappten Diebe durch unſere Füſiliere jämmerlich geprügelt, aber immer kamen ſie wieder. Die Nehrung beſteht aus lauter flüchtigem Sand, der ganz fein iſt und durch welchen bei den häufig ſtarken Winden unſere Zelte manchmal ſo verweht wurden, daß wir des Morgens kaum heraus konnten; auch mußte das Schanzen zum Schutze unſeres Lagers endlich ganz aufgegeben werden, weil in einer einzigen Nacht tagelange Arbeiten ganz verweht waren; dabei verdarb dieſer feine Sand, der wie Staub durch Alles drang, unſere ohnehin nicht ſehr ſchmackhaften Lebensmittel. Ich wurde krank, zwar nicht bedeutend, denn ich weiß nicht mehr, was mir fehlte, aber doch genug, daß der Arzt verordnete,

mich nach dem Dorfe Schwarzort zu bringen; das war ein entsetzlicher Aufenthalt, daß ich mich aufs höchste anstrengte, um wieder ins Lager zurückkehren zu dürfen, denn die zwei Nächte, die ich dort schlief, wurde ich auf die abscheulichste Art von den Schwaben geplagt, von welchen die Häuser der Fischer wimmelten. Sie fraßen die Haut von den Füßen und Händen, was mehrere Stunden wie Feuer brannte. Hierauf in's Lager zurückgekehrt, hatten wir die Freude, von des hochseligen Königs Majestät in der Uniform des ersten Garderegiments zu Fuß und dem Prinzen Friedrich von Preußen, der nur ein klein wenig größer war, besucht zu werden. Beide waren kleiner als ich und dies wollte viel sagen.

Endlich schlug die Stunde der Erlösung. Wir wurden in großen flachen Kähnen über das Haff gesetzt und betraten das schöne Lithauen, wo wir auf 14 Tage Erholungsquartiere bezogen. Das Entzücken, als wir das prächtige Wiesengrün erblickten, vermag ich nicht zu schildern; es war so groß und so allgemein, daß viele von unseren Füsilieren sich an die Erde warfen und den Boden küßten.

Hiemit endete der Feldzug von 1807 für mich.

Aus einem Tagebuch vom Feldzug des Jahres 1812.

Die nachstehenden Aufzeichnungen entstammen der Feder des im Jahre 1856 zu München verstorbenen bayerischen Generalmajors Joseph Maillinger. Derselbe hatte als Hauptmann den Feldzug nach Rußland im Jahre 1812 mitgemacht. Wie bekannt, deckte auf jenem verhängnisvollen Zuge nach Moskau die bayerische Infanterie die linke Flanke der großen französischen Armee und konnte deshalb auch nicht an jener mörderischen Schlacht bei Borodino teilnehmen, welche den Franzosen 42 Generale, teils tot, teils verwundet, kostete und das erste bayerische Chevauleger-Regiment bis auf 20 Mann und 2 Offiziere aufrieb. Dagegen hatten die Bayern, deren Chevaulegers die Avantgarde der großen französischen Armee beim Einzug in Moskau bildeten, unter dem Kommando des Generals Gouvion St. Cyr am 18. August die Schlacht bei Polotzk, welche dem General Deroy das Leben kostete, siegreich geschlagen. Das von St. Cyr befehligte sechste Korps der großen Armee setzte sich zusammen aus Bayern, Schweizern, Kroaten, Polen, Portugiesen, Holländern und Franzosen.

Wir geben hierunten einige Abschnitte aus dem Tagebuch, das Maillinger über seine Erlebnisse in Rußland geführt hat.

„Ich lag als Kommandant des Hauptquartiers und mit mir Hauptmann Haus, welcher die Kompagnie des 6. Infanterie-Regiments kommandierte, sowie mehrere andere Offiziere vom 14. bis bis 17. Juni zu Willenberg in Ostpreußen. Am 16. Juni vormittags wurde mir gemeldet, daß ein französischer höherer Offizier aus

dem kaiserlichen Hauptquartier angekommen sei, welcher vier frische Vorspannpferde verlange und mich zu sprechen wünsche. Ich traf meine Vorkehrungen und begab mich in die Bürgermeisterswohnung, wo ich eine sehr schöne, mit allen Bequemlichkeiten versehene Droschke fand, um welche eine Menge Soldaten und Einwohner, dann mehrere Offiziere standen, welche mir sagten, daß der französische Offizier mich im Garten erwarte und derselbe, wie sie vermuteten, der Kaiser Napoleon selbst sein müsse, welcher incognito die Marschkolonnen einiger Armeekorps bereise, welches auch mehrere französische Gardisten behaupteten, die in kleinen Abteilungen gestern und heute hier eingetroffen waren und nach eingenommenen Erfrischungen sich wieder entfernt hatten. Ich ging in den Garten, traf den Offizier, welchen ich gleich — mir von Abenberg her noch gut im Gedächtnisse — für den Kaiser erkannte nnd daher in nicht geringe Verlegenheit geriet, als er mich unterm Arme faßte, eine Viertelstunde lang im Garten mit mir spazieren ging, sich für einen Kapitän der kaiserlichen Garde ausgab und teils in französischer Sprache, teils in gebrochenem Deutsch über die Stärke und Stimmung des Armeekorps Erkundigungen einzog. Ich sagte ihm, daß General St. Cyr hier sei, der ihm über alles genaue Auskunft geben könne, ich sei nur Kapitän und wüßte nicht mit Bestimmtheit alle Fragen gehörig zu beantworten. Von dem General Umgang nehmend, lud sich derselbe, indem er mir seinen angeblichen Namen, de la Tauche, in meine Brieftasche schrieb, bei mir zu Gast und ging mit mir unter Begleitung einer Menge Neugieriger in mein Quartier, wo Hauptmann Hans (am 31. Oktober 1813 in der Schlacht bei Hanau geblieben) vor Verlegenheit kaum wußte, was er tat. Wir drei speisten zusammen die durch unsere Burschen gekochte Menage — Suppe, Fleisch, Gemüse und Braten, dazu ein Gläschen ordinären Wein und einen Schluck Schnaps. Vor unserm Fenster, wir wohnten zu ebener Erde, war die Straße mit einer großen Volksmenge und vielen Soldaten bedeckt. Er schien sich nicht viel darum zu bekümmern, fragte aber endlich doch, was die vielen Menschen wollten, worauf ich lächelnd erwiderte, es gehe diesen Leuten wie mir, er habe so viel Aehnlichkeit mit dem Kaiser, daß man ihn dafür halten müßte, wenn er sich nicht für einen Kapitän ausgäbe, worauf er eine Prise Tabak nahm, mir auch eine anbot, lächelte und, da inzwischen sein

Wagen vorgefahren war, Abſchied nahm und mich einlud, wenn ich einmal ins große Hauptquartier käme, ihn aufzuſuchen und bei ihm zu Mittag zu eſſen. Er werde nicht vergeſſen, wie gut es ihm bei mir geſchmeckt habe; er reichte mir die Hand und fuhr ab."

„1. September. Polotzk glich in wenigen Wochen einer kleinen Feſtung, die Stadt hingegen einer Ruine. Täglich minderte ſich die Zahl der Einwohner und mit ihr die der Häuſer, die, da ſie beinahe alle von Holz waren, abgetragen und teils zum Lager, teils zur Palliſadierung verwendet wurden. Jene Häuſer, welche Strohdächer hatten, waren ſchon längſt abgedeckt. Polotzk war vor Ankunft des 2. Korps ein ziemlich artiges Städtchen, das ſchöne Jeſuitenkloſter formierte mit einigen hübſchen Kirchen und Kloſtergebäuden einen regelmäßigen viereckigen Platz. Die übrigen Häuſer, beinahe alle von Holz, waren mitunter in beſſerem Style gebaut und viele innen geſchmackvoll eingerichtet. Die Einwohner ſind meiſt Juden; es waren fünf Synagogen vorhanden. Da täglich in den vier Lazaretten 100—150 Menſchen ſtarben, ſo waren weder Krankenwärter noch Mittel genug aufzutreiben, die Toten alle ordentlich fortzubringen und zu begraben. Am hellen Tage ſtürzte man die Leichen aus den Fenſtern der Lazarette in die unten vorbeifließende Düna. Dieſe lieferte das Kochwaſſer für das Lager. Jedes Korps hatte ſeit kurzem einen Diſtrikt rückwärts der Düna angewieſen erhalten, um aus ſelbem die nötigen Lebensmittel und Fourage zu erhalten. Das 6. Korps hatte jenen zwiſchen Uſchaz und dem Städtchen Pliſſa. Oberſtleutnant von Treuberg wurde mit dem 2. leichten Infanterie-Bataillon zur Beſetzung dieſer Gegend und zur Beitreibung von Lebensmitteln zurückbeordert. Durch dieſe vorzügliche Maßregel, die leider nur zu ſpät wegen der beſtändigen Bewegungen des Korps und aus Mangel aller disponiblen Kavallerie ergriffen werden konnte, wurde in kurzem erzweckt, daß endlich nach der empfindlichſten aller Entbehrungen, nach beinahe drei vollen Monaten wieder regelmäßig Brod, zwar anfänglich auch nur zu 1/4 und 1/2 Portionen ausgeteilt werden konnte. Die Monturtransporte waren indeſſen auch bei dem Korps eingetroffen und der drückendſte Mangel an Schuhen, Hemden und Monturen gedeckt. Allein alle dieſe Maßregeln kamen zu ſpät. Was gute Verpflegung und Kleider verbeſſern ſollten, ver-

schlimmerte der starke Vorposten- und Schanzarbeitsdienst und der ungesündeste aller Lagerplätze. Der Krankheitsstoff steckte nun einmal schon in den Soldaten und nichts vermochte ihn mehr abzutreiben. Die Diarrhöe fuhr fort in gleicher Stärke zu wüten, die Zahl der Kranken vermehrte sich täglich zu hunderten, die Ermattung nahm so zu, daß viele, ohne krank gewesen zu sein, auf der Feldwache tot umfielen, andere, die sich vom Lager nach dem Lazarett in die Stadt schleppen wollten, mit dem Lazarettschein in der Hand unterwegs aus Entkräftung starben. Da nichts mehr imstande war, die ausgehungerten Mägen zu sättigen, so gab es keinen denkbaren Gegenstand, der sich nur entfernt als eß-, nag- oder verschlingbar finden lassen konnte, der nicht aufgezehrt wurde. Kuhhäute in schmale Riemen geschnitten, gebratene Kröten und Frösche, faule ausgeworfene Fische, Hunde, Katzen, Kräuter, Schwämme, Korn, Haber, Eingeweide, Blut, kurz alles wurde wie Leckerbissen verschlungen und Kessel wie Kasserol kamen nie mehr vom Feuer außer in dem Momente, wo man sich um den tourweisen Besitz zankte und raufte. Diebstähle wurden täglich häufiger und selbst die Schildwache konnte trotz der scharf aufgebundenen Pflicht der Verführung nicht widerstehen, Brod zu nehmen, wo man nur welches wittern konnte. Wie Dächse gruben sich die Hände der Hungrigen während der Nacht unterhalb der Baracken der Offiziere Löcher, um das sorgfältig aufgesparte Brot zu haschen. Die Stärke des 6. Korps minderte sich durch den täglichen Abgang über allen Begriff und der starke Vorpostendienst fiel um so beschwerlicher."

Unter diesen Umständen erhielt Maillinger am 9. September den Auftrag, das zwei Stunden von Polotzk entfernte Schloß und Dorf Rudnia in Besitz zu nehmen und mit Hilfe seiner Soldaten zu ernten, Brod zu backen, Magazine anzulegen und den Gutsbesitzer wie dessen Bauern gegen Marodeure zu schützen. Mit staunenswerter Aufopferung und unter den schwierigsten Verhältnissen und Uneinigkeiten des bayerischen und französischen Oberkommandanten führte Maillinger den ihm erteilten Befehl durch, indem er der Landwirtschaft, des Mahlens, Backens und der Metzgerei kundige Soldaten auswählte und zu einer Militärkolonie organisierte. Bis zum Rückzug aus Rußland (über fünf Wochen) wurden auf diese Art das Hauptquartier und die Kranken in Polotzk den Umständen angemessen verpflegt.

Wenn Maillinger bei dem schmutzig-geizigen und selbstsüchtigen

Marschall St. Cyr zu Tische geladen war, mußte er stets Brod und Besteck selbst mitbringen. Zum Getränke wurde Wasser und eine Flasche Branntwein hingestellt, obgleich immer ein Fourgon mit den besten Weinen bepackt vorhanden war, welche aber nur für den Marschall und seinen Kammerdiener und Koch bestimmt waren. Letzterer, welcher es vorzog, die von der Marschalltafel übrig gebliebenen Speisen zur Nachtzeit lieber aus den Küchenfenstern des Jesuitenklosters in den Kot zu werfen, als sie den halbverhungerten verwundeten Soldaten, welche in der Umgebung des Klosters hilflos herumlagen, zukommen zu lassen, erntete für seine Unmenschlichkeit den Lohn, indem er im November zu Bonifacio im Wahnsinn starb und im nächsten Walde, leicht verscharrt, eine Beute der hungrigen Wölfe wurde.

Als Maillinger am 4. Dezember mittags zu Wilna einrückte, wurde ihm in der Vorstadt Antokolla ein großes Haus als Quartier angewiesen, welches bisher als Kaserne wie auch als Spital gedient hatte. Hier sollten beide Kompagnien untergebracht werden. „Aber welch ein Schauer ergriff mich, als ich in dieses Haus trat! Schon vor demselben lagen mehrere Leichen, beim Eintritt lagen Tote auf den Stiegen und Gängen, das ganze Haus glich einem großen Abtritt, indem alles mit Kot und Unrat bedeckt war. In zwei Küchen fand ich zwei sich selbst erschossen habende elende Jammergestalten, in den Zimmern lagen Tote, Sterbende und kranke, halbverhungerte Menschen auf faulem Stroh unter einander, keiner mehr imstande, sich selbst oder seinem Nachbar zuhilfe zu kommen, die meisten Fenster und Oefen zerschlagen, das gefrorene Fleisch und Brod dieser Unglücklichen auf den Tischen liegen und kein Funken Feuer im ganzen Hause und ebenso wenig auch nur einen einzigen Krankenwärter. Die Kälte war grimmig und die verlassene Lage der noch wenig Lebenden verzweiflungsvoll. Man hörte keinen Laut mehr, denn wer noch etwas Leben hatte, war halb verhungert wie halb erfroren, und mit der größten Resignation erwarteten diese Unglücklichen den wohltätigen Tod; denn kein Mensch bekümmerte sich um diese armen Verlassenen und man glaubte genug getan zu haben, ihnen Brod und Fleisch wie den Hunden vorzuwerfen, unbekümmert, ob sie es genießen konnten oder nicht. Wenn auch einer noch Kraft gehabt hätte, sich etwas zuzubereiten, so fehlte es an Holz und Wasser, da auch dieses in einzelnen hölzernen Gefäßen fest gefroren war. So vieles Elend und solche Gräuel kann man unmöglich beschreiben. Der

Gouverneur Graf Hagendorp hat ſich den Fluch Tauſender aufgeladen durch ſeine Nachläſſigkeit und Grobheit, mit der er waltete.

Nachdem ich dieſe Jammerhöhle, wo ich auch nichts mehr helfen konnte, verlaſſen und dem Marſchall Rapport gemacht, wurde mir der Auftrag, ſelbſt eine Unterkunft in der Vorſtadt zu ſuchen. Ich ging bis zu den äußerſten Häuſern, die noch am beſten geſchont und am weiteſten von der allgemeinen Durchzugsſtraße entfernt waren, denn lieber wäre ich mit meinen Leuten bei der ärgſten Kälte im Freien liegen geblieben als jenes verpeſtete Haus zu beziehen. Alle Straßen waren mit Bagage-, Geld-, Schuh- und Monturwagen angefüllt, wovon die Beſpannung zugrunde gegangen. In den Cafe- und Konditorhäuſern, deren eine Menge vorhanden war, fand man hunderte von kranken und verwundeten Offizieren aller Nationen, die Tag und Nacht dort blieben, um der grimmigen Kälte zu entgehen, die jeden Tag ſchrecklicher wurde. Da man hier auch wieder Geld erhalten, ſo ſuchte ſich jeder ſo gut wie möglich mit wärmerer Kleidung zu verſehen, welche von den unverſchämten, ſchadenfrohen Juden, die manchen Kranken heimlich ermordeten, für ungeheure Preiſe verkauft wurden. Ueber die dahier herrſchende große Verwirrung, Planloſigkeit, Verdorbenheit und Grobheit der angeſtellten Employés und Kriegskommiſſäre kann nicht genug Unrühmliches geſagt werden: jeder ſuchte ſich auf Koſten der armen Soldaten zu bereichern und die ſchlechteſten Streiche auszuführen."

Nachdem Napoleons Reiſe durch Wilna geſchildert, erzählt Maillinger zum 7. Dezember weiter: „Die Temperatur zeigte 26 Grad Kälte, die Verwirrung nahm immer mehr zu, da auch der Kaiſer die Armee verlaſſen hatte. General Wrede wurde mit dem ehrenvollen Auftrage bedacht, mit ſeinen wenigen übrig gebliebenen braven Bayern und anderen deutſchen Verbündeten die Nachhut der ehemaligen großen Armee zu bilden, was dieſer auch mit äußerſter Aufopferung bewerkſtelligte. Um nicht mitten unter die elenden Reſte der flüchtenden großen Armee zu geraten, war es nun die höchſte Zeit, Wilna zu verlaſſen, welche Stadt ſich ſtündlich mehr damit anfüllte, die ſich von ihren unerhörten Entbehrungen und ausgeſtandenen Strapazen erholen wollten. Alles war erſtarrt, Eisflocken und tote Vögel fielen aus der Luft. Ringsum Totenſtille.

8. Dezember. Marſchall St. Cyr brach daher mit der bei ſich behaltenen Bedeckung morgens 8 Uhr auf und ging über Ruckonti

nach Laſziany, wo wir nachmittags 3 Uhr ankamen und in einigen elenden, halb abgetragenen Scheunen untergebracht wurden. Als wir Wilna kaum eine Stunde verlaſſen hatten und gerade am Fuße des Ponariberges angekommen waren, hörten wir ſchießen, und die ganze Landſtraße her bedeckte ſich mit Flüchtlingen. Von einigen Offizieren zu Pferd, die uns erreichten, wurde in Erfahrung gebracht, daß eine Abteilung Koſaken durch die nachläſſig aufgeſtellten Vorpoſten ſich unvermutet durchgeſchlichen, in Maſſen durch einige Straßen geſprengt und bei einem anderen Tore wieder fortgeritten ſeien, wodurch ein ſolcher paniſcher Schrecken entſtand, daß viele Flüchtlinge unter dem Tore erdrückt und zertreten wurden. Hierauf rückte die Garniſon aus und ſuchte wieder Ordnung herzuſtellen. Die Stadt war mit wenigſtens 30000 wehrloſen Flüchtlingen angefüllt. Am Fuße des Ponariberges ſtanden ſchon über tauſend Equipagen aller Art, Kaſſa-, Munitions-, Bagage-, Montur- und Requiſiten-Wägen, die teils ihre Beſpannung verloren hatten, teils wegen dem Glatteis von den nicht geſchärften Pferden, welche ohnedem abgetrieben und elend waren, nicht über den ſteilen Berg gezogen werden konnten und zum Teil, wenn ſelbe ſtürzten, vor Mattigkeit nicht wieder aufſtehen konnten. Auch mehrere ganze Batterien, worunter leider auch drei bayeriſche ſich befanden, waren hier in den ungeheuren Troß eingeklemmt, ebenſo 10 Millionen in Gold und Silber. Hier ſtand auch Napoleons Reiſewagen mit den vier ſchönen Braunen, womit derſelbe vor zwei Tagen Wilna verlaſſen hatte. Da dieſe Pferde ebenfalls, obgleich noch kräftig, nicht geſchärft waren, ſo konnten ſie hier nicht mehr weiter und der Kaiſer war genötigt, auf dem nächſten beſten Bauernſchlitten davon zu fahren, da ohnedem wegen dem tiefen Schnee mit ſchweren Wägen kaum fortzukommen war. Ich hatte in Wilna ſämtliche Pferde, die wir noch an unſeren leichten Bagage- und Fouragewägen hatten, friſch beſchlagen laſſen, hätte aber dem ungeachtet hier alles müſſen ſtehen laſſen, wenn ich nicht glücklicherweiſe einen Seitenweg links der Straße entdeckt hätte, der bisher überſehen worden, aber nur für leichte Fuhrwerke praktikabel war; die Pferde konnten im Schnee ſich eher halten, während auf der großen Straße ein wahrer Eisſpiegel lag. Mit vieler Anſtrengung und Hilfe der Soldaten blieb nichts zurück. Während ich nun bemüht war, des Marſchalls und der Kompagnie Equipagen in

Sicherheit zu bringen, rief mich derſelbe, meine Anſtrengungen wie die meiner Soldaten belobend, zu ſich und ſtellte mir vor, welches Verdienſt ich mir erwerben könnte, wenn ich Mittel fände, des Kaiſers Reiſewagen zu retten, und ob ich nicht durch meine Soldaten dies bewerkſtelligen wolle, wobei er mir bemerkte, daß der bei dem Wagen zurückgebliebene Kammerdiener ſich beinahe weinend darüber beſchwert habe, daß alte und junge Garde, Italiener, Polen, wie alle dieſen Berg paſſiert habenden Truppen und deren Anführer ſich geweigert, etwas zur Rettung beizutragen, im Gegenteil gleichgiltig vorüber gezogen ſeien.

Die Kälte hatte dieſen Tag wenigſtens 28 bis 30 Grade erreicht, und wir ſahen zwei Nebenſonnen, was ein herrlicher Anblick war, wenn wir dafür hätten noch einen Sinn haben können. Ich bemerkte nun dem Marſchall, daß es mich ſehr freue, daß er uns zutraue, mehr leiſten zu wollen als die eigenen Gardetruppen des Kaiſers, und daß ich verſichert ſei, meine Soldaten würden aus Liebe zu mir und um zu zeigen, daß ſie alles zu leiſten imſtande wären, ſeine Wünſche zu erfüllen, um durch unbedingte Hingebung bis zum letzten Augenblick ſich die Achtung jeder Truppe zu verdienen. Ich marſchierte daher mit meiner Kompagnie den Berg hinauf, ließ Gewehre und Torniſter ablegen und lief, um uns etwas zu erwärmen, den Berg wieder mit denſelben hinunter. Ein Verſuch, dieſen Wagen auch auf der Seitenſtraße hinaufzubringen, mißlang, da deſſen Spur für den Hohlweg zu weit war. Die Pferde wurden daher ausgeſpannt und der Wagen mittelſt Ziehen und Schieben unter großer Anſtrengung hinaufgebracht, die Pferde aber auf dem Seitenwege hinaufgeführt, da ſie wegen dem Glatteis auf der Straße — ſogar frei gehend — dieſelbe nicht paſſieren konnten, ohne zu ſtürzen. Der Adjutant des Marſchalls, Kapitän Lechartier, war erkrankt und fuhr in einer ſchwerfälligen Kutſche mit uns; auch dieſen ließ ich auf die nämliche Art über den Berg transportieren, außerdem er bei dem großen Troſſe hätte zurückbleiben müſſen. Oben angekommen, wurden die Pferde wieder angeſpannt. Der Kammerdiener ſuchte nun ſeinen Wagen ſo viel als möglich zu erleichtern und warf vor allem des Kaiſers eiſerne Feldbettlade, die über einen Zentner wog, hinaus, die hernach Leutnant Schintling auf ſeinen Bagagewagen nahm, ferner einen großen Mantelſack mit Leibwäſche, welche die Soldaten

unter sich verteilten; dann gab er noch zu einiger Erkenntlichkeit 20 Napoleons in Gold, die an beide Kompagnien gleichheitlich verteilt wurden. Der Gerettete weinte beinahe vor Freude, da er schon alle Hoffnung aufgegeben, noch zu entkommen.

Nachmittags 3 Uhr nahm das Korps (Wrede) bei Eve, vier Stunden von Wilna, Position, damit die Franzosen demselben vorangehen konnten. Die Straße, bis zwei Stunden von Wilna, wo selbe über eine Anhöhe durch ein Defilé führt, war mit Canon's und einer unermeßlichen Anzahl von Wägen bedeckt, indem man selbe wegen Mangel an Bespannung dem Feind hat überlassen müssen. Der Wert dieses ungeheuren Verlustes ist nicht zu schätzen, von Bayern allein mußten die Batterien Gotthard, Gravenreuth und Halder hier zurückgelassen werden, jedoch wurde das meiste in Brand gesteckt und unbrauchbar gemacht. Ungeachtet sich hier dem Soldaten die reichste Beute darbot, so nahmen sich doch nur wenige ein Andenken mit. Wohl füllten sich etliche die Taschen mit Gold, wurden aber meistens späterhin gefangen. Man kann sagen, daß die Einwohner Wilnas durch diesen Rückzug in den Besitz großer Reichtümer gekommen sind. Ueber 10000 Kranke mußte man in dieser Stadt zurücklassen."

Marschall St. Cyr bezeugte Maillinger nachmittags im Quartier nochmals mündlich seine Zufriedenheit über den guten Willen und die Manneszucht der Soldaten. Nachdem Maillinger den Marschall bis Rumcisky unter harten Kämpfen gegen die herumschwärmenden Kosaken glücklich über den zugefrorenen Niemen gebracht und den ganzen Feldzug hindurch mit unsäglicher Mühe für den Unterhalt von Mannschaften und Pferden im Hauptquartier gesorgt hatte, entließ ihn jener, schon längst nicht mehr berechtigt, eine so starke Bedeckung bei sich zu führen, mit seinen Offizieren und Mannschaften nach Balwierzizky; nur eine kleine Abteilung Chevaulegers unter Leutnant Dall'Armi behielt er als Bedeckung bei, ohne beim Abschied nur ein Wort der Zufriedenheit oder des Dankes auszusprechen, wozu er so viele Ursache gehabt hätte; seine französischen Landsleute hätten ihn bei dem grauenvollen Rückzug längst verlassen.

Nachdem Maillinger zu Plotzk im Januar 1813 das Nervenfieber durchgemacht hatte, erreichte er am 31. März, körperlich noch

sehr leidend, München, woselbst sein würdiger Vater wenige Stunden vor seiner Heimkehr mit Tod abgegangen war.

Als die bayerischen Divisionen Lamotte und Wrede von Wilna an nur kurze Zeit gemeinsam der großen französischen Armee zur Nachhut gedient, trennte sie am 11. November Marschall Ney. Die Reste der ersten Division wurden gefangen genommen, die der zweiten lösten sich auf. Bis Kowno bildeten von der letzteren noch ganze 20 bewaffnete Bayern das Schlußglied der großen Armee, deren Trümmer am 13. und 14. Dezember über den Niemen gegangen waren.

Zum Schluß möge hier noch stehen, was Krauß in seiner „Geschichte der bayerischen Heerabteilung im Feldzuge gegen Rußland 1812" über das Ende der zweiten Division sagt, nachdem er kurz vorher berichtet hat, wie an 50000 waffenlose Franzosen sich am 14. Dezember nachts bunt durcheinander nach Kowno hinein gedrängt hatten. „Dies war das Ende der schönen tapferen Division (Lamotte), welche weiland der greise Deroy nach Rußland geführt; sie hatte in diesem Feldzuge alles verloren, doch die Kriegsehre nicht. Das Los der anderen Division war nicht viel glücklicher. Es war dieselbe, welche Wrede bei Beginn des Feldzuges bis zu Deroys Tode allein kommandiert hatte. Merkwürdig fügte es der Zufall, daß dieser General am Ende des Feldzuges wieder an der Spitze derselben stand. Noch am Tage der Trennung von den treuen Waffengefährten hatte Wrede ununterbrochenen Kampf mit der russischen Reiterei zu bestehen gehabt; erst gegen Abend trat Waffenruhe ein. Die bayerische Division, etwa noch 150 Köpfe stark, traf selbigen Abend unter den letzten erbarmungswürdigen Resten der großen Armee ein, die eben damit beschäftigt waren, an den dürftigen Beiwachtfeuern die den Aesern abgezerrten Stücke Fleisch zuzubereiten. Die Bayern fanden kein Holz mehr zum Feuern, hatten nichts für den seit zwei Tagen unbefriedigten Hunger, aber sie waren noch im Besitz der Waffen. Dem zweifach drohenden Tode zu entgehen, ward zur Selbsterhaltung das Recht des Stärkeren geübt. Die Bajonette der vom Froste geschüttelten und vom Hunger gequälten Bayern, bisher zum Schutze der Flüchtlinge gegen den Feind gekehrt, wandten sich jetzt gegen jene. Auf solche Weise bemächtigten sich Wredes Truppen der benötigten Feuer und des dabei gerösteten Fleisches, gleich den

anderen Unglücklichen nur mehr vom Triebe der Selbsterhaltung geleitet.

Diese merkwürdige Beiwacht war die letzte auf russischem Boden. Als bei Anbruch des Tages, ohne daß ein militärisches Instrument das Zeichen zum Aufbruch gegeben, die Masse, wie schon lange gewöhnt, instinktmäßig in demselben Chaos, wie sie angekommen, sich wieder in Bewegung gesetzt hatte und unaufhaltsam gegen Kowno sich fortwälzte, war auch Wrede nicht mehr imstande, die Seinen, die noch gestern bestens geordnet, mit dem Feinde mutvoll gekämpft, vor den Folgen des allgemeinen Beispiels der Auflösung zu bewahren. Als er und der mit ihm zusammengetroffene Marschall Ney sich anschickten, den vermeintlich noch bewaffneten bayerischen Heerteil weiter zu führen, fanden sie, daß die Mannschaft, mit der fliehenden Menge vermischt, dem Rettungspunkte am Niemen zugeeilt war. Ihre Musketen sah man noch in Pyramiden aufgestellt und von den allmählig erlöschenden Beiwachtfeuern traurig beleuchtet. Nur zwanzig Mann bayerischer Krieger blieben noch bewaffnet gesammelt, Wrede mit ihnen. Sie waren jetzt die Nachhut des Heeres und blieben es standhaft auf diesem langen Marsche, der an Gräßlichkeit und Elend alles bisherige übertraf. Diesen herrlichen Männern mag vielleicht mitten im allgemeinen Unglück, mitten an allgemeiner Verwirrung und Auflösung den nötigen Mut der stolze Gedanke verliehen haben, die letzte bewaffnete Rotte zu sein von jener großen Armee, die nimmer besiegt von der Waffe der Feinde, nur von den Elementen besiegt werden konnte."

Am 28. April 1813 rückten die geringen Ueberreste des ersten Linien-Infanterie-Regiments in aller Stille durch die Veterinärstraße und den englischen Garten in die Hofgartenkaserne ein.

Erinnerungen eines preußischen Offiziers aus dem Kriege 1814.

Nachdem das zweite preußische Armeekorps die Belagerung von Erfurt so weit beendet hatte, daß Kapitulationsbedingungen eingeleitet werden konnten, trat es am 6. Januar seinen Marsch nach Frankreich an, ging bei Koblenz über den Rhein und vereinigte sich in der ersten Woche des Februar bei Chalons-sur-Marne mit dem schlesischen Kriegsheer. In und bei Koblenz blieben wir etwa vierzehn Tage in Kantonierung, und das waren glückliche Tage. Ich schweige von den erhebenden Gefühlen, die unser Herz bei dem Anblicke unseres prächtigen vaterländischen Stromes und bei dem Gedanken an die so lange erhoffte Ueberschreitung desselben erfüllten. So sehr es uns auch in Koblenz gefiel, sehnten wir uns doch nach der Fortsetzung des Krieges und nach seiner Beendigung durch vollständige Niederwerfung des Erzfeindes und Besetzung des großen Babel Paris. Und so jubelten wir hoch auf, als wir endlich den Marsch nach Frankreich antraten und bald nachher seine Grenze überschritten. Komisch kam es uns jüngeren Leuten vor, als nun mit einem Male nicht mehr deutsch gesprochen wurde. So waren wir denn in Feindes Land, wo unsere Soldaten sich als Herren fühlten, an die Wirtsleute Forderungen machten, böse wurden, wenn sie nicht erhielten, was sie wollten, die armen Einwohner des üblen Willens beschuldigten, weil sie nicht verstanden wurden, und diese glücklich waren, wenn einer von uns Offizieren ihrer Verlegenheit durch Dolmetschen ein Ende machte.

Die erste ziemlich ansehnliche und gut gebaute Stadt, die wir betraten, war Pont-à-Mousson. Ein Bataillon von unserem

Regiment blieb daſelbſt; weil ſchon ein Regiment ruſſiſcher Grenadiere darin ſtand, mußten wir anderen weiter marſchieren. Wir Füſiliere kamen nach einem Dorfe, eine halbe Lieue hinter der Stadt, welches dicht an der großen Straße lag. Während des ganzen Marſches von Koblenz aus waren wir mit unſeren Kameraden nicht zuſammen geweſen und hatten beſchloſſen, dieſe Gelegenheit der Vereinigung zu benutzen und uns in der Stadt ein Rendezvous in irgend einer Reſtauration zu geben, um bei einem Glaſe Wein ein Stündchen zu verplaudern. Ich hatte mir Urlaub ausgebeten, in der Stadt zurückbleiben zu dürfen, und ſo fanden wir uns denn bald in dem beſten Hotel zuſammen. Einer meiner Kameraden, ein Jugendfreund, v. T., ſagte zu mir: „Höre, Freund, ich habe ein prächtiges Quartier, und die Krone von allem darin iſt ein bildhübſches Mädchen; ſchade nur, daß ich nicht mit ihr ſprechen kann. Ich mache Dir daher den Vorſchlag, bei mir zu eſſen. Meine Wirtsleute ſind ſehr gebildet und gute Royaliſten, ſie werden Dich gern aufnehmen.“ Der Antrag war ſehr lockend. Ich war einige Monate über zweiundzwanzig Jahre alt, gern in Damengeſellſchaft und noch nie in gebildeten franzöſiſchen Familien geweſen, die ich doch auch gern kennen lernen wollte. So ging ich denn mit und fand wirklich eine ungemein verbindliche Aufnahme bei dieſer liebenswürdigen Familie, die aus dem Hausherrn, der noch gar nicht betagten Hausfrau und einem in der Tat ſehr hübſchen artigen Mädchen von 18 bis 20 Jahren beſtand. Das Eſſen war ſehr gut, Getränke ausgezeichnet, die Geſellſchaft charmant. Wir unterhielten uns vortrefflich, namentlich ſchmeichelte uns, daß ſie die Preußen den Ruſſen vorzogen, und zwar wegen ihrer beſſeren Manneszucht. Die ruſſiſchen Truppen hatten ſich in der Stadt die gröbſten Exzeſſe zuſchulden kommen laſſen und unter anderem ein vierjähriges Kind aus dem dritten Stock auf die Straße geworfen, daher ſie von den Einwohnern mit Zittern und Zagen betrachtet wurden.

Ich amüſierte mich ſo gut, daß ich gar nicht an die Zeit und ebenſowenig daran dachte, daß ich in Feindes Land war und allein noch in der Nacht eine Viertelmeile zurückzulegen hatte. Mein Freund erinnerte mich daran, und ich brach nun auf, nachdem ich mir den einzuſchlagenden Weg, um aus der Stadt auf die Chauſſee zu kommen, genau hatte beſchreiben laſſen. Dennoch wurde ich unſicher, als ich

auf den Marktplatz kam, der im regelmäßigen Viereck gebaut war und von dem aus von jeder Ecke eine Straße nach den Toren führte. Ich blieb also stehen und sah mich nach jemand um, der mir Bescheid geben könne. Da bemerkte ich in einer Haustüre ein paar Schritte von mir ein Frauenzimmer, das mir ein Dienstmädchen zu sein schien, denn es war so heller Mondschein, daß man wie am Tage sehen konnte. Ich fragte sie, mich ihr nähernd, nach dem Wege, und sie hatte eben angefangen, mir Auskunft zu geben, als sie plötzlich ausrief: „O mon dieu des Russes!“ in das Haus zurücksprang und mir die Türe vor der Nase zuwarf. Ich blieb stehen, hoffend, daß sie wieder herauskommen würde. Es kamen drei Russen, in Mäntel gekleidet, auf mich zu, und ohne von mir als Offizier Notiz zu nehmen, was sonst bei den Russen sehr streng beobachtet wird, sagten sie: „Alloh Franzos, schaff Mamsell!“, wobei einer mich anfaßte. Ich trat einen Schritt zurück, radebrechte auf polnisch und russisch, ich sei Offizier, sie sollten marschieren, indem ich mich des Ausdrucks stopai bediente. Ich hatte die Hand an meinen sehr schweren und scharf geschliffenen Säbel gelegt, die Russen wiederholten nochmals ihr „schaff Mamsell!“, und einer griff nach meinem Säbel; er hatte die Scheide unter dem Gefäß erfaßt, ich zog mit der größten Heftigkeit den Säbel heraus und durchschnitt ihm inwendig die ganze Hand, die er blutend in die Höhe hielt. Wie seine Kameraden das sahen, packten sie mich, ich aber in meiner Angst bekam Riesenkräfte, schüttelte sie von mir ab und ergriff die Flucht. Indeß lief ich nur hundert bis anderthalbhundert Schritt, wo ich bemerkte, daß bloß noch einer der Kerle hinter mir war. Ich blieb stehen, drehte mich um und hieb ihm, als er herankam, eins über den Kopf, daß er sofort Kehrt machte und davon taumelte.

Nun erreichte ich wieder den Markt und ging unter den Lauben fort, die denselben wie in einigen Städten Schlesiens umgeben, und unter denen es weniger hell war. Da sprang plötzlich wieder ein Russe von einer Bank auf und warf einen großen Stein nach mir, womit er mich jedoch glücklicherweise nicht traf. Ich ging auf ihn los, er auf mich, indem er die Hände vor sich hinhielt, um mich zu greifen und sich gegen meinen Säbel zu decken. Ich stieß ihm den Tschacko vom Kopf und versetzte ihm einen Hieb über letzteren. Indem ich zu einem zweiten Hiebe ausholte, sank er zusammen. Ich

entfernte mich nun rasch, und als ich eine russische Patrouille von vier Mann auf mich zukommen sah, fing ich an zu laufen und laut um Hilfe zu rufen, und zwar auf deutsch, was ich nur schreien konnte: „Zu Hilfe, Kameraden!“ Da hörte ich eine Stimme von der entgegengesetzten Seite des Marktes: „Zu mir, zu mir! Warum laufen Sie denn so, ich bin der Kommandant, kommen Sie zu mir!“ Ich sah einen Offizier stehen, den ich erreichte, die russische Patrouille mir auf den Fersen. Der Kommandant, ein Hauptmann von Frankhen, fragte mich nun, was es gäbe und warum ich so gelaufen sei. Ich erwiderte: „Den Russen ist nicht zu trauen, ich weiß das“. Der herankommenden Patrouille trat der Hauptmann entgegen und sagte den Leuten, er sei der Kommandant, was sie wollten. Natürlich verstanden sie ihn nicht. Zum Glück kam nun der Hauptmann von Roczinsky, Adjutant des Prinzen August, dazu, der sprach russisch; zu gleicher Zeit erschien der Wachthabende, ein Fähnrich. Alles Reden des Hauptmanns von Roczinsky half nichts, der Fähnrich arretierte uns alle, den Kommandanten, den Adjutanten des Prinzen und mich. Nach langen Debatten willigte der Wachtoffizier endlich ein, uns zum russischen General zu bringen. Als wir zu diesem in das Zimmer traten, fragte er sogleich in gutem Deutsch, ehe noch einer von uns ein Wort gesprochen: „Welcher von den Herren hat sich unterstanden, einen russischen Elitegrenadier so arg zu verwunden?“ Da trat ich vor und sagte: „Das bin ich gewesen, weil er mich angefallen hat, ich habe mich nur verteidigt, er tut mir leid, wenn er noch lebt!“ Darauf sagte der Hauptmann von Roczinsky: „Herr General, wir sind nicht hierher gekommen, um verhört zu werden, sondern um Klage zu führen über die Exzesse Ihrer Soldaten und Genugtuung zu fordern“. Dann fügte er, sich zu uns wendend, hinzu: „Unter diesen Umständen haben wir hier nichts mehr zu tun“. Er ging voran, und wir verließen sämtlich das Zimmer, ohne vom General aufgehalten zu werden. Infolge einer Aufforderung des Hauptmanns begaben wir uns nun zu unserem Brigadekommandeur, dem Prinzen August. Es war halb elf Uhr, aber er war noch auf und ließ uns gleich vor. Nachdem ihm die Veranlassung unseres so späten Erscheinens berichtet war, klopfte mich der Prinz auf die Schulter und sagte: „Es freut mich, daß Sie sich so gut aus der Affaire gezogen und tapfer verteidigt haben, aber nun setzen Sie

sich hin und bringen den ganzen Vorfall, getreu wie er sich zugetragen, zu Papier, für das weitere werde ich sorgen." Er selbst gab mir einen Bogen Postpapier und wies mir einen Platz am Tisch an. Nachdem dies geschehen, entließ er uns sehr gnädig. Vielleicht war er um deswillen mit meinem Benehmen so zufrieden, weil im Jahre 1813, als wir bei Kulm standen, ein Offizier meines Regiments, der zur Steuer der Plünderungen russischer Garden mit 50 Mann kommandiert war, von diesen nicht nur zurückgetrieben, sondern sogar, obgleich er einen russischen Orden hatte, entwaffnet worden war und beinahe Mißhandlungen erlitten hatte. Unser Prinz ging damals auf der Stelle zum König, und der Zufall fügte es, daß sich bei diesem gerade der Kaiser Alexander befand. Der Prinz machte dem Könige in Gegenwart desselben Meldung von dem Vorgefallenen, und der Kaiser war darüber so aufgebracht, daß er sofort seine Garden unter das Gewehr treten und den Offizier die Glieder durchgehen ließ, um zu sehen, ob er vielleicht einige von den Exzedenten wieder erkennen würde. Er fand wirklich einige heraus, und dieselben wurden auf der Stelle hinter der Front erschossen.

Es war elf Uhr geworden, als ich mit meinem Aufsatz fertig war und wir das Quartier des Prinzen verließen. Der Kommandant gab mir einen Mann mit, der mich zu dem richtigen Tore brachte, und so wanderte ich denn in der schönen hellen Winternacht ganz allein, aber wohlgemut über das glücklich überstandene, so gefahrvoll begonnene Abenteuer, meinem Kantonement zu, wo mich mein treuer Bursche schon längst erwartet hatte. Ich legte mich sogleich nieder und setzte am andern Morgen den Marsch auf der großen Straße nach Chalons fort. Ich hatte niemandem von den Ereignissen des vorigen Tages erzählt, war daher sehr erstaunt, als mein Kommandeur nach dem ersten Ruhen auf dem Marsche mich sehr unfreundlich fragte, warum ich ihm von dem in der Stadt gehabten Exzeß keine Meldung gemacht habe. Ich entschuldigte mich mit der Furcht vor Verweisen. „Und die", sagte er, „haben Sie auch im höchsten Grade verdient, ich werde Ihnen so bald keinen Urlaub wieder geben. Da Sie sich aber so gut aus der Affaire gezogen, so mag die Sache damit abgemacht sein. Jedoch merken Sie sich das, von solchen Ereignissen muß der Vorgesetzte durch den Betreffenden stets zuerst unterrichtet werden, weil er es zuerst wissen muß."

Ich war froh, daß ich so wegkam. Zwei Tage darauf passierten wir Bar-le-Duc, wo wir vor dem Prinzen vorbeimarschieren mußten. Als ich an ihn herankam, fragte er mich: „Sie sind ja wohl Leutnant v. C.?“ und auf meine bejahende Antwort winkte er mich zu sich heran und sagte: „Nun, ich kann Ihnen sagen, der Russe, den Sie niedergehauen haben, soll kuriert werden und dann sechsmal Gassen laufen, der Fähnrich erhält sechs Wochen Arrest, weil er Sie und die anderen Herren arretiert hat; sind Sie damit zufrieden?“ „O ja, sehr zufrieden“, erwiderte ich, „eine bessere Satisfaktion konnte ich gar nicht wünschen.“

Wir kamen nun nach Chalons, wo unsere Avantgarde noch ein kleines Gefecht zu bestehen gehabt und der Feind, ehe er sich zurückzog, erst noch einen Pfeiler der steinernen Brücke über die Marne gesprengt hatte. Wir mußten deshalb lange halten, bis die Passage wieder für Kavallerie, Artillerie und größere Infanteriemassen passierbar gemacht war, nur einzelne Leute konnten inzwischen auf gelegten Bohlen hinübergehen. Da rief mein Hauptmann seinen Burschen und befahl ihm: er solle sich durchzudrängen suchen und ihm eine Flasche Wein, deren Verkorkung er ihm genau beschrieb, bringen. Dies fiel mir auf; denn er war ein exemplarischer Wirt, deshalb fragte ich ihn: „Herr Hauptmann, schmeckt denn der Wein so gut?“ — „Was“, erwiderte er, „haben Sie noch keinen Champagner getrunken?“ — „Nein!“ — „Nun, so bring' zwei Flaschen, denn da will ich es mir nicht nehmen lassen, Sie mit dem ersten Champagner zu regalieren.“ Erwähnen muß ich hier, daß mein Kapitän mich sehr lieb hatte, was er mir bis zu seinem Tode, 1821, stets bewiesen hat. Merkwürdig mochte es ihm wohl sein, daß ich, der bereits vier Kampagnen mitgemacht hatte, den Champagner noch nicht kannte. Frage man heute unsere jüngeren Herrn Offiziere, sie wissen besser über die Güte dieses Getränkes zu urteilen, als viele ältere Herren.

Nach einer guten Weile kam dann der Sekt an und wurde mit den anderen Kameraden der Kompagnie gemeinschaftlich genossen. Er schmeckte prächtig, so prächtig, daß, als wir nun die Brücke passieren konnten, ich meinen Hauptmann bat, mir sein zweites Pferd zu erlauben, um in der Stadt etwas zurückzubleiben und noch mehr von dem schönen Wein zu trinken. Er erlaubte es, weil er wußte, daß er sich auf mich verlassen konnte. So blieb ich denn in Chalons

zurück, ging in ein Weinhaus, welches ich nach seinem stattlichen Aussehen für ein gutes hielt, und trank noch eine halbe Flasche. Eben wollte ich mich aufs Pferd setzen, als zwei andere junge Offiziere, ein Paar Brüder v. K. vom 11. Reserveregiment, jetzigen 2. Oberschlesischen Nr. 23, hereintraten, um auch den Champagner zu probieren. Sie baten mich, doch noch nicht fortzureiten, sondern ihnen die Freude zu machen, mit ihnen noch ein paar Gläser zu trinken. Ich ließ mich verleiten, blieb, trank aber höchstens noch zwei Gläser mit ihnen, weil ich fühlte, daß ich genug hatte. Dann nahm ich Abschied, bestieg mein Pferd, besorgte noch einige Kleinigkeiten, die ich brauchte, und ritt hierauf vergnügt zum Tore hinaus. Vor dem Tore auf der Chaussee holte mich ein Offizier, auch vom 11. Reserveregiment, ein Hauptmann v. B., ein, der mich mit den Worten begrüßte, „Kamerad, was reiten Sie da für eine Schindmähre?“ Ich merkte, daß er auch Champagner genossen hatte, und erwiderte: „O, allen Respekt, Herr Hauptmann, das ist keine Schindmähre, ein sehr braves Pferd, das schon die russische Kampagne mitgemacht hat, und womit ich Ihr Pferd über und über zu Schanden reite.“ — „Na, das wollen wir sehen, reiten wir um die Wette!“ Ich antwortete: „Das will ich wohl, aber das Pferd gehört meinem Kapitän, ich kann mich nur aufs Trabreiten einlassen.“ Er war zufrieden, meine alte Liese war ein ausgezeichneter Traber, wir legten los, aber nach ein paar Hundert Schritten, wo blieb mein Hauptmann? Ich ritt nun im Schritt weiter, bis er mich wieder einholte; da will ich still halten, aber siehe, plötzlich rutsche ich zum größen Vergnügen meines Begleiters, der laut auflacht, vom Pferde herunter. Der Boden ist ganz aufgeweicht und fast reine Kreide, wenigstens vier Zoll tief, und so sehe ich auf meiner ganzen linken Seite weiß aus, wie angestrichen. Ich springe rasch auf, will mich wieder in den Sattel schwingen, aber o wehe! von neuem verliere ich das Gleichgewicht und falle nun von der anderen Seite ebenso in die weiße Sauce — gewissermaßen ein Trost; denn ich war nun wenigstens ganz weiß. Das Pferd war ruhig stehen geblieben und hatte das Herabgleiten seines Reiters fast verwundert angesehen, da ihm dies von mir, der es schon oft geritten, noch nicht vorgekommen war. Ich versuchte es zum drittenmale und als ich den Fuß im Bügel hatte, gab ich, ehe ich mich überschwang, dem Gaule ein Zeichen mit der Zunge, das wohlgeschulte Tier setzte

sich sofort in Galopp, und siehe da, ich blieb sitzen. Daß ich, obwohl vollkommen Herr meiner Sinne, alle Herrschaft über meinen Körper verloren hatte, mochte eine eigentümliche Folge des Champagners gewesen sein. Ich blieb nun im Galopp sitzen und erreichte das Bataillon, als es schon finster war, wo mir der Feldwebel sagte, daß nach mir gefragt worden, weil ich Quartier machen sollte. Ich ging gleich zu meinem Kapitän, mich zu melden, und wurde von ihm nur an der Stimme erkannt, weil mich mein ganz weißer Anzug unkenntlich machte. Er merkte überdies an meiner Redseligkeit, was die Glocke geschlagen, sagte, ein anderer Offizier habe bereits in dem vor uns liegenden Orte Quartier gemacht, und befahl dem schon zurückgekehrten Fourierunteroffizier, mich ohne Verzug in mein Quartier zu bringen. Hier langte ich seelenvergnügt an, legte mich auf der in einem großen Zimmer schon bereiteten Streu nieder und schlief fast im selben Augenblick ein, so fest, daß ich von der Ankunft sämtlicher Kameraden des Bataillons, die alle in demselben Hause untergebracht waren, gar nichts gewahr geworden bin.

Mehrere Stunden mochte ich geschlafen haben, als ich von dem brennendsten Durst gepeinigt, aufwachte. Es war heller Mondschein, so daß ich das große Zimmer vollkommen übersehen konnte. Alle meine Kameraden lagen wie die Heringe dicht aneinander im tiefsten Schlaf; ich stand auf und näherte mich den Fenstern, vor welchen zwei lange Tafeln standen, überall mit Flaschen besetzt, teils leeren, teils gefüllten — lauter Champagner. Aha, denke ich, die haben auch gehörig Sekt vertilgt! Vergebens sehe ich mich nach Wasser um, es ist keins zu finden. Lärm mag ich nicht machen, um die Schläfer nicht zu wecken, aber trinken muß ich. Ich nehme also in meiner Not eine frische Flasche, breche den Hals ab und trinke mit vollen Zügen die halbe Bouteille aus, dann lege ich mich wieder hin und schlafe auch gleich weiter.

Noch einmal wurde ich durch den Durst geweckt, stand wieder auf und goß den Rest der Flasche hinunter, schlief wieder ein und wurde dann erst durch das allgemeine Aufstehen munter gemacht. Bald darauf wurde der Marsch angetreten, kaum daß ich Zeit hatte, ein Frühstück, etwas Kaffee und Brot, zu mir zu nehmen. Meine Kleider, in der Nacht getrocknet, waren von meinem Burschen gereinigt, und nach einer Stunde Weges hatte ich mich vollständig erholt.

Natürlich mußte ich nach dem Sprichwort: wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht ſorgen, allerlei Neckerei leiden wegen meines geſtrigen ganz weißen Aufzuges, und mein Kapitän wollte es gar nicht glauben, daß ich zu viel getrunken haben könne, weil er bei einer früheren Gelegenheit, in der Gegend von Trier, Zeuge geweſen, daß ich etwas vertragen konnte; das war aber freilich kein Champagner geweſen, ſondern ehrlicher deutſcher Moſelwein. Dem tückiſchen Franzoſen, den ich hier zum erſtenmale gründlich kennen gelernt, kann, wie es ſcheint, ein Deutſcher weniger widerſtehen.

Dieſes Abenteuer mag ſich am 11. Februar zugetragen haben; denn wir marſchierten noch einen Tag und kamen dann am 12. ins Biwak von Etoges.

Am 12. und 13. Februar blieb nun unſere Brigade im Biwak. Wir hatten wenig zu leben, und ich ging, da es grimmig kalt war, außerhalb des Lagers umher, um mir Bewegung zu machen. Einzelne Leute, die ſich beim Holz- und Waſſerholen verſpätet hatten, kamen aus einem nahen Dorfe mit Waſſer und Lebensmitteln; letztere wurden bei ſolchen Gelegenheiten immer mitgenommen, und ein Dorf, welches das Los traf, das Biwak eines Korps in ſeiner Nachbarſchaft zu haben, war dann übel daran. Die Franzoſen hatten uns dieſe Art der Verpflegung auf Koſten des Landes gelehrt. So kamen auch zwei Artilleriſten mit einem großen Pferdeeimer, in welchem ich Wein bemerkte. Eben wollte ich mich bei ihnen erkundigen, wo ſie ihn hergeholt, da rief eine Stimme: „Kanoniere, was habt Ihr da?“ — „Waſſer, Ew. Exzellenz“. — „Narren, trinkt Wein, es gibt genug!“ Da ſehe ich erſt, daß es unſer kommandierender General Blücher war. Ich trat an ihn heran und fragte: „Alſo erlauben Ew. Exzellenz, daß aus dem Dorfe dort Wein geholt werden darf?“ „Ja“, erwiderte er, „aber es muß mit Ordnung geſchehen“, worauf er weiter ritt. Ich eilte ſogleich ins Lager zurück und meldete dem Bataillonskommandeur, daß der General erlaubt habe, Wein zu holen, aber es müſſe mit Ordnung geſchehen. Der Kommandeur befahl mir nun, mir von jeder Kompagnie einen Unteroffizier und zehn Mann geben zu laſſen und Wein zu holen. Während ich nun nach dem Labetrunk war, kamen im Biwak ein paar Umſtände vor, die von Wichtigkeit für mich waren und mir eben keine Freude machten. Unter der Zeit waren nämlich die 10. und 12. Kompagnie

zu einer besonderen Expedition abkommandiert worden, unter dem Befehl eines Majors v. Watzdorf von den Husaren, wenn ich mich nicht irre; ich fand also die Kompagnie, zu welcher ich gehörte, nicht mehr vor und wurde einer andern zugeteilt, was sehr betrübend ist, man fühlt sich vereinsamt und wie ein Stiefkind. Ein zweiter unerfreulicher Umstand war der, daß inzwischen Kleidungsstücke für Offiziere angekommen waren; denn wir waren teilweise sehr abgerissen, da wir unsere Bagage seit Monaten nicht gesehen hatten. So fehlten mir z. B. Stiefel, und ich ging im wahren Sinne des Wortes barfuß. Nun waren diese Kleidungsstücke, die nicht für alle ausreichten, verlost worden, und da ich nicht anwesend, hatte ein Kamerad für mich gezogen, und zwar sehr unglücklich; denn ich erhielt ein paar ganz neue, feine schwarze Tuchbeinkleider, aus denen ich mir nichts machte, da die meinigen noch ziemlich gut waren. Glücklicherweise hatte ein Kamerad ein Paar mir sehr wünschenswerte Stiefel erhalten, die ihm zu klein waren, er bot mir einen Tausch an, den ich einging, da sie mir ziemlich paßten.

Meine Kompagnie war also fort, ich wurde nun der 9. Kompagnie zur Dienstleistung überwiesen, deren Chef ein Hauptmann v. Kleist war. Dieser nahm mich sehr freundlich und gastfrei bei sich auf, bot mir für die Nacht einen Platz in seiner Hütte an, den ich mit Freuden annahm, und traktierte mich am anderen Morgen zum Frühstück mit Chokolade, von der er fast gar nichts genoß. — Es dauerte nicht lange, so hörten wir Kanonendonner vor uns, es war unsere Avantgarde unter dem General v. Zieten, die bereits mit dem Feinde engagiert war. Wir setzten uns nun auch in Marsch, der Hauptmann ganz schweigsam neben mir. Nach einer Weile bot er mir an, zu reiten; ich lehnte es ab, weil mir zu kalt war, auch wußte ich, wie ungern er andere auf seinen Pferden reiten ließ, aber um so mehr fiel mir sein Erbieten auf. Darauf rief er seinen Feldwebel, Namens Hoffmann, mit dem er leise sprach, ich blieb darum zurück, um ihn nicht zu stören. Er ließ sich von ihm die Schreibtafel geben, in welche er im Gehen schrieb, und als ich nun wieder näher heran, händigte er ihm die Schreibtafel mit den Worten wieder ein: „Heute Abend stellen Sie mir die Schreibtafel wieder zu, und wenn ich nicht da sein sollte, so geben Sie sie dem Leutnant von Anlock". Der Kanonendonner vor uns war schwächer geworden und

hatte endlich ganz aufgehört. Mit einemmale mußten wir ſtärker ausſchreiten, von der Straße rechts abbiegen, uns in Kolonne nach der Mitte formieren und einer Batterie, die eine Anhöhe hinanfuhr, folgen, um ihr zur Deckung zu dienen. Die Batterie hatte abgeprotzt und fing an zu feuern. Wir ſtellten uns hinter ihr verdeckt auf, konnten gar nichts vom Feinde ſehen. Da verbreitete ſich plötzlich das Gerücht, unſere Avantgarde, die aus dem 10. Grenadierregiment und dem 10. Reſerveregiment (jetzigen 1. Oberſchleſiſchen Infanterieregiment Nr. 22) und den braunen Huſaren beſtand, ſei vernichtet. Wir ſtanden ruhig mit Gewehr beim Fuß. Dann und wann ſauſte eine Kanonenkugel über unſere Köpfe weg. Es iſt eine unbehagliche Aufgabe, nichts zu ſehen, nichts zu tun zu haben und ſo im Kanonenfeuer zu ſtehen. Da kam der Burſche meines Kapitäns, er hieß Schick, an uns herangeritten und bot mir eine Flaſche Champagner an, welche ich nahm, ihn fragend, wo er ihn her habe. „O", ſagte er, „uns iſt es wohl ergangen, wir haben viel und gut zu leben und auch Wein genug gehabt, dieſen habe ich für Sie aufgehoben". Da ritt er auch ſchon wieder fort, mir im Wegreiten noch zurufend, daß ſie gar nicht weit von uns ſtänden. Ich ſchlug der Flaſche mit dem Säbel den Kopf ab, drängte mich in die Kolonne zum Hauptmann v. Kleiſt, rief ihn und lud ihn ein, mitzutrinken. Er ſchlug dies ſonſt nicht aus, jetzt aber erwiderte er: „Ich danke, ich gehe nicht von meinem Platz". Kaum hatte er ausgeſprochen, und kaum war ich zurückgetreten, als eine Kanonenkugel in die Kolonne einſchlug. Es entſtand ein gewaltiges Auseinanderprallen, und als wir zuſahen, waren zwölf Mann teils tot, teils mehr oder weniger ſchwer verwundet, dem Kapitän von Kleiſt war der Kopf weggeriſſen.

Die Ordnung wurde raſch wieder hergeſtellt, wir gingen ſeitwärts und gegen dreihundert Schritt zurück, blieben dann wieder halten und ſtarrten alle nach der Stelle hin, wo wir zuvor geſtanden hatten. Da trat der Unteroffizier Hallmann, ein ſehr braver Soldat, an den Major, unſern Kommandeur, heran und bat: „Herr Major, mein Bruder iſt mitgefallen, ich ſehe ihn eben ſich erheben und ſich auf ſein Gewehr ſtützen, erlauben Sie doch gnädigſt, daß ich ihm etwas beiſtehe". Die Erlaubnis wurde gegeben, und er entfernte ſich alsbald zu ſeinem, wie es ſchien, zwar ſchwer verwundeten, jedoch noch zum Gehen fähigen Bruder. Wir zogen uns noch etwas weiter

zurück, und die beiden tags vorher abkommandierten Kompagnien kamen wieder zu uns, jedoch ohne ihren Führer, meinen Hauptmann v. Krosigk, welcher in die Stirn geschossen, aber noch lebend zurückgebracht worden war. Von den eingetroffenen Kameraden erfuhren wir, daß die Nachricht von der Vernichtung unserer Avantgarde, mit Ausnahme der Husaren, leider nur zu begründet war.

Jetzt sahen wir auch den Feind, eine unabsehbare Kavalleriemasse, die uns zur Seite marschierte, immer näher und näher kam und uns den Rückzug abzuschneiden drohte. Wir waren nun nicht mehr allein, die anderen beiden Bataillone von unserem Regiment, das 11. Reserveregiment (jetzige 2. Oberschlesische Nr. 23), das 2. Westpreußische Infanterieregiment, jetzt Grenadierregiment Nr. 7 (Königsregiment), im ganzen neun Bataillone, hatten sich zu uns herangezogen. Während dies geschehen, hatte die feindliche Kavallerie uns immerfort begleitet, und jetzt versuchte sie, uns von der Chaussee, unserer Rückzugslinie, nach Etoges abzudrängen. Wir näherten uns einem Walde, es kam darauf an, ihn früher zu erreichen, als der Feind. Da ertönt auf einmal das Kommando: „Formiert das Karré!“ Die äußeren Züge an der Queue und die äußeren Rotten an den Flanken machen Front; dann folgt sehr rasch der Befehl: „Fällt das Gewehr!“ Das geschieht, aber die Leute sind so gedrängt, daß im ersten Augenblick an keine Ordnung zu denken ist. Es ist ein Klumpen ohne Richtung, ohne Distance im Innern. Glücklicherweise stehen die äußeren Glieder fest, wie es alten Soldaten ziemt; denn sie haben kaum das Gewehr gefällt, als auch schon die Kavallerie attackiert, und zwar sehr brav, da sie so nahe herankommt, daß sie in die Bajonette haut. Das dauert indes nur einen Moment, dann machen sie auch schon wieder Kehrt. Sowie sie fort waren, wurde nun mit Güte und mit Gewalt Vordermann genommen und Distance, den Leuten vorgestellt, daß nur in der größten Ordnung, wie es auf dem Exerzierplatz eingeübt worden, ihre Stärke gegen die Kavallerie bestände. Die Leute waren aber so verdutzt, daß man sie, als ob sie von Holz wären, schieben und stellen mußte. Kaum war die Ordnung einigermaßen hergestellt, als auch die feindlichen Schwadronen schon zum zweitenmale angebraust kamen. Diesmal aber konnten sie nicht bis an die Bajonette herankommen und hineinhauen; denn es wurde ihnen auf zehn Schritte so ins Gesicht

geschossen und auf die Pferde, daß sie so schnell wieder umkehrten, wie sie herangekommen waren.

Sowie sie fort waren, sagten wir den Leuten: „Seht Ihr wohl, sie können uns nichts anhaben!“ Und unsere braven Soldaten bekamen so viel Mut und Ruhe, daß sie selbst auf Ordnung hielten und wie beim Paradeexerzieren Vorderleute und Distance hatten. So wurde nun von den neun Bataillonen der Rückzug schachbrettförmig fortgesetzt, indessen immer zwei oder drei Bataillone halten blieben, während die anderen zurückgingen. Es war ein entzückender Anblick, zu sehen, wie die Kolonnen sich so glatt und stramm zurückzogen. Noch acht oder neunmal attackierte der Feind, aber immer vergeblich, er konnte nicht eindringen; die Leute fingen an zu singen, die Hornisten an zu blasen, es war eine Freude und ein Jubel, daß ich heute, nach fünfzig Jahren, noch mit hohem Vergnügen daran denke. Das Singen und Blasen wurde verboten, einzelne Stimmen riefen: „Wir wollen mit dem Bajonett auf die Hundsfötter losgehen.“

So hatten wir, als der Tag sich zu neigen anfing, den Wald erreicht. Unser Bataillon war das letzte, es hatte eben dicht am Walde den letzten Angriff zurückgewiesen, als unser Brigadekommandeur, der Prinz August, und der General von Kleist, der Korpskommandeur, erschienen. Da hörte ich, wie der letztere zum Prinzen sagte: „Königliche Hoheit, was machen Sie hier? Das ist nicht Ihr Platz, der Major wird schon den Rückzug decken, reiten Sie ebenfalls zurück zu Ihren Truppen!“ Hierauf entfernten sich beide. Es ist für den Soldaten nicht nur, sondern für jeden Preußen ein erhebendes Gefühl, zu jedem Prinzen seines angestammten Herrscherhauses den Blick erheben zu dürfen, weil keiner derselben sich scheut, oder so lange wir preußische Geschichte haben, sich gescheut hätte, für das Wohl des Vaterlandes sein Leben einzusetzen und Anstrengungen, Entbehrungen und Strapazen mit jedem einfachen Krieger zu teilen.

Wir hatten gegen die überlegene feindliche Reitermasse so gut wie gar keine Kavallerie; denn es war nur das schon sehr geschwächte braune Husarenregiment und eine Eskadron schlesischer Landwehr-Kavallerie von etwa 60 Pferden vorhanden. Diese verfolgten jedesmal die Franzosen, wenn wir ihren Angriff zurückgewiesen hatten, durch die Lücken zwischen den Infanteriekolonnen, und da sie wegen ihrer Schwäche ihrerseits ebenfalls wieder die Flucht ergreifen mußten,

suchten und fanden sie Schutz hinter unseren Vierecken. Ein russischer Offizier mit zwei Kanonen hatte uns, jeden Augenblick zum Feuern benutzend, lange sehr wirksam verteidigt, bis endlich zu unserem großen Schmerz die beiden Geschütze genommen wurden. Ob der Offizier in Gefangenschaft geriet, weiß ich nicht gewiß, glaube es aber.

Die Sonne war nun untergegangen, wir marschierten im Walde weiter auf der Chaussee, in Sektionskolonnen, als der Major befahl, ich solle mit den Tirailleurs der 12. Kompagnie die Arrièregarde des Bataillons übernehmen. Zu dem Ende ließ ich die Tirailleurs halten, ungefähr 40 Mann, stellte sie in Reihen an beiden Seiten der Chaussee so auf, daß sie vier bis fünf Schritte Distanz hatten, und schärfte ihnen ein, sich nicht weiter von einander zu entfernen, als so weit, daß sie ihren Vordermann noch genau sehen könnten, ich selbst blieb ganz hinten, folgte meinen Leuten, behielt sie im Auge und konnte so am besten zuerst sehen und hören, was vom Feinde sich etwa nähere. Es war ganz finster geworden, ich mußte mich also aufs Gehör verlassen. So folgte ich dem Bataillon etwa auf zweihundert Schritt, bald stehen bleibend, oder mich niederduckend, um besser zu hören, bald wieder vorgehend, um meine Leute zu beobachten.

So mochte eine gute halbe Stunde vergangen sein, als ich hinter mir marschieren hörte. Ich legte mich mit dem Ohr auf die Erde und überzeugte mich, daß es Infanterie, und zwar ein starker Trupp war. Ich blieb stehen und und ließ ihn so nahe herankommen, daß ich den Tritt ganz deutlich hörte. Nun rief ich an, und da ich nicht gleich Antwort bekam, noch einmal, und zwar sehr laut. Da kam unser Adjutant, der Leutnant H....n, an mich herangeritten und fragte: „Was rufst Du denn an?“ Ich sagte ihm die Ursache, worauf er erwiderte: „Mach, daß Du nachkommst, Du bist allein zu weit zurück, ich werde vorreiten“. Ich eilte meinen Leuten nach und hörte noch, wie H....n anrief und dann polnisch sprach. Dann kam er im Galopp zurück und sagte mir: „Es sind Russen, der General Olbuffiew, er ist befehligt, die Nachhut zu bilden, Du kannst nun wieder eintreten“. Hierauf schloß ich mich ans Bataillon an und war froh, meines beschwerlichen und gefahrvollen Arrièregardedienstes überhoben zu sein.

Wir marschierten ruhig und still eine Stunde weit, als die Leute plötzlich anfingen sich zu drängen. Ich fragte: „Was ist denn das? bleibt doch Ordnung, jeder an seinen Platz!“ — „Es sind Russen, die sich eindrängen“. - „O, so stoßt sie zurück, sie gehören nicht hierher.“ In dem Augenblicke werde ich am linken Arme gepackt, ich drehe mich um, sehe dicht vor mir ein ganz fremdes Gesicht (ich kannte jeden einzelnen Mann in der Kompagnie ganz genau) und eine Stimme ruft mir zu: „Donnez armes!“ Zu gleicher Zeit erkenne ich am Tschako das viereckige Schild der französischen Voltigeurs. Ich reiche ihm meinen Säbel, und in dem Moment, als er darnach greift, stoße ich ihm das schwere Säbelgefäß mit aller Kraft, deren ich fähig bin und die durch den Schreck noch gesteigert wird, ins Gesicht, daß er zu Boden stürzt. Dann drehe ich mich um, werfe die Leute, die mir in den Weg kommen, zurück, dränge mich so acht bis zehn Schritte vorwärts, werde noch einmal angepackt, reiße mich wieder los und komme nun unter meine Leute.

Daß Franzosen unter uns waren, war nun entdeckt, es wurde hin und wieder geschossen, und beim Blitzen der Schüsse sehe ich, wie Franzosen unseren Major vom Pferde heben. Die Angst gibt mir Riesenkräfte, ich dränge weiter vorwärts durch unser Bataillon durch und befinde mich, als ich etwas verschnaufe, im 11. Reserveregiment. Da fingen die Franzosen an zu trommeln; ich erkannte einen Kameraden, den Leutnant de F.....e, der sagte: „Ich möchte nur wissen, was die Russen hinter uns zu trommeln haben?“ — „O“, erwiderte ich, „lieber Kamerad, das sind keine Russen, das sind Franzosen! Mich haben sie schon zweimal gehabt.“ Wir kannten einander noch nicht persönlich, aber wir tauschten hier unsere Namen, beschlossen, treu an einander zu halten, machten Brüderschaft, faßten uns fest unterm Arm, er auf der linken, ich auf der rechten Seite, und strebten so durch das Gedränge, das immer dichter wurde, vorwärts. Wenige Schritte hinter uns hörten wir Schimpfen, Wehgeschrei, Klirren der Gewehre an einander, wie wenn sie an die Erde fallen, Stoßen und Schlagen mit den Kolben. Nach jedem solchem Auftritt wurde das Gedränge dichter, wir rissen mit den freien Armen rechts und links alles aus dem Wege und drangen vorwärts. Aber bald wurde die Unordnung so groß, daß wir emporgehoben, durch die Tornister der Leute gehalten und so im wahren Sinne

des Wortes getragen wurden. Etoges ist ein langes Dorf, das fast ohne Querstraßen ist und aus lauter massiven Häusern besteht, die, durch Mauerwerk verbunden, durch welche Torwege in die Gehöfte führen, kein Ausbreiten gestatten. So viel ich mich erinnere, war ungefähr in der Mitte des Dorfes eine einzige Quergasse. Hier waren an achttausend Menschen zusammengedrängt, und um die Passage noch mehr zu erschweren, standen vor den Ausgängen dieser einzigen Querstraße große Wagen aufgefahren, eine wahrscheinlich von den Franzosen befohlene Versperrung durch die Einwohner. Diese großen schweren Karren hinderten uns am Vorbeigehen. Wie ich nachher erfahren habe, war es nur eine Voltigeurkompagnie, welche, auf Fußwegen von Landleuten geführt, als wir das Dorf erreichten, sich in die Zwischenräume zwischen uns und die hinter uns kommenden Russen ganz still eingedrängt hatte. Uns folgend sprachen sie nicht ein Wort, sondern arbeiteten stumm mit Bajonett und Kolben. Gleich nachdem wir beiden Offiziere auf den Tornistern getragen worden, wurde F. von mir oder ich von ihm losgerissen; zu gleicher Zeit bekam ich einen Kolbenstoß ins Genick, so daß ich zuboden stürzte. Ich raffte mich gleich wieder auf, wurde jedoch sogleich von mehreren Franzosen ergriffen und so gefangen genommen. Ich wurde rein ausgeplündert, gab mein bischen Geld — viel besaß ich nicht — hin, hatte aber noch so viel Contenance, meinen Siegelring in den Mund zu nehmen und so zu retten.

Wie unglücklich ich mich fühlte, Gefangener zu sein, wie ich lieber tot gewesen wäre, brauche ich nicht zu schildern; genug, ich war in Verzweiflung. Ich hatte in der letzten Zeit viel Mißgeschick erduldet. Im letzten Gefecht, das wir 1812 in Kurland hatten (1. Oktober, an der Garosse) war ich, eine halbe Stunde etwa, bevor es aufhörte, schwer verwundet worden. Am 17. September 1813, drei Wochen nach der Schlacht bei Dresden, einer Zeit, wo ich fast täglich im Gefecht gewesen, war ich wieder verwundet worden, was um so schlimmer war, als ich dadurch verhindert wurde, der großen Siegesschlacht bei Leipzig beizuwohnen. Das alles ging mir durch den Sinn, und nun gar in der Gewalt des Feindes!

Die Franzosen mißhandelten mich indeß wenigstens nicht. Sie brachten mich auf das Schloß, ein großes altes Gebäude, und da fand ich Leidensgefährten: meinen Kommandeur, den Major v. S.,

und noch zwei Offiziere des Bataillons, auch mehrere von anderen Regimentern. F. war nicht darunter, also glücklich davon gekommen. Es war ein schlechter Trost, aber doch ein Trost, die Schmach, gefangen zu sein, nicht allein tragen zu dürfen. Trotz der furchtbaren Ermüdung, des unerträglichen Durstes und auch des Hungers — denn seit dem Frühstück hatte ich nichts gegessen — faßte ich allmälig wieder Mut. Als ein junges Dienstmädchen vorbeiging, die aus dem Hause zu sein schien, redete ich sie in ihrer Sprache an, und als sie diese hörte, versprach sie mir auf meine Bitte, mir etwas Brot und Wasser zu bringen. Sie sah mich mitleidig an, sagte, ich solle nur da stehen bleiben, damit sie mich wiederfinde, und hielt dann Wort, indem sie mir ein Stück schwarzes Brot und einen Krug mit Wasser brachte. Ich leerte denselben mit einem Zuge und bat, erquickt, aber noch immer erschöpft, mit „encore!“ um noch einen. Sie brachte mir einen zweiten, den ich ebenfalls sofort leerte, und nun erst konnte ich essen. Einen solchen fürchterlichen Durst habe ich später nur noch einmal, im Jahre 1849, als ich die Cholera hatte, empfunden. Erfrischt konnte ich nun den Marsch antreten; denn wir wurden gleich in der Nacht noch weiter transportiert. Es war tüchtig kalt, und meine Stiefel, in dem durch die schon sehr warme Februarsonne aufgetauten und aufgeweichten Boden in- und auswendig ganz durchnäßt, froren an den Füßen knochenhart. Der Marsch sollte nicht weit gehen, es wurde langsam marschiert, öfter angehalten, und viele meiner Mitgefangenen, auch vom Durst geplagt, schlugen mit ihren Absätzen Löcher in den mit Wasser gefüllten, zugefrorenen Chausseegraben, warfen sich an die Erde und tranken so, wie die durstigen Tiere, aus einer Pfütze. Wir kamen an ein Dorf, da rief mich unser Major zu sich; ich solle, sagte er mir, da ich der Sprache mächtig sei, den unsere Eskorte kommandierenden Offizier bitten, einige Minuten halten und ihm ein wenig Wasser geben zu lassen, wobei er mir einprägte, aber ja recht höflich zu sein. Ich tat es, konnte mich jedoch nicht enthalten, über seine große Demut innerlich Glossen zu machen, da ich nach meiner früheren Erfahrung in Betreff seines Charakters ihn einer solchen plötzlichen Umänderung gar nicht für fähig gehalten hatte. Der Offizier war menschlich genug, die Bitte zu erfüllen, und so tranken viele meiner Leidensgenossen mit und wurden gestärkt.

Wir legten im ganzen etwa drei Viertelmeilen zurück und kamen bei einem französischen Biwak an, wo uns erlaubt wurde, ans Feuer zu treten, um uns zu erwärmen, wir könnten uns auch niederlegen, hieß es, wenn wir wollten. Es waren Gebäude in der Nähe, ich bemerkte einen Stall, wie er bei Wirtshäusern an der Straße zu sein pflegt, ging hinein, suchte einen Winkel und fand einen, in welchem schon ein Mensch lag. Obwohl ich nicht wußte, ob Freund oder Feind — denn er lag still und schien fest zu schlafen —, so legte ich mich zu ihm und schlief bald ebenfalls ein. So lag ich mehrere Stunden, bis der Tag anbrach und die Kälte mich weckte. Ich ermunterte mich bald und fand jetzt, daß ich mir erlaubt hatte, den Leib meines Schlafkameraden zum Kopfkissen zu wählen. Er war ganz starr und steif, wie ich meinte, vor Frost, und rührte sich nicht. Da fasse ich ihn endlich an, fahre aber blitzschnell zurück, und Grausen ergreift mich — ich hatte auf einem Toten gelegen, der entweder schon tot war, als ich in der Nacht zu ihm kam, oder erst unter mir sein Leben ausgehaucht hatte. Ich lief hinaus ans Feuer zu den Franzosen, und nachdem ich mich etwas erwärmt hatte, legte ich mich hinter einem der feindlichen Soldaten, der, die Kniee in die Höhe gezogen, am Feuer saß und Kartoffeln in der Asche briet, so hin, daß ich hinter seinen aufgezogenen Knieen mich wärmen konnte. Von Zeit zu Zeit holte er eine Kartoffel aus der glühenden Asche und verspeiste sie mit großem Behagen. Das reizte auch meinen Appetit, und ich langte unter seinem Knie durch und nahm mir nach und nach 3—4 Kartoffeln. Ob er es bemerkt hatte und mich für einen Kameraden hielt, der seine Hände durchsteckte, weiß ich nicht, genug, er ließ es geschehen. Dies Frühstück, so sehr verschieden von dem am Tage vorher genossenen, erquickte mich fast noch mehr, als die damalige Chokolade.

Es war nun heller Tag geworden, da ließ sich Geräusch von marschierenden Truppen auf der Chaussee hören. Ich stand auf und begab mich dahin, sie zu sehen. Es war französische Infanterie, vielleicht dieselben Leute, die uns in Etoges gestern so geängstigt und mich gefangen hatten, ich ließ sie dicht an mir vorbeidefilieren; sie marschierten ruhig, ohne von mir Notiz zu nehmen. Ein kleiner Tambour aber, höchstens 16—17 Jahre alt, kam auf mich zu und verlangte meinen Ueberrock, und als ich mich weigerte, packte er

mich, um ihn mir vom Leibe zu reißen. Das war mir doch zu viel, und ich vergaß ganz, daß ich ein ohnmächtiger Gefangener war, gab ihm einen Stoß, daß er zurücktaumelte, und lief zu dem Feuer zurück. Hier bemerkte ich einen verwundeten französischen Dragoneroffizier, der neben seinem Pferde stand; zu ihm floh ich, ihn anredend: „Wenn Sie Offizier sind, so schützen Sie einen gefangenen Kameraden vor den Mißhandlungen Ihrer Soldaten!" — Er antwortete: „Restez auprès de moi, mais il ne faut pas battre." Ich blieb bei ihm, bis wir zum Antreten gerufen wurden, um weiter transportiert zu werden.

Die Bewegung ging jetzt rückwärts, auch war uns vorher gesagt worden, daß wir dicht aufmarschieren müßten, niemand zurückbleiben dürfe; wer sich irgendwo aufhielte, würde ohne weiteres niedergeschossen. Mit uns und neben uns marschierte Infanterie in Sektionen, es waren Schweizer, die mit einigen von uns in deutscher Sprache ein Gespräch anfingen und von denen wir erfuhren, daß unser Marsch nach Montmirail ging. Fast jeder von ihnen hatte ein schönes weißes Brot auf seinen Tornister geschnallt. Ein Feldwebel von der elften Kompagnie unseres Bataillons, Namens Suckel, befand sich neben mir, er war mit einem französischen Unteroffizier, der aus seiner Truppe herausgetreten war, im eifrigen Gespräch begriffen. Ich fragte den Feldwebel, ob er kein Messer bei sich habe, und ohne zu antworten, steckte er mir eins zu, jedenfalls ahnte er, was ich vorhatte. Die beiden, der Unteroffizier und der Feldwebel, marschierten nun tapfer fort, ich ging hinter ihnen und hielt das Messer leicht und leise an den schwachen Riemen, mit welchem das Brot befestigt war, bis er durchschnitten war und das Brot herunterfiel, wobei ich es auffing und nun stehen blieb und die anderen vorbeimarschieren ließ. Damals machte ich mir aus dieser Handlung kein Gewissen, heute denke ich darüber anders, obgleich der peinigende Hunger Schlimmeres entschuldigen könnte. Während dessen kam ein älterer Offizier von unserem Regiment, ein Premierleutnant von K.....g, der überhaupt schwächlich und so erschöpft war, daß er jeden Augenblick umfallen konnte, an mich heran. Ich sah seine elende Lage, gab ihm ein Stück Brot, faßte ihn unter den Arm und half ihm so eine Viertelstunde fort. Er aß wie ich und fand sich gestärkt, den Rest des entwendeten Brotes verteilte ich unter die Uebrigen.

Beim Weitergehen empfand ich immer heftiger werdende Schmerzen an den Füßen, und bald merkte ich, daß meine Ferſen wund ſein mußten und ich im Blute ging. Auf einem Chauſſeehaufen ſah ich einen alten Bekannten liegen, einen Schützen vom Schleſiſchen Schützenbataillon (jetzigen 6. Jägerbataillon), namens Sparſchuh, einen Bayreuther, welcher früher mit mir bei derſelben Kompagnie geſtanden hatte, als ich noch Portepéefähnerich war. Er war völlig angekleidet und hatte das Gewehr und alles Gepäck neben ſich. Wahrſcheinlich ſchwer verwundet, atmete er noch und muß kurz nachher geſtorben ſein. Wie gern hätte ich ihm beigeſtanden, wenn das franzöſiſche: serrez vous! uns nicht vorwärtsgetrieben hätte. Er war ſchon 1807 einer der bravſten Soldaten geweſen, hatte aus freiem Antriebe bei uns fortgedient, weil er nicht für die Franzoſen fechten wollte, und hatte nun hier, wo der jetzt noch lebende General der Infanterie v. Neumann damals mit zwei Kompagnien ſo heldenmütig einen Pachthof, in den er ſich geworfen, verteidigt hatte, ſeinen Tod gefunden.

Endlich erreichten wir, es mochte mittags 12 Uhr ſein, Montmirail. Wir wurden alle zuſammen, Offiziere wie Unteroffiziere und Gemeine, in den Hof der Mairie geführt. Uns Offizieren geſtattete man ſpäter, in die oberen Zimmer zu gehen und uns unter den ruſſiſchen Bleſſierten vom Sackenſchen Korps, das zwei Tage vorher gleich uns eine Schlappe erlitten hatte, ſo gut es anging, ein Unterkommen zu ſuchen. Unter den Gefangenen war auch mein Burſche, eine ehrliche treue Seele, wie denn überhaupt der Schleſier meiſt eine große Anhänglichkeit an ſeine Herrſchaft bekundet. So gingen wir denn nach oben in die große Stuben und ſuchten uns in einer der am wenigſten belegten ein Plätzchen zum Ausruhen. Ein freiwilliger Jäger von unſerem Regiment, Kowaczk mit Namen, hatte bereits in einer Ecke eine bequeme Stelle gefunden, und da noch Raum neben ihm war, nahm ich dieſen ein, berechnend, daß er mir, der ich nur meinen nicht allzu warmen Dienſtüberrock hatte, wohl erlauben würde, mit unter ſeinem Mantel zu liegen. Meine Füße ſchmerzten fürchterlich, und da er hinunterging, trug ich ihm auf, mir meinen Burſchen zu ſchicken, damit er mir die Stiefel auszöge; der kam, und nach vieler Mühe und großen Qualen gelang es. Aber o Schrecken! Ich hatte keine Ferſen in den Strümpfen und die der Füße waren ganz blutig und rohes Fleiſch. Nichts konnte man bekommen, kaum ein

wenig Waſſer, um ſie zu reinigen, an alte Leinwand, ſie zu verbinden, war nicht zu denken. Endlich erhielt ich von einem der mitgefangenen Soldaten eine Binde. Nun fing uns auch der Hunger an zu plagen, den wir eine zeitlang durch das Waſſer, das zu haben und gut war, beſchwichtigten. Da kam es, es mochte 3 Uhr nachmittags ſein, der Burſche des mitgefangenen und durch drei Hiebe am Kopf verwundeten Leutnants Metzig von unſerm Regiment mit einer blechernen Gießkanne, wie man ſie in den Gärten hat, zu ſeinem Herrn und ſagte ihm, er habe auf der Chauſſee heute Morgen beim Marſch ein Schöpſenviertel, das ganz zertreten und zerfahren im Kote gelegen, gefunden, es mitgenommen, gereinigt und mit Reis in dieſer Gießkanne gekocht, ob der Herr Leutnant etwas davon eſſen wolle? Wir richteten alle die Köpfe in die Höhe, und der Lieutenant Metzig bot uns allen an, mit ihm zu teilen. Es waren aber keine Löffel da; endlich ſchaffte er zwei Stück und nun wanderte er vom einem zum andern, jeder nahm zwei Löffel voll, dann ging er weiter. Dieſe Runde machte er noch einmal, weiter aber reichte es nicht. So erhielt jeder vier Löffel köſtliche Fleiſchbrühe von dem weggeworfenen, zerfahren und zertreten geweſenen Schöpſenviertel, eine Erquickung ſondergleichen in unſerem Elend. Wohl waren wir ſehr unglücklich, allein es gab manchen noch weit mehr zu Beklagenden, wovon wir bald ein Beiſpiel ſehen ſollten. Die Thür öffnete ſich, und herein kam ein Mann mit verbundenem Kopfe, in einen Soldatenmantel gekleidet; er machte den Mantel auseinander, und ſiehe da, er hatte kein Kleidungsſtück darunter, nicht einmal ein Hemd. Wir erfuhren, daß er der Lieutenant v. Mikuſch von dem damaligen zehnten Reſerveregiment (jetzigen erſten Oberſchleſiſchen Nr. 22) war, daß er geſtern niedergehauen worden und beſinnungslos liegen geblieben worden war, und daß er die ganze kalte Februarnacht, während wir transportiert wurden, ſo im Freien gelegen hatte. Heute Morgen waren die Bauern gekommen, um die Toten zu plündern, und hatten ihn aller Kleidungsſtücke beraubt bis auf die Stiefel. Erſt als ſie ihm auch dieſe ausgezogen, hatte er ſich aus ſeiner Betäubung aufgerichtet. Die Barbaren hatten ihm nichts, weder die Beinkleider noch die Stiefel, nicht einmal das Hemd wiedergegeben, ſondern ihm nur dieſen alten franzöſiſchen Mantel zugeworfen, um ſeine Blöße einigermaßen zu bedecken. So hatten ſie ihn zu uns gebracht, wo er verbunden worden war und einige

Nahrungsmittel erhalten hatte. Er wurde hinunter zu den Soldaten geschickt, unter denen noch einige waren, denen man ihre Tornister gelassen hatte, und von diesen und den Offizieren oben wurde er notdürftig mit dem gekleidet, was jeder entbehren konnte. Man räumte ihm einen bequemen Platz, wo er alsbald in einen tiefen Schlaf fiel. Er lebt noch heute als pensionierter Major in Breslau.

Ich hatte mich auch niedergelegt und schlief neben Kowaczek und unter dessen Mantel bald ein, trotzdem daß ich von der erhaltenen Suppe nichts weniger als gesättigt war. Durch ein Geräusch in der Stube und eine laute Stimme wurde ich — es mochte etwas später als zehn Uhr abends sein — erweckt, ich richtete mich auf und erblickte einen nicht mehr jungen französischen Offizier, der Kapitän sein mußte, mit einem brennenden Lichtstümpfchen in der Hand. Ich fragte: was es denn gäbe? „Que ce qu'il y a-t-il?" sagte er, „il doit être un commandant ici." Bei den Franzosen heißt jeder Bataillonskommandeur „commandant de bataillon." Ich rief meinem Major. „Heißen Sie ihn Sorge tragen", sagte der Franzose, „daß alle sich hinunter begeben; der Transport geht weiter, nur die, welche verwundet sind, können bleiben." Ich war aufgestanden, aber auf diese Worte ging ich wieder nach meinem Platz. „Was tun Sie da?" fragte er. — „Nun, ich will mich wieder hinlegen; ich kann nicht marschieren." „Warum nicht?" — „Weil ich verwundet bin." — „Wo sind Sie verwundet?" — „An den Füßen, ich kann keine Stiefel anziehen." — „So werden Sie ohne Stiefel marschieren." — „Haben Sie Wagen?" — „Nein, aber eine Meile von hier werden Wagen kommen." — „Darauf kann ich mich nicht einlassen, ich bin nicht imstande zehn Schritte zu gehen." — „Sie werden marschieren!" — „Ich marschiere nicht." — „Sie marschieren." — „Ich marschiere nicht." Da wurde er böse, zückte seinen Degen und sagte: „Sie marschieren, oder" — Ich riß meinen Rock auf und sagte: „Stoßen Sie zu, es wird Ihnen viel Ehre machen." In diesem Augenblick trat zu meinem Glück ein junger bildhübscher Offizier von der neu errichteten Nobelgarde ein und machte dem Kapitän eine Meldung, worauf dieser auf mich zeigend sagte: „Prenez garde de celui-ci, il faut absolument qu'il marche, et s'il ne veut pas marcher, laissez le porter en bas." Damit ging er zur Tür hinaus.

Der junge Offizier sah mich an und sagte: „Vorwärts, mein

Herr, beeilen Sie ſich!" Ich erwiderte: „Es ſcheint mir, mein Herr, daß Sie noch nicht lange Soldat ſind?" Er ſagte: „O, mein Herr, hier iſt weder die Zeit noch der Ort, um ein Geſpräch anzuknüpfen." Ich entgegnete: „Warum nicht? Sagen Sie mir immerhin, ſeit wie lange ſind Sie Soldat? Da ſagte er mir etwas pikiert: „Es ſind drei Monate." Ich antwortete: „O mein Herr, da kennen Sie noch nicht das Los eines Soldaten, das ſich in einem Augenblick ändern kann. Jetzt bin ich Ihr Gefangener, und Sie ſind mein Herr; in einer Viertelſtunde kann ich der Ihrige ſein; was würden Sie von meiner Menſchlichkeit denken, wenn ich Sie zwingen wollte, mit verwundeten Füßen ohne Stiefel bei ſolchem Wetter zu marſchieren? Iſt das menſchlich? Iſt das der großen Nation würdig, wie Sie ſich nennen?" — Darauf ſagte er: „Sie haben Recht, bleiben Sie!"

Während ich mich mit dem alten Iſegrimm von Kapitän gezankt und mit dem jungen Offizier parlamentiert hatte, war die Stube ziemlich leer geworden. Ich legte mich ruhig wieder in meinen Winkel, wo ich nun keinen Mantel mehr hatte, da der freiwillige Jäger mitmarſchiert war. Das ganze Gebahren der franzöſiſchen Truppen, die Eile, mit der ſie jetzt zurückgingen, überhaupt rückgängige Bewegungen machten, hatten mich überzeugt, daß es mit ihnen, obgleich ſie uns beſiegt, ſchlecht ſtände, und daß es nur darauf ankäme, ſich irgendwo vierundzwanzig Stunden verbergen zu können, um wieder frei zu werden. Mein Kommandeur hatte noch die am 1. Oktober 1812 empfangene ruſſiſche Kugel im Bein, an welcher er über ein Jahr gelegen hatte; er war nur ſo weit hergeſtellt, daß er zur Not reiten konnte; denn es waren noch drei Löcher vorhanden, die faſt gar nicht ſchmerzten, aber immer noch verbunden werden mußten. Er brauchte nur ſeine Beinkleider fallen zu laſſen, um zu konſtatieren, daß er auch verwundet war, und konnte alſo ebenfalls da bleiben, aber es iſt ein Unterſchied zwiſchen zweiundzwanzig und einigen vierzig Jahren. Wir, die wir zurückgeblieben waren, konnten lange nicht einſchlafen. Es wurde viel hin- und hergeſprochen, alle waren der Meinung, daß es mit den Franzoſen ſchlimm ſtände, hegten aber auch die Beſorgnis, es könnte Montmirail der Schauplatz eines Gefechts und dann vielleicht durch Granaten in Brand geſteckt werden, wo wir dann jämmerlich verbrennen müßten. Ich teilte dieſe Beſorgnis nicht und war überglücklich, dem Transport in dieſer kalten Februar-

nacht, und noch dazu barfuß, entgangen zu sein. So schlief ich denn endlich ein und blieb bis an den hellen Morgen liegen. Da kam mein Bursche herauf, der sich unten in dem weitläufigen Hofe mit noch einem Mann von der Kompagnie glücklich versteckt hatte und so dem Transport gleichfalls entgangen war, und erzählte, daß in der Stadt eine große Stille sei, daß die Einwohner hin- und herliefen, und daß keine Wachen mehr da seien. Er sei mit noch einigen auf der Straße gewesen, und sie hätten verstanden, daß Russen im Anmarsch wären. Es dauerte auch gar nicht lange, so hörten wir Trompetengeschmetter, russische Kavallerie marschierte durch, wir waren also nicht mehr Gefangene.

Unsere Burschen kamen herauf und verkündeten uns, es sei die russische Gardekavallerie unter dem General von Diebitsch, die uns befreit habe. Vor allen Dingen wurden nun unsere Leute beauftragt, uns ein Frühstück zu verschaffen, welches unter Leitung des erfahrenen Burschen des Leutnants Metzig, der etwas französisch sprach, bei den Oesterreichern gedient hatte und schon früher bei den Franzosen Gefangener gewesen war, bald herbeigeholt wurde. Sie brachten uns Brot, Käse und Wein; ich befahl meinem Burschen, mir ein Paar Schuhe nebst Gamaschen zu besorgen, die ich denn auch bald erhielt, da diese Fußbegleitung damals von den Franzosen häufig getragen wurde. So ging ich denn, obgleich ich die Schuhe der wunden Ferse halber nicht anziehen konnte, sondern hinten niedertreten mußte, so daß sie nur durch die sehr gut passenden Gamaschen an den Füßen festgehalten wurden, hinunter auf die Straße.

Kaum war ich aus der Tür, so wurde ich bei meinem Namen gerufen. Ich sah mich verwundert lange um, konnte aber den Rufer nicht entdecken, bis ich ihn in einem großen gegenüberstehenden Hause aus dem Fenster lehnen sah. Es war der Leutnant v. Merkatz vom Regiment, Adjutant beim zweiten Bataillon, der fragte mich ganz verwundert, was denn los wäre. „Nun," antwortete ich, „wir waren gefangen und sind nun frei; wo kommst Du denn her?" — „Ich bin auch Gefangener gewesen. In der Nacht wurde ich von den Truppen, die mich gefangen nahmen, bis hierher mitgenommen, wo ich auf besondere Empfehlung des französischen Bataillonskommandeurs bei dem hiesigen Maire einquartiert wurde. Ich habe hier vortrefflich geschlafen und bin erst jetzt durch den Spektakel aufgeweckt worden. Ich werde gleich zu Dir hinunterkommen."

Die ganze ruſſiſche Garde-Kavallerie hatte Halt gemacht und lagerte vor der Stadt. Wir gingen zum General von Diebitſch, um uns zu melden und uns zu erkundigen, wohin wir uns dirigieren ſollten, um wieder zur Armee zu kommen. Er ſagte uns, er ginge nach Mery, dort ſei auch unſer Hauptquartier. Ich bat den General, uns mitzunehmen, was er rund abſchlug, da wir nicht mit ihm marſchieren könnten, und er keine Pferde für uns habe. Merkatz trennte ſich von mir und muß es möglich gemacht haben, vorwärts zu kommen. Ich mit meinen kranken Füßen konnte leider nicht daran denken und ging nach Montmirail zurück, um mit den älteren Kameraden zu überlegen, wie wir zu Transportmitteln gelangen könnten. Nach einigem Nachfragen erhielten wir wirklich zwei große Karren, auf denen wir, ſieben an der Zahl, worunter ein Hauptmann v. Schachtmeier, uns ſo gut als möglich zu plazieren ſuchten; unſere Burſchen gingen zu Fuß. Wir dirigierten uns auf Mery, konnten den Ort aber nicht erreichen; die Gegend war wegen einzelner franzöſiſcher Detachements unſicher, und da den Einwohnern auch nicht zu trauen war, ſo beſchloſſen wir, nach Troyes zu gehen, wo das große Hauptquartier und auch das unſeres Königs ſein ſollte.

Gegen Abend erreichten wir ein anſehnlich Dorf, deſſen Namen ich nicht mehr weiß, wo wir Quartier erhielten und der größeren Sicherheit wegen mit unſeren Burſchen zuſammenblieben. Die erſte Frage war nach einem Wundarzt, weil die Leutnants v. Mikuſch und Metzig, ſeit zwei Tagen nicht verbunden, große Schmerzen litten. Es war ein ſolcher im Dorfe vorhanden, und unſer Wirt verſprach, daß er am anderen Morgen zur Stelle ſein ſolle. Er kam auch wirklich und war bereit, die Wunden zu unterſuchen und zu verbinden. Es ſchien ein geſchickter Mann zu ſein. Einer von uns unterſtützte ihn, indem er ein Gefäß hielt, um den alten Verband aufzunehmen. v. Mikuſch wurde zuerſt vorgenommen, die Wunde roch aber ſo widerlich, daß dem Aſſiſtenten übel wurde. Einem anderen, der an ſeine Stelle trat, ging es nicht beſſer. Zuletzt übernahm ich es, indem ich mich über ihre Weichlichkeit moquierte: indeß, nachdem ich es etwa zehn Minuten ausgehalten hatte, länger als jeder andere, wurde mir ſo eigentümlich zu Mute, daß ich beinahe umgefallen wäre und kaum das Becken abgeben konnte. Der Leutnant ſah auch gräßlich aus! Es war ihm unter einem der Ohren der Kinnbackenknochen durch-

gehauen worden, und die Wunde klaffte so auseinander, daß man beinahe einen Finger, und nicht etwa blos den kleinen, hineinlegen konnte — in meinem Leben hatte ich noch keine solche Verletzung gesehen. Wenn man bedenkt, daß er die Nacht vom 14. zum 15. auf dem Schlachtfelde liegen geblieben und jetzt dreimal vierundzwanzig Stunden nicht mehr verbunden war, so ist es zu verwundern, daß er noch lebte.

So setzten wir unseren Marsch fort, und zwar wegen der Verwundeten sehr langsam. Am 21. oder 22. kamen wir nach 9 Uhr abends in Troyes an, wo der Hauptmann und ich, als die Mobilsten, es übernahmen, zum Kommandanten zu gehen und Quartier für uns zu besorgen. Dies war ein russischer Kapitän, der uns ziemlich unfreundlich empfing und Umstände machte, uns unterzubringen. Der Hauptmann jedoch sagte ihm sehr ernst seine Meinung und drohte, sofort zum russischen Kaiser zu bringen und sich über seinen Mangel an Kameradschaft zu beschweren; er sei Kommandant, und es sei seine Pflicht, für das Unterkommen jedes Soldaten zu sorgen, um wie viel mehr für im Elende sich befindliche preußische Offiziere. Das half und er gab uns für uns und unsere Burschen eine Anweisung, mit welcher wir auf die Mairie gingen und alle zusammen ein Quartier in einem sehr guten Hotel erhielten. Wie behaglich es war, nach einem guten Abendessen in einem guten Bette ruhen zu können, kann nur der begreifen, welcher solche Strapazen durchgemacht hat, wie wir. Ehe wir uns niederlegten, wurde Rat gehalten, was morgen zu tun sei, und man kam zu dem Beschluß, daß zwei von uns, Leutnant Metzig von unserem Regiment und ich, früh, spätestens um neun Uhr uns aufmachen und beim Kommandanten des königlichen Hauptquartiers, Hauptmann v. Pl., uns melden und um Mittel petitionieren sollten, uns zu kleiden und weiter zu kommen. Dies wurde denn auch ausgeführt. Wir wurden bei dem Herrn Hauptmann vorgelassen und brachten unser Gesuch an. Allein trotzdem, daß Metzig in seiner einfachen Uniform ohne Ueberrock oder Mantel, mit dem kreuzweis verbundenen Kopf, über und über mit Blut befleckt erschien, und ich den weißen französischen Küraſſiermantel, den ich in Montmirail, als wir befreit waren, einem Franzosen abgenommen hatte, auseinanderschlug und meine defekten, zerrissenen Inexpressibles, meine verbundenen kranken Füße zeigte, wurden wir mit wenig Teil-

nahme empfangen. Der Hauptmann bedeutete uns, wir möchten ſehen, wie wir uns ſelbſt hälfen; er könne nichts für uns tun, es ſei hier alles ſo im Wirrwarr, daß an Geld und Kleidungsſtücke nicht zu denken ſei. Empört verließen wir den Herrn Kameraden und beſchloſſen, vor dem Hauſe ſtehen zu bleiben und irgend einen Adjutanten des Königs zu erwarten.

Da fiel mir ein, daß mein Hauptmann aus der Kampagne von 1806/7, nun Oberſt und Flügeladjutant des Königs, ſich hier befinden müſſe, und ich ſagte dies Metzig mit dem Bemerken: er möge warten, ich wolle zu dem Oberſten gehen. Sein Quartier war neben dem Sr. Majeſtät; ich fand ihn bald und bat um ſeinen Rat. Er ſchoß mir zwei Friedrichsdor vor, indem er hinzufügte, er habe in dieſer Not ſelbſt keine großen Mittel, wolle aber mit dem Könige ſprechen und ihm unſere Lage vortragen. Ich kam zu Metzig zurück, fand ihn im Geſpräch mit einem jungen Prinzen, unſerem jetzigen König Wilhelm, und hörte, wie dieſer zu dem Leutnant ſagte: „Bleiben Sie hier und warten Sie; ich werde es dem Vater ſagen.“ Damit lief er ins Haus zurück. Ich fragte meinen Kameraden: „Wer war das?“ — „Ich weiß nicht, es muß einer unſerer Prinzen ſein“, ſagte er. „Ich bleibe nicht hier; das könnte uns ſchlecht bekommen.“ — „Warum denn?“ fragte ich. — „Nein, ich habe den Hauptmann verklagt, und da kann es uns ſchlecht gehen.“ Trotz meines Zuredens war er nicht zu bewegen, zu warten, und da er ein älterer Offizier war — er war früher Feldwebel geweſen und ein erfahrener Mann — fügte ich mich, und wir begaben uns weg. Ich ging nun, um ein Paar gute Strümpfe zu ſuchen, die ich auch von ſchönſter Qualität fand, die aber ſo lang waren, daß ſie mir weit übers Knie gingen, auch waren ſie teuer, denn ſie koſteten fünfzehn Franken, da ich aber keine anderen bekommen konnte, mußten ſie mir recht ſein. Ferner beſorgte ich mir ein Paar bequeme Schuhe, welche ich ohne große Schmerzen an meinen wunden Füßen tragen konnte. Nun beſah ich mir die Stadt, die nicht unbedeutend iſt, und da begegnete mir der Hauptmann und Kommandant des Hauptquartiers, der mich wahrſcheinlich an meinem franzöſiſchen Mantel ſofort wieder erkannte, auf mich zutrat und ſehr artig fragte: „Sie ſind ja wohl einer von den aus der Gefangenſchaft befreiten Offizieren?“ Auf meine Bejahung erſuchte er mich, ihn in ſeine Wohnung zu begleiten; denn Se. Majeſtät

hätten befohlen, es solle für uns gesorgt werden; er würde mir ein Schreiben an den General Grafen von Lottum geben, das ich selbst zu ihm tragen solle. Ich begleitete den Hauptmann, der sich jetzt sehr teilnehmend nach unserer Geschichte erkundigte und mir das Schreiben nebst Anzeige der Wohnung des Grafen übergab. Ich lief sogleich hin, erfuhr aber zu meinem Leidwesen, daß der General beim König sei und wahrscheinlich vor abends neun Uhr nicht zu sprechen sein werde. So kehrte ich denn in mein Quartier zurück, wo alle ausgeflogen waren.

Ich war eine zeitlang allein in unserem Zimmer, da hörte ich vor demselben ein Geschrei von einer Frauenstimme. Ich reiße die Tür auf und sehe einen von unseren Burschen, denselben, der uns in Montmirail die Suppe gekocht hatte, sich gegen ein anständig gekleidetes junges Mädchen Brutalitäten erlauben. Ich fuhr mit einem Donnerwetter auf den Kerl los, der sofort das Hasenpanier ergriff. Das Mädchen, die Tochter des Wirts, war außer sich. Sie dankte mir inständig und sagte, wenn ich je wieder Troyes passierte, solle ich nirgends anders einkehren, als hier bei ihrem Vater. Wie schön hat sie mir später den kleinen Dienst, der doch nur Schuldigkeit war, vergolten! Ich war hungrig vom Herumlaufen und bat sie um etwas Wein und Brot, was ich denn auch sogleich erhielt.

Mit Sehnsucht erwarteten wir den Abend, wo ich mich zum Grafen Lottum begab. Hier wurde ich gleich vorgelassen und sehr wohlwollend empfangen. Der General ließ sich genau unsere traurigen Verhältnisse schildern und erklärte, er wolle mir für jeden von uns ein monatliches Gehalt inkl. Feldzulage geben, worüber ich ihm Quittung ausstellen solle. Rasch fertigte ich eine Liste an, auf welcher ich alle die betreffenden unterstützungsbedürftigen Offiziere mit ihrem Namen und mit Angabe des Regiments, bei welchem sie standen, aufführte. Dann erhielt ich alles in englischen Goldstücken aus der Schatulle unseres Königs, und schließlich gab mir der Graf ein Schreiben an den Ober-Kriegskommissär, dessen Wohnung er mir sagte, und befahl mir, heute noch zu ihm zu gehen; er sei angewiesen, was er an Kleidungsstücken, Wäsche und dergleichen besäße, an uns abzugeben. Ich verfügte mich sofort dahin, traf den Herrn glücklicherweise zuhause und erhielt ohne weiteres die Versicherung, was da sei, solle ich bekommen; nur Kleidungsstücke habe er nicht, bloß etwas Wäsche. Zu den Kleidungsstücken wollte er mir jedoch Material geben,

zu welchem Zwecke er mich auf den anderen Morgen früh 9 Uhr an einen Ort bestellte, wo er sein kleines Magazin hatte. Die Freude meiner Kameraden, als ich einem jeden die schönen Goldstücke einhändigte, war groß. Andern Tages begab ich mich verabredetermaßen in das Magazin, wo ich für jeden von uns ein Paar gute, fast ganz neue Hemden sowie Stoff zu Uniform, Ueberrock, Beinkleidern und Mantel, rotes und gelbes Tuch zu Aufschlägen und Kragen bekam. Eins nur war zu beklagen, außer dem blauen Tuch zur Uniform war nichts nach Vorschrift: das Tuch zu Ueberröcken war anstatt grau meliert, kapuzinerbraun meliert, das Tuch zu Beinkleidern, eine Art Halbkamuck, grünlich grau, das zu den Mänteln ebenso. Jndes Not bricht Eisen und besser eine vorschriftswidrige, als gar keine Kleidung. Ich hatte mit dem Empfang ein paar Stunden zu tun, und als ich endlich mit den Sachen in meinem Quartier ankam und sie verteilen wollte, waren meine Kameraden fort, weil sie erfahren hatten, daß das Hauptquartier aufbräche, und wir nun nicht mehr sicher wären.

Dies war am 24. Februar. Ich lief nun gleich auf die Mairie, mir einen Wagen zu besorgen; aber da war alles in der größten Verwirrung. Alle disponiblen Pferde seien vergeben, hieß es, und nicht ein Huf mehr zu haben. Da war guter Rat teuer. — Geld hatte ich zwar in der Tasche, die Menge des Materials aber konnte ich ohne Wagen durchaus nicht fortschaffen. Doch wenn die Not am größten, ist die Hilfe am nächsten. Ein freiwilliger Jäger sah meine Verzweiflung und sagte: „Herr Leutnant, ich habe einen großen Karren mit zwei Pferden; ich kann Sie mitnehmen; ich bin als Offizier zu den bergischen Truppen versetzt, die im Großherzogtum errichtet werden, und bin im Begriff, dahin abzureisen.“ „O“, sagte ich, „Sie sind mir ein wahrer Engel vom Himmel, lieber Kamerad, aber ich habe zwei Leute bei mir und dies Material.“ „Das kann alles mit fortkommen, und ich bin froh, daß ich nicht allein reisen muß. Ein Einzelner, wie ich, ist ja nicht sicher und kann totgeschlagen werden, er weiß nicht wie.“ Abgemacht; er kam mit seinem Karren und zwei tüchtigen Pferden nach meinem Quartier, wo wir erst noch etwas zu Mittag aßen und dann nach Vendeuvre aufbrachen, zehn Lieues von Troyes, wohin meine Kameraden gegangen waren. Abends spät kamen wir an, es gelang mir, zu einem von meinem Kameraden ins Quartier zu kommen, und des andern Tages verteilte ich das mitgebrachte Tuch, welches sie natürlich mit großer Freude empfingen.

Es lag mir nun daran, mir Kleidungsstücke machen zu lassen, zu welchem Ende ich eine etwas größere Stadt aufsuchen mußte, die auf der Linie lag, wohin auch das Hauptquartier kommen würde, wenn der Rückzug weiter fortgesetzt werden sollte. Ich trennte mich daher von meinen Leidensgefährten und begab mich ohne Aufenthalt nach Bar-sur-Aube, woselbst ich, wenn ich nicht irre, denselben Abend noch ankam. Ich erhielt mein Quartier bei einem Advokaten Namens Angenou. Als ich aber am Morgen aufwachte, waren meine Augen zugeschworen, so daß ich sie erst nach langem Erweichen mit Wasser wieder öffnen konnte, auch waren sie ganz entzündet. Meine braven Wirtsleute nahmen den innigsten Anteil und ließen gleich ihren Arzt holen, der mir ein Wasser gab, womit ich täglich einigemal lauwarm waschen sollte. Auch ein Schneider wurde mir besorgt, der es übernahm, mir bis zum anderen Tage einen neuen Ueberrock und ein Paar Beinkleider zu machen, mein alter Ueberrock diente zum Modell.

Am Abend aber kamen preußische Garden mit dem Hauptquartier an, und mein Haus wurde mit vielen Mannschaften belegt, nachdem vorher die Notiz gegeben worden war, daß alles, was nicht zu den Garden gehörte, ausgewiesen werde. Meine Wirtsleute erklärten indeß, daß ich mit meinen beiden Leuten bleiben solle, sie würden Mittel finden, uns unterzubringen. Das geschah auch, und zwar auf eine Weise, die so recht das Zeugnis gibt, wie selbst feindliche Einwohner überaus gutherzig sein können, wenn man sie human behandelt und ihre ohnehin große Not nach Kräften mildert. Denn als nun das Haus mit Soldaten angefüllt war, und diese nach ihrer ungebildeten Weise ungeduldig forderten, was nicht verstanden wurde, legte ich mich ins Mittel, machte meine Autorität als Offizier geltend und verbat mir jede Ungebührlichkeit in dem Quartier, wo ich sei, und die gute preußische Disziplin machte es mir leicht, alle Teile zu beschwichtigen. Für diesen kleinen Dienst waren die Leute außerordentlich dankbar. Die ganze Familie, aus dem ältlichen Familienvater, der Frau und einer bildhübschen Tochter bestehend, zog sich in ein nicht allzu geräumiges Zimmer, wo ein großes französisches Bett stand, zurück; in dieses Asyl wurde ich geführt und eingeladen, in dem Bett Platz zu nehmen. Ich lehnte diese Zuvorkommenheit ab und bestand darauf, Frau und Tochter sollten sich des Bettes

bedienen. Die Frau aber erwiderte: „Nein, mein Herr, das geſchieht auf keinen Fall; für meine Tochter habe ich noch ein kleines Kabinett; mein Mann und ich werden die Nacht am Kamin zubringen. Sie mit Ihren kranken Augen, müſſen auf jeden Fall in dem Bett ſchlafen, für Ihre Diener aber werde ich eine Matratze bringen laſſen, und wenn Sie es erlauben, werden ſie ſich darauf niederlegen.“ Ich mußte mich fügen; das junge Mädchen verließ das Zimmer, und ich legte mich in das ſehr gute Bett, wo ich bis zum Morgen ſchlief. Ganz in der Frühe ſchon brachte mir der Schneider meine Sachen; die Soldaten waren bereits aufgebrochen; ich machte mich dann zu Fuß mit meinen beiden Leuten auf den Weg, um zu erfahren, wohin es ging, dann aber mich irgendwo anzuſchließen und womöglich zu einem Säbel zu gelangen. Alles bewegte ſich auf der Straße nach Chaumont zu. Am Ausgang der Stadt traf ich preußiſche Gardekavallerie; ich wandte mich an einen Offizier mit der Frage, ob er mir wohl einen Säbel verſchaffen könne. „Ja,“ ſagte er, „einer von unſeren Leuten hat geſtern einen franzöſiſchen Offizier gefangen genommen, der hatte einen hübſchen Säbel, vielleicht hat der Mann ihn noch.“ Er ſuchte den Reiter auf und führte ihn zu mir, worauf ich die ſehr gute Waffe bekam, allerdings für die damaligen Verhältniſſe um einen teuren Preis. Doch gab ich in der Freude meines Herzens, wieder einen Säbel zu erlangen, mit Vergnügen eines meiner engliſchen Goldſtücke hin.

Von Bar-ſur-Aube wanderte ich mit meinen böſen Augen, von denen eines verbunden war, eine Strecke hinter den Truppen her, indem ich hoffte, zu einem Wagen zu gelangen, und als mir das nicht glückte, erkundigte ich mich, ob es nicht noch einen anderen Weg als die große Straße nach Chaumont gebe. „Un chemin de traverse“ hieß es, und man bezeichnete mir einen ſolchen nach Bourmont le Bourg, den ich denn auch mit meinen beiden Leuten einſchlug und wohl zwei Stunden weit verfolgte. Der Weg war ſehr einſam und führte mich in ein von ziemlich hohen Bergen eingeſchloſſenes Keſſeltal. Als ich eine kleine Höhe erſteigen wollte, die von hier auf ein Plateau zu führen ſchien, hörte ich hinter mir auf eine Entfernung von etwa hundert Schritt rufen, und als ich mich umdrehte, erblickte ich einen Bauer in einer blauen Blouſe auf einem ungeſattelten Pferde und mit einer Doppelflinte bewaffnet, der mir

noch einmal zurief: „Arrêtez bourge!“ Er war mir inzwiſchen auf zwanzig Schritt nahe gekommen und legte die Flinte an. Ich trat ihm entgegen, fragte, was er wolle, und fügte hinzu: „Tirez, s'il vous plaît!“ Darauf ſprang er vom Pferde, kam mit ausgebreiteten Armen auf mich zu und ſagte: „Ah pardon, vous n'êtes pas de ces maudits Cosaques, qui nous pillent et maltraitent“ Ich ſagte ihm darauf: daß ich ein kranker Offizier ſei, der nach Chaumont wolle, um einige Tage Ruhe und durch ärztliche Behandlung Geneſung zu finden. Indem hörte ich hinter mir Trommelſchlag, und es kam ein Trupp Bauern, es konnten wohl einige achtzig ſein. Dieſen trat mein Mann entgegen, führte mich zum Kommandanten des Trupps und ſagte: „Voilà un officier de l'armée des alliés qui est malade, je vous le recommande, c'est un brave homme!“ Der Kommandeur nahm mich an ſeine Seite, examinierte mich und erklärte mir, daß ſie, die Nationalgarde von Bourmont le Bourg, ausgezogen wären, um in einem nahen kleinen Dorfe, wo Koſaken plünderten, dieſe aufzuheben und an die Behörde zur Beſtrafung abzuliefern, wobei er mir eine vom Fürſten Schwarzenberg unterzeichnete gedruckte Verfügung gab, die verordnete, daß alle Marodeurs aufgehoben und den Behörden, die genannt waren, ausgeliefert werden ſollten. Der Mann zu Pferde, der uns angehalten, ſetzte er hinzu, ſei von ihm zum Rekognoszieren vorausgeſchickt; „denn, wiſſen Sie,“ ſagte er, „ich bin ein alter Soldat, ich habe gedient, und da ich Invalide bin, bin ich verabſchiedet. Bleiben Sie“, fuhr er fort, „an meiner Seite; niemand wird Ihnen etwas tun.“ Ich ſagte ihm, ich habe keine Furcht; auch kennte ich die loyauté der franzöſiſchen Nation, die ſich an einem Wehrloſen und Kranken nicht für die Unbill rächen würde, die vielleicht einige Marodeurs verübt hätten.

So kamen wir dann in dem Städtchen oder vielmehr Marktflecken an, wo die ganze Bevölkerung zuſammengelaufen war, die ungeheuer jubelten, indem ſie uns drei, die wir an der Spitze marſchierten, für die eingefangenen Koſaken hielten. Alles drängte ſich an mich heran; namentlich aber war ein infamer Perrückenmacher unausſtehlich, ſo daß ich ihn ernſtlich zurückweiſen mußte. Da das nichts half, wandte ich mich an den Nationalgardenkapitän und erſuchte ihn, mich vor den Zudringlichkeiten dieſes Menſchen zu ſchützen. Das half dann, und der unangenehme Patron ging brummend ab.

Ich hatte mich nach dem besten Gasthof erkundigt, da ich wohl einsah, daß unter diesen Umständen nicht daran zu denken war, hier einen Wagen zu requirieren. Darum begab ich mich in ein als gut bezeichnetes Wirtshaus. Ich wurde freundlich aufgenommen; namentlich aber war die Frau vom Hause sehr zuvorkommend und meinte: „Mein Gott, so jung und noch dazu krank! Ich habe einen Sohn bei der Armee; ich weiß nicht, wo er ist. Ich werde für Sie sorgen und gleich zu einem Arzt schicken, der Ihnen etwas für Ihre Augen geben wird.“ Der Doktor kam wirklich, und zwar noch eher als das Frühstück, das ich für uns bestellt hatte, und verordnete Goulardsches Wasser, das denn auch meine Schmerzen sehr milderte; an einen Weitermarsch war unter diesen Umständen nicht zu denken.

Mit einemmale entstand eine große Aufregung im Hause; als ich mich nach der Ursache erkundigte, sagte man mir, es käme eine ungeheure Masse Truppen anmarschiert, lauter Kavallerie, und die Wirtin bat mich, sie doch zu schützen. Ich gab ihr die Versicherung, daß es geschehen würde, wenn es notwendig sein sollte, aber ich sei überzeugt, sie habe nichts zu fürchten. Es war die russische Gardekavallerie unter dem General Diebitsch, die durchmarschierte. Einige Offiziere kamen in das Wirtshaus, um sich zu restaurieren; es waren meist Kurländer, mit denen ich sprechen konnte. Was sie sich geben ließen, bezahlten sie. Von ihnen erfuhr ich die retrograde Bewegung der Armee nach Chaumont, über die sie äußerst erbittert waren. Am anderen Tage machte ich mich sehr früh auf den Weg, um Bourbonne les Bains zu erreichen, welches 4—5 Lieues weit war; es führte eine schöne Chaussee dahin. So marschierte ich denn, und zwar immer noch mit einem verbundenen Auge, tapfer drauf los. Ich mochte ungefähr zwei Lieues zurückgelegt haben, als ich fünf Kavalleristen von der russischen Garde einholte, die kranke, mehrenteils lahme Pferde hatten und darum gestern zurückgeblieben waren. Diesen, da sie nur langsam reiten konnten, schloß ich mich an. Nachdem wir einige Stunden Weges zurückgelegt hatten, erreichten wir eine Höhe, von welcher aus wir das vor uns liegende Tal, sowie die große Straße weit übersehen konnten. Ich bemerkte zur Linken einen Haufen Bauern, wohl dreitausend Schritt weit, von denen mehrere mit Flinten bewaffnet waren. Sie nahmen die Richtung gegen die Chaussee, auf der wir marschierten, in der Weise, daß sie

ein gerade vor uns liegendes Dorf, dem wir zuschritten, früher erreichen mußten als wir und uns so abschneiden konnten. Mit diesem Haufen aufgeregter Bauern zusammenzutreffen, war gefährlich, und es kam darauf an, in dem Dorfe früher anzugelangen als sie. Ich machte meine fünf Russen darauf aufmerksam, indem ich mich des wenigen Polnisch bediente, dessen ich mächtig war; sie verstanden mich und fingen an, im raschen Schritt zu reiten, soweit dies ihre lahmen Pferde vermochten. Das genügte mir nicht, und so hieß ich sie traben; sie nahmen uns zwischen sich, und indem wir uns an den Steigbügeln festhielten, trabten wir munter mit. Dies wurde eine gute halbe Stunde lang fortgesetzt, und so gelang es uns, das Dorf eher zu erreichen als die Bauern, und hier hatte auch alle Not ein Ende. In dem Dorfe befanden sich Kosaken mit Fuhrwerk und Pferden. Es war nur ein Unteroffizier dabei, an den ich mich mit der Frage wendete, ob er mir nicht ein Pferd verkaufen könnte. Er war gleich dazu bereit und zeigte mir einen abgetriebenen Rappen, der aber sonst gesund und ein junges Tier war und nur ermüdet schien. Leider konnte der Kosak mir keinen Sattel dazu geben, und als Zaum erhielt ich nur eine schlechte Trense. Ich bestieg meinen Rappen sogleich, war glückselig, mich ausruhen zu können, trieb das Pferd an, und siehe da, es ging, da es viel Temperament hatte, sogar Galopp. Um nach Bourbonne les Bains zu kommen, das nur noch zwei Lieues entfernt war, mußten wir einen Wald passieren; noch ehe wir ihn betraten, erreichten wir ein württembergisches Depot von kranken Pferden, etwa 150 Stück, das ebenfalls nach Bourbonne marschierte; es war ein Offizier dabei, den ich begrüßte und den ich fragte, ob er von dem Zusammenrotten der Bauern noch nichts bemerkt habe. Er sagte mir, daß es ihm allerdings so geschienen, daß er aber aus Erfahrung noch nicht sprechen könne; übrigens marschiere er vorsichtig. Er habe zwar nur 50 Mann, und mancher habe vier bis fünf Pferde, weil er sich so einrichten müsse, um einige Leute zur Bedeckung übrig zu behalten. Vor uns lag ein Wald, den wir passieren mußten; ich machte ihn darauf aufmerksam, und er schickte eine Patrouille von drei Husaren voraus. Diese kam nach etwa einer guten Viertelstunde zurück und meldete, sie haben nichts Verdächtiges bemerkt. Wir betraten nun den Wald, der ziemlich dicht war, so daß man nicht weit sehen konnte. Etwa eine Viertelstunde mochten wir marschiert

sein, als plötzlich vorn ein Schuß fiel. „Sehen Sie wohl", sagte ich, „der Wald ist von Bauern besetzt." Er befahl nun Trab, aber kaum waren wir einige dreißig Schritte getrabt, als mehrere Schüsse krachten. Sofort setzten wir uns in Galopp, und nach einer guten Viertelstunde hatten wir den Wald durchritten. Als wir ins Freie kamen, wo alles ruhig und sicher war, fand es sich, daß ein Husar und zwei Pferde blessiert waren.

Nach etwa einer Stunde erreichten wir dann Bourbonne les Bains, ein kleines Städtchen, wo ein österreichischer Rittmeister von den ungarischen Husaren Kommandant war. Ich erhielt ein recht gutes Quartier, wo ich mich ausruhen und mein Auge pflegen konnte, welches durch das tags vorher in Bourmont le Bourg erhaltene Medikament bedeutend besser geworden war, so daß ich es nicht mehr verbunden zu halten brauchte. Der österreichische Rittmeister war ein sehr lieber Kamerad; er beurteilte mein Pferd sehr günstig und schenkte mir, da er meine Verlegenheit sah, einen ungarischen Bock, einen Zaun und eine Decke, so daß ich nun ein leidliches Reitzeug hatte. Ich blieb zwei Tage da; dann beschloß ich, den Versuch zu machen, wieder zur Armee zu kommen. Durch den Kommandanten erhielt ich einen mit zwei tüchtigen Pferden bespannten Karren, worauf sich meine beiden Leute setzten; ich ritt, teils weil es sicherer war, teils um mein Pferd kennen zu lernen, das, in den letzten Tagen ordentlich gepflegt und gefüttert, sich nicht mehr ähnlich sah und das günstige Urteil des Rittmeisters vollkommen rechtfertigte. Ich dirigierte mich auf Chalons-sur-Marne. Wir mochten etwa eine Meile zurückgelegt haben, als wir an ein ziemlich großes Dorf kamen, dessen Eingang wir kaum passiert hatten, als eine Menge von Bauern, wohl 15—20 Mann zusammenliefen, die uns den Weg versperren wollten. Ich rief ihnen zu, uns durchzulassen. Sie aber gehorchten nicht nur nicht, sondern einer von ihnen trat vor und wollte mich examinieren. Ich befahl nochmals, Platz zu machen, und da sie unentschlossen zögerten, zog ich meinen Säbel und sprengte im Galopp mitten auf sie zu; sie fuhren auseinander, ich rief meinen Leuten zu, die Pferde anzutreiben, und so kamen wir hindurch. Nun ging es vorwärts, was die Pferde laufen konnten, womit nicht eher aufgehört wurde, als bis wir das Dorf weit hinter uns hatten. Da sah ich vor mir Artillerie marschieren; ich eilte, sie zu erreichen; es war ein

Munitionstransport von etwa zwanzig Wagen unter der Führung eines Hauptmanns v. Ziegler und einer Bedeckung von etwa fünfundzwanzig Reitern von dem in Königsberg neu errichteten National-Husarenregiment. Ich meldete mich bei dem Hauptmann und bat ihn, mich ihm anschließen zu dürfen; er gestattete dies sehr gern, klagte, daß er keinen Offizier bei seiner schwachen Bedeckung habe, und fragte mich, ob ich bei ihm bleiben und das Kommando über die Husaren übernehmen wolle? Daß ich dies mit Freuden annahm, kann man sich denken. Der Hauptman ging auch nach Chalons, und ich war glücklich, nun nicht mehr allein zu sein, ein Kommando zu haben und nicht mehr besorgen zu müssen, von den aufgestandenen Bauern totgeschlagen zu werden.

So kamen wir denn nach Vitry; dort war ein Oberst v. Schwicho Kommandant, damals Kommandeur vom 11. Reservereginent, jetzigem 2. Oberschlesischen Nr. 23. Zu seiner Unterstützung befand sich bei ihm ein Hauptmann v. Busse, mit welchem ich schon 1806 bei einer Füsilierbrigade gestanden und die Belagerung von Danzig mitgemacht hatte; er hatte mir schon damals viele Beweise seines Wohlwollens gegeben und fügte hier noch einen neuen hinzu, indem er mich dem Kommandanten vorstellte und mich als einen zuverlässigen jungen Offizier empfahl. Der Oberst fragte mich, ob ich nicht, da es ihm an Offizieren fehle, in Vitry bleiben wolle. Ich erwiderte, daß ich das mit Freuden tun wolle, er solle es mir nur befehlen; denn da ich die Absicht habe, je eher desto lieber zur Armee und zu meinem Bataillon zu kommen, könne von einer Willkür, dieses zu verspäten, nicht die Rede sein. Der Oberst gab mir recht, meinte, befehlen könne er es mir nicht, was ich damals noch nicht verstand, obgleich es mir etwas eigentümlich vorkam; heute begreife ich die Schwierigkeit des Kommandanten. Ich blieb also bei meinem Hauptmann v. Ziegler und marschierte andern Tages mit der Munitionskolonne nach Chalons, wo wir des Mittags ankamen. Das war am 4. März. Der Kommandant, ein Oberst v. P., bei dem wir uns meldeten, fragte mich, ob ich mir wohl getraue, zwischen Chalons und Rheims, wo der russische General St. Priest stehe, einen Posten mit meinen Husaren zu besetzen, um zwischen ihm und Rheims durch Patrouillen die Verbindung zu unterhalten. Ich erklärte mich dazu bereit, versichernd, ich würde schon aufmerksam sein und meine Pflicht tun. Er entließ

uns und befahl mir, des andern Morgens um 8 Uhr zu ihm zu kommen, um die näheren Instruktionen zu empfangen. Des andern Morgens stand ich sehr früh auf, um mich ja recht pünktlich zum Kommandanten begeben zu können; da bemerkte ich auf den Straßen der Stadt eine auffallende Aufregung und erfuhr, daß in dieser Nacht Rheims überfallen und von Franzosen genommen worden sei. Daß es mit meinem Auftrage, einen Verbindungsposten zwischen Chalons und Rheims zu übernehmen, nun nichts sein würde, verstand sich von selbst. Dennoch begab ich mich zum Kommandanten, welcher den Ueberfall von Rheims bestätigte. Auf meine Frage, wohin ich mich nun wenden solle, trug er mir das Kommando einer Marschkompagnie bei einem aus Rekonvaleszenten errichteten Bataillon an, welches unter dem Befehl eines Hauptmanns du R. stand, und bei welchem noch eine Kompagnie ohne Führer war. Diese Marschbataillone entstehen, indem die aus dem Lazarett als genesen entlassenen Unteroffiziere und Soldaten gesammelt und einer vorwärts marschierenden siegreichen Armee nachgesendet werden, nachdem sie, wenn einige hundert Mann zusammen sind, in Bataillone resp. Kompagnieen formiert und Offizieren, die sich in ähnlichen Verhältnissen befinden, untergeordnet werden. Wenn diese Bataillone das Armeekorps, zu dem sie gehören, erreicht haben, werden sie aufgelöst und die Mannschaften ihren Truppenteilen zugeschickt. Das Bataillon, welchem ich hier zugeteilt wurde, war ungefähr 350 Mann stark und hatte etwa sechs Offiziere, den Kommandeur, einen Adjutanten und vier Leutnants, von denen jeder eine Kompagnie führte. Da die Erreichung der Armee durch den Ueberfall von Rheims untunlich geworden war, so mußte alles zurückgehen, ebenso ein Pulvertransport unter einem Artilleriekapitän v. C., welchem das Bataillon als Bedeckung dienen sollte. Andern Tages war ich früh auf den Markt befohlen, wo das Bataillon sich sammeln und mir die Kompagnie übergeben werden sollte. Als ich auf dem Platz ankam, waren die Leute schon zusammen; ich meldete mich beim Kommandeur, erhielt die mir bestimmte Kompagnie zur Führung, und der Marsch wurde alsbald in der Direktion von Nancy angetreten. Den ersten Tag ging es bis Vitry, wo wir gegen Abend anlangten, und wo ich bald nach unserem Eintreffen mit einigen der neuen Kameraden in einem Kaffeehaus zusammenkam. Es wurde gespielt, ich war vom Glück begünstigt, und in kurzer Zeit hatte ich

einige ſechzig Fünffrankenſcheine in der Taſche, mit denen ich gegen Mitternacht vergnügt in mein Quartier ging, um des anderen Tages früh zum Weitermarſch nach St. Dizier gerüſtet zu ſein, wo wir denn auch am 6. März bei guter Zeit — es war noch nicht Mittag — ankamen, und wo ich recht freundliche Wirtsleute fand, die mich beim Abſchied für den Fall der Rückkehr hierher einluden, wieder bei ihnen Quartier zu nehmen. Als wir abmarſchierten, fiel uns auf, daß der Pulvertransport nicht mit ging; es hieß, der Hauptmann von der Artillerie ſei ohne Bedeckung allein vorangegangen, und ich hörte vom Adjutanten, die beiden Hauptleute hätten eine Differenz mit einander gehabt. Wir marſchierten nur eine kurze Etappe von zwei Meilen, vier Lieues, den anderen Tag hatten wir Ruhetag, dann wurde der Weg nach Nancy fortgeſetzt. Wir Offiziere lagen alle zuſammen bei einem Gutsbeſitzer im Quartier, der uns mit großer Freundlichkeit aufnahm und uns nicht oft und lebhaft genug ſeine Zufriedenheit ausdrücken konnte, daß es Napoleon ſchlecht ginge; ſie ſehnten ſich alle nach ihrem alten Königtum zurück und hätten dieſe ewigen Kriege ſatt. Man gab natürlich nicht viel auf ſolche Verſicherungen; denn nun der Feind im Lande war, wollten ſie alle gute Royaliſten ſein.

Als wir am anderen Morgen gemütlich beim Frühſtück ſaßen, ſprachen wir darüber, wie unerfreulich es ſei, nach Nancy und vielleicht noch wer weiß wie weit zurückmarſchieren und ſo uns noch immer mehr von der Armee entfernen zu müſſen; es ſei gewiß nicht nötig, denn es ſtände, das merkte doch jeder, mit den Franzoſen nicht gut. Es wäre nützlich, Erkundigungen einzuziehen, vielleicht ſei es jetzt ſchon möglich, zur Armee zu ſtoßen. Da wir ein formiertes Bataillon von nahe an 400 Mann ſeien, ſo hätten wir ſchwerlich etwas von den aufgeſtandenen Bauern zu fürchten, da dieſe ſich nur an kleine Trupps und einzelne Leute machten. Dem Hauptmann, unſerm Kommandeur, ſchienen dieſe Gründe einzuleuchten, und es fragte ſich nur, wie und wo ſichere Nachrichten zu erhalten ſeien. Es mußte einer von uns nach St. Dizier zurückgeſchickt werden und ſich beim Kommandanten erkundigen. Nach manchem Hin- und Herreden fragte mich der Kapitän, ob ich es übernehmen wolle. Ich war gleich dazu bereit, ließ mein Pferd ſatteln und ritt die vier Lieues, ſo raſch ich konnte, nach St. Dizier zum Kommandanten,

deſſen Quartier ich bald erfragte; er wohnte, wenn ich nicht irre, auf dem Marktplatz. Die Stadt war ganz ruhig wie im tiefſten Frieden, auch hatte ich unterwegs nicht das mindeſte, beſorgniserregende bemerkt. Ich traf den gedachten Herrn in dem Hausflur im Begriff auszugehen, meldete mich und ſagte ihm meinen Auftrag. Er erwiderte: „Geſtern war die Schlacht von Laon, wir haben geſiegt, der Weg zur Armee iſt frei, ſagen Sie Ihrem Kommandeur, er könne recht gut jetzt umkehren.“ Der Kommandant war ein Leutnant von der Landwehr, aber viel älter als ich, ſeinen Namen weiß ich nicht. Als ich dem Hauptmann die Meldung machte, die ſo günſtig lautete, wurde beſchloſſen, noch einen Tag zu warten und dann erſt den Rückmarſch zur Armee anzutreten. Die Fouriere wurden an dieſem anderen Tage abgeſchickt, um Quartier zu machen. Wir rückten etwa den 11. März nach St. Dizier ab, kamen dort gegen die Mittagsſtunde an, und die Leute waren einquartiert.

Als ich mit dem Einquartieren der Kompagnie fertig war, ging ich erſt nach dem Stall, wo mein Pferd ſtand, um zu ſehen, wie es untergebracht war. Es ſtand noch ein anderes von einem Kameraden darin; die Burſchen ſollten nach Fourage gehen, weshalb ich die Stallſchlüſſel mitnahm. Mein Quartier war in einem Eckhaus am Markte, bei einem Apotheker. In das mir angewieſene Zimmer getreten, welches die Ausſicht auf den Markt hatte, legte ich meinen Säbel ab, meinen Geldbeutel auf den Tiſch, machte mir's bequem und beſtellte mir, als das Mädchen vom Wirt eintrat und nach meinen Befehlen fragte, etwas Wein mit Waſſer. Dann trat ich ans Fenſter, fuhr aber, wie von einer Tarantel geſtochen, zurück. Wir waren überfallen! Feindliche Chaſſeurs tummelten ſich auf dem Markte und jagten ſich mit einzelnen von unſeren Leuten herum. Der Gedanke, ungeſehen den Stall zu erreichen, der in einem Nebengäßchen war, kam mir ausführbar vor, jedenfalls wollte ich es verſuchen; denn mein Pferd war noch nicht abgeſattelt, und hatte ich dieſes, ſo konnte ich mich retten. Ich nehme nur meine Pfeife, laſſe Säbel und Börſe liegen, laufe hinunter und will eben in das Gäßchen einbiegen, als ein Chaſſeur mich gewahr wird und Jagd auf mich macht. In meiner Verlegenheit erblickte ich, meinem Quartier gegenüber, ein junges gut gekleidetes Mädchen in einer offenen Haustüre ſtehen, die mit großem Intereſſe dem Treiben auf der Gaſſe zuſieht, und ehe der Chaſſeur

mich erreicht, bin ich mit drei mächtigen Sätzen die Stufen hinaufgesprungen, die zu der Haustüre führen, habe das Mädchen in das Haus zurückgedrängt und die Türe zugeschlagen und verriegelt. — Das junge Mädchen war ganz versteinert und zuerst keines Wortes mächtig. So sehen wir einige Augenblicke einander an. Dann sammle ich mich und frage, wem das Haus gehört. „Dem Pfarrer", erwiderte sie. — „Kann ich ihn nicht sprechen?" — „Er ist unwohl und liegt im Bett." — „Ist er so krank, daß er niemand sprechen kann?" — „O nein, aber" — „Mademoiselle, seien Sie nicht bange, ich werde Ihnen nichts tun; ich bin verloren, das sehe ich wohl; aber ich wollte mich nicht auf der Straße gefangen nehmen und mißhandeln lassen, darum habe ich Sie so erschreckt, und nun bitte ich Sie inständig, führen Sie mich zu dem Herrn Pfarrer." — „Kommen Sie!"

Sie führte mich ins Hinterhaus eine Treppe hoch, wo ich den Pfarrer, einen würdigen Mann von einigen fünfzig Jahren, im Bette fand. Ich entschuldigte mein Eindringen in seine friedliche Wohnung mit meiner Bedrängnis, sagte ihm, daß ich ihm nicht zumuten wolle, mich, einen Feind seines Vaterlandes, auf die Dauer zu verbergen; ich bäte, dies nur so lange zu tun, bis der Abend käme. Er möchte schon jetzt den Maire wissen lassen, daß ein feindlicher Offizier sich zu ihm geflüchtet, aber gebeten habe, des Abends durch einen französischen Offizier abgeholt zu werden. „So", fügte ich hinzu, „begehen Sie keinen Verrat an Ihrem Vaterlande."

Der Pfarrer hatte mich ohne Unterbrechung angehört, dann sagte er: „Unter der von Ihnen freimütig ausgesprochenen Bedingung will ich Sie hier behalten und vor den gefürchteten Mißhandlungen schützen." Es wurde heftig an die Haustüre gepocht. „Geh hinunter," sagte er, sich an das Mädchen wendend, „und sieh, wer da ist. Laß aber Niemand ein und antworte, wenn sie den Offizier suchen, er sei in den Garten hinausgestürmt. Zeige ihnen allenfalls die Gelegenheit, aber vorher — denn die Lärmer könnten warten — führe den Herrn hinauf zur alten Madeleine." — Zu mir gekehrt setzte er hinzu: „Das ist eine alte neunzigjährige Person, die das Gnadenbrot erhält, da sie nicht mehr arbeiten kann." Das Mädchen führte mich noch zwei Treppen höher in eine Art Mansarde, wo ein vom Alter gebeugtes Mütterlein saß und spann. Die Alte schien gar nicht erstaunt über diesen Besuch. Nachdem meine Führerin ihr mit ein

paar Worten das Verhältnis mitgeteilt, lief jene hinunter und öffnete die Haustüre, was ich deutlich hören konnte. Ich ging nun geraume Zeit stumm und verzweiflungsvoll in der Stube auf und nieder. Endlich kam das Mädchen wieder und fragte mich im Auftrage des Pfarrers, ob ich vielleicht etwas genießen wolle. Ich bat darum, da ich noch nicht zu Mittag gegessen, fügte aber hinzu, daß ich es nicht bezahlen könne, weil ich meine Börse in meinem Quartier habe liegen lassen. Sie brachte mir bald darauf eine sehr schöne Omelette und eine Flasche Wein. Als sie das Geschirr wieder holte, bemerkte sie, als ich die Pfeife im Munde, in dem Stübchen hin und her ging: „Die Pfeife brennt ja nicht. Sie haben wohl keinen Tabak?" Auf mein Verneinen sagte sie, sie wolle mir welchen bringen, und alsbald kam sie mit einem halben Pfund Tabak bester Qualität zurück. — Diese große Freundlichkeit machte den Wunsch in mir rege, ihr einen kleinen Beweis meiner Dankbarkeit zu geben. Ich fragte sie, was sie eigentlich hier im Hause sei; sie erwiderte, sie sei die Nichte des Pfarrers und pflege ihn jetzt, da er krank sei. Hierauf äußerte ich, daß ich sowohl von dem Edelmut des Pfarrers als von ihrer Freundlichkeit innig gerührt sei und gar zu gern ihr ein Zeichen meiner Dankbarkeit zurücklassen möchte, ich hätte aber nichts als meinen Siegelring mit meinem Familienwappen; ich bäte sie, ihn anzunehmem. Sie lehnte dies ab, indem sie bemerkte, ich würde seiner wohl noch bedürfen, und es widerstrebe ihrem Gefühl, sich die kleinen Dienste, welche sie mir habe leisten können, bezahlen zu lassen. Sie hatte Recht, und ich bestand weiter nicht darauf.

Nun fragte ich sie, ob sie aus der Stadt sei. „Ich bin die Tochter des Apothekers hier gegenüber'" erwiderte sie, meine Mutter ist die Schwester des Pfarrers." — „Mein Gott!" rief ich aus, „das ist ja mein Wirt, ich bin dort einquartiert." Ich erzählte ihr nun, daß ich meine Börse und meinen Tabaksbeutel in dem mir angewiesenen Zimmer auf dem Tische habe liegen lassen, und bat, ob sie nicht nachsehen wolle. Sie ging, kam aber bald mit der Nachricht zurück, daß Chasseurs in das Haus gedrungen seien, nach mir gesucht und Alles mitgenommen hätten, was sie in der Stube gefunden, meinen Säbel und jedenfalls auch meine Börse sowie auch meinen Tabaksbeutel; in ersterer waren 15 Napoleondor und etwa ein Dutzend Fünffrankenstücke. Ich fragte sie, ob ich ihren Vater nicht sprechen

könne. Sie war gleich bereit, ihn zu holen. Der Mann kam auch bald; ich begrüßte ihn als meinen Wirt, beklagte mein Mißgeschick, gefangen zu sein, rühmte die Gastfreundschaft und den augenblicklichen Schutz, den ich in diesem frommen Hause gefunden, und fügte hinzu, daß ich gar zu gern auf irgend eine Weise meine Dankbarkeit bekunden wollte und auch ein Mittel dazu zu besitzen glaubte. Ich erzählte ihm nun, daß meine Pferde in seiner Nachbarschaft ständen, daß ich die Schlüssel zu dem Stalle bei mir habe, und bat ihn dann, die beiden Pferde anzunehmen, indem es mir lieber sei, er benütze sie, als daß sie Dienste in der französischen Armee leisteten. Und was antwortete mir der brave Mann? Ich werde es nie vergessen. „Mein Herr", erwiderte er, „ich bin nicht schlecht genug, um aus Ihrem Unglück Nutzen zu ziehen. Ich werde Ihre Pferde bewahren; aber sie müssen arbeiten und ihr Futter verdienen; sind Sie das zufrieden? (Natürlich war ich es.) Ich habe ein Vorwerk, dahin werde ich sie tun, und wenn Sie mal wiederkommen sollten, sei es bald oder in sechs Monaten, so werden Sie Ihre Pferde zurückerhalten."

Der Ausgang der Kampagne 1814 ist bekannt. In Paris traf ich nach ungefähr vier Wochen einen Kameraden, dessen Namen ich leider vergessen, er war von der Landwehr und marschierte nach Hause; ihm erzählte ich die Geschichte und bat ihn, wenn er nach St. Dizier käme, dort zu meinem Apotheker zu gehen und sich die Pferde verabfolgen zu lassen, zu welchem Zweck ich ihm einen Zettel mitgab. Der brave Mann hat sie ihm richtig gegeben und sich nur zehn Franken Hufbeschlag vergütigen lassen. Denn für das Futter berechnete er nichts, das, meinte er, hätten sie bei ihm verdient. Ob wohl ein Deutscher eines größeren Edelmutes gegen einen Feind seines Vaterlandes fähig ist?

So kam denn der Abend heran, und es erschien ein französischer Offizier, welcher mich in Empfang nahm und zu den übrigen, auf den Straßen und in den Häusern gemachten Gefangenen des Marschbataillons brachte. Ich fand alle Kameraden des Bataillons gefangen. Der Kommandeur, Hauptmann du R., hatte dasselbe Schicksal gehabt. Seinem Mangel an Vorsicht hatten wir den Ueberfall zu danken; denn dieser war lediglich von Kavallerie ausgeführt worden, und wenn er die gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln getroffen, Patrouillen vor Betretung der Stadt ausgeschickt und Wachen aufgestellt hätte, so

wären wir nicht überraſcht worden. Wir wurden Alle in ein großes Lokal eingeſperrt, wo keinerlei Vorbereitung zu einer Lagerung, und wäre es nur Stroh geweſen, getroffen war. Meinen Kameraden ging es noch viel ſchlechter als mir, ich hatte wenigſtens gegeſſen, während dieſe teilweiſe ausgeplündert und gemißhandelt worden waren. Sie klagten über gräßlichen Hunger. Mit vier von ihnen hatte ich ſchon in der kurzen Zeit meines Eintritts in das Bataillon intime Bekanntſchaft gemacht, die Jugend ſchließt ſich ſo leicht an; ſie waren: der Lieutenant und Adjutant N... pl., ſpäter Kreisſekretär in Breslau, ſeit vielen Jahren tot, ein Lieutenant C., der es ſpäter bis zum Major und Bataillonskommandeur gebracht hat (wahrſcheinlich auch ſchon geſtorben), ein freiwilliger Jäger D... g, der heute noch in Brandenburg lebt. Wir beſchloſſen, während der Dauer unſerer Gefangenſchaft eng zuſammen zu halten, Alles mit einander zu teilen, gemeinſchaftſchaftliche Kaſſe zu haben und Einen zum Zahlmeiſter und Oekonomen zu beſtellen, zu welchem Amte D.... g gewählt wurde, weil er durch ſein ruhiges biederes Weſen am beſten dazu paſſend ſchien. Dem augenblicklichen Hunger dieſer Leidensgefährten konnte ich abhelfen. Mir fiel mein freundlicher Wirt aus der Vitryer Vorſtadt ein, der mich eingeladen hatte, ſo oft ich die Stadt paſſierte, bei ihm ohne Billet einzukehren, was ich aus Beſcheidenheit unterlaſſen hatte. Ich fand einen gutmütigen Bürger, der es übernahm, einen mündlichen Auftrag an ihn auszurichten. Ich ließ ihm ſagen, der preußiſche Offizier, welcher vor etwa drei bis vier Tagen bei ihm einquartiert geweſen und dem er die Offerte gemacht, jederzeit bei ihm zu logieren, ohne erſt bei der Munizipalité Quartier gefordert zu haben, ſei hier von Neuem gefangen und ließe ihn bitten, ihn aufzuſuchen. Es dauerte keine halbe Stunde, ſo kam er und ſagte mir, mich umarmend: „O, mein Freund, welche Torheit haben Sie begangen, daß Sie meiner Einladung, ſtets bei mir einzukehren, nicht gefolgt ſind. Sie wären dann nicht gefangen worden; denn ich hätte Sie durch einen zuverläſſigen Mann auf Fußſteigen auf die Straße nach Nancy bringen laſſen, das Sie ganz gewiß ungefährdet erreicht haben würden, denn mein Garten hinter dem Hauſe iſt den Bergen nahe, wohin keiner der Unſeren gekommen wäre.“ Ich bat ihn, für meine Kameraden etwas Eßbares zu beſorgen; er ging und brachte nach kurzer Zeit zwei Brote, einige Flaſchen Wein und einen halben Käſe, wovon

Alle gesättigt wurden. Dann nahm er Abschied mit der Herzlichkeit eines nahen Verwandten.

Unsere Gefangenschaft erklärte sich dadurch, daß Napoleon nach der verlorenen Schlacht bei Laon den Versuch machte, durch eine Diversion in den Rücken Blücher von seinem Marsch auf Paris abzubringen, und da war denn seine Avantgarde auf uns gestoßen. Bei dieser Gelegenheit hatte er befohlen, aus den Lazaretten alle Rekonvaleszenten, die irgend fortkonnten, mitzunehmen, um eine möglichst große Anzahl Gefangene für einen Triumph in Paris zu haben. Am folgenden Morgen wurden wir nach Bar-sur-Aube transportiert. Ich staunte, als wir auf dem Marsche mit den übrigen Gefangenen zusammenkamen, es waren über zweitausend Russen, Preußen, Bayern, Württemberger und Badenser, was sich aus Vorstehendem erklärt. Ich machte mich an die Spitze der Kolonne, weil ich aus Erfahrung wußte, daß sich da am besten marschiert, und hier knüpfte ich mit einem jungen hübschen französischen Offizier unserer Bedeckung ein Gespräch an, in welchem er äußerte, er sei auch in Deutschland gewesen, und sehr die Liebenswürdigkeit der jungen deutschen Damen gegen die Franzosen zu rühmen anfing. Das ärgerte mich, da mir mehr als eine Geschichte aus dem Jahr 1807/8 einfiel, wo die Feinde unseres Vaterlandes nur zu liebenswürdig befunden worden waren. Ich erzählte ihm daher, daß die französischen Damen nicht minder liebenswürdig wären, auch gegen uns Feinde, besonders wenn wir uns angelegen sein ließen, durch unser Benehmen die Gräuel des Krieges zu mildern. Ich könne ihm davon einen Beweis geben, wenn wir nach Bar-sur-Aube kämen, wo ich eine Familie kennen gelernt, die meiner Schilderung entspräche. Wenn er dort die Güte haben wollte, mich aus dem Lokal, wo wir eingesperrt würden, abzuholen, so würde ich ihm die Bekanntschaft einer bildschönen Landsmännin verschaffen. Er versprach mir, daß ich unter seiner Obhut meine Bekannten wiedersehen sollte, worauf ich indeß nicht viel vertraute.

Endlich kamen wir in Bar-sur-Aube an, unsere Bedeckung ließ die Trommel rühren, um die Einwohner zusammenzurufen, damit sie den Triumph ihrer Waffen bewundern und sich überzeugen sollten, daß es mit dem Kaiser noch gar nicht übel stünde. Ich fühlte mich so unglücklich, einer höhnenden Menge zum Schauspiel dienen zu müssen, daß ich beschloß, diesem zu trotzen. Zu dem Zweck blieb ich

zurück, marschierte an der rechten äußeren Seite der Gefangenen, faßte Tritt und schritt, meine mit Silber beschlagene Meerschaumpfeife im Munde, mit stolzer Verachtung auf die Gaffer blickend, die Straße hinab. Da kam ein Bürger dicht heran, fixierte mich und sagte: „Ce coquin marche si fier comme un roi.“ — „Coquin vous-même!“ rief ich aus, gab ihm eine kräftige Ohrfeige, daß er taumelte, und sprang mitten in die Kolonne, weil ich da nicht so leicht gefunden werden konnte. Hier hörte ich, wie andere auf der Straße stehende Einwohner in die Hände klatschten, indem sie sagten: „Das ist ein tapferer Mensch! Recht so, warum sich über diese Unglücklichen lustig machen?“ Alles war in einem Augenblick geschehen, raschen Schrittes marschierten wir weiter, und es erfolgte garnichts darauf. Wir Offiziere wurden in einem Gasthofe niederen Ranges untergebracht, wo man für Geld etwas zu essen bekommen konnte: ich hatte keins, konnte mich aber nicht entschließen, von der gratis zu habenden Roggenmehlsuppe mit Leinöl zu essen, weil sie gar zu gräulich aussah und überdies abscheulich roch; sie war aber das Einzige, was unser Rechnungsführer, der Freiwillige D . . g, bezahlen konnte. Da mit einemmale erschien mein junger französischer Offizier und forderte mich auf, mit ihm zu meinen früheren Wirtsleuten zu gehen, da er es mir versprochen habe und gern die schöne Tochter kennen lernen wolle. Als wir ins Haus traten, erkannte mich meine gute Wirtin Madame Agenoux sogleich, fiel mir weinend um den Hals, beklagte mit vielen Ausrufungen mein trauriges Geschick und bat den Offizier, mich bei ihr im Hause zu lassen. Derselbe bedauerte, daß er ihren Wunsch nicht erfüllen könne, und lenkte dann rasch das Gespräch auf ihre Tochter. „O,“ sagte sie, „die ist nach Paris geschickt; es war hier in der Unruhe kein Bleiben für sie.“ Sie erkundigte sich nun, wo wir untergebracht wären, und ich sagte ihr aufrichtig, wie schlecht es uns ginge, und daß ich mich nicht entschließen konnte, die Mehlsuppe zu essen. „Wie viel Kameraden haben Sie?“ Ich erwiderte, wir wäre unser vier Freunde, die alles mit einander teilten, und sie versprach uns und meinen beiden Leuten, die mit den anderen Gefangenen im Hofe der Mairie eingesperrt waren, ein Mittagessen zu schicken, und die gute alte Dame hielt Wort. Kaum war ich zu meinen Kameraden zurückgekehrt und hatte ihnen verkündigt, daß nun unsere Not ein Ende habe, so erschien auch schon ein Dienstmädchen mit einem

großen Korbe sehr schmackhaften Essens und zwei Flaschen Wein, woran wir Alle genug hatten.

Wir blieben hier drei Tage liegen, wahrscheinlich weil der Transport unserer Armee wegen schwer durchzubringen war, und jeden Mittag erhielten wir von Madame Agenoux ein gutes Diner. Als wir den Ort endlich verließen, führte man uns durch die Straße, in welcher meine freundlichen Wirtsleute wohnten; sie standen Beide vor ihrem Hause, und mein Wirt kam auf mich zu, um Abschied zu nehmen. Dabei reichte er mir die Hand und gab mir zwei Laubtaler, indem er bemerkte: „Verzeihen Sie, mein Herr, aber Sie werden dies nötig haben; Sie können mir es später wiedergeben."

Zuerst marschierten wir nun nach und durch Troyes. Hinter der Stadt auf einem freiem Platze wurde Halt gemacht und uns einige Stunden Ruhe gegönnt, aber von Verpflegung war nicht die Rede. Ich wußte mir jedoch zu helfen, indem ich mich des Mädchens, das ich vor einiger Zeit hier vor Ungebührlichkeiten beschützt, erinnerte, mir aus den Gamins, die uns hier umschwärmten, einen ziemlich anständig gekleideten herausſuchte und ihn fragte, ob er mir wohl die Gefälligkeit erzeigen wolle, einen offenen Zettel nach der Stadt zu tragen. Er zeigte sich bereit, ich schrieb mit Bleistift auf ein Stückchen Papier: „Der Offizier, der vor etwa vierzehn Tagen das Glück gehabt, Ihnen einen kleinen Dienst zu erweisen, als er bei Ihrem Vater einquartiert war, ist abermals gefangen und liegt hier vor der Stadt ermüdet und hungrig, wollen Sie sich meiner erinnern?" — Den Jungen beschwor ich, nicht schlecht zu sein und sein Versprechen ja zu erfüllen. Er versicherte es auf sein Ehrenwort, was wollte man mehr? — Den Namen des Wirts habe ich vergessen, aber die Firma behalten. Mein Junge trollte ab; als er nach einer Stunde nicht zurückkehrte, gab ich schon alle Hoffnung auf, da kam er voller Freude an und mit ihm das junge Mädchen selbst, die uns ein reichliches Mittagessen mit aller Zubehör brachte, wovon wir alle vier satt wurden. Ihr glückliches Gesicht, auf dem die Freude, dankbar sein zu können, sich so recht abspiegelte, war ein Dessert, wie es selten geboten wird.

Kurz nachdem wir gespeist, mußten wir Offiziere antreten. Man teilte uns zu dreien und ließ uns bei einem großen aufgeschlagenen Fasse mit Rotwein vorbeimarschieren, wo jeder von einem Sergeanten ein halbes Brot, etwa ein Pfund schwer, und ein Glas Wein, das

aus der Tonne geschöpft wurde, erhielt. Das Brot nahm ich, den Wein aber trank ich nicht, weil er garstig roch und diese Art der Abfütterung gar zu gemein war. Hauptgrund war aber wohl, weil ich gesättigt war und soeben besseren Wein aus der Hand meiner hübschen Wirtstochter getrunken hatte.

Wir marschierten nun noch einige Lieues, dann wurden wir auf einem Dorfe einquartiert, die Offiziere in einem Bauernhause, die Gemeinen in der Kirche. Ich war durstig geworden und bat unsern Wirt um ein wenig Wasser. „Auf dem Hofe ist ein Brunnen", erwiderte er mürrisch; ich solle nur hinausgehen und mir schöpfen, er sei viel zu gut, um einen verfluchten Kosaken zu bedienen. Mit Tagesanbruch ging's weiter. Von der Bedeckung hatte ich in Erfahrung gebracht, daß wir nach Paris transportiert werden sollten, um dort bei einem Triumphzug der französischen Waffen zu paradieren, und da Napoleon nach der verlorenen Schlacht bei Laon sich beeilte, Blücher, der sich durch keine Diversion hatte irre machen lassen, zuvorzukommen, so mußten wir einige Tage mit dem Armeekorps der Garde, bei dem Napoleon selbst war, die forcierten Märsche mitmachen, so daß wir oft neben ihnen marschierten. In einem Dorfe, dessen Namen ich vergessen, waren wir in einem Bauernhause einquartiert und hatten Ruhetag; es war im Hauptquartier des französischen Kaisers, dessen Wohnung der unsern gerade gegenüber lag. Ich hätte ihn gern gesehen, den Mann, der so viel Unglück über mein Vaterland gebracht hatte und jetzt schuld an unserem Leiden war; den ganzen Tag habe ich am Fenster gestanden und aufgepaßt, aber es ist mir nicht gelungen, ihn zu erblicken. Mit Mühe und Not hatten wir für Geld etwas Fleisch und Grauben bekommen, aber es fehlte an Geschirr, es zu kochen; da kam einer auf den Gedanken, den Deckel des eisernen Ofens in der Stube, der ziemlich groß war, umzukehren und als Kessel zu benutzen. Er wurde abgenommen, aber wie sah er aus! Der Kohlenruß von Jahren saß fingerdick darin. Wir kratzten ihn mit Messern los, kamen nach einer Weile auf den Grund, aufs Eisen, kochten ihn aus und scheuerten ihn zuletzt noch tüchtig mit Sand, und war die dann darin zubereitete Suppe auch immer noch sehr schwarz, so war sie doch genießbar, und so kamen wir denn im kaiserlichen Hauptquartier zu einem ganz leidlichen Diner.

So ging es denn Tag für Tag weiter unter immer größeren

Leiden und Entbehrungen. Wir mußten bis in den Nacht wandern, wurden abends in Kirchen eingesperrt, und selten erlaubte man uns, während des Marsches zu trinken, wo denn die Flasche mit Wasser, die ich bei mir trug, unbezahlbar war. Endlich gelangten wir nach Sens en Bourgogne. Hier wurden wir Offiziere auf der Mairie in einem großen Saal einquartiert, der erwärmt und in welchem für jeden eine Matratze ausgebreitet war, ja wir sollten sogar des Mittags warmes Essen bekommen. Dies war am 28. oder 29. März; am 10. oder 11. waren wir gefangen genommen worden, also 16 oder 17 Tage hatte die Qual schon gedauert. Ich lag an diesem Ruhetage mit einem meiner Kameraden, der ein leidenschaftlicher Spieler war, auf der Matratze, als mir dieser vorschlug, mit Würfeln zu spielen. Ich ging zum Zeitvertreib darauf ein, und da er nicht um nichts spielen wollte, so spielten wir um unser versprochenes Mittagessen. Indem ich zwischen Furcht und Hoffnung, dieses zu verlieren, schwebte, kam aus dem Nebenzimmer ein Kamerad von der badenschen Garde und sah unserem Spiele zu. Er bemerkte, daß ich einen sehr schönen Pasch elfenbeinerner Würfel hatte, und bat mich, ihm dieselben zu verkaufen. Ich lehnte dies erst ab, da ich den Zeitvertreib in unserem Unglück nicht entbehren wollte; als er mir jedoch für meine Würfel sechs Franken und einen weniger guten Pasch bot, war ich es zufrieden, der Handel wurde geschlossen, und indem ich mich mit dem Gelde reich wie ein Krösus fühlte, gab ich gleich unserem Schatzmeister drei Franken in die Menagekasse, und mit den anderen drei Franken versuchte ich mein Glück im Nebenzimmer, wo um Geld gespielt wurde. Es war mir günstig, und nach einer kleinen halben Stunde hatte ich sechzig Franken gewonnen. Ich gab sofort weitere zwanzig Franken in die Menagekasse, damit wir alle in den nächsten Tagen wenigstens vor großer Not gesichert wären, „und nun", sagte ich, „wollen wir uns einen guten Tag machen und ein paar ordentliche Flaschen Wein zu unserem Mittagessen trinken". Erwähnen muß ich hier, daß mein Siegelring und meine mit Silber beschlagene Meerschaumpfeife schon lange verkauft waren.

Ich begab mich hinunter zur Schildwache und fragte: ob sie mich nicht zu einem nahen Weinhändler begleiten wolle. Der Mann erwiderte, das könne er nicht, der Sergeant sei nicht da, und er dürfe seinen Posten nicht verlassen. Da erbot sich einer der Straßenjungen,

die nie fehlten, wo es etwas zu sehen gab, mir Wein zu holen, er kenne einen sehr guten Laden. „Ich werde mich hüten", erwiderte ich, „nicht wahr, ich gebe Dir das Geld, Du läufst fort, und ich bin geprellt." Entrüstet entgegnete der Gamin: „Ma parole d'honneur, je ne vous tromperai pas, je ne serai pas si lâche." Das amüsierte mich, und ich sagte, ich wolle auf sein Ehrenwort vertrauen, aber er müsse guten Wein bringen, was wohl die Flasche koste? Er meinte, unter zwei Franken die Flasche bekäme man keinen guten. Ich gab ihm zehn Franken und versprach ihm ein Trinkgeld. Und siehe da, er kam richtig wieder mit vier Flaschen und brachte mir zwei Franken zurück, die ich ihn für seine Ehrlichkeit behalten ließ. Unser Mittagessen kam jetzt auch, und wir tranken unsere vier Bouteillen in großer Heiterkeit, die dadurch noch mehr angeregt worden, daß einige von den Gardeoffizieren, welche bei unserem Transportkommandanten zum Essen gebeten gewesen waren, von da zurückkehrten und uns erzählten, daß sehr wichtige und zwar für uns günstige Nachrichten eingegangen seien, denn die Franzosen steckten die Köpfe zusammen. „So viel wir haben erlauschen können," setzten die Herren hinzu, „schlägt man sie heute bei Paris. Aus unserem Transport dorthin wird nichts werden." Der Wein hatte uns geschmeckt, es war der schönste Burgunder, den ich jemals getrunken.

Gegen Abend ging der Marsch weiter, und erst fingen wir an, den Wein zu fühlen. Zuerst machte sichs ganz leidlich mit dem Gehen, aber nachdem wir einige Lieues marschiert waren, überfiel mich eine so grenzenlose Müdigkeit, daß ich alle meine Kräfte aufbieten mußte, um nicht niederzusinken, bevor wir ins Quartier kamen. Anderen Tags bei guter Zeit brachen wir dann wieder auf, und es wurde eine andere Direktion eingeschlagen, und zwar nach Orleans. Ich erfuhr jetzt, daß wir nun nach Tours transportiert werden sollten, um dort bis zur Auswechslung zu sitzen. Wir marschierten durch Orleans und hielten, nachdem wir eine schöne Brücke über die Loire passiert, dicht an derselben in einer Vorstadt an, wo ein Artilleriepark von einer Menge Kanonen aufgefahren war. Wir waren von dem Marsche sehr erschöpft und bemerkten hier, daß wir einige große zweiräderige Karren bei uns hatten, die hinter uns herfuhren, um Kranke und ganz Marode aufzunehmen. Auf diesem Karren war kaum etwas Stroh, man packte die armen Kranken rücksichtslos neben- und aufeinander und ich sah sofort, daß auf ihnen zu fahren keine Erleich-

terung, ſondern eine ſchlimmere Marter war, als wir Fußgänger ſie erdulden mußten. Wie recht ich damit hatte, wurde ich ſehr bald inne. Ein bayeriſcher Offizier, ein großer ſtarker Mann, den man als Halbrekonvaleszenten in einem Lazarett aufgegriffen und als Gefangenen mitgeſchleppt hatte, war, durch den Marſch erſchöpft, liegen geblieben und dann auf einen ſolchen Karren geworfen worden, und hier, wo gehalten wurde, entdeckte man, daß er geſtorben. Man nahm ihn herunter und legte ihn auf die Straße, wo er ſpäter durch die Ortsbehörde abgeholt wurde, um begraben zu werden.

Einige von unſeren ermüdeten Soldaten hatten ſich den Häuſern genähert, um bei den vor der Tür Stehenden, größtenteils Weibern, um einen Trunk Waſſer zu bitten. Dieſe Megären aber verweigerten dies nicht nur, ſondern jagten die Unglücklichen keifend zurück. „Nichts mit Waſſer!“ ſchrieen ſie. „Die Fremden hätten zu Hauſe bleiben und ſie nicht in ihrem ſchönen Frankreich beläſtigen ſollen.“ Empört über ihr Betragen und noch aufgeregt durch den elenden Tod des bayeriſchen Offiziers, trat ich auf ſie zu und ſagte ihnen, was mir der Zorn eingab. Schämen ſollen ſie ſich, ihr Benehmen ſei niederträchtig, ſie, die von der großen Nation ſein wollten, hätten ſo wenig Herz, unglücklichen erſchöpften Gefangenen einen Trunk Waſſer zu verſagen — ſie, Weiber, die doch ſonſt nicht ſo abſcheulich handelten, deren ſchönſter Schmuck Milde und Mitleid ſeien, u. ſ. w. Da riefen ſie einen von unſeren Wächtern von der Eskorte und verlangten Schutz vor meinen Beleidigungen, und ſofort kam auch ein Kerl gelaufen und legte das Gewehr auf mich an. Ich ſprang in die Kolonne und rief: „Steht auf, man will uns erſchießen!“ Alles fuhr auf, was in der Nähe war, und nun rief ich dem Kerl zu, er ſollte es wagen, zu ſchießen, es koſtete mir nur ein paar Worte und die paar Mann Eskorte wären ecraſiert. Die Drohung war nicht lächerlich; denn die Zahl der Gefangenen war auf 300 Offiziere und 5000 Unteroffiziere und Gemeine angewachſen, und neben uns ſtand ein Park von 90 Kanonen. Durch den Lärm, den ich gemacht, wurde der Oberſt von den Gendarmen herbeigeführt; er erkundigte ſich, was es gäbe, worauf ihm der Franzoſe, der ſich nicht heranwagte, erzählte, daß ich auf die franzöſiſche Nation geſchimpft habe. Der Oberſt rief mir zu, zu ihm zu kommen, ich aber erwiderte, ich würde mich hüten, hier ſei ich ſicher, aber nicht mehr, wenn ich in ſeiner Gewalt wäre. Da-

rauf ſagte er: „Kommen Sie immer her, junger Mann; ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, es geſchieht Ihnen nichts!“ — „Auf Ihr Ehrenwort vertraue ich“, entgegnete ich und trat an ihn heran. Er fragte mich, was mich veranlaßt habe, ſolche unvorſichtige Aeußerungen zu tun? Ich antwortete, daß ich empört ſei, wie man uns behandle, daß infolge dieſer Behandlung ein Offizier wie ein Hund habe ſterben müſſen, daß ich über die Hartherzigkeit der Weiber, die den vor Erſchöpfung umſinkenden armen Gefangenen einen Trunk Waſſer verſagten, außer mir geraten ſei, daß ich nicht mehr gewußt, was und wie ich es geſagt habe. Er entſchuldigte unſere Behandlung mit den Verhältniſſen, verſprach, daß es von jetzt an beſſer werden ſolle, forderte mich auf, indem er mir die Hand reichte, künftig ruhiger und artiger zu ſein, und ritt dann fort. Meine Kameraden kamen an mich heran, fragten, ob ich toll geworden ſei, und ſuchten mich zu beruhigen, indem ſie ſehr richtig anführten, daß mein Wüten nichts nütze und es von mir Torheit ſei, mich ſo auszuſetzen. „Ihr habt Recht,“ erwiderte ich, „aber ich bin auch wie toll, mein Leben gilt mir nichts, dieſe Nichtswürdigkeit der Weiber hat mich ſo ſehr empört.“ Wir marodierten dann weiter und wurden dieſe Nacht wieder in eine Kirche eingeſperrt, bei welcher Gelegenheit ich bemerke, daß jedesmal, wenn man uns ſagte, daß wir in einer Kirche einquartiert werden ſollten, Jeder von uns in dem betreffenden Dorfe trockenes Stroh und noch häufiger Miſt, wie er auf den Straßen lag, aufraffte, um es in der Kirche beim Niederlegen unter den Kopf zu nehmen. Ich konnte mich nie dazu entſchließen, ſondern ſuchte immer nach vorn an die Spitze zu dringen, um einer der Erſten in der Kirche zu ſein, wo ich dann raſch zum Altar ging und mich ſo auf die Stufen hinlegte, daß ich den Kopf erhöht hatte. Den folgenden Tag kamen wir nach Blois, wo wir Offiziere im Hotel de Dieu einquartiert wurden und gutes Eſſen ſowie Matratzen zur Lagerſtätte erhielten. Als wir am andern Morgen weiter marſchierten, waren wir Offiziere allein, die Gemeinen hatten einen anderen Weg eingeſchlagen; Nationalgarden, ein Offizier mit dreißig Mann, waren unſere Eskorte. Wir mochten etwa eine Lieue zurückgelegt haben, als wir Platz machen mußten für eine große ſchöne Equipage, worin ein Miniſter ſaß, der uns verkündigte: daß es Friede ſei. Er hielt an und ſagte, unſere Leiden hätten nun ein Ende. Er war zur Kaiſerin geſchickt worden, um

ihr die Friedensnachricht zu bringen. Unſern Jubel vermag keine Feder zu ſchildern; dennoch wurde er noch erhöht, als wir nach Amboiſe, unſerem heutigen Beſtimmungsort, gelangten, und der Maire uns freundlich mit den Worten empfing: „Meine Herren, es gibt keine Gefangenen der Alliierten mehr. Sie ſind frei, morgen werde ich Ihnen Päſſe nach Paris geben.“

Amboiſe iſt ein nettes Städtchen von 4—5000 Einwohner, wo wir bei den Bürgern einquartiert und gut verpflegt wurden. Am andern Tag erhielten wir wirklich unſere Päſſe, in welchen die Magiſtrate der verſchiedenen Etappen aufgefordert wurden, uns Quartier und Beköſtigung zu verabreichen. Viele von uns, ſelbſt einige von den Kameraden, mit welchen ich Menage gemacht hatte, die klüger oder ſelbſtändiger geweſen waren, als ich, hatten noch Geld, während ich nichts für mich allein zurückbehalten, ſondern alles ehrlich zur gemeinſchaftlichen Kaſſe gegeben, mieteten ſich Wagen und fuhren gleich ab nach Paris. Ich ging des anderen Tages auch fort, aber natürlich zu Fuß, auf mein gutes Glück bauend, das ich denn doch bei allem Unglück bisher gehabt hatte; denn es hätte mir ja noch viel ſchlechter gehen können. Ich marſchierte zwei oder drei Lieues bis auf die nächſte Etappe, auch ein kleines Städtchen, ging auf den Markt, fragte nach der Munizipalité und ſah vor dem Poſthauſe dieſelbe Equipage halten, in welcher der Miniſter reiſte, der uns geſtern die Friedensbotſchaft verkündigt hatte. Es war ein ſtattlicher Jäger dabei, den ich fragte, wem die Equipage gehöre, und der meine Vermutung beſtätigte. Der Miniſter kehrte von der Kaiſerin nach Paris zurück. Ich erkundigte mich, wie lange er ſich wohl hier aufhalten werde? „Nicht lange,“ meinte er, „er frühſtückt ein bischen, etwa eine halbe Stunde. Ich lief nun flink nach einem billet de rafraichissement, das ich auf der Munizipalität erhielt, und fand bald meinen Wirt. Nachdem ich um etwas Brod und Wein gebeten, trank ich letzteren, das Brod aber nahm ich in die Hand, ein Stück Käſe auch, und ſo wandte ich mich dem Tore zu, ſah die Equipage richtig noch vor der Poſt halten und ſchritt nun auf der ſchönen, mit lauter viereckigen Steinen gepflaſterten Straße vorwärts. Als ich den Wagen zuerſt geſehen, war mir der Gedanke durch den Kopf geſchoſſen: wenn er doch nach Paris führe und ich mit könnte, und als ich erfahren, wer der Beſitzer ſei, hatte ich einen Augenblick die Idee, den Miniſter zu

bitten, mich mitzunehmen, verwarf sie aber gleich wieder, indem ich eine abschlägige Antwort fürchtete, und machte mir einen anderen Plan. Ich mochte ungefähr eine halbe Stunde gegangen sein, als der Wagen mich einholte. Behend sprang ich hinten auf, und fort ging es teils im Galopp, teils in raschem Trabe; denn die französischen Posten fahren sehr schnell. Das hielt ich ungefähr eine Stunde aus, da erhob ich mich und stellte mich wie ein Diener hinten auf; die Erschütterung war aber noch schlimmer als im Sitzen, und so versuchte ich es, auf den Zehen zu stehen, und siehe da, es war jetzt zum Aushalten.

So habe ich den ganzen Tag abwechselnd gesessen und gestanden. Kamen wir an ein Städtchen, wo nach meiner Vermutung die Pferde gewechselt wurden, so sprang ich ab, ging so geschwind als möglich durch den Ort und auf der Chaussee wieder voran, und so — es mochte nach meiner Rechnung fünf Uhr sein — kamen wir endlich in die hübsche kleine Stadt Chartres. Ich war sehr hungrig und beschloß, hier zu Mittag zu essen. Ich fuhr diesmal mit bis vor das Posthaus, sprang ab, als der Wagen hielt, und ging einige Schritte zurück, während der Jäger vom Bock und der Minister ausstieg. Der erstere bemerkte mich, sagte aber nichts, obgleich er mich etwas verwundert anblickte. Hierdurch zuversichtlich gemacht, fragte ich ihn, ob die Exzellenz vielleicht hier dinieren würde? Er bejahte es ganz artig, und nun lief ich wieder nach der Munizipalité, ließ mir ein Billet geben, auf welchem zu meiner Genugtuung und Verwunderung „pour dinor“ stand. Auch hatte mich ein gutes Los getroffen, bei einem anständigen Bürger, wo ich vorzüglich aß und ein nettes Glas Wein dazu bekam. Ich unterhielt mich ein wenig mit dem Wirt, der ganz glücklich über den Frieden war, und eilte, durch das Mahl gestärkt, schnell auf die Pariser Chaussee, um meinen Minister nicht zu verpassen. Der holte mich denn auch bald ein, und nun fuhr ich noch bis nach Rambouillet, wo ich, da der Tag zu Ende ging und ich weder mehr zu sitzen noch zu stehen imstande war, Nachtquartier zu machen beschloß. In der Tat, mein Sitzorgan tat mir fabelhaft weh. Ich bekam auch ein gutes Quartier mit einem sehr sauberen Bett, in welchem ich bis an den hellen Morgen schlief. Gleich nach dem Frühstück brach ich auf und marschierte bis nach Versailles, das etwa vier Lieues von Rambouillet ist. Als ich mich

der Stadt näherte, holte mich ein großer zweirädriger Karren ein, auf welchem meine Kameraden saßen. Sie waren nicht wenig verwundert, mich zu sehen, und konnten nicht begreifen, wo ich so früh schon herkam. Das Beste aber war, daß sie noch einen Platz frei hatten und ihn mir anboten.

In Versailles blieben wir die Nacht und am folgenden Tage wurde Paris erreicht. Es war gegen zehn Uhr vormittags, als wir vor der Stadt anlangten, und gleich nachdem wir die Barrière passiert hatten, erblickte ich den Generalintendanten der Armee, Staatsrat v. Ribbentrop, den ich in Troyes kennen gelernt. Ich sprang sofort vom Wagen, begrüßte ihn und sagte: „Das ist ja ein großes Glück, Herr Generalintendant, daß wir bei unserem Eintritt in Paris gleich Ihnen begegnen, dem Manne, der uns in unserer Not helfen kann und wird.“ Er erwiderte freundlich meine Ansprache und erkundigte sich, wo wir herkämen, worauf ich ihm denn in aller Kürze die Abenteuer meiner abermaligen Gefangenschaft mitteilte. Er wünschte uns Glück zu unserer Befreiung, bedauerte aber, daß er uns nichts nützen könne, da er leider noch kein Geld habe, uns also auch nichts geben könne. Er entließ mich und hatte noch die Güte, mir zu sagen: daß wir auf der Munizipalität auch den Kommandanten von Paris, Obersten Graf v. d. G., finden würden. Wir begaben uns nun nach der Mairie, wo wir nach dem Kommandanten fragten und in ein großes Zimmer gewiesen wurden, in dem wir einen Offizier vom Generalstabe — ich glaube, es war ein Hauptmann — fanden, der uns nach unserem Begehren fragte. Wir sagten, wer wir wären und wo wir herkämen, und baten um Quartier, sowie um Mittel, uns wieder offiziersmäßig zu arrangieren. Er erwiderte zu unserem großen Erstaunen, Quartier könnten wir nicht bekommen; nur die Garden würden einquartiert, das sei gemessener königlicher Befehl. Da nun alle verstummten, auch der Hauptmann, unser Kommandeur vom Marschbataillon, so nahm ich das Wort und entgegnete: „Das glaube ich nicht, das ist unmöglich; für Offiziere in unserer Lage müssen Ausnahmen stattfinden.“ Barsch antwortete er: es sei so und er könne uns nicht helfen. „Nun denn“, sagte ich, „so bleiben wir hier in der Stube, hier ist es warm, und wo Sie essen, werden wohl auch wir satt werden.“ Hierauf wurde er grob und gebot uns, das Zimmer zu verlassen, er habe mehr zu tun. Während dieses Wortwechsels, der

ziemlich laut geworden war, kam aus einem Zimmer daneben der Oberſt Graf v. d. G. ſelbſt und fragte, was denn das für ein Lärmen ſei. Der Generalſtabsoffizier meldete ihm nun den Vorgang in entſtellter und übertriebener Weiſe, indem er ſagte, wir hätten auf eine wenig beſcheidene Art Quartier und Mittel gefordert, und als er uns bemerkt, das könnten wir nicht erhalten, weil dies der Befehl des Königs, habe ich geäußert, dies ſei nicht zu glauben. Der Oberſt ſagte, es ſei ſo, gleichviel, ob wir es glauben wollten oder nicht, worauf ich erwiderte: „Nun gut, dann bleiben wir hier und gehen nicht von der Stelle, bis uns ein Unterkommen und Exiſtenzmittel angewieſen werden.“ Da wurde auch der Oberſt unwillig und drohte, mich arretieren zu laſſen. Ich antwortete gelaſſen: „Tun Sie es nur; wir verlangen nichts beſſeres, denn da müſſen Sie uns doch Obdach geben, und verhungern können Sie uns auch nicht laſſen.“ Hierauf befahl er dem Generalſtabsoffizier, für uns fünf eine Anweiſung auf Quartier für fünf Tage mit Verpflegung zu geben. Wir dankten ihm und, auf das Billetamt gewieſen, welches in demſelben Hauſe war, erhielten wir eine Quartieranweiſung bei einem Monſieur Fournier, Jardinier fleuriste, rue St. Jaques No. 59. Dieſe Szene iſt ſo lebhaft in meinem Gedächtnis eingegraben, daß ich nicht ein Jota davon vergeſſen habe, ich hatte mich gar zu ſchmählich geärgert. Unſern Wagen hatten wir, weil wir ohne alles Gepäck waren — aus der Gefangenſchaft bringt man in der Regel nichts mit —, fahren laſſen, wir mußten alſo in dem großen Paris unſer Quartier zu Fuß aufſuchen; denn einen Fiaker zu nehmen, hatten wir kein Geld, alle nicht einen Sou, das Quartier aber war eine Stunde weit.

Wir wurden von unſerem Wirt, der ſehr wohlhabend zu ſein ſchien, freundlich aufgenommen, erhielten zwei ſauber eingerichtete Zimmer angewieſen, und bald wurde auch ein ſehr anſtändiges Gabelfrühſtück aufgetragen. Als wir unſere Zimmer mit unſerem Adjuſtement verglichen, war der Kontraſt ſo, daß wir beſchloſſen, zwar bei Tage in dieſen Gemächern zu bleiben, von den ſchönen reinen Betten aber keinen Gebrauch zu machen. Nach dem Mittageſſen, bei welchem unſer Wirt (er war früher in Ungarn beim Fürſten Eſterhazy geweſen) ſich ſehr lebhaft mit uns unterhielt und ſich äußerſt befriedigt über den Sturz Napoleons ausſprach, rief ich ihn demnach beiſeite und bat ihn, uns ein ruhiges Kämmerchen anzuweiſen, worin er uns

von einigen Bund Stroh ein Lager bereiten lassen wolle; wir wären daran gewöhnt und wollten ihm, da er so freundlich und anständig gegen uns sei, nicht zum Dank seine Betten verunreinigen; eher hofften wir, morgen von diesen Gebrauch zu machen, wenn wir wieder wie zivilisierte Menschen beschaffen wären. Nach vielem Weigern willfahrte er uns; wir bekamen ein hübsches Stübchen und eine schöne Streu und zogen uns gar nicht erst aus, sondern schliefen, wie wir waren, ganz prächtig, es war ja doch golden gegen das Liegen auf den Steinfliesen in den Kirchen.

Am anderen Morgen standen wir früh auf, um zum Intendanten zu gehen; vorher aber suchten wir das Quartier unseres Königs auf, über dessen Lage unser Wirt die nötige Auskunft gegeben. Hier begab ich mich zum Obersten von Thiele, ließ mich melden und wurde sogleich vorgelassen. Er war erstaunt, mich in Paris zu sehen, da ich ihm bereits persönlich bekannt war; denn auf seinen Befehl hatte ich in Bar sur Aube damals den Weg nach Chaumont eingeschlagen. Ich erzählte ihm mein Schicksal und bat ihn um eine Empfehlung an den Intendanten, damit wir Geld bekämen. Er setzte sich sofort hin und schrieb ein Billet an denselben, das er mir mit dem Hinzufügen übergab, wenn ich irgend etwas bedürfe, solle ich ungescheut wiederkommen. Wir traten nun den unendlich weiten Weg zum Herrn v. Ribbentrop an, bei dem wir ganz ermüdet anlangten. Ich übergab ihm das Billet des Generaladjutanten. Uneröffnet warf er es auf den Tisch und sagte: „Meine Herren, es tut mir leid, daß Sie geglaubt haben, dieser Empfehlung zu bedürfen, um mich zu veranlassen, Ihnen in Ihrer Lage zu geben, was Sie bedürfen; aber es ist alles noch in Verwirrung, es ist noch kein Abkommen mit irgend einem Bankier getroffen, da die Kriegskasse noch nicht da ist, und wer weiß, wo die noch steckt. Sogar der Kourier, welcher die Nachricht von der Schlacht von Paris nach Berlin bringen sollte, war deshalb aufgehalten, bis es der König erfuhr und das Reisegeld aus seiner Schatulle geben konnte. „Wissen Sie, meine Herren", fuhr er fort, „mein ganzes Vermögen besteht noch in 20 Franken, die will ich mit Ihnen teilen." Er zog seine Börse, in welcher noch vier Fünffrankenstücke waren, und gab für uns fünfzehn Franken her, mit denen wir uns verabschiedeten.

Von dem weiten Wege waren wir müde und hungrig geworden,

und so traten wir bei einem Konditor ein, wo wir für einen halben Franken eine Tasse Chokolade und etwas Gebackenes genossen. Dann kaufte ich mir für einen halben Franken einen engen Kamm und ein Stück Seife, und für einen Franken nahm ich ein warmes Bad, in dem ich mich gründlich reinigte und mir zugleich mein Hemd wusch, welches ich seit mehr als drei Wochen nicht gewechselt hatte. Ich rang es tüchtig aus und zog es an, damit es auf dem Leibe trockne. Die Kameraden hatten auch jeder ein Bad genommen, wir fanden uns wieder zusammen und gingen wie neugeboren in unser Quartier, wo wir an der guten Verpflegung uns gütlich tun und für die folgende Nacht die schönen reinen Betten benutzen konnten.

Des andern Morgens machten wir uns frühzeitig auf den Weg zum Intendanten, um nachzufragen, ob Geld da sei. Und welche Freude! es war da. — Er gab uns jedem ein zweimonatiges Gehalt, das inklusive Feldzulage 50 Taler für mich betrug. Was nun zuerst beginnen? — Zuerst natürlich kleiden! — Wir gingen nun in das Palais Royal, wo alles fertig zu haben war, Uniformen, Dienstbeinkleider, Mützen, Ueberröcke und alles ganz dienstmäßig. Ich meinesteils besorgte mir zunächst bei einem Schneider ein Paar neue Beinkleider, und da mein Ueberrock noch gut und nur durch den Transport in der Gefangenschaft etwas unscheinbar geworden war, beschloß ich, ihn wenden zu lassen. Vorher kaufte ich mir einen Säbel mit Porteépée und Koppel, wir Füsiliere trugen damals Säbel mit polierter Stahlscheibe und schwarzlackierter Koppel über dem Ueberrock. Eine neue Uniform war mir zu teuer, dagegen wurde eine neue Dienstmütze angeschafft. Dann begab ich mich zu dem Schneider zurück und fragte, in wie viel Zeit er mir den Rock wohl wenden könne. Er erwiderte: „In fünf Stunden.“ — „Gut, aber was soll ich während der Zeit machen? Ich kann doch hier nicht sitzen bleiben!“ — Er wußte Rat und erbot sich, mir einen passenden neuen Zivilüberrock aus seinen Vorräten zu leihen, ich könne dann umhergehen und das Palais Royal ansehen, wobei mir die Zeit nicht lang werden würde. Das nahm ich gern an, zumal er nur eine Kleinigkeit für das Leihen forderte. Im Palais Royal war so viel zu sehen, daß die fünf Stunden vergangen waren, ehe ich es inne wurde. Die Forderung des Schneiders war nicht unbillig, ich glaube, ich zahlte nicht mehr als acht Franken für das Wenden

des Rocks und für neue Treſſen auf den Achſelklappen; die Epaulettes haben wir, glaube ich, erſt im Jahre 1815 erhalten.

Mein Geld war durch den Ankauf um die Hälfte geſchmolzen, unſer Quartierbillet war in zwei Tagen abgelaufen, und es war vorauszuſehen, daß mir der Kommandant keine Verlängerung gewähren würde, und ich wäre doch gar zu gern noch einige Zeit in Paris geblieben. Wie das anfangen? ich mußte noch Geld haben, aber woher? — Da fiel mir ein, daß der Graf Lottum ja auch in Paris ſein müßte, da er Miniſter war und die Schatulle des Königs unter ſich hatte, aus welcher er mir damals das Geld für mich und meine Kameraden in Troyes gezahlt. Ich erfragte bald ſein Quartier und ging des anderen Tages gleich zu ihm. Er empfing mich ausnehmend freundlich und fragte mich über mein ferneres Ergehen bis jetzt genau aus; ich erzählte ihm alles, er hörte mit ſichtlicher Teilnahme zu und lud mich zum Frühſtück ein. Als ich mit meinem Anliegen herausrücken wollte, wurde plötzlich — o wehe! — der Staatsrat von Ribbentrop gemeldet. Jetzt, dachte ich, iſt dein Plan in den Born gefallen, da er dir geſtern erſt 50 Taler gezahlt hat. Aber die Sache geſtaltete ſich doch beſſer. Der Staatsrat trat ein, er begrüßte mich auch, ich dankte ſo verbindlich, als es mir in meiner Betrübnis möglich war. Er blieb auch zum Frühſtück, und während desſelben fand ſich eine Gelegenheit, wo Herr v. Ribbentrop an mich herantreten und mir zuflüſtern konnte: „Sie wollen gewiß Geld vom Miniſter haben? Sagen Sie nichts, ſondern kommen Sie morgen zu mir, ich kann Ihnen ſo viel geben, wie Sie wollen“. Welches Glück! — Das Frühſtück ſchmeckte mir noch einmal ſo gut. Nach einiger Zeit empfahl ich mich, der Miniſter entließ mich ſehr gnädig und lud mich ein, wenn ich noch einige Zeit in Paris bliebe, ihn wieder zu beſuchen.

Am anderen Tage begab ich mich frühzeitig zum Staatsrat und empfing nochmals 25 Taler. Nun konnte ich noch einige Tage dableiben, ich erkundigte mich bei unſerem Wirt nach einem Hotel, das anſtändig, aber nicht zu teuer ſei; er ſchlug mir das Hotel de Bavière vor, deſſen Wirt ein rechtlicher Mann wäre, und die Empfehlung bewährte ſich. Das Hotel war nicht weit von der Rue St. Honoré und ganz nahe am Palais Royal, dem Mittelpunkt aller damaligen Annehmlichkeiten von Paris. Ich bezog ein hübſches

Stübchen im dritten Stock, für welches ich inklusive Kaffee und Frühstück täglich fünf Franken bezahlte, so daß ich bei vernünftiger Oekonomie hier eine volle Woche wohnen konnte. Von da an suchte ich mich zu amüsieren, indem ich die bezahlbaren Merkwürdigkeiten sah, von denen der Jardin des plantes, das anatomische Kabinett ꝛc. als das Vorzüglichste mir in der Erinnerung geblieben ist. Ferner besuchte ich einigemale Versailles, wohin man in einem eleganten Fiaker für einen Franken fahren konnte. Endlich ging ich ein paarmal ins Théâtre Français, welches mich aber nicht sehr anzog, indem mir die Deklamation zu geziert und geradezu widerlich vorkam, ich auch die betrübende Entdeckung machte, daß ich, trotzdem ich ziemlich geläufig französisch sprach, doch nicht geübt genug war, im Theater alles richtig zu verstehen.

So waren etwa sechs Tage vergangen, und ich merkte an meinem Geldbeutel, daß es Zeit war, an die Abreise zu denken. Da führte mich ein Kamerad im Palais Royal nach der Nr. 13, einem öffentlichen Spielhause, wo eine Roulette war und zugleich Trente-et-quarante gespielt wurde. Ich staunte das vorher nie gesehene Treiben und die Haufen von Gold und Silber eine ganze Weile an, weil ich keinen Begriff davon hatte, daß öffentlich mit Bewilligung der Regierung so hoch gespielt werden konnte. Dann wirkte auf mich der Geist des Platzes. Eine Nummer fiel mir ganz besonders ins Auge. Sie starrte mich an, so oft ich hinsah, es war die Nummer 14. Ich bekam Lust, auch mein Glück zu versuchen. Ehe ich aber den Entschluß ausführte, rief der Kroupier: „Quatorze, rouge pair et manque“ (manque bedeutet, wenn die Nummer unter der Hälfte von 36 ist, und läßt sich deutsch nicht gut mit einem Worte wiedergeben). Ich sah die weiße Kugel in dem Glücksrade auf Nr. 14 liegen. Nichtsdestoweniger beeilte ich mich, diese Nr. 14 mit einem Fünffrankenstück zu besetzen, sie kam ebenso heraus, und ich erhielt sechsunddreißig Fünffrankenstücke ausbezahlt. Noch einigemale setzte ich andere Nummern, aber es kam keine derselben mehr heraus; doch nahm ich beim Fortgehen noch 150 Franken mit. So konnte ich noch einige Tage in Paris bleiben. Während derselben versuchte ich mein Glück noch zwei oder dreimal, gewann und verlor wieder und hatte endlich nur noch drei oder vier Napoleonsdor, sodaß ich nun zu meinem Bataillon abzugehen beschloß, welches in der Picardie stand.

Ich erhielt, als ich mich auf der Kommandantur zum Abgang meldete, auf meine Bitte eine Marschroute und einen Vorspannpaß und traf nach einigen Tagen beim Bataillon ein, wo ich von meinen Kameraden mit großer Herzlichkeit empfangen wurde.

Mein Bataillonskommandeur, der mit mir und mehreren anderen Kameraden am 14. Februar gefangen wurde, war nach Tours geführt worden und von da einige Tage vor mir zurückgekehrt, und zwar ganz gesund; denn die Kugel, welche ihn am 1. Oktober 1812 in dem Gefecht an der Garoffe im Oberschenkel verwundet und, da sie nicht gefunden werden konnte, immer noch im Beine gesessen, hatte sich, infolge des angestrengten Marsches zu Fuß als Gefangener, gesenkt und war ohne große Schmerzen unter dem Knie herausgeschnitten worden. Ich war eines Nachmittags bei ihm mit mehreren Kameraden zum Besuch, und wir unterhielten uns von den letzten Kriegsereignissen und unseren verschiedenen Schicksalen, wobei wir auch auf den Unteroffizier Hallmann zu sprechen kamen, der bei Etoges von der Kanonenkugel, die dem Hauptmann von Kleist den Kopf genommen, am Unterleibe verletzt worden war. Man warf eben die Frage auf, ob er wohl noch lebe oder, wie so viele, heimgegangen sei, als mit einemmale der totgeglaubte Unteroffizier Hallmann wie durch ein Wunder gesund und munter in das Zimmer trat und sich bei dem Kommandeur wieder zum Dienst meldete. Der Major fragte: „Wo kommen Sie her?" — „Direkt von Paris, wo ich geheilt worden bin". Der Kommandant forderte ihn auf, zu erzählen, und Unteroffizier Hallmann berichtete:

„Mir wurde von der Kanonenkugel der Unterleib so schwer verletzt, daß die Eingeweide zu sehen waren, und ich sie mit den Händen vor dem Herausfallen bewahren mußte. Dennoch krabbelte ich mich auf, stützte mich auf mein Gewehr und wollte weggehen, wobei mein Bruder zu mir trat und mir half. Da kam ein brauner Husar mit einem Beutepferde, der sah meinen Zustand und sagte zu meinem Bruder: „Kamerad, nimm das Beutepferd, damit Du den Verwundeten besser fortbringen kannst, ich werde Dir beistehen". Er stieg ab, und beide halfen mir auf das Pferd; der Husar ritt zu seinem Regiment zurück. Mein Bruder führte mich nun auf dem Pferde, wo es viel besser ging, nach der Chaussee, und wir erreichten den Rand des Waldes, als unsere Leute sich noch mit der französi-

ſchen Kavallerie ſchlugen. Da kamen mit einemmale unſere Huſaren, von den Franzoſen verfolgt, angejagt. Doch war das nur ein Moment, die Franzoſen machten raſch Kehrt, und unſere Huſaren verfolgten ſie wieder. Mein Bruder wollte nun ſeitwärts in den Wald, weil er glaubte, daß wir da ſicherer wären, aber das Beutepferd ging nicht über den Chauſſeegraben; ſo ſehr es auch angetrieben wurde, es blieb ſtehen, wahrſcheinlich war es zu ſehr ermüdet. Indem ſauſten die unſern wieder, von den Feinden verfolgt, an uns vorüber, da drang ich in meinen Bruder, in den Wald zu gehen, ſich zu retten und mich meinem Schickſal zu überlaſſen; ich gab ihm mein Geld für meine Frau, mit mir ſei es ja doch vorbei. Ich hatte noch nicht ausgeredet, als die Franzoſen von der Verfolgung der unſern wieder zurückgejagt kamen; mein Bruder ſprang über den Graben in den Wald, ich blieb halten, hilflos und ergeben in mein Schickſal. Da ſprengte ein franzöſiſcher Küraſſier heran und holte mit dem Pallaſch aus, um mir den Reſt zu geben, beſann ſich aber, ſprach ein paar franzöſiſche Worte, die ich nicht verſtand, und ritt dann, ohne mir etwas zu tun, weiter. Bald danach kam ein zweiter Küraſſier, hob ebenfalls den Säbel, ſagte aber in demſelben Moment faſt auf deutſch: „Nein, an Dir will ich mich nicht verſündigen, Du haſt genug", und ritt auch weiter, ohne mir das Mindeſte zu tun. Nun aber erſchien ein polniſcher Ulan, der ſtach mich ohne Weiteres mit der Lanze in den Rücken, ſo daß ich vom Pferde fiel, dann, als ich ſchon am Boden lag, gab er mir noch einen Stich auf den rechten Hüftknochen, was mir ſehr wehe tat, und hierauf jagte er fort, weil unſere Küraſſiere und Huſaren wieder angeſprengt kamen.

Ich lag nun hülflos da, aber als alles ruhig geworden war, kam mein Bruder zurück, und es gelang ihm, mich wieder auf das Pferd zu bringen. Er führte mich in unſer heut Morgen verlaſſenes Biwak, wo er mich vom Pferde hob und in eine von den Offiziershütten legte, wo viel Stroh war. Er hatte Binden in ſeinem Torniſter, verband mich, ſo gut er konnte, deckte mich tüchtig mit Stroh zu und verließ mich nun, weil er nicht länger bei mir bleiben konnte; denn die Unſerigen retirierten ja immer, was ich aus dem Feuern ſchloß, das immer näher und näher kam. Nun mag ich wohl ohnmächtig geworden ſein, denn von der Nacht weiß ich nichts, ich wurde auf-

geweckt, als es Tag war. Die Franzoſen trugen mich aufs Schloß, wo eine Unzahl preußiſcher und franzöſiſcher Verwundeter lag; ſie brachten mich in ein Zimmer, wo ſchon ein franzöſiſcher Oberſt war, dem man eben das Bein abgenommen hatte. Den braven Mann, der ſelbſt erſt eine ſchwere Operation überſtanden hatte, aber ganz munter ſchien, überkam ein ſo großes Mitleid mit meinem Zuſtande, daß er darauf beſtand, ich müſſe gleich nach ihm verbunden werden. Nachdem dies geſchehen und ich durch den Genuß von Wein ein wenig geſtärkt war, fühlte ich mich wohler. Am anderen Tage wurden die Verwundeten fortgeſchafft, der Oberſt drang darauf, daß ich mit ihm auf einem Wagen kam und nicht wieder von ihm getrennt wurde, bis wir nach Paris gelangten, wo ich im Hotel de Dieu untergebracht, ſehr ſorgſam gepflegt und gut behandelt wurde und nun, geheilt, darauf angetragen habe, zum Bataillon zu gehen, und da bin ich nun.“ Der Unteroffizier Hallmann wurde als Toreinnehmer in Glatz verſorgt, wo er vor zwanzig Jahren noch gelebt hat. Invalide iſt er durch den Lanzenſtich des polniſchen Ulanen geworden, der ihm den Hüftknochen geſplittert hatte.

Aus den Tagebüchern des bayerischen Hauptmanns Friedrich Winther über den Feldzug in Frankreich im Jahre 1814.

Der Schreiber der nachfolgenden Aufzeichnungen, geboren am 7. Februar 1784 zu Dautenzell bei Heidelberg, trat 1803 als Freiwilliger beim 8. kurfürstlich bayerischen 6. Infanterie-Regiment ein, machte 1805 als Korporal den Krieg gegen Oesterreich, 1806/07 den gegen Preußen mit und zeichnete sich dabei in den Treffen bei Wartha (8. Februar 1807) und Königswalde (15. Februar 1807) derart aus, daß er zum Junker und bald darauf zum Leutnant befördert wurde. Als Oberleutnant kämpfte er 1809 in Tirol, als Hauptmann 1812 in Rußland und 1814 in Frankreich mit. In den Schlachten von Bar-sur-Aube und Arcis-sur-Aube kommandierte er das 1. Bataillon des 1. Infanterie-Regiments. 1857 starb er als Generalmajor in Augsburg.

„Feldmarschall Blücher, welcher mit einem Teile seiner Armee schon am 29. Jänner die Stadt Brienne besetzt hatte, war durch die Uebermacht des Feindes wieder aus derselben verdrängt worden. Derselbe zog sich nun auf die heranrückende Hauptarmee zurück und ist heute in Verbindung mit dem Wittgensteinischen Corps wieder etwas vorgerückt, worauf sich Kaiser Napoleon mit seiner Hauptmacht bei Brienne aufstellte und daher auf den 1. Februar ein allgemeiner Angriff mit der verbündeten Hauptarmee auf die Stellung des Feindes beschlossen wurde. Das 5. Armeekorps setzte sich bei Tagesanbruch über Soulaines auf der großen Straße wie folgt in Marsch. Der General der Cavalerie Baron von Frimont machte mit dem österreichischen Corps die Avant-

garde, dieſem folgte der General de la Motte mit der 3. Diviſion und nach dieſer marſchierte die Diviſion Rechberg. Als die Avantgarde gegen Mittag an den Ausgang des zwiſchen Soulaines und Lachaiſe liegenden Waldes kam, ſtieß ſie auf die feindlichen Vorpoſten. Der k. öſterreichiſche Feldmarſchallleutenant Graf Hardegg griff den Feind mit einer Diviſion Cavalerie raſch an und warf ihn nach Morvillier zurück; eine Diviſion Uhlanen vom Regiment Schwarzenberg nahm eine franzöſiſche Batterie in dem Augenblicke, als ſie zum Soutien eben auffahren wollte.

Inzwiſchen war die 1. Brigade der Diviſion de la Motte, ſowie die 3. Cavalerie-Brigade unter Commando des Oberſten von Diez vor dem Walde in Schlachtordnung aufmarſchirt; der Feind führte eine zweite Batterie gegen die aus dem Walde debouchirenden Colonnen auf, ohne ſie in ihrer Entwickelung hindern zu können. Da nunmehr auch das 4. Armeecorps unter den Befehlen des Kronprinzen von Würtemberg auf dem linken Flügel des 5. Corps angekommen und der Feldmarſchall von Blücher von ſeiner Seite bei dem Vorrücken auf dem rechten Flügel großen Widerſtand fand, ſo beſchloß Graf Wrede das Dorf Chaumenil angreifen zu laſſen.

Die 1. Bataillons des 1. öſterreichiſchen Szekler und des bayeriſchen 7. Infanterieregiments, welche zu dieſem Angriff beordert wurden, drangen mit gefälltem Bajonett im Sturmſchritt vor, warfen den Feind aus dem Ort und ſetzten ſich darin feſt. Der Oberſt von Rodt vom 7. Regimente, welcher an der Spitze ſeines Bataillons mit Tapferkeit focht, wurde hiebei tödtlich verwundet. Der Feind, dem ſehr viel an dem Beſitze dieſes Ortes gelegen zu ſein ſchien, ſuchte das Dorf wieder zu nehmen und ließ ein ſtarkes Artilleriefeuer gegen den Ort ſpielen, in der Abſicht, durch deſſen Zerſtörung dieſe Tapfern zur Räumung deſſelben zu zwingen, oder ſie unter den Ruinen zu begraben. Der General Graf von Wrede beorderte hierauf die 3. Cavaleriebrigade — aus dem 4. Chevauleger-Regiment König und dem 5. Leiningen beſtehend — dann das 1. Huſarenregiment Erzherzog Joſeph zum Vorrücken. Dieſe Cavalerie zog ſich vor das Dorf, woſelbſt die feindlichen Batterien, gedeckt durch Infanterie und Cavalerie, ein unausgeſetztes Feuer unterhielten. Der als Brigadier kommandirende Oberſt Diez ließ durch verſchiedene Bewegungen den Feind über ſeine wahre Abſicht täuſchen, bis er die

Gelegenheit fand, mit seinen vereinzelten Divisionen auf einmal von allen Seiten über ihn her zu fallen, die Bedeckungen zu zersprengen und von seinen Batterien 16 Canonen nebst mehreren Munitionswägen zu nehmen.

Der Feind zog sich hierauf eiligst zurück und wurde verfolgt. Während dieses vorging, ließ General Graf Wrede auch das Dorf Morvillieres durch die 1. Division Spleni und durch die 2. Brigade der Division de la Motte von zwei Seiten angreifen. Der Marschall Marmont hatte diesen Ort besetzt, allein er wartete diesen Angriff nicht ab, sondern zog sich auf der Straße von Brienne bis an den Saum des Waldes zurück, wo er eine zweite Position nahm.

Feldmarschalllieutenant Baron Spleny zog dem Feind nach durch das Dorf und rückte hierauf auch gegen den Wald vor, warf den Feind aus seiner Stellung und bemächtigte sich des Waldes und nahm eine Position. Mittlerweile war der Feldmarschall Blücher auf dem rechten Flügel und der Kronprinz von Würtemberg in der Höhe des linken Flügels der bayerisch-österreichischen Armee eingetroffen. Die Nacht machte dem Gefecht ein Ende und die verbündeten Heere brachten dieselbe in dieser Position, das Schlachtfeld im Rücken zu. Das 5. Armeecorps bivouaquirte eine halbe Stunde von Brienne.

Der Feind hat an diesem Tag einen bedeutenden Verlust erlitten, die vereinigt bayerisch-österreichische Armee nahm ihm allein 23 Canonen, viele Munitionswägen und Gefangene ab. Der französische Kaiser befand sich selber an der Spitze seiner Truppen, der diesseitige Verlust war im Vergleiche zu dieser Affaire fast unbedeutend. Die Division Rechberg war in Reserve geblieben und ist von derselben kein Schuß geschehen; sie bezog um 5 Uhr abends einen äußerst schlechten Bivouac, welcher durch das anhaltende Schneegestöber und Regen, dann Mangel an Holz und Stroh noch beschwerlicher geworden war, indem der Soldat von der schlechten Witterung, welche den ganzen Tag gedauert, ganz durchnäßt und der Bivouacplatz gleich einem Sumpfe gewesen. Zwischen den Vorposten hatte die Plänkelei bis gegen Abends 9 Uhr gedauert. Seine K. Hoheit Prinz Karl befand sich während der ganzen Affaire zunächst bei dem General Grafen von Wrede.

Den 2. Vor Tagesanbruch zog der Feind seine Truppen aus Brienne, woselbst er eine starke Arrieregarde hinterließ, und ging auf

der großen Straße von Paris zurück. Der General Graf von Wrede ließ diese in Verbindung mit dem Armeecorps des Kronprinzen von Würtemberg angreifen und aus Brienne hinausschlagen, bemächtigte sich der Stadt und ließ den feindlichen Nachtrab bei Les Mons verfolgen, wo der Feind die Brücke auf der Aube zerstörte und sich hinter diesem Fluß zu stellen suchte. Das Corps des Marschalls Herzog von Ragusa (Marmont) hatte sich in der Nacht von der Fronte des Feldmarschallleutenants Spleny weg und auf die Straße von Vitry und Mezieres gezogen. Dieser Marschall agirte während des Vorrückens der bayerisch-österreichischen Armee gegen Les Mons in der rechten Flanke derselben und bedrohte durch die genommene Stellung diese Flanke sowie bei fernerem Vordringen den Rücken der Alliirten. Diese Bewegung veranlaßte den General Grafen von Wrede, dem Armeecorps des Herzogs von Ragusa entgegen zu manövriren, wobei die Division Rechberg, in eine geschlossene Colonne formirt, die Avantgarde machte. Der Feind hatte den Ort Ronay l'hospital besetzt und seine Hauptmacht auf den Anhöhen hinter diesem Orte aufgestellt; vor dem lag ein sumpfiges, durch das Austreten der Voire größtentheils überschwemmtes Terrain; er hatte die Brücke über dieses Wasser abgeworfen und sich auf diese Weise in eine äußerst feste Position gesetzt, welche nach Aussage der Landleute Tags zuvor von dem französischen Kaiser selbst ausgewählt und angegeben worden war.

Nachdem Kaiser Alexander mit dem Könige von Preußen, dem Fürsten Schwarzenberg und dem General Grafen von Wrede in Begleitung des Prinzen Karl von Bayern nebst mehreren Generalen von hohem Rang die Stellung des Feindes persönlich recognoscirt hatte, wobei sich diese Monarchen den feindlichen Kugeln sehr exponirten, wurde die Division Rechberg beordert, den Feind in dieser Stellung anzugreifen.

Als diese Division auf der Straße von Brienne bis auf Flintenschußweite vor der feindlichen Stellung angekommen war, wurde sie durch ein lebhaftes Kleingewehrfeuer empfangen. Da auf dieser Straße wegen der Abtragung der Brücke das weitere Vorrücken für den Augenblick nicht stattfinden konnte, so ließ der commandirende General das 2. Bataillon von König bei dieser Brücke stehen und machte mit den übrigen Truppen eine Bewegung rechts, um sich von der andern Seite des Dorfes Ronay zu bemeistern. Allein diese

Bewegung war sehr schwierig, das schwache Eis brach unter den Füßen der Soldaten, die Mannschaft sank öfters bis zum Obertheile unter, dem Divisionsgeneral Grafen von Rechberg wurde das Pferd unter dem Leibe erschoßen und er selbst wäre beinahe ertrunken. Mehrere Soldaten waren verwundet worden.

Als endlich die Division nicht mehr weit von dem Dorf Ronay entfernt war, befahl der General dem Hauptmann Schwaben, mit der Schützencompagnie vom Bataillon Cronegg und mir mit der Schützencompagnie vom Regiment König eine Recognoscirung gegen das Dorf vorzunehmen, während er hinter demselben mit der Division eine Position nahm. Diese zwei Compagnien waren ganz nahe an die äußersten Häuser des Ortes gekommen, als sie mit einem fürchterlichen Kugelregen aus demselben empfangen und der Capitän Schwaben, von einer Kugel getroffen, todt zur Erde gestreckt wurde. Ich nahm hierauf in einem umzäunten Garten Position, bemächtigte mich einiger Häuser und ließ ein wirksames Feuer auf den Feind unterhalten, bis ich von dem General die Ordre erhielt, mich mit meiner Compagnie von König zurück zu ziehen, indem das Bataillon Cronegg bereits im Anrücken sei, um das Dorf zu erstürmen. Während dieser Zeit hatte ich einen Streifschuß an der linken Schulter und der Lieutenant Schießl einen Prellschuß am Schenkel erhalten, einige Soldaten von der genannten Compagnie waren geblieben und 10 Mann verwundet worden.

Als ich wieder bei dem Bataillon einrückte, wurde der Hauptmann Baron Pechmann beordert, mit der 1. Grenadier- und einer Füsiliercompagnie dem Bataillon Cronegg als Soutien zu folgen. Allein auch diese Truppen konnten sich des Ortes nicht bemeistern, sie wurden mit Verlust zurückgeworfen, der Capitän an der Spitze seiner Grenadiere, als er schon eine große Strecke in dem Dorfe vorgedrungen war, durch eine feindliche Kugel getödtet. Mehrere Versuche, welche man von den Seiten des Dorfes unternahm, um in dasselbe einzudringen, waren vergebens, indem solches wegen der ausgetretenen Voire nicht umgangen werden konnte, also das Vorrücken nur auf der Straße nach dem Dorf, dem Schlüssel der feindlichen Stellung, stattfinden konnte. Unter diesen Umständen beschloß der commandirende General, auf diesen Ort neuerdings einen Sturm vornehmen zu lassen. Der Oberst Baron von Hertling stellte sich

an die Spitze des 1. Bataillons von seinem Regimente, drang mit einer ruhmwürdigen Tapferkeit im Sturmschritt vor, bemeisterte sich in stetem Kampfe mit dem Feinde der ersten Brücke über den Bach, welcher in zwei Armen durch Ronay strömt, und nahm die Hälfte des Ortes, bis er auf die zweite, von dem Feinde abgetragene Brücke stieß, hinter welcher sich derselbe auf dem jenseitigen Ufer in Massa stellte und zugleich aus der Kirche wie aus den Häusern ein sehr heftiges Feuer unterhielt. Der Oberlieutenant und Regimentsadjutant Keps fiel an der zweiten Brücke an der Seite seines Obersten, von einer Kugel getroffen. Das 2. leichte Infanteriebataillon März war dem 1. Bataillon von König nachgefolgt und versuchte die zweite Brücke zu erstürmen, allein alle Anstrengungen auf dieselbe waren vergebens, und der Verlust wurde mit jedem Augenblicke beträchtliger, am Ende war auch noch das 10. National-Feldbataillon Augsburg zum Soutien nachgerückt und die übrigen Bataillons von der Division Rechberg manövrirten in den Flanken des Dorfes, jedoch alles umsonst. Der Ort war durch das feindliche Artilleriefeuer an manchen Stellen in Brand gerathen. Eine Brigade Oesterreicher war außerhalb des Dorfes in Reserve aufgestellt und ganze Massen schwere Cavalerie standen in Bereitschaft, konnten aber auf dem ungünstigen Terrain nicht agiren. Der commandirende General Graf Wrede befahl nun, von dem weiteren Vordringen abzustehen und nur den bereits gewonnenen Theil des Ortes zu behaupten. Das 1. Bataillon von König, welches schon alle Patronen verfeuert und einen ziemlichen Verlust erlitten, wurde als Reserve etwas zurückgezogen, indessen die Bataillons von März und Brückner ein lebhaftes Feuer auf den Feind unterhielten, bis es endlich gegen Abend einiger Cavalerie gelang, einen Uebergang über die Voire zu finden, den Feind von dem Ufer zu vertreiben und zu verfolgen, worauf derselbe mit dem Einbruch der Nacht das Dorf Ronay verließ und die Flucht ergriff. Die Cavalerie des Generals Wittgenstein verfolgte den Feind, jedoch hinderte die Nacht und das schlechte Wetter die Verfolgung weit zu betreiben. Die alliirte Armee errang in dem gestrigen und heutigen Tage einen vollständigen Sieg über den Kaiser Napoleon. Achtzig Kanonen, mehrere tausend Gefangene und die völlige Flucht des Feindes waren die Trophäe dieses Sieges, welcher aus diesem Grund noch merkwürdig ist, weil Napoleon in

der Militärschule des Schlosses zu Brienne studirte und seine ersten Lectionen in der Kriegskunst bekam. Die letzte Nacht brachte er noch in besagtem Schlosse zu, welches derselbe heute früh verließ. Die bayerische Armee, welche einen sehr rühmlichen Antheil an der Ehre dieser beiden Tage genommen, hat sich mit neuem Ruhme bedeckt und Se. K. Hoheit Prinz Carl seine militärische Laufbahn auf eine glänzende Weise eröffnet. Die Hartnäckigkeit, mit welcher sich der Feind schlug, indem jedes Dorf, jedes Haus, ja sozusagen jeder Fußbreit Landes mit Blut erkauft werden mußte, machte der Muth und die Begeisterung unserer Soldaten zu nichte. Der Kaiser aller Reußen übersandte dem en chef commandirenden General Grafen Wrede die Decoration des St. Georgsordens II. Classe als einen Beweis für dessen Verdienste an diesen beiden Tagen.

Indessen hatte die Armee bei diesen glänzenden Affairen auch manchen Tapfern verloren. Von dem 1. Bataillon des Regiments König wurden außer den bereits erwähnten Offizieren die Oberlieutenants Max Schmidt, Becker und Sukow schwer, dann der Capitän von Schrott und Oberlieutenant Carl von Schmidt leicht verwundet. Vom Feldwebel abwärts zählte dieses Bataillon 19 Todte, 86 Verwundete und 15 Vermißte, also in Summa 120 Köpfe; hierunter waren von der 1. Schützencompagnie 5 Todte und 24 Verwundete. So bedeutend der diesjenige Verlust auch gewesen, so war dieser dennoch gegen jenen des Feindes nicht zu vergleichen. Die ganze Straße und fast alle Häuser waren von demselben mit Leichnamen gefüllt und eine große Anzahl Blessirter hatte er zurücklassen müssen, die er nicht mehr fortschaffen konnte.

Das 2. Bataillon von König, welches heute frühe die Brücke vor der feindlichen Frontlinie besetzen mußte, war den ganzen Tag über dem heftigsten Artilleriefeuer ausgesetzt. Von demselben ist der Lieutenant Graf Berchem schwer und der Lieutenant Carl Cella leicht nebst 28 Soldaten verwundet worden.

Das Hauptcorps bezog einen Bivouac bei Brienne, die Division Rechberg aber lagerte sich in dem größtentheils durch Brand zerstörten Ronay. Die Witterung des Tages war sehr schlecht, wodurch das Campiren für diese Nacht noch mehr verschlimmert wurde, indem der ganz durchnäßte und sehr ermüdete Soldat wegen Mangel an Material auch noch in der Nacht der groben Witterung ausgesetzt war.

Den 3. war man meiſtens mit Transportierung der Verwundeten und mit Beerdigung der Todten beſchäftigt. In der Frühe wurde der Capitän Baron Pechmann und gegen Abend der Oberlieutenant Max Schmidt (welcher des Morgens geendet hatte) auf dem Kirchhofe in Ronay zur Erde beſtattet, Oberlieutenant Keps war ſchon geſtern in einem Garten begraben worden. Mit dumpfer Muſik wurde das Leichenbegängniß begangen, und viele Thränen benetzten die Ruheſtätte der Gebliebenen, deren Andenken noch lange in dem Regiment erhalten werden wird.

Die Arbeiten zur Herſtellung der von dem Feinde bei Les Mons zerſtörten Brücke über die Aube verzögerten etwas die Bewegungen des 5. Armeecorps. Fürſt Schwarzenberg marſchirte mit der Hauptarmee auf Troyes, wohin ſich Napoleon gewendet, und der Marſchall Blücher dirigirte ſich mit der ſchleſiſchen Armee gegen Vitry. Von heute an verſah ich die Dienſte als Major bei dem 1. Bataillon. Um bei den ſehr verſchiedenen Uniformen der verbündeten Truppen allen Irrungen vorzubeugen, wurde die Anordnung getroffen, daß jeder Militär, der zu den Alliirten gehörte, eine weiße Binde um den linken Oberarm trug.

Den 4. Nachmittags kam das Hauptquartier des Generals Grafen von Wittgenſtein nach Ronay, bei welchem Orte deſſen Armeecorps zuſammengezogen wurde. Abends um 4 Uhr ſetzte ſich die Diviſion Rechberg in Bewegung und marſchirte durch das größtentheils von Brand zerſtörte Städtchen Brienne nach Dieuville, woſelbſt die meiſten Truppen von der Diviſion übernachteten. Auch dieſer ſchöne Ort hatte in den Tagen der letzten Gefechte viel gelitten, mehrere Gebäude waren zerſtört, und die meiſten Einwohner hatten ſich geflüchtet. Das Hauptquartier des Generals Grafen von Wrede war heute noch zu Brienne geblieben. Dieſer ausgezeichnete Feldherr hat von Seiner Majeſtät dem König von Preußen folgendes Handſchreiben erhalten:

An den General der Cavalerie Graf von Wrede.

Sie haben durch vortreffliche Anführung der unter Ihrem Befehl ſtehenden Truppen in den Gefechten der letzten Tage ſo weſentlich zu dem guten Erfolge desſelben beigetragen, daß ich

gerne Veranlassung nehme, Ihnen durch Verleihung Meines beiliegenden Schwarzen-Adler-Ordens ein Merkmal Meiner besonderen Werthschätzung zu geben.

Hauptquartier Bar-sur-Aube, den 3. Februar 1814.

Friedrich Wilhelm.

Den 5. Morgens wurde die Aube passirt und Mittags eine enge Cantonirung bezogen. Das Hauptquartier kam nach Vandoeuvre, der Divisionsgeneral Graf Rechberg nach Ville aux bois und Se. k. Hoheit Prinz Carl mit seiner Brigade nach Amens zu liegen. Letzterer Ort ist aber so klein, daß 70 Soldaten in ein Haus repartirt wurden, weßwegen der größte Theil bivouaquiren mußte. Heute kaufte ich mir in diesem Kriege das fünfte Pferd.

Den 6. blieb die Armee in ihrer Stellung. Bei derselben war schon seit einigen Tagen Brodmangel eingetreten. Von den Einwohnern war keines zu bekommen, weil diese meistens in Wäldern herum irrten und ihre Lebensmittel anderwärts verborgen hielten, weshalb die Noth bei den Soldaten sehr groß geworden war.

Den 7. Vormittags sammelte sich das 5. Armeecorps vor Vandoeuvre und rückte in nachstehender Ordnung gegen die Stadt Troyes. Der General der Cavalerie Baron von Frimont machte mit seinem Corps die Tete, auf dieses folgte die Division Rechberg und nach dieser der General de la Motte mit der 3. Division. Der Kaiser Napoleon, der sich bei Troyes halten zu wollen schien, zog sich heute früh nach Nogent zurück. Abends marschierten wir zu Troyes über die Seine und bezog die Division Rechberg erst um Mitternacht, drei Stunden von dieser Stadt, in dem Dorf Lambière einen Bivouac. Dieser Marsch betrug elf Stunden und war wegen der morastigen Wege und der schlechten Witterung sehr fatiquant. Die Cavaleriebrigade Vieregg bezog die Vorposten bei Les Grées, allwo der Feind seinen Nachtrab aufgestellt hatte. Fürst von Schwarzenberg nahm heute sein Hauptquartier zu Troyes und der General Graf Wrede in Barbares. In letzterem Orte werden sehr renommirte Käse erzeugt. Mehrere feindliche Traineurs und Deserteurs wurden heute eingebracht, es waren mehrentheils Leute von 16—18 Jahren. Die Stadt Troyes ist die Hauptstadt der ehemaligen Provinz Champagne, nun das Departement der Aube; sie ist zwar groß, aber sehr altfränkisch gebaut.

Am 8. Morgens bezog das Armeecorps eine enge Cantonirung. Se. k. Hoheit Prinz Carl kam mit dem 1. Bataillon von König in das Dorf Fontaine les Grées und das 2. Bataillon nach Orillie zu liegen, das Divisionscommando war in Lambière geblieben. Hier herum ist das Land sehr eben und hat wenig Waldung. In mehreren Ortschaften, welche heute von unseren Truppen besetzt wurden, waren die feindlichen Abtheilungen erst kurz vor ihrem Einrücken abgezogen. Die Cavaleriebrigade Vieregg verfolgte heute den Feind bis les Granges, wobei sie demselben einige Gefangene abnahm.

Mittags speiste ich bei Seiner königlichen Hoheit dem Prinzen Carl zu Gast, welchem Seine Majestät der Kaiser von Oesterreich in Rücksicht von Dero höchst ausgezeichnetem Betragen am 1. und 2. dieses den Militär-Maria-Theresia-Orden und Seine Majestät der Kaiser aller Reußen den St. Georgenorden 4. Classe verliehen. Ersteren überbrachte ein Adjutant des Fürsten von Schwarzenberg während der Tafel.

In Chatillon fur Seine wurde zu Friedensunterhandlungen für die Gesandten aller Partheien ein Congreß eröffnet, während dessen aber die Kriegsoperationen ihren Gang fortgingen.

Den 9. hatte eine Aenderung in der Dislocation statt. Der Divisionsgeneral Graf Rechberg wurde nach St. Martin des Basnay, Prinz Carl mit dem 1. Bataillon König und der Batterie Rudersheim nach Marigny und das 2. Bataillon nach Ocey verlegt. Die Wege waren durch den beständigen Regen sehr verdorben und bei den anhaltend starken Märschen für die Mannschaft höchst ermüdend. Auch suchte der Feind durch die Verwüstung seines eigenen Landes auf dem Rückzug die Subsistenz der nachrückenden Armeen zu erschweren. Mehrere Bataillone trafen noch den Feind in den Stationen, welche sie zu beziehen hatten. In St. Martin befanden sich noch 5—600 Franzosen, als das 2. Bataillon von König und das Bataillon Cronegg schon vor diesem Orte angekommen waren. Der Feind verließ zwar den Ort, stellte sich aber hinter demselben wieder, weswegen noch am Abend das Bataillon Prinz Carl mit zwei Canonen zum Soutien vorrücken mußte. Unsere Cavalerie hat heute mehrere Gefangene gemacht. Diese wie die zahlreich angekommenen Deserteurs stimmten in ihren Aussagen dahin überein, daß sich die französische Armee nicht im besten Zustand befinde und an Vielem

Mangel leide; der commandirende Fürſt von Schwarzenberg ließ die Deſerteurs in ihre Heimat ziehen.

Den 10. blieb die Armee in ihrer Stellung. Auch in dieſer Gegend hatten ſich die meiſten Einwohner geflüchtet und alle ihre Lebensmittel verſteckt. Die Soldaten fanden heute Wein, Getreide und ſogar Hausgeräthſchaften in den Gärten vergraben. Mehrere Deſerteurs von der franzöſiſchen Garde, welche heute angebracht wurden, verſicherten, daß ſich Napoleon mit ſeiner Armee bei Chalons ſur Marne aufſtellen werde. Derſelbe hat alle Poſtknechte aufgeboten, um ſich eine Cavalerie zu bilden. Ihre Majeſtäten der Kaiſer Franz und Alexander, dann der König von Preußen haben dermalen ihr Hauptquartier zu Troyes aufgeſchlagen.

Den 11. nahm das fünfte Armeecorps die Stellung von Trainel ein, in welchem Orte der Graf von Wrede ſein Hauptquartier nahm. Die Diviſion Rechberg bezog Nachtquartiere bei Bony, Se. königliche Hoheit Prinz Karl übernachtete in einer ſchlechten Hütte auf einer Einöde zu Charmesceau. Das 1. Bataillon von König, drei Compagnien von Karl und die Batterie Rudersheim ſollten in dieſem Orte einquartirt werden. Da er aber nur aus vier elenden Hütten beſtand, ſo wurde ein armſeliges Bivouac bezogen, in welchem Holz und Waſſer mangelte. Das zweite Bataillon war nach Sogues verlegt worden. Dem Oberſten Baron Hertling wurde wegen ſeinem ausgezeichneten Benehmen in der Affaire vom 2. dies der Kaiſerlich ruſſiſche St. Annenorden zweiter Klaſſe verliehen. Feldmarſchall-Lieutnant Graf von Hardegg hat ſich heute mit dem bei Nogent ſur Seine aufgeſtellten Feinde engagiert und denſelben aus einem Theile der genannten Stadt vertrieben.

Den 12. Morgens um zehn Uhr marſchierte die Diviſion Rechberg auf den Höhen von Nogent auf, woſelbſt das Corps vom General Baron Frimont bereits angekommen war. Nogent war von dem Feinde ſtark beſetzt und die Straßen verrammelt, die feindliche Infanterie hatte ſich auf dem Kirchhofe, auf dem Kirchthurme und hinter mehrfältigen Verhauen ſehr vorteilhaft poſtirt. Hinter der Stadt, welche gleichſam den Kopf der über die Seine führenden Brücke (welche der Feind unterminirt hatte) bilden ſollte, hatte ſich auf den Anhöhen das Corps des Marſchalls Victor, Herzog von Belluno aufgeſtellt. Der General von Maillot löſte mit der zweiten Brigade

die österreichischen Truppen in Nogent ab und suchte den Feind vollends aus der Stadt zu verdrängen, welcher sich an der Brücke auf das hartnäckigste vertheidigte und die Brigade mit einem lebhaften Kartätschen- wie Kleingewehrfeuer empfing. Da indessen voraus zu sehen, daß der Feind, sobald er sich von Bray aus umgangen sehen würde, gegen welchen Ort die Division de la Motte vorgerückt war, Nogent ohnehin räumen mußte, so ließ General Graf Wrede einstweilen von weiteren Angriffen abstehen und beschränkte sich darauf, den schon genommenen Theil der Stadt gegen den Feind zu behaupten. Unterdessen war der General de la Motte zu Bray angekommen, welchen Ort der Feind verlassen, die dortige Brücke zerstört und auf dem gegenüberstehenden Ufer eine Arrieregarde aufgestellt hatte. Einige Canonenschüße reichten hin, den Feind vom jenseitigen Ufer zu vertreiben, worauf der General einige Bataillone überschiffen und an der Herstellung der Brücke arbeiten ließ.

General Graf von Wrede übertrug das Commando der Truppen bei Nogent dem General Baron Frimont und ging mit seinem Hauptquartier nach Bray. Bei einbrechender Dämmerung bemeisterte sich ein Bataillon vom zehnten Regiment Junker des Kirchhofes in Nogent, von dem es den Feind herauswarf und bis zur Brücke zurückdrängte. Man hoffte, auf dieser über den Strom kommen zu können, allein der Feind sprengte sie nach neun Uhr Abends und zog sich zurück. Er hatte in Nogent eine Menge Getödtete und Verwundete zurückgelassen. Mehrere feindliche Soldaten, welche sich in den Häusern versteckt hatten, wurden angegriffen. Beim Einbruche der Nacht zog General Baron Frimont die Truppen hinter die Höhen von Nogent zurück, allwo sie bivouaquirten, die Cavalerie aber wurde in die nächsten Dörfer verlegt.

Den 13. Frühe war die Brücke von Bray vollendet, welche die Division de la Motte Morgens um 5 Uhr passirte. Dem Grafen von Wrede war die Nachricht zugekommen, daß feindliche Truppen von Dammarie her in Anmarsch seien und bereits das Dorf St. Sauveur besetzt hätten. Er ließ hierauf den General de la Motte mit der 3. Division auf dieser Straße und ein österreichisches Corps nach Everlay vorrücken, um die Straße von Nogent und Provins zu decken. Die Avantgarde des Generals de la Motte griff den Feind in St. Sauveur an und warf ihn bis Centrelles zurück, welchen Ort

der Gegner stark besetzt hielt. Auf den Anhöhen hinter diesem Orte, welche eine vortreffliche Position darboten, war das Hauptcorps des Feindes aufgestellt. General Graf von Wrede ließ nun die 3. Division auf einer kleinen Anhöhe außerhalb des Dorfes Vaimpel deployiren. Da er sich indessen überzeugte, daß die feindliche Stellung nur mit bedeutendem Verluste von der Fronte her forcirt, dagegen rechts durch das Dorf Louistaine mit Vorteil angegriffen werden konnte, gab er dem General und Chef des Generalstabes Grafen von Rechberg den Befehl, mit einem Bataillon vom 8. Linieninfanterieregiment, unterstützt von einigen Eskadrons Chevaulegers, dieses Dorf zu besetzen. Kaum war das geschehen, als der Feind sich dessen neuerdings zu bemeistern suchte, da seine linke Flanke bedroht war. Es entstand ein sehr lebhaftes Artillerie- und Kleingewehrfeuer und der Feind würde seine Absicht durch dessen Uebermacht haben erreichen können, wenn da nicht der Graf v. Wrede dem General Grafen von Rechberg im nämlichen Augenblicke das 5. Nationalbataillon München und eine halbe Batterie unter dem Oberlieutenant von Pieron zum Soutien nachgesendet hätte. Zwei Compagnien des letztgedachten Bataillons drangen mit Entschlossenheit gegen den von dem Feinde bereits besetzten Theil des Dorfes vor, griffen den Feind an und warfen ihn, unterstützt durch 4 Compagnien des 8. Regiments Herzog Pius wie der halben Batterie, auf die Anhöhe von Dammarie zurück. Von den eingebrachten Gefangenen wurde in Erfahrung gebracht, daß das gegenüber stehende feindliche Corps jenes des Marschalls Oudinot sei, daß er sich in Eilmärschen nach Dammarie gewendet habe, daß neuerdings gegen 12.000 Mann alter Truppen von der Armee aus Spanien angekommen seien, und daß sich 3000 Mann bei dem Corps des erwähnten Marschalls befänden. Der General Baron Frimont war mit den Truppen bei Nogent Morgens um 7 Uhr aufgebrochen und zu Bray über die Seine marschiert, von wo sich die österreichischen Abtheilungen gegen Provins zogen, die Division Rechberg aber Abends 4 Uhr hinter der Division de la Motte mit klingendem Spiele aufmarschirte. Zur nämlichen Stunde traf auch die Nachricht ein, daß eine starke feindliche Colonne auf den Höhen von Parrois in die rechte Flanke der diesseitigen Armee angelangt sei und sich mit der dort eingetroffenen Division Graf von Hardegg engagiert habe. Es war das Corps des Herzogs von Belluno, welches sich nach dem Rückzuge von Nogent über Provins hieher gewendet.

Der Graf von Wrede verstärkte den nunmehr höchst wichtig gewordenen Posten von Louistaine mit noch zwei Bataillons und einer halben Batterie, dann dem Rest der 1. bayerischen Cavaleriebrigade. Da aber mittlerweile die Nacht eingebrochen war und man vom Feinde Anstalten zu dessen Rückzuge bemerkte, so ließ der Commandierende von weiteren Angriffen abstehen und die Truppen einen Bivouac beziehen, zu welchem Zwecke die Division Rechberg eine halbe Stunde weit gegen Brai zurückgezogen wurde, in welchem Orte der Commandierende sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Nachdem sich Se. k. Hoheit Prinz Carl gestern und heute bei dem Grafen von Wrede aufgehalten, so commandirte der Baron Oberst Hertling dessen Brigade. Der heutige Verlust war diesseits nicht bedeutend und jener der Feinde weit größer. Der Wahlplatz war mit feindlichen Leichen bedeckt, einige hundert Mann wurden zu Gefangenen gemacht und viele gingen als Deserteurs vom Feinde über. Um Mitternacht zog der Feind in aller Stille ab. Der Commandirende ließ ihn durch den Major Karwinsky mit einer Division des Chevauxlegersregiments Leiningen verfolgen.

Den 13. Bei den noch sehr kalten Nächten, wobei es an Holz und Stroh mangelte, waren die meisten Bivouacs für die Soldaten sehr beschwerlich.

Den 14. Gegen Tagesanbruch hatte der Major Karwinsky Dammarie besetzt und sind von gestern auf heute mehr als 500 Gefangene neben vielen Deserteurs eingebracht worden. Um 10 Uhr morgens rückte General Graf von Wrede mit seiner ganzen Armee nach Dammarie vor. Mittags um 12 Uhr bezog die Division Rechberg auf den Höhen vor diesem Orte einen Bivouac. Das 2. Bataillon von König besetzte Dammarie, in welchem Städtchen der Commandirende sein Hauptquartier nahm. Die Cavalerie wurde in die benachbarten Dörfer verlegt. General de la Motte rückte mit der 3. Division gegen Nangis vor, allwo der Feind sich aufgestellt hatte. Mehrere Angriffe, welche der Feind gegen die vorgeschobenen Cavalerieabtheilungen gemacht, wurden insgesamt zurückgewiesen. Einige Soldaten, welche sich von der Division Rechberg nach Dammarie geschlichen, um daselbst Lebensmittel zu suchen, wurden arretiert und mit Spitzruthenführen (Gassenlaufen) bestraft.

Den 15. mit Tagesanbruch setzte der Feind den Rückzug fort.

Die Avantgarde der Diviſion de la Motte und das Huſarenregiment Erzherzog Joſeph beſetzten Nangis, welches nur 12 Stunden von Paris entfernt liegt. Der General der Cavalerie Graf von Wrede hatte ſchon beſchloſſen, heute auf Melun vorzurücken, als die Nachricht von den weiteren Bewegungen des Kaiſers Napoleon gegen die ſchleſiſche Armee einlief und der Feldmarſchall Fürſt von Schwarzenberg den Grafen von Wrede aufforderte, ſeine Diviſion im Rücken des Kaiſers über Provins und Sezanne fortzuſetzen.

General Graf von Wrede ließ ſeine Truppen nachmittags in den benachbarten Dörfern eine enge Cantonierung beziehen. Das 1. Bataillon von König und das Bataillon Cronegg wurden nach Egligny gelegt, und da dieſer Ort aus großen Bauernhöfen beſteht, wohin manchmal 70—80 Mann ins Quartier kamen, in der Regel gut verpflegt, indem dieſe Gegend ſehr wohlhabend iſt und mancher Bauer ſich einige hundert Stück Geflügel hält, welches dieſe den Soldaten viel lieber zu eſſen gaben als Fleiſch; überdies wächſt in dieſer ſchönen Gegend Wein in Ueberfluß.

Stadt und Stift Köln im Zeitalter der Reformation.

Von

Von Albert Kühn.

Steigt man von Neuwied im Tale der Wied aufwärts nach der Ruine von Altwied, so gelangt man ungefähr eine Stunde, ehe man das alte Schloß der Wiedschen Grafen erreicht, zu dem Dorfe Niederbiber. Betritt man dann weiter die einfache Dorfkirche, so erblickt man bald unter dem Altartisch eine schmucklose Grabstätte, welche dem Fremdling verkündet, daß unter ihr Graf Hermann von Wied den ewigen Schlaf schläft. Man ist billig erstaunt, den Träger eines so erlauchten Namens, den Sprößling eines der berühmtesten und mächtigsten Geschlechter der rheinischen Geschichte in dieser prunklosen Umgebung, fernab vom Geräusch der Welt gleich einem einfachen Landgeistlichen, der hier an der Stätte seines Wirkens zur letzten Ruhe gebettet worden ist, unter den Toten zu finden. Unser Erstaunen wächst noch, wenn wir erfahren, daß dieser Hermann von Wied während einer Reihe von Jahrzehnten einer der vornehmsten Kurfürsten des heiligen Römischen Reiches, das Oberhaupt einer der ältesten und glänzendsten Kirchen der Christenheit gewesen ist, dem es vermöge seiner Stellung weit eher zugekommen wäre, im hohen Chor einer Kathedralkirche, unter einem prunkenden, kunstgeschmückten Epitaphium, als hier an einsamer Stätte, unter dem Altar einer Dorfkirche von einem vielbewegten Leben auszuruhen. Und doch, wenn wir den Lebensgang dieses Mannes ins Auge fassen, werden wir sagen müssen, daß seine letzte Ruhestätte nur der treffende Ausdruck seines ganzen Charakters, seiner Schicksale und Erfahrungen ist. Der Reformator des Kölner Erzstifts, als welchen wir Hermann von Wied trotz des Scheiterns

seines Reformationswerkes bezeichnen dürfen, da nicht der Erfolg, sondern nur die reine Absicht das Wesen der geschichtlichen Persönlichkeit bestimmt, darf, wenn wir zu einer richtigen Würdigung seines Charakters gelangen wollen, nur aus sich selbst heraus, nicht im Gegenhalt zu anderen Häuptern der Reformation beurteilt und bemessen werden. Weder war er, wie Friedrich der Weise von Sachsen und Philipp der Großmütige von Hessen, hervorragend durch besondere Schärfe des Geistes und Energie des Willens, noch konnte er, was theologisches Wissen, glänzende Redegabe und Schlagfertigkeit im Kampfe mit den andersgläubigen Kirchenparteien anlangt, auch nur annähernd einen Vergleich mit den geistigen Häuptern der Reformation, einem Luther, Melanchthon, Calvin, oder auch nur mit Namen zweiten Ranges, wie Butzer unter anderen, aushalten: was er dagegen ganz für sich in Anspruch nehmen darf und was ihn wert macht der Erinnerung aller kommenden Zeiten, das ist, daß er ein Mann von unerschütterlicher Charaktertreue war, den auch die schärfsten Verfolgungen seiner Gegner, die lockendsten äußeren Vorteile keinen Augenblick in dem Festhalten der einmal erfaßten evangelischen Wahrheit wankend zu machen vermochten. Wahrlich ein erhebender Genuß ist es, inmitten all der zahlreichen, einander oft mit egoistischen, ja unlauteren Beweggründen entgegen arbeitenden Bestrebungen des Reformationszeitalters einer so durch und durch geläuterten und selbstlosen Erscheinung, wie die des Kölner Erzbischofs Hermann von Wied ist, zu begegnen. Freilich der äußere Erfolg begleitet selten die Unternehmungen solcher edlen Charaktere; sie unterliegen im Kampfe mit den bestehenden Gewalten, weil diese meist durch tausende von Fäden mit den großen Massen zusammengeknüpft sind, gemeinsam mit diesen einen altüberkommenen materiellen Besitzstand, eine Kette bequemer Gewohnheiten mit allen Mitteln der Gewalt und Klugheit siegreich zu verteidigen verstehen. Keine Frage, die Reformation des 16. Jahrhunderts ist eine Tat deutscher Geistes- und Gemütstiefe, aber auch ihr haben unreine Motive angehangen, und ihre Erfolge sind nicht immer mit den lautersten Mitteln erkämpft worden. Demgegenüber hebt sich um so leuchtender der Reformationsversuch Hermanns von Wied, wenn er auch nur ein Versuch geblieben ist, hervor, da keine äußeren, materiellen Motive, sondern lediglich die Kraft innerer Ueberzeugung den Reformator zu seinem Werke getrieben haben. Nur

langsam ist er an dasselbe herangetreten, aber, als er es einmal erfaßt hatte, hielt er mit der Treue einer erkannten Wahrheit, einer übernommenen Pflicht fest an ihm, und als die Stunde kam, wo ihm nur mehr die Wahl blieb zwischen dem Fallenlassen desselben und dem Ausscheiden aus einer Stellung voll Macht und Glanz, da trat er von dem Schauplatz zurück in ein Leben der Einsamkeit, gebeugt, doch nicht gebrochen, da ihm der helle Stern seines Lebens, das freie Bekenntnis seines evangelischen Glaubens, in die Nacht der Verbannung folgte.

Schon um der Persönlichkeit dieses Mannes wegen scheint mir ein näheres Eingehen auf seinen Reformationsversuch der Teilnahme weiterer Leserkreise wert zu sein. Aber auch abgesehen von dem Reformator selbst, der Boden, auf welchem sich das Reformwerk Hermanns von Wied abspielt, die innige Verbindung, in welcher der tiefe Zerfall des Kölner Erzstifts während des 17. und 18. Jahrhunderts mit dem Scheitern des Reformversuchs Hermanns zu stehen scheint, und noch andere Umstände, auf welche ich unten näher zu sprechen kommen werde, dürften es rechtfertigen, wenn ich über die reformatorische Wirksamkeit Hermanns von Wied im Folgenden näher handle.

Man mag das mittelalterliche oder das heutige Köln ins Auge fassen, so wird man stets das Gleiche behaupten können: daß es innerhalb der deutschen Grenzen nicht leicht eine zweite Stadt und Landschaft gibt, welche vermöge ihrer mannigfachen Vorzüge so sehr den Preis vor allen übrigen Gauen und Städten verdient, wie gerade Stadt und Landschaft Köln. Namentlich von dem mittelalterlichen Köln gilt dies im vollsten Umfange; dem heutigen Köln, so glänzend es sich bereits wieder aus einem länger als zweihundertjährigen Schlummer herausgerafft hat, steht jedenfalls noch eine weit glänzendere Zukunft in Aussicht, vorausgesetzt, daß es auf der eingeschlagenen Bahn geistiger Regsamkeit, verbunden mit einer möglichsten Anspannung aller ihm durch die Natur seiner Lage förmlich in den Schoß geschütteten Vorteile fortschreitet. Konnte schon seit Beginn der deutschen Geschichte die rheinische Tiefebene als der Mittelpunkt Deutschlands betrachtet werden, da hier die entscheidenden Wendungen seiner Geschichte sich vollzogen, namentlich die für die Kultur unseres Volkes so epochemachenden Berührungen mit anderen höher entwickelten Völkern stattfanden, so steigerte sich ihre historische Bedeutung

seit der Begründung des fränkischen Reichs insbesondere noch dadurch, daß gerade Köln mit seinen angrenzenden Landschaften als der geeignetste Verbindungspunkt des ost- und westfränkischen Reiches sich darbot. Schon frühe kam zu dieser geographischen die kirchliche Bedeutung Kölns, was in einem Zeitalter, das nahezu alle Seiten menschlicher Tätigkeit, alle Aeußerungen des Volkslebens der Kirche und ihren Prinzipien untertan zu machen oder wenigstens in eine nähere Beziehung zu derselben zu bringen gewohnt war, von höchster Wichtigkeit für die Blüte eines Gemeinwesens sein mußte. Der Bedeutung der Stadt entsprechen denn auch die Schilderungen der Zeitgenossen. Keineswegs nur einheimische Stimmen rühmen die Größe des mittelalterlichen Kölns. Berichtet bereits im 11. Jahrhundert Lambert von Hersfeld, daß Köln nächst Mainz als das Haupt und die Fürstin von allen Städten des Deutschen Reiches gelte, so bezeichnet etwas später Wilhelm von Malmesbury das von Waren und Heiligtümern angefüllte Köln geradezu als die Metropole von ganz Deutschland, und ebenso erklären Otto von Freising und Leopold von Oesterreich, Gottfried von Viterbo und der Dichter des Ligurinus das reiche Köln des 12. Jahrhunderts für die erste deutsche Stadt. Als 1333 Petrarca tagelang ihre Straßen durchwanderte, flößten nicht blos ihre angenehme Lage und ihr herrliches Wasser ihm Bewunderung ein, auch der feine Ton und die guten Sitten der berühmten Bewohner, wie er solche in einer Barbarenstadt kaum erwartet. „Findest du in ganz Europa", schreibt noch im 15. Jahrhundert Enea Silvio, „Großartigeres und Prächtigeres als Köln?" Mit Recht sind die Uebertreibungen zurückgewiesen, die über die Zahl der Häuser und Einwohner unserer mittelalterlichen Städte verbreitet sind; es ist ungerechtfertigt, von mehr als 100 000 oder gar mehreren 100 000 Einwohnern des mittelalterlichen Köln zu reden. Aber wohl dürfen die erwähnten Aeußerungen als vollgiltige Zeugnisse dafür angeführt werden, welche Stelle vom 11. bis 15. Jahrhundert unter den deutschen Städten nach dem Urteil der Zeitgenossen Köln behauptete. Und gewiß schon ein Hinweis auf seine Kirchenbauten und Malerschule, auf die Gelehrten, die hier gewirkt, auf Albert dem Großen und Eckart, auf Thomas von Aquino und Duns Scotus genügt, die Bedeutung dieser Stadt für Kunst- und Kulturgeschichte des Mittelalters außer Zweifel zu stellen. Wer je mit den Problemen deutscher mittelalterlicher

Stadtverfassung sich beschäftigt hat, weiß, daß nur ein Verständnis der Kölner Verhältnisse ihre Lösung ermöglicht. Und wie mit der Stadt, ist es mit dem Erzstift bestellt. Wer könnte es unternehmen, unsere mittelalterliche Kaiserzeit zu schildern, ohne eingehend der Kölner Erzbischöfe Bruno und Anno, Reinold von Dassel und Philipp von Heinsberg, Engelbert von Berg und Konrad von Hochstaden zu gedenken?

Wie sticht dagegen das Köln des 17. und 18. Jahrhunderts ab! „Köln" — schreibt ein Reisender vom Ende des vorigen Jahrhunderts — „ist in jedem Betracht die abscheulichste Stadt von Deutschland. Die meisten Häuser drohen dem Einsturz, ein großer Teil derselben steht ganz leer. Ein Dritteil der Einwohner machen privilegierte Bettler aus. Von Manufakturen kennt man hier nichts als eine Tabakfabrik und die Spitzen, welche die Weiber und Töchter der geringeren Bürger klöppeln. Aller Industriegeist ist unterdrückt; die sogenannten hiesigen Kaufleute sind meistens nur Krämer und Kommissionäre für die Kaufleute anderer Städte."

Wo möglich noch trauriger ist das Bild, welches das Erzstift in denselben Jahrhunderten darbietet. Fast während des ganzen Zeitraumes lag die oberste Leitung desselben in den Händen von Angehörigen eines Fürstenhauses, das sich in der Geschichte Deutschlands bezüglich seiner äußeren Politik durch eine gefährliche Hinneigung zu Frankreich und durch von dem letzteren geflissentlich geförderte Großmachtsgelüste, bezüglich seiner inneren durch indolente Abschließung des Landes gegen alle Kulturfortschritte einen traurigen Namen gemacht hat. Noch schlimmer wirkte die ganz auf französischem Fuß eingerichtete Hofhaltung und Lebensführung dieser erzbischöflich-kurfürstlichen Herren. Joseph Clemens erklärte ganz öffentlich, er werde weder Messe lesen noch sonst eine geistliche Handlung vornehmen, wenn ihm sein Beichtvater den Umgang mit seiner Buhlerin, der Frau Ruisbeck, verwehren wollte. Klemens August seinerseits übertraf in rasender Verschwendung und schamloser Ausschweifung den Vorgänger weit. Sein Hof, auf wahrhaft sybaritischen Sinnengenuß gestellt, war von liederlichen Damen und Dirnen jeden Grades wimmelnd, so recht eine Stätte, wo sich ein Genußkünstler wie Casanova, der im Jahre 1760 Köln und Bonn besuchte, behagen konnte, in Abenteuern sich tummelnd, wie jenes skandalöse mit der Frau Bürger-

meisterin von Köln, welches zeigt, wie sehr die Sittenlosigkeit nicht allein in den höfischen, sondern auch in den städtischen Kreisen um sich gefressen hatte. Die Sittenstrenge von Klemens Augusts Nachfolger Max Friedrich hielt auch nicht lange Zeit vor; er wurde bald und völlig in das ausschweifende Leben hineingerissen, dessen Ausgelassenheit sogar Pariser Gästen auffiel. Besser oder wenigstens viel anständiger ging es am kurkölnischen Hofe her unter der Regierung des letzten Kurfürsten, Max Franz, des jüngsten Sohnes von Maria Theresia. Ziemlich frivol freilich sah es aus, wenn der Kurfürst, um sich seine erzbischöfliche Beobachtung der kirchlichen Bräuche möglichst bequem zu machen, auf seinem Jagdzelter sitzend vor der Kirchtüre die Messe mit anhörte. Doch waren seine Bemühungen, aufzuklären und zu reformieren, im ganzen wohlgemeint und im einzelnen nicht ungeschickt. Ein Bruder Kaiser Josephs, teilte er dessen Neuerungssinn in kirchlichen Dingen, wies die Anmaßungen des päpstlichen Stuhls energisch zurück und unterzeichnete im August 1786 gemeinsam mit den Erzbischöfen von Salzburg, Mainz und Trier zu Ems die berühmten 23 „Emser Punktationen", welche, wenn festgehalten, das Fundament einer katholischen deutschen Nationalkirche zu werden vermochten.

Mitten inne zwischen der hohen Blüte und dem tiefen Verfall liegt das 16. Jahrhundert, das Zeitalter der Reformation, für Köln der Wendepunkt seiner Geschichte. Nun steht es ja außer Zweifel, daß alle diejenigen Umstände, welche um diese Zeit ein rasches Sinken der alten städtischen Macht veranlaßten, auch für Köln ihren schlimmen Einfluß äußerten. Vorüber war die Zeit der Städtebündnisse, welche den Städten namentlich am Rhein, in Schwaben und an der See politisch einen dem Landesfürstentum völlig gleichen, nicht selten sogar überlegenen Einfluß verschafften; das letztere hatte mit seinen auf Zentralisation und Unifizierung der zahllosen kleinen und kleinsten autonomen Genossenschaften gerichteten Tendenzen den Sieg über das im Städtewesen des Mittelalters so durchgängig als charakteristisch hervortretende föderative Prinzip, welches das Staatsganze nur in einer Reihe voneinander völlig unabhängiger Lebenskreise darzustellen vermochte, davongetragen; die meisten, namentlich die kleineren Reichsstädte waren schon zu Landstädten im heutigen Sinne des Wortes herabgesunken, wenn sie auch die äußeren Formen ihrer

alten Souveränität noch bis zur Auflösung des heiligen römischen Reiches, wenigstens de jure, fortkonservierten. Und auch die großen Gemeinwesen hatten sich diesem Verwesungsprozeß nicht entziehen können, wenn auch die Größe ihres Gebietes, die Bedeutung ihrer materiellen Hilfsquellen ihnen noch lange wenigstens den Schein der früheren Blüte beließ. Hand in Hand mit diesem Sinken des politischen Einflusses ging das Absterben aller Bürgertugenden, welche unsere alten Städte zu Sitzen nicht nur sprichwörtlich gewordener Biederkeit, Treue und Vaterlandsliebe, sondern auch eines über die nackte Befriedigung der unmittelbarsten Bedürfnisse hinausgehenden regen geistigen Strebens und geistiger Arbeit gemacht hatten. An ihre Stelle war ein kleinlicher, engherziger, zünftischer Kastengeist getreten, der sich nach außen ängstlich abschloß und seine einzige Aufgabe in der Konservierung und dem egoistischen Genuß der geretteten Bruchstücke einstiger Herrlichkeit zu erblicken schien. Der Bürger war von den Stadtmauern, wo er so oft Freiheit und Ehre mannhaft gegen Fürsten und Adel verteidigt hatte, in die dumpfen Handwerkstätten gewichen, indem er den Stadtschutz fremden Söldlingen überließ, denen jedes Interesse für das, was sie schützen sollten, abging. Die Gerichtspflege hatte ihre alte Stätte unter Gottes freiem Himmel, wo jedermann den Gang der Verhandlung beobachten und kontrollieren konnte, verlassen und geschlossene Räume aufgesucht; die Heimlichhaltung folgte dann rasch nach, noch rascher das Ausscheiden aller volkstümlichen Elemente in den Kreisen der Richter, der beisitzenden Schöffen, der Anwaltschaft usw., bis dann schließlich, nachdem erst die Formen ihr Wesen geändert hatten, auch das einheimische materielle Recht dem fremden Platz machte. Fast noch tiefer als in der äußeren Verfassung war der Verfall hinsichtlich der materiellen Hilfsquellen, aus denen der mittelalterliche Glanz unserer Städte seine Hauptnahrung gesogen hatte. Auch Köln mußte schwer unter den veränderten Zeitverhältnissen leiden, und all seine altbewährte Rührigkeit hätte den Prozeß nicht aufzuhalten vermocht, den nun einmal die so ganz veränderte Richtung der früheren Handelswege im Gefolge gehabt hat. Aber ganz darf der tiefe Verfall der Stadt in den der Reformation folgenden Jahrhunderten doch nicht den allgemeinen Zeitumständen in die Schuhe geschoben werden; sonst wäre beispielsweise nicht ersichtlich, warum andere Städte, wie

Augsburg, Nürnberg, Ulm, Straßburg, welche doch von dem veränderten Handelszuge nicht minder schwer betroffen wurden, während des ganzen 17. und 18. Jahrhunderts eine wenn schon gegen die frühere Blüte nur noch schattenhafte, so doch im Vergleich mit Köln ganz respektable Bedeutung sich erhalten konnten. Oder, um auch außerdeutsche Städte, die jedoch mit Köln die allerengste Verwandtschaft aufweisen, zum Vergleich beizubringen, wie kam es, daß die niederländischen Städte ihre alte Größe nicht nur behaupteten, sondern sogar noch mehrten? Daß dies lediglich mit der Auffindung eines direkten Seeweges nach Ostindien und der Entdeckung Amerikas zusammenhängt, ist deshalb nicht anzunehmen, weil der gleiche Vorteil anderen Ländern und Städten — ich denke hier vorzugsweise an Spanien und Portugal — höchstens zu einer vorübergehenden Blüte verholfen hat. Die Ursache liegt tiefer; um es gleich hier kurz auszusprechen: zu dem tiefen Verfall Kölns, zu dem üppigen Gedeihen der niederländischen Städte im 17. und 18. Jahrhundert hat in erster Linie die Art und Weise Veranlassung gegeben, wie sich beide zur Reformation des 16. Jahrhunderts gestellt haben. Die nähere Darstellung des Reformationsversuchs Hermanns von Wied liefert das beste Zeugnis für die Richtigkeit dieser Annahme.

Ich übergehe hier die dem Reformversuch Hermanns vorhergehende Regierungsperiode desselben. Sie unterscheidet sich nur wenig von derjenigen anderer Kirchenfürsten des angehenden 16. Jahrhunderts. Jedenfalls waren die Reformbestrebungen Hermanns, die alsbald nach seinem Regierungsantritt sichtbar wurden und sich nicht bloß auf die Abstellung kirchlicher Mißbräuche beschränkten, sondern ganz allgemein der Verwaltung des Erzstifts zugute kommen sollten — ich erinnere nur an die umfassende Kodifikation des Kölner Landrechts vom Jahre 1538 — durchaus von keiner weiteren präjudiziellen Bedeutung für seine spätere kirchenreformatorische Tätigkeit. Streitigkeiten mit Rom in Jurisdiktionssachen, Patronats-, Zehnt- und anderen Steuerfragen waren damals durchaus etwas Gewöhnliches; ja sie waren im 15. Jahrhundert, der Zeit der großen Konzilien, der Schismen, der Konkordate und der Bestrebungen nach Aufrichtung eines nationalen Landeskirchentums, weit verbreiteter, zahlreicher und heftiger gewesen. So dürfen wir auch den Streitigkeiten, in welche sich Hermann schon früher mit der römischen Kurie

verwickelt sah, keinen größeren Wert beilegen. Er hat sie zu seinen und seiner Kirche Gunsten zu wenden gewußt und hat in diesem Vorgehen die lebhafte Unterstützung seines Klerus zur Seite gehabt — ein deutlicher Fingerzeig dafür, daß solche Vorkommnisse durchaus nichts Auffälliges haben. Zur Tilgung der Kölner Stiftsschulden hatte Papst Klemens VII. 1524 eine Besteuerung der eximierten geistlichen Korporationen gestattet und gleichzeitig dem Erzbischof für die folgenden drei Jahre die Besetzung verschiedener Pfründen übertragen. Die Bestimmung des Wiener Konkordats von 1448 über das päpstliche Kollationsrecht und ihre Handhabung durch Rom hatten zu den mannigfachsten Klagen Anlaß gegeben, besonders die Festsetzung über die päpstlichen Monate. Die Kurie hat sich die im Januar, März, Mai, Juli, September und November vakant werdenden Benefizien zur Besetzung vorbehalten, wobei indes die höheren Dignitäten in den Kathedral- und Kollegialkirchen ausgenommen sein sollten. Streitigkeiten waren kaum vermeidlich, da namentlich die Kurie noch über die weitgehenden, ihr eingeräumten Privilegien hinaus sich vielfache Eingriffe in das Besetzungsrecht der Ordinariate zuschulden kommen ließ. Wie, wenn nun der päpstliche Stuhl erledigt, wenn der Papst gestorben oder der lebende außerstand gesetzt war, von seinem Kollationsrecht Gebrauch zu machen? Gerade dieser, der letzte Fall, trat ein, genau in dem Jahre, da der Giltigkeitstermin des Hermann 1524 verliehenen Privilegs zu Ende ging. Im Mai 1527 wurde Rom erstürmt, der Papst in der Engelsburg belagert. Die Willensfreiheit desselben schien dadurch so gut wie aufgehoben. Jetzt nahm daher Hermann die Pfründenbesetzung auch in den päpstlichen Monaten für sich in Anspruch und behauptete dieselbe auch nach der Befreiung des Papstes. Schon ein Jahr vorher hatte er sich genötigt gesehen, dem Mißbrauch entgegenzutreten, der mit angeblichen päpstlichen Gnadenerlassen getrieben wurde; um hiervor seine Untertanen zu schützen, hatte er verordnet, jene sollten stets vor ihrer Veröffentlichung durch erzbischöfliche Kommissare geprüft werden. Doch waren, wie gesagt, alle diese und ähnliche Konflikte für die spätere Richtung des Erzbischofs von keinem weitergehenden Belange.

Interessanter ist die Art und Weise, wie er sich gegenüber den ersten Regungen des reformatorischen Geistes in seinem Lande ver-

verhielt. Auch Köln war nicht frei von ihnen geblieben, wenngleich hier eine Reihe von Umständen zusammenwirkte, welche dem Eindringen religiöser Neuerungen einen fast unübersteigbaren Damm entgegenstellte. 1520 waren auf dem Domhof Luthers Schriften feierlich verbrannt worden, ohne daß jedoch dadurch ihre Verbreitung hätte gehindert werden können. Das Kloster der Augustiner-Eremiten war durch Staupitz der sächsischen Kongregation der Augustinerklöster zugewiesen, so mit den sächsischen Ordensgenossen in enge Verbindung getreten. Einzelne Brüder gingen auf längere oder kürzere Zeit nach Wittenberg; umgekehrt besuchte im Sommer 1521 Luthers Freund Link auf einer Visitationsreise das Kloster; im Herbst desselben Jahres siedelte aus Wittenberg Heinrich Hummel hieher über; durch theologische Vorlesungen machte er nicht ohne Erfolg Propaganda für Luthers Anschauungen. Auch von zwei anderen klösterlichen Instituten, dem Hause der regulierten Kanoniker zu Corpus Christi und dem Kloster der Antoniterherren, klagte man, die „Lutherei" habe Eingang bei ihnen gefunden. Aus den Kreisen der alteingesessenen Bürgerschaft wandte sich Gerhard Westerburg schon 1523 in einer populären deutschen Schrift „Vom Fegfeuer" gegen die großen Unkosten „an Begräbnissen, Vigilien, Seelenmessen, Jahrmessen, Wachskerzen, Glockenläuten und dergleichen ungegründeten und erdichteten Ceremonien"; er suchte zu beweisen, daß „solche Dinge weder Grund noch Boden in der heiligen Schrift haben und den abgeschiedenen Seelen wenig helfen können". Bürgermeister und Rat von Köln forderte er auf, dafür zu sorgen, daß fortan „die unnützen Kosten und die teuflische Pracht, so allein in Hoffart, Geizigkeit und Unkenntnis ihren Grund hätten, abgelegt und gemindert würden". Auch ein Mitglied des rheinischen hohen Adels, der Deutschordensritter Wilhelm von Isenburg, trat in Köln durch eine Reihe deutscher Schriften für die Lehre ein, „daß wir allein um des Glaubens willen gerechtfertigt und allein durch Christum selig werden und nicht durch die Werke, die wir doch aus Pflicht göttlicher Gebote zu tun schuldig sind". Gelang nun einerseits in Köln der Geistlichkeit die Fernhaltung der Reformationsidee keineswegs, so wurde doch andererseits die Weiterverbreitung derselben durch den Umstand gehindert, daß sich ihr schon von Anfang an radikale Tendenzen und Bestrebungen nicht nur religiöser, sondern auch politischer und sozialer

Art an die Ferſen hingen. Gerade das aber mußte die konſervativen Stadtregimenter ſtutzig und mißtrauiſch gegen jede Neuerung überhaupt machen. Ein Kölner Bürgermeiſter bezeichnete 1525 einmal die Furcht vor inneren Unruhen in der Stadt als bedeutſamen Hinderungsgrund für die Einführung reiner Predigt des Evangeliums. 1525 war es zum Aufruhr auch in Köln gekommen. Es war den Kölner Ratsherren gelungen, ihn niederzuwerfen, ihre Herrſchaft zu behaupten; dagegen ſahen ſie, wie in einer der niederdeutſchen Städte nach der andern zugleich mit der Reformation eine Veränderung des politiſchen Regiments durchgeführt wurde; ſie fanden mancherlei über die neue Zeit zu klagen; lag es nicht auch ihnen, wie dem einigen von ihnen befreundeten Erasmus nahe, für alle Uebelſtände, für alle Ausſchreitungen an erſter Stelle die verkehrten Beſtrebungen Luthers „für die Freiheit aller" verantwortlich zu machen? Sehr verſchiedenartige Urſachen wirkten ſo zuſammen, in den leitenden Kreiſen Kölns den Entſchluß zu ſtärken, der Neuerung entgegenzutreten; daß man auch vor dem äußerſten Mittel nicht zurückſchreckte, zeigte ſich, als hier 1529 Adolf Clarenbach und Peter Flieſteden den Märtyrertod erlitten. Von da ab iſt der Kölner Stadtrat ſtets einer der heftigſten Gegner des Proteſtantismus geweſen.

Einen gerade entgegengeſetzten Gang nahm die Haltung des Erzbiſchofs gegenüber der Reformation. Er hat von Anfang an mit keinerlei Parteinahme die Entwicklung der religiöſen Bewegung beobachtet, wie einfache ehrliche Menſchen alles Neue vorerſt ſorgfältig zu prüfen pflegen. Als ſich ihm aber dann auf der einen Seite die ſchweren Mißſtände in den beſtehenden Einrichtungen, auf der anderen die lautere Reinheit und Kraft der neuen Lehre als unleugbare Gewißheit aufdrängten, war er keinen Augenblick unſchlüſſig, wohin er ſich wenden ſollte. Und gerade ſolche revolutionäre Aufſtände, wie die radikalen Unruhen in den Städten, der Bauernkrieg und der Münſterſche Aufruhr, welche egoiſtiſche Gemüter nur noch mehr gegen alle und jede Reform verhärteten und auf der Bahn unnachſichtiger, leidenſchaftlicher Verfolgung vorwärts trieben, waren für Hermann nur eine neue dringende Aufforderung, ſeinerſeits den Weg der Reform zu betreten; er verſchloß ſich der Erkenntnis nicht, wie zutreffend es war, wenn damals Konrad Heresbach äußerte: „Niemand anders als wir ſelbſt ſind an dem Elend dieſer

Zeit Schuld. Weigern die Fürsten eine gerechte Reformation, so gibt sich das Volk ans Aendern.“ Auch ihn machten gerade diese Erfahrungen geneigter, das zu tun, was die Fürsten, wie Heresbach urteilte, längst hätten tun sollen, nämlich den veralteten Mißbräuchen, Gaukeleien und Träumereien der falschen Priester mit christlichen und gesetzlichen, religiösen und bürgerlichen Anordnungen entgegenzutreten. Auf das klarste hatte gerade die Münstersche Revolution die Notwendigkeit von Reformen dargetan und nicht minder den Gegensatz, in dem gerade die Reformatoren zu den Revolutionären standen. Waren es doch protestantische Theologen, welche vor allem den geistigen Kampf mit den Wiedertäufern führten, waren es doch die beiden vornehmsten protestantischen Fürsten, Sachsen und Hessen, welche vor allem Hilfe bei der Bewältigung Münsters leisteten.

Der erste Schritt, welchen Erzbischof Hermann zur Herbeiführung besserer Zustände in seinem Stift tat, war die Berufung eines Provinzialkonzils im Jahre 1536; der Kölner Stadtrat protestierte, aber Hermann ließ sich nicht wankend machen; am 6. März wurde dasselbe zu Köln eröffnet. Der kurfürstliche Siegelbewahrer Gropper hatte einen Entwurf ausgearbeitet, der die Grundlagen der Verhandlungen bilden sollte. Der Erzbischof, der persönlich den Sitzungen des Konzils präsidierte, hatte die Genugtuung, daß der Entwurf in den meisten Punkten die Zustimmung der Versammlung fand. Doch erschienen die Beschlüsse erst 1538 im Druck, zugleich mit ihnen das auf dem Konzil verheißene dogmatische Handbuch aus Groppers Feder.

Es ist interessant, etwas näher auf die Bestimmungen dieses Konzils einzugehen, nicht nur zur Beleuchtung des religiösen Entwicklungsganges Hermanns von Wied und zur Charakteristik jener damals so weit verbreiteten vermittelnden Richtung einsichtsvoller Kirchenhäupter, sondern namentlich auch deshalb, weil gerade Gropper es war, der sich späterhin als der erbittertste Gegner des Reformationsversuches seines Oberen entpuppte. Die Kölner Konzilbeschlüsse von 1536 geben uns dann einen Maßstab in die Hand, wie weit die altkirchlichen Gewalten überhaupt für die Frage der Kirchenreform sich gewinnen ließen. Wir werden sehen, daß dies immerhin nicht wenig war, wenn freilich die Konzessionen mehr Mißbräuche in der Lehre als in der Verfassung der alten Kirche betrafen;

wenigstens bleiben die Grundlagen und Spitzen derselben bei diesem ersten Reformversuch außer Betracht. Welt und Klostergeistliche, nicht aber die vornehmen Stifte und Orden, geschweige denn das Episkopal- und Papalprinzip, sollen einer Neuordnung unterstellt werden. Die Erstgenannten wurden aufs dringlichste an ihre Pflicht gemahnt; niemand soll deshalb wider Willen gezwungen oder angereizt werden, sich dem geistlichen Stande zu widmen, niemand unbedachtsam aufgenommen werden. Die höchste Vorsicht ist bei Mädchen anzuwenden, daß sie nicht in unreifem Alter, nicht aus Furcht, nicht aus irgend einem unchristlichen Affekt zum Dienste Gottes sich bekennen, denn jeder gezwungene Dienst ist mißfällig; die Eltern sollen ermahnt werden, ihre Kinder nicht wider deren Willen in das Kloster zu stoßen. Mönch und Nonne sollen die Kenntnis der Schrift, nicht die Sünden des Fleisches lieben, beten und wachen, stets etwas arbeiten, damit der Teufel sie stets beschäftigt finde, eben aus diesem Grunde, wie in den alten Klöstern geschehen, heilige Bücher abschreiben. In gleichem Geiste sind die Vorschriften über das Leben und die Pflichten der Weltgeistlichen und namentlich der Pfarrer abgefaßt. Als verdammenswert werden menschliche Rücksichten und Bestechlichkeit bei der Vergebung kirchlicher Stellen bezeichnet; nicht vor ihrer Erledigung sollen Versprechungen auf sie eröffnet, nur Personen sollen sie verliehen werden, die das gesetzmäßige Alter, gute Sitten, genügende Bildung besitzen. In Anknüpfung an die Beschlüsse des Konzils von Chalcedon wird die Häufung von Benefizien in einer Hand verboten, ausdrücklich erklärt: besser für den Bischof, weniger Priester zu haben, die würdig den Gottesdienst versehen, als viele unnütze. Nie sollen die Geistlichen die Bibel aus der Hand kommen lassen; die Pfarrer werden namentlich ermahnt, die in den Briefen an Timotheus und Titus enthaltenen Lehren zu befolgen. Daß besonders an diese Briefe angeknüpft wird, ist wohl ein bezeichnender Zug unserer Verordnungen, die daneben übrigens auch Sätze unbestritten echter paulinischer Briefe zitieren und einschärfen. Mit biblischen Worten wird als die wichtigste Pflicht der Pfarrer die Verkündigung des Wortes Gottes hingestellt; in ihrem Vortrag sollen sie eitle Fabeln wie jede leere Geschwätzigkeit meiden, nicht zu lange bei Heiligengeschichten verweilen, nicht zu viel Rühmens

von Wundern machen, wenn sie nicht ausdrücklich durch die Schrift oder durch glaubwürdige Schriftsteller bezeugt sind. Von allen Schmähungen, Sticheleien, Verwünschungen, von jeder unnützen Streiterei ist auch den Ketzern gegenüber abzusehen, rein und lauter das Wort Gottes zu predigen, gemäß der kirchlichen Ueberlieferung und der Interpretation der von der katholischen Kirche anerkannten Väter. Von streitigen Dingen soll gelehrt werden zu glauben was die Kirche glaubt. Vor jedem öffentlichen Tadel geistlicher und weltlicher Obrigkeit wird gewarnt, zweimal wird der Satz des Römerbriefes eingeschärft, daß jede Obrigkeit von Gott. Wer also der Obrigkeit widerstrebt, der widerstrebt Gottes Ordnung, wenn nicht — wird hinzugesetzt — die Obrigkeit ausdrücklich befiehlt, was wider Gottes Gebot; denn dann muß man Gott mehr gehorchen als den Menschen. Eifrig ist das Volk zum Gebet für die Obrigkeit anzuhalten. Besonders eingehend handelt ein eigener Abschnitt über die Verwaltung der auch hier festgehaltenen sieben Sakramente der katholischen Kirche. Bei dem Abendmahl wird einfach die wirkliche Gegenwart des Leibes und Blutes Christi betont, mit Berufung auf das Konstanzer Konzil die Forderung des Laienkelches abgewiesen; als ein repräsentatives wird das Opfer der Messe hingestellt, als lebendigste Vergegenwärtigung, als täglich erneuerte Darstellung des ein für allemal dargebrachten Opfers Christi. Bei der Predigt der Buße soll dem Volke Furcht vor dem Zorn und dem gerechten Gerichte Gottes eingeflößt, doch dem wahrhaft Zerknirschten Gnade und Barmherzigkeit verheißen werden. Unbescholten, unterrichtet und verschwiegen soll der Beichtvater sein, als ein kluger Arzt nach der Beschaffenheit der Krankheit die Arznei bereiten, die Kleinmütigen trösten, die Trotzigen zurechtweisen. Unentgeltlich sind alle Sakramente zu spenden, nach dem Worte des Herrn: „Umsonst habt ihr es empfangen, gebt es auch umsonst!“ Die kirchlichen Gewohnheiten werden gegenüber den Angriffen der Feinde der Kirche verteidigt, so auch die Beobachtung des Fastens; dabei sollen luxuriöse Fischspeisen nicht minder als Fleischspeisen gemieden werden. Bei allen Zeremonien ist mehr auf deren innere Bedeutung als auf Aeußerlichkeiten zu sehen, abergläubischer Mißbrauch der Heiligen zu untersagen, so auch der Mißbrauch, der mit geweihtem Wasser, Salz, Kräutern zur Heilung von Vieh getrieben wird. Da bei Gelegenheit

der Prozessionen durch die Felder viele Sünden begangen werden, wird es für besser erachtet, sie fortan innerhalb des Kirchenraumes abzuhalten und damit eine passende Anrede an das Volk zu verbinden. Um wirksam den unzähligen verderblichen Ketzereien entgegenzutreten, ist vor allem notwendig, besondere Pflege der Erziehung der Jugend zu widmen. Acht Kapitel eines eigenen Abschnittes beschäftigen sich mit den Schulen. Die Winkellehrer sollen entfernt, die Gymnasien und andere Schulen mit tüchtigen Lehrern versehen, an den einzelnen Kirchen ein unterrichteter Mann zur Bildung der Geistlichkeit angestellt werden.

Man wird nicht irre gehen, wenn man solchen und ähnlichen Gedanken eine über die Bedeutung der in katholischen Kreisen der zwanziger und dreißiger Jahre des 16. Jahrhunderts verbreiteten Reformbestrebungen hinausreichenden Wert beilegt. In dem dogmatischen Handbuch, welches Gropper als Kommentar der Konzilbeschlüsse ausarbeitete und an sämtliche Pfarrer der Erzdiözese zur Verteilung brachte, treten die einzelnen Bestimmungen in noch schärferer Gestalt und breiterer Ausführung hervor, so daß einer der gewiegtesten Kenner der Reformationsgeschichte nicht ansteht, das Buch als die wichtigste katholische Dogmatik der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu bezeichnen. Freilich, der Erzbischof war mit den erlangten Zugeständnissen noch keineswegs zufrieden, doch schien ihm die Zeit noch nicht gekommen, wo er mehr durchzusetzen hoffen konnte. Für seine religiöse Entwickelung mußte es dabei von hoher Wichtigkeit sein, daß er noch im Jahre des Konzils mit einem der Häupter des schmalkaldischen Bundes, Johann Friedrich von Sachsen, in persönliche Berührung trat. Nach einer Reise nach Berlin ging er zusammen mit Kurfürst Joachim II. nach Sachsen und traf dort mit dem genannten Fürsten zusammen. Von da ab häufen sich dann die Beziehungen zu angesehenen Protestanten in auffallendem Maße. Da erscheint zuerst in seiner Umgebung der bekannte Philosoph Agrippa von Nettesheim, der dem Kurfürsten seine occulta philosophia widmet und von dessen Residenz aus eine geharnischte Anklageschrift gegen die Universität Köln, den Hort der scholastischen Theologie und der alten Kirchenlehre, schleudert. Noch entschiedenere Parteinahme für die reformatorischen Ideen bezeugt Nikolaus Prucknер, der seit 1537 an Hermanns Hofe weilt. Ein viel bewegtes Leben

hatte er bis dahin geführt. Ursprünglich Augustinerordensmönch zu Mühlhausen in Elsaß, war er schon früher mit Zwingli, Oekolompad und Ulrich von Hutten in persönliche Beziehung getreten und der Reformator jener Stadt geworden. Der ausbrechende Bauernkrieg hatte ihn von dort weggescheucht; in dem elsässischen Städtchen Benfelden fand er dann Aufnahme, bis ihn auch hier sein unstäter Geist wieder austrieb. Astronomische Arbeiten, Kalendermachen, Nativitätenstellen, Prognostikaaufsetzen galten ihm höher als seine Pfarrgeschäfte. Doch trat er, wo es nottat, auch mit Energie für seine protestantische Ueberzeugung ein. Wie Pruckner zu den Elsäßer Reformatoren, so stand zu den Wittenberger Peter Wedemann in engen Beziehungen. Als Sprößling einer Kölner Familie hatte er in Köln und Wittenberg studiert und wurde später Erzieher der Neffen und Mündel Hermanns, der Söhne des Grafen Johann von Wied. Auch im Kreise der verwandten rheinischen Grafengeschlechter boten sich dem Erzbischof zahlreiche Anknüpfungspunkte an die reformatorischen Tendenzen. Dem Grafen Wilhelm von Neuenahr gab schon 1536 Kurfürst Johann Friedrich in einem Briefe an Luther das Zeugnis, daß er das Wort Gottes höchlich liebe. Noch entschiedener hatte ein anderer Verwandter der Wied, Graf Wilhelm von Nassau-Dillenburg, Partei für die Kirchenreform ergriffen. Ja, in Köln selbst, im Domkapitel und an der Universität, blieb die neue Lehre nicht ganz ohne Vertretung. Die Stiftsherren Heinrich von Stolberg und Christof von Oldenburg, der Jurist Johann von Oldendorp waren Freunde der Reformation. Gleichzeitig waren mehrere der eifrigsten Kölner Kämpfer gegen dieselbe aus dem Leben geschieden und hatten keinen gleich energischen Nachwuchs zurückgelassen.

Von der einschneidendsten Bedeutung für Hermanns Haltung ist seine Bekanntschaft mit Martin Butzer geworden. Er hatte denselben auf verschiedenen Reichsversammlungen kennen gelernt, ihn nach Buschhoven eingeladen; freundliche Beziehungen bildeten sich hier namentlich auch mit Gropper. Seinem Einfluß ist es vorzugsweise zuzuschreiben, wenn Hermann jetzt mehr und mehr zu energischem Vorgehen sich geneigt zeigte. Der Regensburger Reichsabschied von 1541 hatte den Prälaten die Verpflichtung auferlegt, mit ihren Untertanen eine christliche Reformation aufzurichten. So glaubte er auch eine rechtliche Befugnis zu haben, auf die er sich

vor Kaiser und Reich stützen könne. Auf dem nächsten Landtage zu Bonn, auf welchem alle vier Stände des Stifts (Domkapitel, Städte, Grafen und Ritterschaft) vereinigt waren, trug der Kurfürst dies sein Vorhaben vor. Er fand damit allgemeine Billigung. Die Stände insgesamt ersuchten ihn, den Gelehrten zu befehlen, den Entwurf einer Reformation „christlich zu stellen" und diesen dem nächsten Landtag vorzulegen; er könne überzeugt sein, man werde ihn beobachten.

Gegen Ende des Jahres 1542 berief Hermann Butzer nochmals und auf längere Zeit. Seine ursprüngliche Absicht war hierbei, das Vermittlungswerk, welches zu Regensburg nicht ausgeführt worden, jetzt durch dieselben Gelehrten, die an dem ersten Entwurf den meisten Teil genommen, in seinem Lande durchzusetzen. Zwischen Butzer und Gropper wurden Konferenzen veranstaltet, Briefe gewechselt. Noch vom Jahre 1543 haben wir einen Brief Butzers, worin er sich bemüht, Groppers Freundschaft zu behaupten und ihn zu dem reformatorischen Unternehmen heranzuziehen. Freilich ohne Erfolg! Gropper hatte vielleicht schon seine früheren Zugeständnisse als eine Verirrung empfunden, welche nur dadurch wieder gut gemacht werden könne, daß man um so schroffer sich gegen jede weitere Neuerung verschlösse. Jedenfalls erschien ihm seine vormalige gemäßigte und vermittelnde Haltung jetzt als gefährlich, als er bemerkte, daß der Erzbischof über sie hinaus zum Angriff gegen die bestehende Ordnung vorging. Andererseits war auch Butzer wenig geneigt, der Gegenpartei irgendwelche bedeutenden Konzessionen zu machen, wenn schon die Form, in welche er seine Ablehnung kleidete, nicht milder und entgegenkommender sein konnte, während die Gegner ihren leidenschaftlichen Gesinnungen keineswegs einen Zügel anzulegen bemüht waren. Gerade dies aber mußte eine so offene und feinfühlende Natur, wie sie Hermann besaß, nur noch mehr ins Lager der Protestanten treiben. Und in der Tat zeigte er sich täglich entschiedener. Butzer predigte in Bonn, Sarcerius in Andernach; das Abendmahl wurde unter beiderlei Gestalt ausgeteilt; den Priestern war die Ehe gestattet; der katechetische Unterricht anderer evangelischer Länder war auf den Niederrhein übertragen.

In dem Maße aber, als die Reformation in der Kölner Landschaft mehr und mehr Wurzel schlug, stärkte sich auch die Opposition jener beiden Elemente, die an der Erhaltung der bestehenden Ord-

nung das ſtärkſte Intereſſe hatten, des Rats und des Domkapitels. Namentlich das letztere, dem geſetzmäßig Teilnahme an der Landesverwaltung zuſtand, war zu keiner Konzeſſion zu bewegen. Umſonſt beteuerte Hermann, er wolle „niemand das Seine entziehen, keine Neuerung anrichten, keine neue Lehre einführen, ſondern er wolle das Wort Gottes klar und rein, wie es in der Zeit der Apoſtel und der erſten alten chriſtlichen Kirche in Uebung geweſen, zur Ehre des Allmächtigen, chriſtlicher Erbauung ſeiner Kirche und Wohlfahrt, Heil und Seligkeit unſerer Nächſten predigen und lehren laſſen". Das Domkapitel aber verlangte von ihm, vollſtändig ſtillzuſtehen, bis er ihre Zuſtimmung gewonnen, forderte vor allem weiteren die Entfernung Butzers. Und die Domherren beſchränkten ſich nicht auf dieſe mahnenden Worte an den Erzbiſchof. Sie erinnerten den Koadjutor an die von ihm übernommene Verpflichtung, das Erzſtift bei dem alten Glauben zu ſchirmen.

Dagegen waren aber die weltlichen Stände des Stifts auf der Seite ihres Fürſten. Im März 1543 hatte dieſer einen neuen Landtag nach Bonn zuſammenberufen. Er kündigte denſelben an, daß er jetzt mit der Abfaſſung eines definitiven Reformationsentwurfes beſchäftigt ſei, und bat die Verſammlung, einen Ausſchuß zu ernennen, mit dem er denſelben beraten könne. Das Domkapitel dagegen legte den übrigen Ständen die Schriften vor, die es mit dem Erzbiſchof gewechſelt, und forderte ſie auf, ihn zu erſuchen, eine Haltung anzunehmen, die ihm bei Papſt, Kaiſer und Reich unverfänglich ſei, Butzer aus dem Stift zu weiſen, ſich aller Fremden zu entſchlagen und Stiftsſachen nur mit Stiftsangehörigen zu verhandeln. Allein die weltlichen Stände waren ſchon ſelbſt von reformatoriſchem Begehren ergriffen; ohne Bedingung nahmen ſie das Erbieten des Fürſten an und überließen ihm, den Ausſchuß aus ihrer Mitte ſelbſt zu wählen, dem jener Reformationsentwurf vorgelegt werden könne. Neu geſtärkt in ſeinen Abſichten, ging Hermann aus ſeinem Kampf mit ſeinem Kapitel hervor. „Auf dieſem Landtag", ſchrieb Butzer, „iſt der alte fromme Kurfürſt erſt recht zum chriſtlichen Biſchof von der Landſchaft erwählt und angenommen worden, da ihn das Kapitel, das ihn zum päpſtlichen Biſchof erwählt hat, wollte wieder entſetzt haben."

Jetzt, im Mai 1543, erſchien auch Melanchthon, der ſich bisher

gesträubt hatte, in Bonn. Er war entsetzt über die Veräußerlichung des kirchlichen Lebens, über den Bilderdienst und Aberglauben der Massen, über die Unwissenheit der Geistlichen; dagegen erfreuten ihn sehr der Ernst und Eifer des Erzbischofs, die bisherige Wirksamkeit Butzers. Man schritt nun ernstlich an die Ausfertigung des Reformationsentwurfs. Man legte dabei die von Osiander ausgearbeitete nürnbergisch-fränkische Kirchenordnung zugrunde. Einen Teil derselben bearbeitete Butzer, einen anderen, namentlich die Artikel von der Dreieinigkeit, von der Schöpfung, von der Erbsünde, von der Rechtfertigung, von der Kirche und von der Buße, faßte Melanchthon ab. Als die Reformationsschrift fertig war„ wurde sie gründlicher Prüfung durch den Erzbischof selbst unterzogen. An fünf Tagen wurde in je fünf Morgenstunden der Entwurf gelesen und besprochen; der Erzbischof hatte hierzu den Koadjutor Heinrich von Stolberg, den Fr. Lennep, Melanchthon und einige seiner Räte berufen. Melanchthon war überrascht und erfreut über das Interesse und Verständnis, mit dem Hermann in alles einzelne einging; er hatte die lutherische Bibelübersetzung zur Hand, seine Einwürfe und Anregungen zeigten, mit welchem Ernst und Eifer er die in Betracht kommenden Fragen durchgedacht hatte. Er selbst soll dafür gehalten haben, daß des Papstes Namen nicht namentlich gedacht wurde, wie denn die Fassung der Formel auch sonst sehr gemäßigt war. Nach solcher gründlichen Prüfung wurde der Entwurf den im Juli zusammentretenden Ständen vorgelegt. Betrachten wir, ehe wir in der Geschichtserzählung weiter gehen, denselben etwas näher!

Das „Bedenken" — wie sich der Entwurf nennt — füllt gedruckt mehr als dreihundert Folioseiten. Gleich in dem ersten der sechzig Kapitel, in dem einleitenden Abschnitt „von der Lehre" tritt die Verwandtschaft mit der Nürnberger Ordnung hervor. Als einzige Glaubensnorm wird die heilige Schrift hingestellt. Aus dieser sollen die Pastoren „ihre Predigten und Lehren getreulich und gänzlich nehmen und sich mit allem Fleiß hüten vor aller menschlichen Lehre und Auslegung, die aus diesem Brunnen göttlicher Lehre nicht herfließt und gewißlich genommen ist. Von allen weltlichen Geschäften sollen sie sich möglichst frei machen, damit sie Gott erbitten und mögen allen seligen Verstand der Gottseligkeit aus göttlicher Schrift selbst recht und beständig fassen und dann mit klarer, gründlicher

und kräftiger Lehre und Unterweisung gegen alle erwählten Gottes ob diesem gewissen Wort des Heils halten." Der Predigt soll allweg eine Lektion aus der heiligen Schrift vorhergehen, die Predigten aus derselben genommen und allweg auf Christum gerichtet werden. In den Artikeln von der Dreieinigkeit und der Schöpfung wird auf die wahre Erkenntnis und Anrufung Gottes gedrungen, von der das Volk nur zu sehr abgewandt ist. „Sie sehen" — so wird geklagt — „wohl stets den Himmel und Erde und so viele wunderbare heilige Geschäfte und Werke Gottes an, gehen damit um, haben's in Händen, gebrauchen und nutzen sie; aber ihr Herz denkt dabei wenig an Gott. Sparen also ihren Gottesdienst, bis sie etwa zu den Bildern und in die Kirche kommen, da sie ihren vermeinten Gottesdienst verrichten wollen und dann an allen Orten ihres Gefallens leben, Gottes nicht gedenken, seine Werke und Gaben vielfältig mißbrauchen."

In diesen und ähnlichen Ausführungen über die Erbsünde, die Wiedergeburt, die Vergebung der Sünden, die Rechtfertigung u. a. zeigt sich die echt evangelische Gesinnung der Urheber des „Bedenkens". Das Gleiche gilt von den folgenden Abschnitten, die von der Kirche, ihren Ordnungen und besonders eingehend von den Sakramenten handeln. Namentlich wird die Bedeutung des Gebets wie die Pflicht hervorgehoben, die Mißbräuche auszurotten, die dabei namentlich durch falsche Anrufung und Verehrung der Heiligen eingerissen, daran ein eigener Abschnitt wider die Abgötterei des Bilderdienstes geknüpft. Die Prediger sollen das Volk warnen vor den vielen Bildern, die falsche und abergläubische Dinge vorstellen, sollen lehren, daß man die Bilder nicht anbeten dürfe u. s. w. Ebenso ist zu warnen vor den Mißbräuchen bei Fasten, wenn man „schier alles Fasten damit allein ausrichtet, daß man nicht Fleisch und Eier ißt, sonst aber von Fischen und anderer Speise wohl köstlicher denn sonst ißt." Bei der Einsetzung der Pastoren ist auf vorhergehendes gründliches Examen zu dringen; niemandem soll sein Patronatsrecht entzogen werden, aber alle Patrone werden vermahnt, nur tüchtige Personen zu präsentieren und nicht ihre Pfarreien aus Gunst oder andern ungebührlichen Ursachen ungeschickten Personen zu verleihen. „An den Feiertagen soll in den Städten und Freiheiten, da Schüler und mehr denn ein Kirchendiener, morgens früh eine Versammlung gehalten werden

um des Gesindes willen, das etwa zum rechten Amt nicht kommen kann, in dieser Versammlung ein deutscher Psalm vor- und nachgesungen und eine Predigt von dem Katechismus mit Verkündigung des heiligen Evangeli gehalten werden." Auch für andere Versammlungen wird das Singen deutscher Psalmen vorgeschrieben. Alles Singen, Lesen, Predigen und Beten darf zusammen nicht über eine Stunde dauern. Eine besondere Aufmerksamkeit wird der Besserung des Schulwesens und der Geistlichen gewidmet. In jeder Stadt ist eine Lateinschule einzurichten; für den Unterhalt des Schulmeisters und seiner Diener wird, um den gemeinen Mann weniger zu beschweren, die Bestimmung etlicher Vikarien und Präbenden zu diesem Zwecke und die Erhebung eines jährlichen Schulgeldes von den Knaben, so nicht betteln, in Aussicht genommen. Dem jüngsten Haufen ist Lesen und Schreiben zu lehren, dazu sind lateinische Bücher zu brauchen, „darin das Pater noster, Credo, Decem precepta und dergleichen Kinderlehr gefaßt ist, damit die Kindheit zugleich zu christlicher Unterweisung gewöhnt werde; darnach lehre man sie den Donat lesen. Welche nun lesen können und anfangen zu schreiben, die setze man in den anderen Haufen." Dieser ist anzuhalten, vor allem ordentlich die leider zu oft von dem Schulmeister vernachlässigte Grammatik zu treiben. „Die Knaben sollen in dieser zweiten Klasse bleiben, bis sie den Donat und die ganze Etymologie ziemlich können, und sollen der Cato, Aesops Fabeln, die kleineren Briefe Ciceros, etliche Dialoge Mosellani oder Erasmi exponiert werden. Und was man abends exponiert hat, das sollen die Kinder andern Tages selbst exponieren und sollen dabei etliche Wörter deklinieren und konjugieren", außerdem täglich das Schreiben üben. In der dritten Klasse sollen Terenz und Virgil abwechselnd mit Ciceros Briefen erklärt und die Regeln der Syntax auswendig gelernt und geübt, in der vierten Klasse sollen Ovid und Cicero erklärt und die Schüler angehalten werden, Dialektik und Prosodie zu lernen und lateinische Verse zu machen. An der Dialektik ersparte Zeit ist auf den Unterricht in griechischer Grammatik und Erklärung von Phokylides und Hesiod zu verwenden. Für diese Lektionen sind Montag, Dienstag, Donnerstag und Freitag bestimmt, der Mittwoch für Unterricht im Katechismus. Am Samstag ist Musik zu treiben. Für den höheren theologischen Unterricht wird die Gründung einer Schule in Bonn in Aussicht genommen. Sieben

Lektoren sollen an derselben angestellt werden: zwei Theologen, ein Dialektikus, ein Rethorikus, ein Grammatikus, ein Mathematikus und Physikus, endlich ein Jurist. Jedes Vierteljahr soll eine theologische Disputation, jeden Monat eine philologische stattfinden, dabei der Rektor auf die Wahl nützlicher und unärgerlicher Materien achten. „Diese nützliche Schule möchte stattlich angerichtet und unterhalten werden, so daß nicht allein die Legenten ihre Besoldung, sondern auch etliche arme Knaben ihre Zehrung hätten, so man ein einziges Kloster zu diesem guten Zwecke braucht, welche doch jetzt übel gebraucht; denn es sind jetzt in vielen Klöstern kaum fünf oder sechs Personen und die niemand nutz sind und die große Stiftung vergeblich verschwenden." Im Pfarrdienst soll niemand geduldet werden, „der im öffentlichen Laster der Unzucht, des Geizes oder wucherischer Unbilligkeit befunden wird"; nachdrücklich werden alle Pfarrer ermahnt, nüchtern und keusch zu leben; eben deshalb wird ihnen die Ehe nicht verboten, aber ihnen vorgeschrieben, solche Frauen zu suchen, „die ihnen wahre Gehilfinnen seien zu ihrem christlichen Dienst, gottesfürchtige, eheliche Töchter, die den anderen zu gutem Exempel in aller Gottseligkeit und Zucht vorangehen".

Hinsichtlich der Stifte, die gänzlich ihrem ursprünglichen, rein geistlichen Charakter entfremdet, wird auf die Durchführung einer ganzen Reformation verzichtet. So werden dem Domkapitel neben freier hergebrachter Wahl alle seine Würden, Rechte und Freiheiten unbehindert belassen. Gefordert wird nur, daß die Stiftsherren „sich mit der Lehre, Messe, Haltung der Sakramente und anderen Kirchendiensten und -Ceremonien nicht anders halten, denn wie wir hier oben in unserer Reformation davon vermeldet", daß sie einen gottseligen Wandel führen, daß ihr Singen und Lesen in der Kirche im Einklang mit der heiligen Schrift. Ein Teil der Stifte ist für Adelige zu reservieren, da die Güter den Stiften meist durch Adelige zukommen.

Auch hinsichtlich der Ordensgeistlichkeit bezeichnet es das „Bedenken" als hoffnungslos, „die alte wahre Möncherei wieder in Schwang zu bringen"; eine Aufhebung der Klöster so wenig wie eine Aufhebung der Stifte wird hier geplant, von beiden nur verlangt, daß sie im Einklang mit der neuen Ordnung der Lösung der wahren Aufgaben der Geistlichen dienen. „Diejenigen, so sich in die

Klöſter begeben, ſollen hinfür nicht mit den Gelübden, die man substantialia nennt, beſchwert werden, ſondern nur geloben, ſich züchtiglich in aller gottſeligen Ehrbarkeit halten, ihren Oberen gehorchen und der Lehre fleißig obliegen zu wollen, ſo daß ſie ſich in göttlicher Schrift üben, des Predigens befleißen und wenn ſie zu Kirchen- und andern notwendigen chriſtlichen Dienſten gefordert, ſich dazu ganz willig gebrauchen laſſen". Die zum Pfarrdienſt nicht geſchickt und zum Kloſterleben nicht begabt und willig ſind, mögen mit etwas Steuer von ihren Klöſtern und den Kloſterpflichten freigelaſſen werden, die Zurückbleibenden ein chriſtliches Leben führen und ſich mit notdürftiger Unterhaltung genügen laſſen. Später ſollen einige Klöſter zu Schulen, einige ſpeziell für Adelige eingerichtet werden. Auch den freien weltlichen Jungfrauenſtiften wird ihr Fortbeſtand geſichert, nur auch von ihnen ein wirklich gottesfürchtiges Leben im Einklang mit der neuen Ordnung gefordert. Schließlich werden die Keglerbrüder (Kugelherren) und die Begharden, die ſich bisher ihrer Aufgabe mit Treue und Sorgfalt gewidmet, der ferneren Förderung ihrer Zwecke verſichert.

Man hat dieſem Reformationsentwurf vielfach den Vorwurf gemacht, als ſuche er zwiſchen den ſtreitenden Parteien einen modus vivendi herzuſtellen, der weder katholiſch noch proteſtantiſch ſei; er habe daher auch notwendig ſcheitern müſſen, weil keine Religionspartei ſich für ihn hätte erwärmen können. Nun bürgt aber doch ſchon die Mitarbeiterſchaft Melanchthons dafür, daß es hier nicht bloß um ein halbes Werk ſich handelte, wie bei dem Entwurf von 1536, über den die Wittenberger Reformatoren laut und unverhohlen ihre Mißbilligung ausgeſprochen hatten. Aber auch abgeſehen davon, ſo iſt auch das „Bedenken" durchaus von echt evangeliſchem Geiſte durchhaucht. Was dasſelbe von alten Einrichtungen beſtehen ließ, war teils wirklich der Forterhaltung wert, teils durfte man nicht an deſſen Beſtand rühren, wollte man nicht von vornherein die Teilnahme zahlreicher einflußübender Elemente ausſchließen. So, um nur eines anzuführen, mußte eine Säkulariſation des Kirchenguts deshalb als untunlich erſcheinen, weil die rheiniſchen Grafen- und Adelsgeſchlechter hinſichtlich der Unterhaltung ihrer nachgeborenen Söhne meiſt auf die Kommenden und Präbenden der hohen Stifte angewieſen waren. Nirgends begegnen uns in den Liſten der Pröpſte,

Kapitelsherren usw. der mittelalterlichen Domstifte so zahlreiche Namen des eingesessenen hohen Adels, als gerade am Niederrhein. Eine Säkularisation würde also gerade denjenigen Stand am schwersten betroffen haben, auf dessen Unterstützung der Erzbischof bei Durchführung seines Reformwerkes angewiesen war, noch mehr, der bisher diesem gegenüber den widerstrebenden Gewalten vollen Beistand geleistet hatte. Der Wert dieser Hilfe zeigte sich auch gleich wieder bei der Vorlage des „Bedenkens" an die Stände. Nicht nur daß sie sich vollkommen einverstanden mit ihm erklärten, sie hielten nicht einmal für nötig, den Entwurf erst durch einen Ausschuß prüfen zu lassen; zu einer so wichtigen Sache — erklärten sie dem Kurfürsten — die das Seelenheil betreffe, möchten sie nicht einmal recht tüchtig sein; so solle auch ihm die ganze Angelegenheit anheimgestellt sein.

Dagegen beharrten Domkapitel und Stadt auf ihrem Widerstand, noch mehr, sie gingen jetzt zum offenen Angriff gegen den Erzbischof vor. Am 5. April teilte Butzer dem Landgrafen von Hessen mit, daß jene sich an den Papst, an Granvella, nach Mainz und Trier gewandt hätten. Von Mainz erschien denn auch sofort Hilfe in der Person Peter Fabers, des ersten nach Deutschland gekommenen Jesuiten. Kaum hatte er von der Ketzerei des Erzbischofs gehört, als er auch schon dahin eilte, um die bedrohte Position zu retten. In persönlicher Unterredung suchte er Hermann umzustimmen, seinem Orden zugleich eine feste Stellung in Köln zu schaffen. Ihm zur Seite stand sein Schüler Peter Canisius, der dem Orden aus seinem Vermögen — er war der Sohn einer angesehenen Nymwegner Familie — ein Haus in Köln einrichtete. Faber rief zur Bekämpfung Hermanns auch den päpstlichen Nuntius auf. Von Rom liefen Dankschreiben an Rat und Kapitel ein für deren mannhaften Widerstand gegen das „wahnsinnige" Unternehmen des Erzbischofs und der lutherischen Prediger. Schon wurde es als fraglich bezeichnet, ob Hermann noch in Wahrheit des Namens eines Erzbischofs würdig sei; nur aus christlicher Liebe ließ ihm der Papst, obgleich er sich durch sein Vorgehen bereits unwert aller päpstlichen Gnade gezeigt, in einem vom 1. Juni erlassenen Breve doch zunächst, ehe andere Schritte gegen ihn erfolgten, die Aufforderung zugehen, in den Schoß der Kirche zurückzukehren und die Lutheraner zu entfernen. Gleichzeitig wurde

Hermanns wichtigster Gesinnungsgenosse im Domkapitel, Heinrich von Stolberg, persönlich nach Rom zitiert.

Von verhängnisvoller Bedeutung mußte für Hermann der unglückliche Ausgang des kleveschen Krieges werden. Herzog Wilhelm hatte eine entschiedene Hinneigung zur neuen Lehre bekundet, bereits wiederholt das Abendmahl unter beiderlei Gestalt empfangen. Ein großer Teil seines Landes gehörte in kirchlicher Beziehung zum Erzstift Köln, und es war von größter Wichtigkeit für Hermanns Reformversuch, an dem benachbarten mächtigen Fürsten nicht nur einen gleichgesinnten Genossen, sondern an dessen Gebiet eine Stätte ungehinderter Entfaltung seiner reformatorischen Gedanken zu besitzen. Jetzt war dies alles vereitelt. In raschem Siegeszuge hatte Karl V. den kleveschen Fürsten vollständig niedergeworfen und durch den Vertrag von Venlo nicht allein zur Aufgabe seiner Ansprüche auf Geldern und Zütphen, sondern auch zur Einstellung aller weiteren Kirchenreformen gezwungen. Aus der persönlichen Anwesenheit des Kaisers hatten zudem Rat und Kapitel von Köln neuen Mut für ihren Kampf mit dem Erzbischof geschöpft; Karl hatte sie wegen ihres Verhaltens belobt und zur Ausdauer angespornt. Daneben erschien es ihm jedoch noch nicht an der Zeit, offensiv gegen Hermann vorzugehen, wennschon ein Fortschreiten des reformatorischen Gedankens im Erzstift ihn mit den schwersten Besorgnissen für seine gleichfalls in gährender Aufregung befindlichen Niederlande erfüllen mußte. Er hatte sich darauf beschränkt, Hermann das Bedenkliche seines Unternehmens vorzuhalten, aber der Erzbischof war standhaft geblieben. Noch schlimmer aber für die protestantische Sache wirkte der Ausgang des kleveschen Krieges dadurch, daß dem Kaiser zuerst über die Schwäche und politische Unfähigkeit der Protestanten die Augen geöffnet wurden. „Er hatte" — heißt es in seinen Denkwürdigkeiten — „immer wie viele andere die Ueberzeugung gehabt, es wäre unmöglich, eine solche Halsstarrigkeit und eine so große Macht, wie sie die Protestanten besaßen, auf dem Wege der Strenge zu beugen; er war daher unschlüssig, was er in einer Sache tun könnte, deren Ordnung ihm so wichtig war. Aber Gott beschränkte sich nicht darauf, dem Kaiser die Gnade zu erweisen, ihm Geldern so schnell zu verschaffen, — die Beobachtung dessen, was sich hier zutrug, öffnete die Augen des Kaisers und erleuchtete seinen Verstand dermaßen, daß es ihm nicht blos nicht mehr

unmöglich vorkam, mit Gewalt einen ſolchen Hochmut zu bändigen, ſondern daß ihm dies ſehr leicht erſchien, wenn er es unter geeigneten Zeitumſtänden und mit paſſenden Mitteln unternähme."

Noch mehr kam dem Kaiſer in ſeinen kriegeriſchen Abſichten gegen die Proteſtanten zu ſtatten, daß er durch den Frieden von Crespy ſich die Neutralität Frankreichs für einen künftigen Kriegsfall verſchaffte. Kurzſichtig genug, hatten ihm vorher die proteſtantiſchen Fürſten ſelbſt auf dem Speierer Reichstage die Mittel zu dem glücklichen Feldzug bewilligt. Jetzt war derſelbe allen Gegnern der neuen Richtung ein weiterer Anlaß, mehr und mehr die Maske fallen zu zu laſſen und ihre wahren Abſichten kundzugeben. Auch in Köln wurde nunmehr eine Gegenſchrift zu Hermanns Bedenken gedruckt und an die Dechanten des Stifts verſchickt. Gleichzeitig forderte eine Deputation des Domkapitels und der Kölner Stifte zum letztenmale zur Abſtellung der Neuerungen auf. Würde ſich der Erzbiſchof weigern, ſo müßten ſie nach Gebot ihres Gewiſſens ſich direkt an die Oberen des Kurfürſten wenden. Und da dieſer ihrer Forderung natürlich kein Gehör gab, ſo richteten am 9. Oktober Domkapitel, Sekundarklerus und Univerſität eine Appellation an Papſt und Kaiſer. Gütliche Unterhandlungen, wie ſie Hermann ſeinen Gegnern vorſchlug, wurden von dieſen nicht akzeptiert. Auch der Kaiſer machte jetzt Ernſt. Am 12. Oktober erließ er von Brüſſel aus ein Schreiben, in dem er Aufhebung der Neuerungen und Bewahrung des alten Glaubens gebot. Umſonſt ſuchten die weltlichen Stände, die nach wie vor auf Seiten ihres Fürſten ſtanden, zwiſchen beiden Parteien zu vermitteln. Das Domkapitel weigerte ſich jeder Nachgiebigkeit, der Erzbiſchof blieb uneingeſchüchtert. Er erklärte, lang habe er auf eine Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten durch ein Konzil oder durch Religionsgeſpräche gehofft, ſtets ſei ſeine Hoffnung getäuſcht worden; in ſeinem Alter, nahe dem Grabe, habe er es für Gewiſſenspflicht gehalten, bei Gelehrten Rat zu ſuchen, ſelbſt die Bibel und chriſtliche Schriften fleißig zu leſen. Von der hier gewonnenen Erkenntnis könne er nicht weichen, nicht die Ueberzeugungen verleugnen, die für ſein und aller wahren Gottesmenſchen Seelenheil von höchſter Bedeutung ſeien. Wie er alle Pflichten des Gehorſams gegen den Kaiſer in allen bürgerlichen Sachen erfülle, wolle er auch ſeine Untertanen nicht beſchweren; von ſeinem Privatvermögen habe er bisher die zwölf bis fünfzehn

berufenen Prediger unterhalten, da sie nicht, wie wohl billig, aus Landesmitteln besoldet wären. Er stelle es Gott anheim, ob es ungerechtfertigten Machinationen gelingen solle, ihn von seinem Amt zu vertreiben; schlimmstenfalls würde er als einfacher Graf von Wied, wie er geboren, sein Alter, sein Leben beschließen, nie aber auf die Verteidigung der reinen christlichen Lehre verzichten.

Im Mai 1545 kam Karl V. auf der Reise zum Regensburger Reichstag nach Köln. In Unterredungen mit Kapitel und Stadtrat bezeugte er seine Verwunderung über die vielfache Uebung protestantischer Gesinnungen in der Stadt; sei der Rat nicht mächtig genug, das zu verhindern, so wolle er, der Kaiser, es selber tun. Jetzt forderte das Domkapitel einige zweifelhafte Mitglieder zur Erklärung ihrer Gesinnungen auf. Den Grafen von Horn kündete es Bestrafungen an, wofern sie nicht bis zu Pfingsten das Abendmahl unter einer Gestalt nehmen würden. In gleicher Weise beschloß die Universität die Ausstoßung aller Häretiker und die fernere Nichtpromovierung aller derjenigen, die nicht vorher ein Glaubensbekenntnis abgelegt hätten. Der erzbischöfliche Offizial wurde zur Herstellung des Amtes der Inquisition aufgefordert; den Protest des Erzbischofs beachtete jener nicht mehr. An der römischen Kurie wurde der Prozeß gegen Hermann instruiert, ebenso am Kaiserhofe. Der Prozessierte erbat sich die gesetzliche Frist zur Einbringung seiner Exceptionen; er wurde keiner Antwort gewürdigt. Jetzt wandte sich der von allen Seiten bedrängte Fürst an die zu Frankfurt versammelten Mitglieder des schmalkaldischen Bundes. Eine Mission derselben sollte den Kaiser bitten, dem bisherigen Verfahren keinen weiteren Raum zu geben und die kölnische Sache als allgemeine Religionsangelegenheit zu behandeln. Die Versammlung entsprach dem Ansuchen, sie ging noch weiter und stellte dem Erzbischof militärische Hilfe in Aussicht, falls er von dem Kaiser angegriffen würde.

Wir haben wiederholt den engen Zusammenhang des kölnischen Reformationsversuchs mit den Ereignissen der großen deutschen Politik hervorgehoben. Ganz besonders gilt dieser Zusammenhang von dem Ende des Erzbischofs Hermann. Würde auch der Anschluß des Letzteren an die Schmalkaldener nicht stattgefunden haben, das Schicksal derselben im Kriege von 1546 und 1547 würde dennoch auch das des Kölner Reformators gewesen sein. Der Kaiser hatte lange

auf den Augenblick gewartet, in welchem er den verhaßten Neuerer — doppelt verhaßt wegen des mächtigen Einflusses seines Auftretens auf die Reformation in den Niederlanden — tötlich treffen konnte. Jetzt, nachdem er die alten Gegner im Felde siegreich überwunden, säumte er nicht länger, die päpstliche Exkommunikationsbulle — sie war schon im April 1546 ausgesprochen worden — zur Vollstreckung zu bringen. Aus seinem Feldlager in Schwaben entsandte er zu dem Ende seinen Kommissar Viglius von Zuichen, dem sich der Gouverneur von Geldern, Graf Hochstraaten, zugesellte, nach Köln. Ganz geheim und vorsichtig sollten beide zu Werke gehen, denn noch war der Widerstand der Stände, sowie des gemeinen Volkes zu fürchten. Am 24. Januar 1547 versammelten sich die Ersteren ohne ihren Fürsten im hohen Chor des Domes. Viglius und das Domkapitel präsentierten denselben den Koadjutor als ihren natürlichen Fürsten, nachdem der frühere durch die päpstliche Exkommunikation jedes Anspruchs auf ferneren Gehorsam seiner Untertanen verlustig gegangen sei. Die Stände waren jedoch nicht sogleich dieser Meinung; sie erklärten, als ehrliche Deutsche könnten sie erst dann ihres Eides sich als entledigt halten, wenn ihr alter Fürst sie ausdrücklich dazu ermächtige. Sie forderten eine Frist, um dessen Meinung zu vernehmen. Schon war das Volk ungeduldig, das sich — mit dem Stadtrat keineswegs einverstanden — bewaffnet um den Dom versammelt hatte. Eile tat Not. So wurde Adolf von Schaumburg unter dem Gesang des Te Deum auf den Hochaltar gesetzt und dem Volk als der neue Erzbischof gezeigt.

Aber auch jetzt noch verleugnete Hermann keinen Augenblick die Reinheit und Uneigennützigkeit seiner Absichten, die er während des ganzen Streites geoffenbart hatte. Er erklärte sich bereit zu resignieren, wenn ihm die Zusicherung gemacht würde, daß in dem Zustand der Religion nichts geändert und derjenige Teil des Kapitels, der es mit ihm gehalten, wieder in seine Rechte hergestellt werde. Vielleicht wollte sich der Erzbischof schmeicheln, ein Zugeständnis auszuwirken, wie es den oberländischen Städten bewilligt worden; allein hier hatte der Kaiser andere Rücksichten; die Kommissare erwiderten, daß in ihrer Instruktion von diesen Dingen nichts enthalten sei. Adolf von Schaumburg erklärte, er werde sich in der Religion so verhalten, wie Gott und die beiden höchsten Gewalten es billigen würden. Trotzdem blieben die Stände fest, bis die kaiserlichen Gesandten ihnen bei län-

gerer Weigerung mit offener Gewalt aufgrund eines kaiserlichen Mandats drohten. Am 31. Januar 1547 verstanden sich daraufhin die Stände zur Unterwerfung. Ohne eine förmliche Auflösung des Landtags entfernten sich nach und nach die einzelnen Mitglieder aus Köln. Rasch bemächtigte sich jetzt Adolf mit Waffengewalt des Erzstifts. Am 7. Februar ritt er, von hundert Reitern und einigen Domherren begleitet, nach Brühl, ließ dort das Sakrament der Eucharistie aus dem Franziskanerkloster wieder in die Pfarrkirche tragen, nach katholischem Ritus einen Knaben taufen und Messe halten. Am 9. bemächtigte er sich Poppelsdorfs, am 10. hielt er seinen Einritt in Bonn und ließ auch hier im Cassiusstift durch seinen Kaplan wieder Messe lesen.

Hermann hatte schon früher Brühl verlassen und sich weiter rheinaufwärts gewandt; um seinen Untertanen weitere Verwirrung zu ersparen, sprach er am 25. Februar seinen Verzicht auf die erzbischöfliche Würde aus. Nicht einmal für die Seinen vermochte er das Erstrebte zu erreichen. Nur Eines hatten alle Drohungen und Gefahren ihm nicht zu rauben vermocht — seinen Glauben. An ihm hielt er unerschütterlich fest, mit gleicher Treue wie alle seine hervorragenden Genossen bei seinem Unternehmen; zu ihm bekannte er sich, auch als Krankheit ihn niederwarf. 1552 erregte ein langwieriges Steinübel ernsteste Besorgnisse, mehrere Aerzte wurden befragt, ohne ihm helfen zu können; er bewährte sich im Leiden „als frommer Christ, der bald in das ewige Leben zu scheiden begehrte." Am 16. Juli ließ er den Prediger von Wied, Johannes Alstorf, zu sich kommen, sprach mit ihm von dem ewigen Trost und Leben, ermahnte auch ihn, standhaft zu sein im Glauben. Er erzählte ihm, wie er erst spät allmählich zu wahrer Erkenntnis seiner bischöflichen Pflichten gelangt sei, in welchem Geiste er sein Reformationsbedenken habe stellen lassen; „auf diesem seinem Bekenntnis samt der Augsburgischen Konfession denke er zu leben und zu sterben". Bliebe er in Wied und würde er noch schwächer, so sollte Altsdorf ihm biblische Trostsprüche und das Glaubensbekenntnis langsam vorsprechen und ihm das Abendmahl reichen. Nach diesen Anordnungen wurde verfahren, als Hermann im August noch kränker wurde. Sonntag den 14. August empfing er das Abendmahl, stündlich wurde in der folgenden Nacht sein Ende erwartet. Graf Johann, Dr. Johann Echt, Dr. Jakob

Ebel, mehrere Diener, im ganzen vierzehn Perſonen, umſtanden das Bett des Sterbenden; noch einmal ſprach ihm der Prediger den Glauben vor und die Worte: Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geiſt! Unmittelbar darauf verſchied der „alte und fromme Herr" am 15. Auguſt 1552 morgens um 9 Uhr.

Es war ihm noch vergönnt geweſen, den Sieg der proteſtantiſchen Sache im Paſſauer Vertrag zu ſchauen. Freilich ſeinem Erzſtifte blieben die Errungenſchaften einer reineren Gottes-, einer freieren Weltanſchauung, welche die Reformation des 16. Jahrhunderts unzweifelhaft im Gefolge gehabt, für Jahrhunderte hinaus verſchloſſen. Zwar machte noch einmal ein Kölner Erzbiſchof den Verſuch, ſein Land zum Proteſtantismus hinüberzuführen. Aber umſonſt rief der große Oranier die proteſtantiſchen Fürſten zur Hilfe auf; auch diesmal trugen die Tendenzen der hierarchiſchen Kirche den Sieg davon. Mit Recht wirft Ranke einmal die Frage auf: hätten ſich wohl die Niederlande von Deutſchland losgetrennt, wenn Köln evangeliſch geworden wäre? Daß es katholiſch blieb, iſt für die ganze ſpätere Geſchichte unſeres Vaterlandes von verhängnißvoller Bedeutung geworden. Für die kölniſchen Lande bedeute es, ähnlich wie für die bayeriſchen, einen jahrhundertelangen Stillſtand in Recht und Staat, Bildung und Wirtſchaft. Es iſt ein ſo oft ausgeſprochener, doch nie zum Uebermaß gehörter Satz, daß erſt das Verlaſſen der alten Richtung, das Einlenken auf die durch die Geiſtesreformation des 16. Jahrhunderts geſchaffenen Bahnen den Rheinlanden wiederum ein zweites Blütealter gebracht haben. Und in erſter Linie hat ihnen hierzu der Anſchluß an ein proteſtantiſches Herrſcherhaus verholfen, das von Anfang die auf echteſter Frömmigkeit aufgebaute Duldung und Beſchirmung aller Konfeſſionen auf ſein ſiegreiches Panier geſchrieben hat.

Kleinere Mitteilungen.

Alte deutsche Gassen- und Häusernamen.

Es giebt kaum einen größeren Gegensatz als zwischen der mittelalterlich gebauten Gasse eines alten, vom Geiste der heutigen Zeit unberührt gebliebenen deutschen Städtchens und der breiten Straße einer modernen Großstadt. Dort die Windungen und Ecken, die schmalen, nach vorn gene'gten Giebelhäuser, hier die schnurgerade Linie, die stolzen Prachtbauten und die langweiligen Mietkasernen. Der Unterschied ist fast mehr zu fühlen als zu verstehen. Stilgerechtigkeit tut es nicht allein. Unsere Baumeister ve.fügen über Kenntnisse und Geschmack, und die reichsten techni'chen Hilfsmittel stehen ihnen zu Gebote: bei unsern Vorfahren war das Bauen dagegen ein buntes, keckes Improvisieren. Der einzelne stellte sein Haus hin, wo und wie es ihm gefiel, ein zweiter baute daneben, der dritte, vierte folgte nach, und so brachten sie schließlich eine möglichst enge, krumme, dunkle Gasse zusammen. Steinerne Gebäude waren ein seltener Luxus, die Häuser waren aus Holz gebaut, höchstens Fachwerkbau, häufig nur mit Stroh oder Schilf gedeckt. Dazu kamen die sogenannten Ueberhänge, indem man jedes höhere Stockwerk über das untere hinausragend baute, so daß oft in den obersten Stockwerken Romeo und Julie sich über die Gasse hinüber die Hände reichen konnten. Vorspringende Dächer über die Haustüren, „Fürsätze, Uebertüren, Wetterdächer“ und die „Kellerhälse“, deren wir selbst uns noch aus unseren Knabenjahren erinnern können, halfen die Gassen noch mehr verengern und verdunkeln. Dazu denke man sich in jedem Hause jene mehr notwendigen als ästhetischen Anstalten, die der Augsburger „Läublein“ (kleine Laube) und „Sprachhaus“ nannte, und endlich eine ausgedehnte Schweinezucht in Häusern und Gassen, hinweg aber denke man sich Pflaster, Bürgersteig, Beleuchtung Wasserleitung, Kanalisation und was sonst der Mensch der Neuzeit beansprucht. Unter solchen Umständen war es fast eine Wohltat zu nennen, wenn dann und wann eine rechtschaffene Feuersbrunst in den Stadtplan hineinfuhr. Ein Irrtum freilich wäre es, sich die ganze Stadt als ein solches licht- und luftloses Chaos von Gassen vorzustellen. Die Höfe des Adels und der Patrizier, ebenso der zahlreichen Stifter und Klöster waren vornehmer gebaut, vielfach aus Stein, mit Erkern, Altanen und Galerien. Ihnen fehlte auch nicht ein größerer Hofraum und Garten mit Obstbäumen, Pappeln, Buchs- und Sewenbäumen. Auch die Trinkstuben der Adeligen und Bürgerlichen waren teilweise mit Gärten versehen, und mancher freie Platz, Kirchen- oder Marktplatz, die Kirchhöfe nicht zu vergessen, unterbrach das Gewirre der Häuser. Dazu kamen das fließende Wasser und die zahlreichen „Röhrkästen“ (laufende Brunnen). Wie noch das heutige Augsburg, so zeigt schon der Stadtplan vom Jahr 1521 eine ungewöhnliche Menge von grünen, baumbepflanzten Höfen und Gärten,

die meisten freilich, wie leider noch heute, durch hohe Mauern eingezäunt und dem Blick des Fremden verschlossen.

All das, Häuser und Gassen, ist längst dahin. Außer Kirchen und besonders festen Gebäuden werden heute wenige Bauten über den Anfang des 16., das Ende des 15. Jahrhunderts hinausreichen. Krieg und Frieden, Feuer und Wasser haben an den alten Fundamenten gerüttelt und genagt, ganze Gassen haben ihren Zug geändert, sich erweitert oder sind verschwunden, freie Plätze sind zu bebauten, bebaute zu freien geworden. In unseren Tagen sinken auch die letzten Reste, ohne Sang und Klang. Licht und Luft ist die Losung, und mit unwiderstehlichem Druck drängt die innere Stadt aus der mittelalterlichen Enge nach allen Seiten hinaus, die Mauern und Türme fallen und die Gräben füllen sich. Mit halber Wehmut wandelt der Freund von „alten Geschichten" durch die wenigen echten alten Gassen und zeichnet hier und da noch ein Angedenken, ein Hausschild oder einen verschollenen Namen in sein Taschenbuch. So löblich und anerkennenswert das Streben derer ist, die den reichen Formenschatz der Vergangenheit uns nutzbar zu machen bemüht sind, immer haben wir ihrem Schaffen gegenüber die Empfindung, daß es gegen den Strom der Zeit schwimmt; was der naive Sinn einer verflossenen Zeit im Einklang mit deren Bedingungen aus sich heraus geschaffen hat, das können sie bei allem Geschick nicht völlig lebenswahr nachgestalten.

Heutzutage heißt alles „Straße"; auch das kürzeste, engste Gäßchen führt diesen stolzen Namen. Von städtischen Straßen wenigstens wußten aber unsere Vorfahren noch nichts; sie wohnten und wandelten in „Gassen." Schon die gotische Bibel hat das Wort: die gatvo, daneben freilich auch die plaza, so daß unser griechisch-römisches Fremdwort „Platz", das wir mit allen romanischen Sprachen teilen, schon 1500 Jahre alt wäre. Und da der „Markt" bekanntlich auch lateinisch ist, so bleibt uns vom altdeutschen Verkehrsleben in Dorf und Stadt faßt nur die Gasse, welche der Volksmund in der Tat noch heute mit alter Vorliebe festhält. Jahrhundertelang muß er scharf geschieden haben zwischen Gasse und Straße. Innerhalb seiner Mauern wußte der Ulmer nichts von Straßen, aber gleich vor dem Tore, wo gegen Westen hin, von Donau, Schmiech und Blau umflossen, einer Insel gleich eine Hochfläche sich erhebt — das nannte und nennt er das „Hochstraß"; denn über diese Höhe zog eine römische Militärstraße, via strata, ein Strang jenes gewaltigen Netzes, mit dem die römischen Caesaren das südliche und westliche Deutschland eingesponnen hatten und dessen zerrissene Maschen zum Teil noch heute dauern. Die Straße also ist römisches Wort und römisches Werk; sie war der gemauerte, gepflasterte mit Kalk und Mörtel gebundene Weg — lauter Wörter, die von Rom kamen. Zum germanischen Knüppelweg verhielt sich die Straße, wie zur heutigen Chaussee (via calcata) die Eisenbahn. Ueber den Zeitpunkt aber, wo die römische strata sich in die oberdeutsche strassa wandelte, haben wir ein geschichtliches Zeugnis. Die Stadt Straß-

burg, d. h. die an der römiſchen Heerſtraße gelegene Burg, heißt bei Gregor von Tours († 594) Strataburgum; der ſogenannte Geograph von Ravenna im 7. Jahrhundert ſchreibt ebenfalls noch Stratispurgo, dagegen zeigen die Weſſobrunner Gloſſen des 8. Jahrhunderts ſchon Straßpuruc. Damals alſo war das Wort ſchon vollſtändig um- und eingedeutſcht, jedoch, wie geſagt, nur für die Landſtraße, für die aufgemauerte, aufgedämmte „Hochſtraße".

Ueberhaupt, was in unſern Bauten heimiſch und fremd, römiſch und deutſch iſt, das wird durch die Sprache genau geſchieden und bezeichnet. Alle deutſchen Wörter deuten auf Holzbau, alles was auf Steinbau weiſt, iſt römiſch. Die Völker des Mittelmeeres haben Stein gehauen, die des Nordens haben Holz gezimmert. Und dieſer Entlehnungsprozeß hat ſich zweimal wiederholt: unſere älteſten Steinbauten haben wir von den Römern, unſere ſpäteren hat das erblühende Bürgertum aus Italien geholt. Wie naturgemäß dieſer Unterſchied war, braucht man wohl kaum auszuführen.

Recht deutlich tritt die Scheidung zwiſchen Gaſſen und Straßen hervor in dem vortrefflichen Büchlein eines ungenannten elſäſſiſchen Gelehrten: „Straßburger Gaſſen- und Häuſernamen im Mittelalter". Dieſes Buch zählt über 150 „Gaſſen" und „Gäſſelin" auf aus der Zeit vom 12. bis 16. Jahrhundert; daneben nur zwei „Straßen". Die eine iſt die im Jahre 1870 zu trauriger Berühmtheit gelangte Steinſtraße, die zweite die Oberſtraße, heute Lange Straße genannt. Allein die Steinſtraße war, wie ſchon der Name andeutet, zur Zeit, da ſie zum erſtenmal genannt wird (1220), noch extra muros und wurde erſt am Ende des 14. Jahrhunderts als surbubium zur Stadt gezogen. Die Oberſtraße war der Anfang der ins Innere des Landes führenden, die Steinſtraße ein Stück der längs des Rheins ſtreichenden alten römiſchen Heerſtraße.

Gaſſe und Haus hatten einſt Phyſiognomien, ſie waren Individualitäten. In ihnen prägte ſich die Eigenart der Beſitzer und Bewohner aus. Heute ſtreben wir mehr oder minder bewußt nach der Verwiſchung jeder Beſonderheit, nach einer Gleichmacherei, die das Haus in der Straße, die Straße im Viertel verſchwinden läßt. Ganz angemeſſen war es, daß das alte Haus ſeinen Namen trug, der nach Möglichkeit ſeinem Weſen und Geſicht angepaßt war, und ebenſo entſprach es den wirklichen Verhältniſſen, daß im Namen der Straße ihre Eigenart Ausdruck fand. Heutzutage numerieren wir die Häuſer, die ſich ja auch charakteriſtiſch kaum von einander unterſcheiden, und es iſt wohl nur eine Frage der Zeit, daß den Häuſern die Straßen nachfolgen werden. So iſt es bereits in den Großſtädten der neuen Welt, aber auch in Deutſchland, in Mannheim iſt dasſelbe Syſtem in Anwendung. Es vollzieht ſich das mit einer gewiſſen Naturnotwendigkeit, weil unſer ganzes wirtſchaftliches Leben uns in dieſe Richtung drängt. Wäre es nicht lächerlich, wenn wir unſere nichtsſagenden Mietkaſernen, die in ihrer Langweiligkeit und Nüchternheit ſich überall erſchreckend gleich ſehen, mit Namen belegen wollten? Heute iſt es aber faſt ebenſo lächerlich -- und in Zukunft

wird das noch mehr der Fall sein —, daß wir Straßen, die ebenfalls kein charakteristisches Gepräge tragen, noch benennen. Wir tun es gleichwohl, aber wie wir es tun, ist ein Beweis dafür, daß wir zumeist ohne Verständnis entweder rein willkürlich oder in sklavischer Nachahmung verfahren. Der besondere Charakter der Straße ist wie die ausgeprägte Eigenart des Hauses geschwunden und mit ihm das Recht auf Benennung. Das Natürlichste wäre es sonach, mit einer Gepflogenheit, die ihre innere Berechtigung verloren hat, zu brechen und einem Brauch zu folgen, der wenigstens den Vorzug besitzt, daß er dem Leben und der Wirklichkeit entspricht.

Wenn das Haus in früheren Zeiten einen Namen erhielt, so war das völlig berechtigt. Denn dieser Name, indem er anknüpfte an die Persönlichkeit des Besitzers, sein Wappen oder seinen Beruf, an geschichtliche, topographische oder sonstige lebendige Beziehungen, drückte die Wesenheit des Hauses aus. Davon kann bei der heutigen Mietkaserne keine Rede sein: welch ein gemeinsames Sinnbild ließe sich für ein Gebäude finden, in dessen Erdgeschoß ein Bankier haust, während ein Honoratiore den ersten, ein Postbeamter den zweiten, ein Schuster den dritten Stock und ein Dichter das Dachgeschoß bewohnt? Folgerichtig sieht man darum heute auch davon ab, die Häuser zu taufen; wo es also doch geschieht, pflegt es mit wenig Geschmack und Verständnis zu geschehen. Gasthöfe und Wirtshäuser haben im allgemeinen den Brauch beibehalten, aber wie sie ihn pflegen, ist recht lehrreich. Eine „Stadt" Kassel", ein „Darmstädter Hof", ein „Hotel de Cologne" hatten früher ihre Berechtigung, denn sie waren mehr oder minder landsmannschaftliche Absteigequartiere. Heute sitzt der Mannheimer in der „Stadt München" und der Münchener in der „Stadt Mainz" ohne irgendwelche Gewissensbedenken, ebenso wie der Engländer im „Hotel Continental" und der Festländer im „Hotel d'Angleterre" es sich wohl sein läßt. Heute nennt sich ein an der äußersten Peripherie gelegenes Gasthaus stolz „Centralhotel", ein anderes bezeichnet sich als „Europäischer Hof", als ob ein amerikanischer oder indischer Krösus nicht zum mindesten dort ebenso willkommen wäre, wie europäische Gäste. So sind die Namen zu leeren, rein äußerlichen Unterscheidungsmerkmalen herabgesunken, die, so prunkhaft und prahlerisch sie auftreten, jeder Bedeutung und damit auch jeder Daseinsberechtigung entbehren. Heute adressieren wir unsere Briefe an N. N., Augsburg, B. 186, an Hrn. O., Philadelphia, North, Second Street 401 usw.: wie anders und lustiger war das vor 500 und mehr Jahren! Da hätten wir geschrieben: „Dem krumben Henslin zur blawen zipfelkapfen" oder „Dem langen Kunz der Kunzin son zum roraffen in der state ze Strazburg" und tausend solcher lustigen und doch ernstgemeinten Anreden. Oder um einen wirklichen Brief aus dem Jahre 1413 anzuführen: „Deme ersamen Herren zur rosin und Herren zum Appinheimer, burgermeistern zu Francfurt, myn lieben Herrn." Die beiden Bürgermeister aber, an welche dieser Brief gerichtet war, hießen Johann Paluntorffer und Johann von Ergersheim. Und der Brief hat sie dennoch glücklich erreicht, denn jedes Kind

in Frankfurt kannte das Haus „zur rosin“ und das Haus „zum Appinheimer“. Einzelnes dieser Art hat sich bekanntlich überall erhalten, besonders in der Schweiz, auch in Prag. Eine ganz andere Rolle aber spielte der Hausname in den älteren Zeiten, und es ist oft schwer zu entscheiden, ob der Besitzer seinen Namen vom Haus hatte oder umgekehrt Wenn z. B. ein Haus „zum Lämblin“ heißt und gleichzeitig ein Bürger Johann Lemblin erscheint, so kann dieser, oder es kann ein als Hausschild gemaltes Lamm dem Haus den Namen gegeben haben, oder es kann jener Bürger ursprünglich Johann zum Lämblin geheißen haben.

Die Sitte, das Haus mit einem Namen zu belegen, ist eine ausschließlich deutsche, das Wort in dem Sinn der ursprünglichen Verbreitung der deutschen Stämme gefaßt. In Oesterreich folgt das Verbreitungsgebiet dieser Sitte dem Lauf der Donau abwärts bis nach Wien, wird dann von der ungarischen Grenze bis in die Nähe von Agram abgeschlossen und reicht im Süden bis ungefähr an die Verbindungslinie zwischen Agram und Triest. Von hier aus läßt sich das Gebiet durch das östliche Oberitalien bis an den Mincio und den Gardasee verfolgen, geht dann durch die deutschen Teile der Schweiz, um sich in Frankreich zu verlaufen. Hier finden sich Häusernamen vorwiegend im Osten. Belgien, die Niederlande und England gehören ganz in das Verbreitungsgebiet. Auffallenderweise haben die rein germanischen Länder Dänemark, Schweden und Norwegen so gut wie keine Häusernamen aufzuweisen, aber auch in Deutschland selbst kommen solche nur im Gebiet des fränkisch-alemanischen Hauses vor.

Die ältesten Hausnamen sind die dem Tierreich entnommen: Falke, Taube, Hase, Schwein, Wiesel, Pfau, Kuckuck, Wolf, Affe, Roß, Löwe, Schwan, Strauß. Das weist deutlich auf den Zusammenhang der Hauszeichen mit den noch älteren Giebelzeichen hin, von denen Roß, Hase, Hirsch und Schwan die verbreitetsten waren. Dem Pflanzenreiche gehören an: Rose, Birne, Blume, der Heraldik: Schild, Krone, Glocke, Schwert, goldener Arm, goldener Frosch, Lindwurm, Helm, Rad, wilder Mann; den Gestirnen: Mond, Sonne, Sterne; den christlichen Symbolen: Kreuz, Hölle, Paradies, Heil. Geist, Madonna, Himmel, Engel, Christophorus, Jungfrau, drei Könige, Kardinal, Pilgerstab, guter Hirte; gewerblichen Betrieben: zum Safran, zur goldenen Wage, zum Ingber. Einzelne Tiernamen hängen offenbar mit dem germanischen Mythus zusammen. Tacitus berichtet in seiner Germania, daß in der Schlacht die Priester Bilder geheiligter Tiere voraustrugen, und die Cimbern trugen Helme, die den Rachen fürchterlicher Tiere glichen. Auffallend ist auch die Verbreitung einzelner, gewissen Gottheiten geweihter Tiere (Löwe, Adler, Hirsch, Schwan, Roß, Bär) bei den späteren Giebel- und Hauszeichen. Beziehungen mit dem Mythus lassen sich wohl auch bei dem sagenhaften Einhorn auffinden. Noch im 18. Jahrhundert war die Sitte der Hausnamen nicht erloschen. In Lübeck wurde die Bezifferung der Häuser 1796 auf Betreiben der Brandassekuranz eingeführt, in Berlin mit dem Jahr 1794. Vor 1806 hatte Nürnberg noch nicht einmal benannte Straßen.

Wie ich schon oben bemerkte, führen in unsern Tagen nur noch Gasthäuser und Gastwirtschaften besondere Hausnamen; auch die Apotheken können hierher gerechnet werden. Wie geschmack- und sinnlos dies jedoch vielfach geschieht, ist gleichfalls schon gesagt worden. Noch willkürlicher als mit der Häuserbenennung verfahren wir heutzutage mit der Benennung der Straßen. Sie wird zumeist ohne jedes Verständnis vom grünen Tisch aus diktiert. Man arbeitet die Baulinien einiger neuer Stadtviertel aus und benennt im voraus ohne Rücksicht auf die gegebenen Verhältnisse die Straßen nach Belieben: da entsteht dann — wie neuestens in München — ein Philosophen-, ein Dichter-, ein Staatsmänner-, ein Musikerviertel. Der gemeine Mann, für den die Straßen doch sozusagen auch da sind, steht den ihm zumeist vollkommen fremden Namen ziemlich hilflos gegenüber, aber „Bildung" muß sein, und wenn der Bewohner irgend einer Kantstraße auch nie in die Lage kommt, sich mit dem Schöpfer der „Kritik der reinen Vernunft" zu beschäftigen, so fällt doch ein Schimmer von dem Lichte des großen Königsberger Denkers auf ihn. Ich möchte behaupten, daß diese Methode der Straßenbenennung ebensoviel Sinn hat, als wenn ein Weißwarenfabrikant einen neuen Hemdkragen mit „Alcibiades" oder einen Schlips mit „Jeanne d'Arc" tauft. Meine Bewunderung für diese Art, unsere Geistesfürsten zu ehren, ist darum auch eine maßlos geringe; ich meine gerade wer jene schätzt, könnte unmöglich in die unglaubliche Geschmacklosigkeit verfallen, ihre Namen auf solche Weise zu verewigen. Wie sinnvoll und bezeichnend sind dagegen die Benennungen, die unsere Altvordern ihren Straßen gegeben haben! Sie sind manchmal nicht einmal besonders zart gewählt, wie in Augsburg das Elend, der Sack, das Ketzergäßchen, die Paradiesgasse, kurze und lange Lochgasse, der Saumarkt, die Saugasse — Namen, die durch den Duft der dazwischen liegenden Rosengasse und der ehemaligen Pomeranzengasse in ihrem Aroma nicht verbessert werden; dazu die Arbeitshaus-, Pilgerhaus-, Blatterhaus-, Pulverhausgasse —, aber sie sind natürlich und beziehungsvoll benannt. Diese Namen sind auch nicht im Weg der heute üblichen Massentaufe entstanden, sie sind überhaupt nicht gegeben, sondern geworden. Das Schlimmste aber — und auch das kommt vor — ist, daß die charakteristischen Bezeichnungen durch neumodische, die nichts weniger als geschmackvoll und glücklich gewählt sind, verdrängt werden. Ich kenne ein kleines Städtchen, dessen Räte eines Tages ernstlich die Frage erwogen, wie der unästhetische Name „Säugaß" zu ersetzen sei. Die beklagenswerte Straße hatte seit unvordenklichen Zeiten diesen Namen, und zwar genau genommen mit vollem Fug, denn das liebe Vieh und insbesondere auch die nützlichen Borstentiere wurden auf diesem Weg zur Weide getrieben. Ein erleuchteter Geist unter den Stadtvätern verfiel nun auf den rettenden Gedanken, die Verwandlung der „Säugaß" in eine „Seumestraße" vorzuschlagen. Schließlich wurde allerdings eine andere Bezeichnung gewählt, der sublime Einfall des Biedermanns aber verliert durch den Mißerfolg nichts von seinem Wert.

Bücheranzeigen.

Meyers Großes Konversations-Lexikon. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. I.—XVI. Band. Bibliographisches Institut, Leipzig und Wien, 1904—1907.

Das Lob und die Anerkennung, die ebenso reichlich wie in gerechter Weise der fünften Auflage des Werkes gespendet worden sind, dürfen, soweit man jetzt schon urteilen kann, der neuen Auflage nicht vorenthalten werden, die nur wenige Jahre nach Vollendung der früheren bereits wieder notwendig geworden ist. Daß die neue Auflage dem Wandel der Zeit in allen Stücken gerecht wird, brauchen wir wohl nicht besonders hervorzuheben. Welche Anstrengungen von der Verlagshandlung gemacht werden, um dem Unternehmen seine Stellung nicht nur zu erhalten, sondern diese noch fester zu begründen und eine höchstmögliche Vollkommenheit zu erreichen, dafür sprechen schon einige statistische Angaben. In zwanzig stattlichen Bänden wird die neue Auflage über 18,240 Seiten Text mit mehr als 11,000 Abbildungen, Karten und Plänen und über 1400 Illustrationstafeln (darunter etwa 190 Farbendrucktafeln und 300 selbständige Kartenbeilagen) sowie 130 Textbeilagen enthalten. Nicht minder zu beachten ist aber auch die Aufmerksamkeit, die dem Werke nach der qualitativen Seite zugewendet wird, indem von Grund aus eine Neubearbeitung des gesamten Stoffes vorgenommen wird. Manche Artikel bilden umfassende Monographien, die auch für den Fachmann von Wert sind, und der es ihrer Zweckmäßigkeit und Uebersichtlichkeit wegen gerne benutzen wird.

In Bezug auf Illustrationen ist Meyers Konversationslexikon tonangebend und bahnbrechend gewesen; in ihm ist die Idee, Abbildungen in den Rahmen des Werkes einzufügen und im Texte wie auf besonderen Tafeln zur Ausführung gelangen zu lassen, zum erstenmale verwirklicht worden. Der Entwicklung des Konversationslexikons entsprechend, ist bei jeder neuen Auflage auch dieser Seite der Vorzüge des Unternehmens eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt worden, und man hat sie zu einer Höhe ausgebildet, daß auch in dieser Beziehung das Werk

unübertroffen dasteht. So erfreut denn auch in der jetzt im Erscheinen begriffenen sechsten Auflage der illustrierte Teil sich einer ganz besondern Fürsorge und erfährt wesentliche Erweiterungen und eine planmäßige Ausbildung, wodurch das Verständnis überaus gefördert wird.

Um rund 1000 Abbildungen und 150 Tafeln ist die neue Auflage vermehrt worden, unter denen namentlich die zahlreich hinzugekommenen geographischen Blätter und die neue Erscheinung der Bildnistafeln gewiß allgemein freudig werden begrüßt werden.

Den Reichtum des Inhalts der bis jetzt erschienenen Bände auch nur anzudeuten, ist unmöglich, nur der Gebrauch des Werkes kann die Ueberzeugung von der Vollständigkeit desselben mit sich bringen. Jeder Artikel ist außerordentlich prägnant, was die innigste Vertrautheit mit der Materie voraussetzt, die uns gleichsam in komprimierter Form geboten wird. Daß dabei Genauigkeit und Zuverlässigkeit mit Haupttugenden des „Meyer" sind, brauchen wir wohl nicht mehr zu betonen, sie sind allgemein bekannt und anerkannt; aber nicht unterlassen wollen wir hervorzuheben, daß es keineswegs eine bloße, wenn auch wertvolle und geschickte Kompilation bietet, sondern wir begegnen auch vielfach neuen eigenartigen Gedanken, selbständigen und fruchtbringenden Ideen.

Auf manche Jahre hinaus wird das Werk nun wiederum den weitesten Kreisen ein zuverlässiger Berater und Führer sein können. Dazu tragen namentlich auch die in dieser neuen Auflage bedeutend vermehrten, wie Stichproben zeigten, in der Regel durchaus das Neueste und Beste verzeichnenden Literaturnachweise sehr wesentlich bei.

Heinrich von Treitschke: Ausgewählte Schriften. 2 Bände. Leipzig, S. Hirzel, 1907.

Mit diesen zwei stattlichen und wohlfeilen Bänden bietet die Verlagsbuchhandlung sicher Vielen eine willkommene Gabe. Aus der vor 36 Jahren erschienenen Gesamtausgabe von Treitschkes historischen und politischen Aufsätzen sind die meisten Aufsätze und Reden der vorliegenden Sammlung genommen. Der erste Band enthält: die Freiheit, das Deutsche Ordensland Preußen, Luther und die deutsche Nation, Gustav Adolf und Deutschlands Freiheit, Fichte und die nationale Idee, Königin Luise, Die Völkerschlacht bei Leipzig, Zwei Kaiser, Zum Gedächtnis des großen Krieges, Milton. Der zweite wird in seiner ersten Hälfte von der Abhandlung über Cavour und das neue Italien eingenommen, während die zweite der deutschen Literaturgeschichte gewidmet ist (Lessing, Heinrich v. Kleist, Uhland, Otto Ludwig und Hebbel).

K. Th. von Heigel: Biographiſche und kulturgeſchichtliche Eſſays. 2. Aufl. Berlin, Allgem. Verein für deutſche Literatur, 1906.

Dieſe neueſte Sammlung kleiner hiſtoriſcher Schriften hat folgenden Inhalt: Die geſchichtliche Entwicklung der deutſchen Seemacht (Feſtrede gehalten in der Hauptverſammlung des Deutſchen Flotten-Vereins zu München am 28. März 1903); Gneiſenau; Friedrich Chriſtoph Dahlmann; die Gründung der Stadt München; die Brautwerbung des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden und des Prinzen Eugen von Savoyen 1689—1690; eine Epiſode aus dem Leben der Grande Mademoiselle (nämlich die Werbung des Pfalzgrafen Philipp Wilhelm von Neuburg um die Tochter des Prinzen Gaſton von Orleans Anne Marie, Herzogin von Montpenſier, durch Vermittlung des Jeſuitenpaters Johann Antoni); eine altbayeriſche Herzogſtadt (Landshut an der Iſar); die Ermordung des Herzogs von Enghien am 21. März 1804; der ſogenannte Nymphenburger Vertrag vom 22. Mai 1741 (d. h. das Bündnis oder der Traktat zwiſchen Bayern und Frankreich, in dem man ſich über eine vorläufige Teilung der öſterreichiſchen Beſitzungen verſtändigte); die Preußen in Nürnberg; die letzten Tage der freien Reichsſtadt Lindau i. B. Den Schluß bilden drei Gedenkblätter an den Kabinettchef König Ludwigs II. von Bayern Friedr. v. Ziegler, an den Hofſekretär deſſelben Monarchen Ludw. v. Buerkel und an den Hiſtoriker K. A. Cornelius.

Hugo Preuß: Die Entwicklung des deutſchen Städteweſens. 1. Band: Entwicklungsgeſchichte der deutſchen Städteverfaſſung. Leipzig, B. G. Teubner, 1906.

Preuß hat ſich zur Aufgabe geſtellt eine Betrachtung des deutſchen Städteweſens im entwicklungsgeſchichtlichen Zuſammenhange, ſeiner Organiſation und ſeiner Funktionen. Der erſte Band bildet mit der Darſtellung der ſtädtiſchen Verfaſſungsentwicklung von ihren Anfängen bis zur Gegenwart zwar ein in ſich geſchloſſenes Ganzes, doch wird er in Sonderheit für die letzte Periode mit ihrer überaus reichen Differenzierung der kommunalen Tätigkeiten ſeine Ergänzung durch den möglichſt bald erſcheinenden zweiten Band finden müſſen. Giebt der erſte Band gewiſſermaſſen einen Längsſchnitt der ſtädtiſchen Entwicklung, ſo wird der zweite einen Querſchnitt verſuchen, indem er die Entwicklung der ſtädtiſchen Kommunalverwaltung und Kommunalpolitik auf den wichſtigſten Gebieten ihrer Funktionen darſtellt und die daran ſich ergebenden Probleme für die weitere Entwicklung der ſtädtiſchen Organiſation erörtert. Die fünf Kapitel des erſten Bandes ſchildern zunächſt das Aufſteigen der deutſchen Städte, dann Blüte und Niedergang des Städteweſens, das

Städteweſen im abſoluten Fürſtenſtaat, die Wiedergebung ſtädtiſcher Selbſtverwaltung und ſchließlich die Entwicklung der Städteverfaſſung bis zur Gegenwart. Das Buch iſt eine bedeutſame Arbeit, die den lebhaften Wunſch nach baldiger Erſcheinung des zweiten Bandes rege macht.

Berthold Händcke: Deutſche Kultur im Zeitalter des dreißigjährigen Krieges. Leipzig, E. A. Seemann, 1906.

Eine quellenmäßige Monographie über die Kultur des 17. Jahrhunderts fehlte bisher; eine ſogenannte Kulturgeſchichte des 17. Jahrhunderts von Karl Grün (1880) kommt in keiner Weiſe in Betracht, man war auf die allgemeinen Darſtellungen, insbeſondere Freytags Bilder, angewieſen. Jetzt iſt zum erſtenmale eine ſyſtematiſche und ausführliche Kulturgeſchichte jener oft unterſchätzten, dabei überaus intereſſanten Epoche gegeben. Das Buch beruht auf ausgebreiteten Quellenſtudien und iſt mit großem Fleiß geſchrieben. Die Anordnung des Stoffes geſchieht nach rein ſachlichen Geſichtspunkten, nacheinander werden behandelt die Mächte im Staate, äußere Politik, äußere Politik der Staaten innerhalb Deutſchlands, innere Politik, Stellung des Papſtes, Stellung der Religionen zu einander, die Schulen, das tägliche Leben, die Sprache, die Frau im täglichen Leben, der Kavalier, die Erforſchung der Welt, Schilderung des Menſchen, Sitte und Religion, G. W. Leibniz. Das Wunderliche und Barocke vieler damaliger Menſchen ſcheint dem Verfaſſer nicht genügend zum Bewußtſein gekommen zu ſein.

M. Doeberl: Entwicklungsgeſchichte Bayerns. Erſter Band. Von den älteſten Zeiten bis zum weſtfäliſchen Frieden. München, R. Oldenbourg, 1906.

Das Buch iſt in erſter Linie für die Lehrer an den Mittelſchulen beſtimmt, ſoll aber auch Univerſitätsſtudierenden und Gebildeten weiter Kreiſe zum Studium und zur Lektüre dienen. Das Werk dürfte alſo auch neben Riezlers muſtergiltiger, groß angelegter Geſchichte Bayerns ſeinen Platz behaupten, da auch Doeberl ſeinen Stoff durchaus beherrſcht. Mit Recht wird bei der Darſtellung das Hauptgewicht auf die inneren Verhältniſſe gelegt. Dankenswert iſt auch die ſorgfältige Zuſammenſtellung der benutzten reichen Literatur.

R. Fr. Kaindl: Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern. 1. Band: Geschichte der Deutschen in Galizien bis 1772. (Allgem. Staat.-Gesch. 3. Abt.: Deutsche Landes-Gesch. Achtes Werk. 1. Band.) Gotha, F. A. Perthes, 1907.

Mit den deutschen Ansiedlungen im südwestlichen Polen (Galizien), in Ungarn, Rumänien und in der Bukowina seit ihren Anfängen bis zur Gegenwart beschäftigt sich Kaindl's Werk. Nicht nur die Verbreitung der Deutschen in diesen Gebieten wird geschildert, auch ihr geschichtlicher Werdegang und ihre reichen Verdienste um die Kultur in diesen Ländern soll dargestellt werden. Der erste bis jetzt vorliegende Band enthält die Geschichte der Deutschen in Galizien, der zweite wird die der Deutschen in Ungarn, in der Walachei und Moldau, beide bis etwa 1770 schildern, während im dritten die Geschichte der Deutschen in all diesen Ländern von 1770 bis in die Gegenwart zur Darstellung kommen soll. Der erste Band zerfällt in drei Abschnitte, von denen der erste die Geschichte der deutschen Ansiedlung, ihrer Entwicklung und ihres Rückganges, sowie die Verbreitung des deutschen Rechtes in Polen behandelt. Der zweite Abschnitt erörtert zunächst das Verhältnis der Verbreitung des deutschen Rechtes zur deutschen Kolonisation und die Herkunft der Ansiedler. Im dritten Abschnitt spricht der Verfasser ausführlich über die Art und Weise der Verleihung des deutschen Rechtes durch die polnischen Landesfürsten und Gutsherren, über die Besitzverhältnisse, über die Freiheiten und Pflichten der Vögte und Schulzen, über Rechte und Leistungen der Bürger und Bauern, über deutsches Gerichtswesen, Selbstverwaltung nach deutschem Recht und über die Entwicklung der materiellen und geistigen Kultur der Deutschen in Polen in den von ihm behandelten Zeitraume. Beigegeben ist eine Uebersichtskarte der Verbreitung des deutschen Rechtes und der deutschen Ansiedlungen in Galizien bis zum Jahre 1772. Kaindl hat sich mit diesem Buche neuerdings ein großes Verdienst um die Aufhellung der Geschichte Galiziens und der Bukowina erworben.

Ernst Seraphim: Geschichte von Livland. Erster Band: Das livländische Mittelalter und die Zeit der Reformation. (Bis 1582.) („Allgemeine Staatengeschichte. Herausgegeben von **K. Lamprecht.** III. Abteilung: Deutsche Landesgeschichten. Herausgegeben von **Armin Tille.** Siebentes Werk.") Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1906.

In diesem Werke wird die Geschichte eines Landes verfolgt, das nicht zum heutigen Deutschen Reiche gehört und dessen politischer

Zusammenhang mit dem Reiche auch im Mittelalter stets nur lose gewesen ist. Dennoch gilt uns Livland mit Recht als deutsches Land, da es nicht nur von Deutschen kolonisiert, sondern bis in unsere Tage hinein von deutscher Kultur beherrscht worden ist. Nach einer eingehenden Uebersicht über die Quellen und seitherigen Darstellungen der Geschichte Altlivlands gibt der Verfasser in acht Kapiteln ein anschauliches Bild der geschichtlichen Entwickelung des Landes von der Gründung der deutschen Kolonie bis zur Trennung Livlands vom Reiche und dem Beginn der polnischen Herrschaft (1582). Er betont in seiner Darstellung besonders, daß die deutsche Kolonie Livland, so eigenartige Züge sie auch aufweist, doch nur ein Zweig des mittelalterlichen Deutschland war, und hebt die politischen und sozialen Zusammenhänge mit dem Mutterlande überall hervor.

Dieser erste Band einer Geschichte der russischen Ostseeprovinzen — der zweite Band soll die Geschichte von Liv-, Est- und Kurland unter polnischer, schwedischer und russischer Herrschaft behandeln — wird nicht nur in den Ostseeprovinzen selbst, sondern auch im deutschen Vaterlande bei Historikern und gebildeten Laien auf rege Beachtung rechnen dürfen.

J. Dieffenbacher: Deutsches Leben im 12. und 13. Jahrhundert. Realkommentar zu den Volks- und Kunstepen und zum Minnesang. Sammlung Göschen Nr. 93 und 328. Leipzig, 1907.

In der Sammlung Göschen, die uns schon manche kurze und wertvolle Zusammenfassung geboten hat, sind jüngst die beiden recht empfehlenswerten Bändchen herausgekommen. Gegenüber der ersten Auflage, die in engerer Begrenzung sich auf Erläuterungen zum Nibelungenlied und Kudrun beschränkte, ist die zweite äußerlich auf den doppelten Umfang gewachsen, hat aber auch innerlich an Wert und Tiefe bedeutend gewonnen. Was der Verfasser erstrebt, ist ihm jetzt hervorragend gelungen: „Die reale Welt, in der sowohl die Minnesänger als auch die Epiker lebten, mit historischer Treue zu schildern ist das Ziel der beiden Bändchen, die als Realkommentar zu den Hauptwerken jener Epoche gedacht sind". Der erste Teil behandelt das öffentliche Leben, die historische Entwicklung von Staat und Ständen, die Bedeutung der Beamtenschaft des Königshofes, des Ritterstandes und der Geistlichkeit. Auch über Rechtsanschauungen, Münzen und Maße, sowie Krieg und Schiffswesen erfahren wir das Notwendigste, während der zweite Teil uns das Privatleben schildert, wie Bauer, Ritter, Mönch und König wohnten, sich kleideten und ihr Vergnügen in Spiel und Tanz oder Turnier und Jagd suchten. Der frische Erzählerton, den der Verfasser verwendet, läßt dabei niemals Ermüdung aufkommen.

Otto H. Brandt: Der Bauer und die bäuerlichen Laſten im Herzogtum Sachſen-Altenburg vom 17. bis zum 19. Jahrhundert. („Geſchichtliche Unterſuchungen, herausgegeben von **Karl Lamprecht.**" 3. Band, 4. [Schluß-] Heft.) Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1906.

Der Verfaſſer ſchildert, unter ſteter Zugrundelegung der ungedruckten Schätze des Herzoglichen Regierungsarchivs zu Altenburg ſowie unter Benutzung einer großen Zahl gedruckter Quellen, im erſten Abſchnitt ſeiner fleißigen, tief eindringenden Arbeit die Agrarverfaſſung in dem Gebiet zwiſchen Elbe und Saale bis zum 17. Jahrhundert, indem er beſonders die Formen des bäuerlichen Beſitzes, die bäuerlichen Laſten und die bäuerlichen Klaſſen eingehend unterſucht. Der zweite Abſchnitt wendet ſich den Agrarverhältniſſen des Fürſtentums Altenburg im 17. und 18. Jahrhundert zu, während der dritte Abſchnitt die Agrargeſetzgebung des Herzogstums Sachſen-Altenburg im 19. Jahrhundert behandelt. Die Arbeit gewährt einen tiefen Einblick in die agrariſchen Verhältniſſe im Altenburgiſchen während des geſchilderten Zeitraumes und kommt vielfach auf Grund ihrer Quellen zu ganz neuen Ergebniſſen. Sie wird daher nicht nur für die Bewohner des Herzogtums Altenburg, ſondern darüber hinaus für Geſchichtsforſcher und Geſchichtsfreunde, beſonders für Volkswirtſchafter, Sozialpolitiker, Bodenreformer, Statiſtiker, Parlamentarier und Juriſten von Wert und Intereſſe ſein.

Bruno Hennig: Die Kirchenpolitik der älteren Hohenzollern in der Mark Brandenburg und die päpſtlichen Privilegien des Jahres 1447. Leipzig, Duncker & Humblot, 1907.

Im erſten Teil ſeiner Schrift ſtellt der Verfaſſer dar, welchen Einfluß der Papſt dem Kurfürſten von Brandenburg auf die Kapitel, die Biſchofsanſtellung, das Vermögen der Calande, die geiſtliche Gerichtsbarkeit eingeräumt hat. Im zweiten behandelt er diplomatiſch die einſchlagenden päpſtlichen Urkunden, die dann anhangsweiſe im Wortlaut mitgeteilt werden. Die Arbeit iſt für die Entwicklungsgeſchichte der landesherrlichen Kirchengewalt von großer Bedeutung, wenn ſie ſich auch nur auf ein deutſches Land beſchränkt und auch für dieſes nicht die geſamte Materie darzuſtellen unternimmt.

Fritz Curschmann: Die Diöcese Brandenburg. Untersuchungen zur historischen Geographie und Verfassungsgeschichte eines deutschen Kolonialbistums. (Veröff. d. Ver. f. Gesch. d. Mark Brandenburg.) Leipzig, Duncker u. Humblot, 1906.

Das vorliegende Buch erhebt sich nach Umfang und Inhalt weit über das dafür gesteckte Ziel hinaus und kann als ein überaus wertvoller Beitrag zur Kirchen- und Verfassungsgeschichte Deutschlands im Mittelalter bezeichnet werden. Zunächst erzählt der Verfasser die zweimalige Begründung des Bistums (948 und 1165). Dann folgt ein Kapitel über die Gaue des Bistums, in denen Völkerschaftsgebiete der slavischen Stammeszeit fortlebten; ein weiteres Kapitel stellt die äußeren Grenzen des Bistums fest. Wichtiger ist der Abschnitt über die innere Einteilung. Das sechste Kapitel bringt Beiträge zur kirchlichen Verfassung und Verwaltung des Bistums; eingehend untersucht wird das Recht der Diöcesansynode, des Zehntens und der bischöflichen und archidiakonalen Steuern.

Joseph Schmidlin: Geschichte der deutschen Nationalkirche in Rom S. Maria dell' Anima. Freiburg, 1906, Herdersche Verlagshandlung.

Die Geschichte der deutschen Nationalkirche in Rom ist zugleich eine Geschichte des Großdeutschtums im umfassenden Sinne, da bis auf den heutigen Tag für die Anima nur die Grenzen des alten Reiches, in das auch Oesterreich, Belgien und Holland einbezogen sind, maßgebend bleiben. Alle erschütternden Ereignisse unserer Heimat haben seit dem 15. Jahrhundert in der Anima einen lebendigen Widerhall gefunden, dessen welthistorischer Wert dadurch gesteigert wird, daß hier nicht nur die Deutschen, sondern auch die Päpste und das römische Volk bei derartigen Gelegenheiten feierlich ihre offiziellen Dank- und Bittgebete dargebracht: wir machen nur aufmerksam auf die Perioden des Dreißigjährigen Krieges und der Türken-Kriege. Der Charakter einer deutschen Nationalkirche in Rom bringt es weiter mit sich, daß fast sämtliche Persönlichkeiten, welche die Stadt der Päpste mit dem weiten deutschen Vaterlande und seinen einzelnen Teilen maßgebend verbanden, durch die vorliegende Arbeit gerade für die bisher dunkelsten Sphären ihres römischen Lebens und Wirkens eine überraschend neue Beleuchtung erhalten. Was aber von Anfang bis Ende sowohl dem Thema als seiner Behandlung einen besondern Reiz verleiht, das sind die beiden durch die Nationalkirche verkörperten Ideale, das nationale und das religiöse, welche als Leitsterne der ganzen Entwicklung voranleuchten und den einzelnen Epochen ihre Richtung aufdrücken. Das mit dem strengsten kritischen

Apparat versehene Buch wird für keinen Gelehrten entbehrlich sein, der sich mit dem Verhältnis Deutschlands zu Rom oder selbst nur der römischen oder der vaterländischen Vergangenheit überhaupt befaßt; nicht minder aber kann es allen gebildeten Laien, vorab denen, die Rom aus eigener Anschauung kennen, als belehrende und angenehme Lektüre dienen.

Philipp Knieb: Geschichte der katholischen Kirche in der freien Reichsstadt Mühlhausen in Thüringen von 1525 bis 1629. (Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes, V. Band, 5. Heft.) Freiburg, 1907, Herdersche Verlagshandlung.

Unter diesem Titel gelangen die kirchenpolitischen Kämpfe, welche sich in der ehemals freien Reichsstadt Mühlhausen in Thüringen während des genannten Zeitabschnittes abgespielt haben, zur Darstellung, und zwar zum erstenmal aus der Feder eines katholischen Forschers. Der Verfasser versucht nachzuweisen, daß die Lehre der Reformatoren dem Volke durch die weltlichen Machthaber aufgedrungen worden ist, und zwar in diesem Falle nicht etwa durch die eigene städtische Obrigkeit, sondern durch die benachbarten Fürsten von Sachsen und Hessen. Beinahe 40 Jahre lang dauerten die Kämpfe der Stadt mit jenen Fürsten zur Wahrung ihres katholischen Bekenntnisses, reich an tragischen Zwischenfällen. Während die Stadt als Lohn für ihr Festhalten am katholischen Glauben und für ihre Treue gegen Kaiser und Reich die verlorene politische Selbständigkeit in dieser Zeit wieder erlangte, mußte sie, schließlich der Uebermacht jener Fürsten unterliegend, deren religiöses Bekenntnis annehmen. Das geschah jedoch nicht von allen Bürgern. Ein großer Teil blieb nach wie vor katholisch und bemühte sich bis in das 17. Jahrhundert hinein, wieder in den Besitz einer Kirche zu gelangen, doch vergebens, obschon der Kaiser und der Papst sich ihrer annahmen. Bei der Darstellung dieser wechselvollen Ereignisse fallen interessante Schlaglichter auf die Kirchenpolitik des Kaisers Maximilian II., des Herzogs Georg von Sachsen, der Kurfürsten Johannes, Johann Friedrich und August von Sachsen, des Landgrafen Philipp von Hessen, auf das Interim, die trostlosen Zustände unter dem katholischen Welt- und Ordensklerus jener Zeit, das Vorgehen der protestantischen Prediger gegen die Katholiken. Die Beifügung eines ausführlichen Orts- und Personenregisters wird jeder Leser mit Freuden begrüßen.

Erich König: Kardinal Giordano Orsini († 1438). Ein Lebensbild aus der Zeit der großen Konzilien und des Humanismus. (Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte. V. Band, 1. Heft.) Freiburg 1906, Herdersche Verlagshandlung.

Eine großenteils auf ungedrucktem Material beruhende Monographie über einen der bedeutendsten Kardinäle aus den Tagen des Schismas und der Konzilien von Pisa, Konstanz und Basel, der in der Kirchenpolitik und im Geistesleben seiner Zeit eine wichtige Rolle gespielt hat und 1431 nahe daran war, Papst zu werden. Besondere Hervorhebung verdienen seine 1408 verfaßten „Glossae", eine Gregors XII. unionsfeindliche Politik scharf verurteilende Streitschrift, ferner seine deutsche Legation im Jahre 1426 und vor allem die lebhaften Beziehungen, die er als verständnisvoller Büchersammler mit dem jungen Nikolaus von Cues und den berühmtesten Humanisten Italiens unterhielt und die ihn als den ersten bedeutenden Mäcen der klassischen Altertumswissenschaft an der römischen Kurie erscheinen lassen.

Heinr. Aug. Creutzberg: Karl von Miltitz. 1490—1529. Sein Leben und seine geschichtliche Bedeutung. (Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte, VI. Bd. 1. Heft.) Freiburg 1907, Herdersche Verlagshandlung.

Die überaus zahlreichen Schriften aus dem Gebiete der Reformationsgeschichte, die in den letzten Jahren und Jahrzehnten auf den Schauplatz des geistigen Ringens getreten sind, haben das Bild, das wir uns namentlich von dem ersten Anheben der religiösen Kämpfe des 16. Jahrhunderts zu machen gewohnt sind, nicht unwesentlich verschoben. Die Persönlichkeit des päpstlichen Geheimkämmerers, Nuntius und Domherrn Karl von Miltitz insbesondere, dem vorliegende Schrift gewidmet ist, ward durch mehrere neuere Arbeiten über Gebühr in den Hintergrund gedrängt. Eine Monographie, die in exakter Prüfung die gesamte Tätigkeit dieses eigenartigen Mannes und vorzüglich sein mehrfaches Eingreifen in die Entwicklung des Reformationswerkes kritisch untersucht, wird daher ein aktuelles Interesse beanspruchen dürfen. Gleichzeitig gestattete das Thema der Arbeit, bedeutsame Streiflichter auf die ersten Maßnahmen der römischen Kurie gegenüber der neugläubigen Bewegung sowie auf den heftig tobenden Wahlkampf des Jahres 1519 zu werfen, wodurch die Schrift auch für weitere Kreise an Wert gewonnen haben wird.

E. W. Bredt: München als Kunststadt. Mit 33 Vollbildern in Originaleinband. Verlag Marquardt u. Co., Berlin, 1907.

Diese neue Variation des unerschöpflichen Themas München hat den Vorzug, ein lesbares Buch zu sein, ein Buch der Freude und des guten Geschmacks. Der Verfasser hat unter dem Eindrucke der frischen klaren Luft der Schwäbisch-Bayer. Hochebene und ihrer Naturschönheiten einerseits und der in seltenem Maße begünstigten Kunstentwicklung der Hauptstadt andererseits, das festzuhalten gewußt, was dem, der zu reisen versteht, als die Charakteristik Münchens erscheinen muß. Nicht daß es in München viel Bier und viel Kunst gibt, sondern der Umstand, daß diese Stadt mehr zu sagen weiß als irgend eine andere des modernen Deutschland, ist dem Verfasser maßgebend; denn es handelt sich hier gewissermaßen um ein organisches Gebilde, bei dessen Entstehung besonders günstige Momente mitwirken mußten, um eine solche Fülle der Erscheinungen in dieser seltenen Geschlossenheit auftreten zu lassen.

Friedrich Umlauft: Namenbuch der Straßen und Plätze von Wien. Wien, A. Hartleben, 1907.

An den Straßennamen einer alten Stadt haftet ein Stück ihrer Geschichte; sie erhalten die Erinnerung an ihre Vergangenheit aufrecht. In der Stadt Wien reichen die ältesten Straßennamen bis in das 12. Jahrhundert zurück und von da an bis zu unseren Tagen bleibt kaum eine Lücke, jedes Zeitalter hat uns seine Lokalnamen hinterlassen. Wer die Bedeutung dieser Namen kennt, vor dessen Augen steigen entschwundene Zeiten, Ereignisse und Personen auf und werfen historische Schatten auf die alte, jetzt fast ganz erneuerte Kaiserstadt. Das Verständnis der Wiener Straßennamen in der Bevölkerung Wiens bei Jung und Alt zu beleben und zu verbreiten, läßt sich die Wiener Gemeinde-Vertretung mit Recht angelegen sein und sie hat einen der besten Kenner der Stadtgeschichte, Professor Dr. Friedrich Umlauft, welcher schon vor mehreren Jahren ein „Namenbuch der Stadt Wien" herausgegeben, mit der Abfassung eines allgemein verständlichen, volkstümlichen „Namenbuches der Straßen und Plätze von Wien" betraut. So ist das vorliegende Buch entstanden, welches sämtliche Straßen- und Plätzenamen Wiens ihrer Bedeutung nach erklärt und die Ursache ihrer Benennung kurz angibt. Es ist dazu bestimmt und geeignet, ein Volksbuch zu werden, das um seines schönen Zweckes willen in jede Wiener Familie Eingang finden möge.

Wilhelm van Gulik: Johannes Gropper (1503 bis 1559). Ein Beitrag zur Kirchengeschichte Deutschlands besonders der Rheinlande im 16. Jahrhundert. („Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes." V. Bd. 1. u. 2. Heft). Freiburg 1906, Herdersche Verlagshandlung.

Von Johannes Gropper fehlte bis heute eine zusammenfassende Darstellung. Und doch war Gropper derjenige, welcher in erster Linie den Reformationsversuch des Kurfürsten Hermann von Wied zu Fall brachte. War aber Johannes Gropper einerseits der stärkste Hort der Orthodoxie in den Rheinlanden, so war sein Vorgehen anderseits ein so irenisches, daß er nicht nur die Hauptstütze der sog. Mittelspartei der Erspektanten wurde, sondern daß ihn auch Schriftsteller der Gegenpartei direkt als „unser" bezeichnen zu dürfen glaubten. Bei einem so verschlungenen Wesen, welches zudem auf Schritt und Tritt tief eingreift in die allgemeine Religionsgeschichte Deutschlands auf den Reichstagen und Religionsgesprächen („Regensburger Buch", und Interim), sowie rücksichtlich des weitestgehenden Verkehrs mit den Führern der Neuerung (Freundschaft mit Bucer), fehlte es naturgemäß nicht an Schwierigkeiten, die sich einer klaren und durchsichtigen Darstellung boten. Der Verfasser sucht sie zu überwinden durch umfassende Heranziehung und objektive Würdigung der vorhandenen Literatur sowohl als durch eine weitgehende Ausbeutung der Archive, besonders derer zu Düsseldorf, Köln, Soest, Xanten, Zeitz, Florenz und Rom. Sicherlich sagt der Verfasser nicht zu viel, wenn er hofft, mit seiner Arbeit „eine Ehrenschuld der deutschen Katholiken, besonders der katholischen Rheinlande, an einen unserer großen Toten abzutragen". Des Interesses seiner rheinischen Landsleute wie der gesamten Fachwissenschaft darf er sicher sein.

W. v. Unger: Blücher. Erster Band von 1742—1811. Berlin, Mittler u. Sohn, 1907.

Die Arbeit beruht auf sorgsamen Quellenstudien; die stilistisch vorzügliche Darstellung zeichnet sich durch Wahrheit, Objektivität und gleichzeitig große Wärme aus. Das zunächst kriegsgeschichtliche Werk ist aber auch ein treffliches Volksbuch. Der Wert desselben wird durch vortreffliche Bildnisse beträchtlich erhöht. Mit Spannung sehen wir dem zweiten Bande entgegen, nach dessen Erscheinen wir eine eingehendere Besprechung bringen werden.

Inhalt

Seite

Erinnerungen aus den Feldzügen der Jahre 1806 und 1807 . . . . . 269—304

Aus einem Tagebuch vom Feldzug des Jahres 1812 . 305—315

Erinnerungen eines preußischen Offiziers aus dem Kriege von 1814 . . . . . 316—392

Albert Kühn: Stadt und Stift Köln im Zeitalter der Reformation . . . . . 393—422

Kleinere Mitteilungen:

Alte deutsche Gassen- und Häusernamen . . 423—428

Bücheranzeigen . . . . . 429—440

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

Widener Library
3 2044 098 650 112